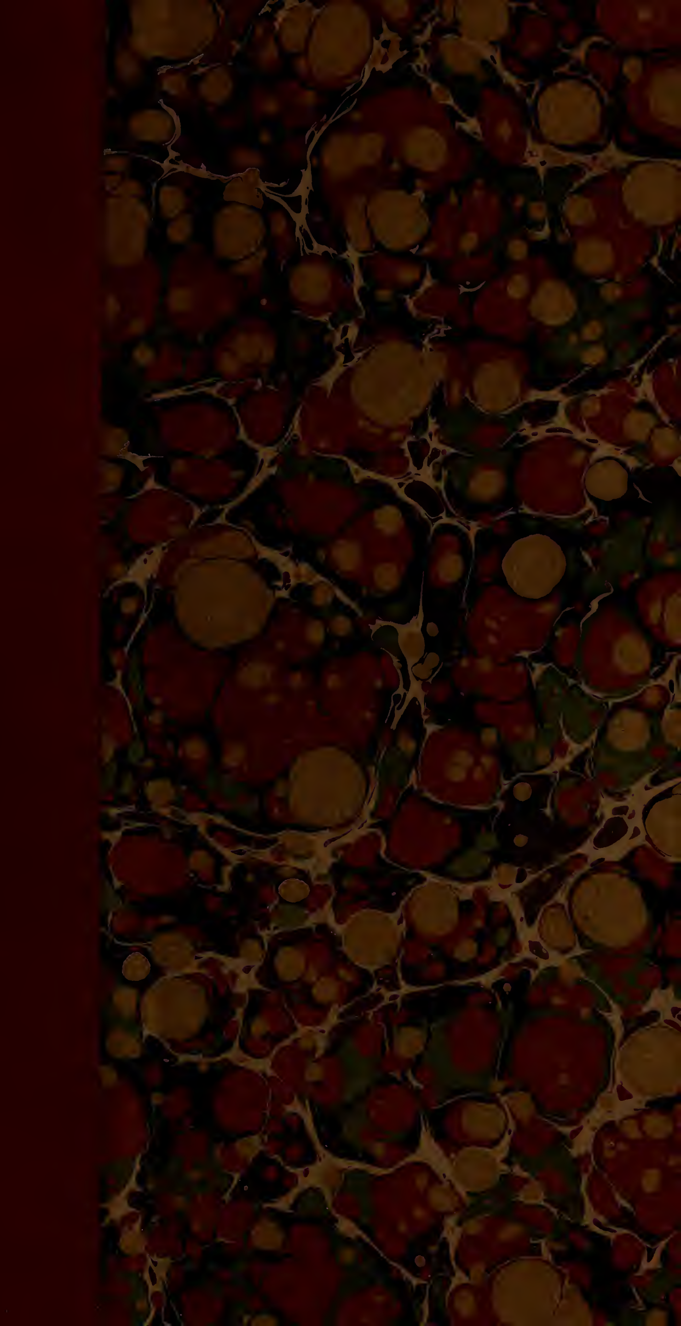
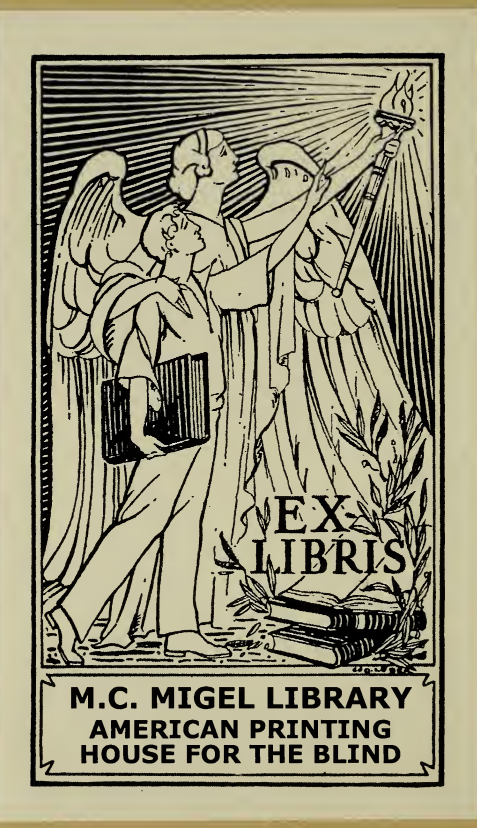


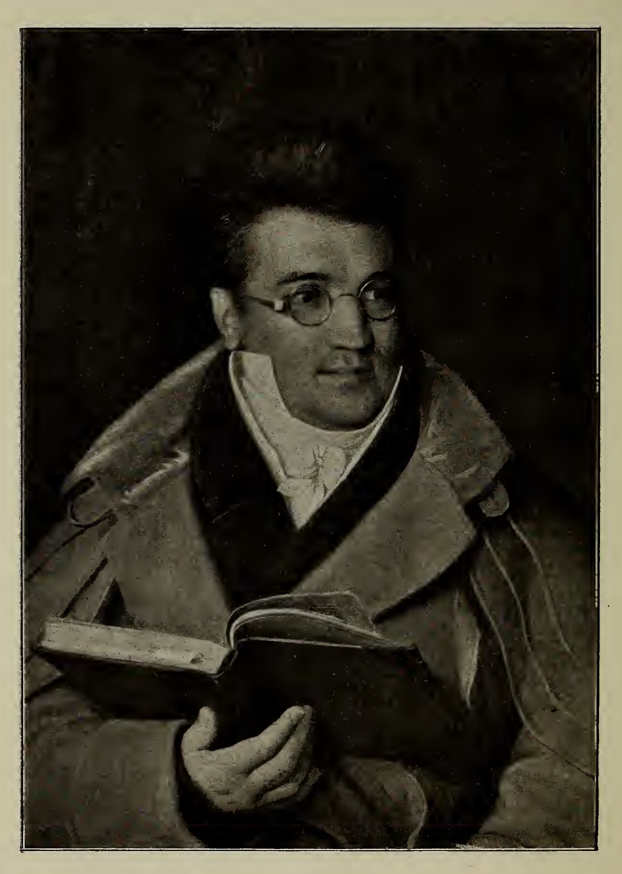

EX-
LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND


HFS

Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, Band 9

(Unter der Leitung von Gustav Gugitz)

Castelli, Memoiren meines Lebens, I



J. F. Castelli

(Nach dem Ölgemälde von Natale Schiavone)

Memoiren meines Lebens

Gefundenes und Empfundenes

Erlebtes und Erstrebtes

von

J. F. Castelli

Mit einer Einleitung
und Anmerkungen
neu herausgegeben
von

Dr. Josef Bindtner

I. Band

Mit 32 Bildbeigaben und 1 Faksimiledruck



München / Verlegt bei Georg Müller

Memorien
Meines
Lebens

Einleitung.

„Das gnädige Geschick hat mir ein langes und ereignisreiches Leben gewährt, ich habe das Gefundene und Empfundene nach meiner Anschauung niedergeschrieben, und so ist ein Manuskript von 500 Bogen entstanden.

Ich bin nun entschlossen, einzelne Begebnisse, Charaktere, Eindrücke aus diesen meinen Memoiren der Öffentlichkeit zu übergeben, und sie werden nach und nach in diesen Blättern erscheinen.

Daß sie mir interessant scheinen, wird man mir aufs Wort glauben, ich hoffe aber, sie werden es auch dem Leser sein, meine Freunde versichern mich wenigstens dessen, aber einen Vorzug haben sie vor vielen ähnlichen Werken: sie sind durchaus wahr."

Mit diesen Worten eröffnete Castelli in der Sonntagsnummer des „Wanderer" vom 4. März 1860 die Reihe seiner Feuilletons, die, in rascher Folge fortschreitend, fast die Hälfte des uns heute vorliegenden Memoirenwerkes umfassen. Bereits 45 Jahre vorher (1815) aber hatte dasselbe Blatt in 42 Reisebriefen den Bericht Castellis über seine Reise nach Frankreich gebracht, der nun in den Nummern 170—198 vom 25. Juli bis 28. August 1860 zum zweiten Abdruck gelangte, und im ersten Jahrgang von L. A. Frankls „Sonntagsblättern", dem bedeutendsten und geachtetsten literarischen Blatte des österreichischen Vormärz, hatte er am 30. Oktober 1842 unter dem Titel: „Gefundenes und Empfundenes, Skizzen aus meinem Leben" mit einer Serie von Artikeln begonnen, die unterschiedliche Abschnitte aus den „Memoiren" enthielten und bis zum Jahre 1847 fortgesetzt wurden.

Dort finden wir auch in Nr. 41 vom 11. Oktober 1846 die Anmerkung: „Alles, was ich unter diesem Titel („Gefundenes und Empfundenes usw.") bereits mitgeteilt habe und noch mitteilen werde, ist Wahrheit ohne Dichtung." — Diese Wahrheitsversicherung aber, hier schon mit einer deutlichen Anspielung auf Goethe, kehrt allenthalben wieder. Wir begegnen ihr am Schlusse seiner Tiroler Reisebriefe in Saphirs

„Humorist" vom 25. September 1856: „Und somit schließe ich meine Briefe, denen es vielleicht an vielem fehlt, nur nicht an Wahrheit"[1], nicht minder in der Ankündigung seiner Reise nach Meran (1857)[2] und an anderen Stellen im Text der Memoiren.

Muß also von vornherein festgestellt werden, daß wir in den „Memoiren" trotz Castellis Versicherung nicht den geschlossenen Rückblick eines an der Grenze seiner Tage stehenden Mannes erblicken können, so hält dieses aus den in verschiedenen Lebensperioden entstandenen, bereits im Druck erschienenen Aufzeichnungen und oft durchaus novellistischen Charakter tragenden Erinnerungen durch die zitternde Hand des Greises mühsam und oft willkürlich zusammengesetzte Werk einer kritischen Prüfung auf seine Wahrheit noch weniger stand. Es ist zuweilen ein sehr fadenscheiniges Gewebe, das Castelli in einer fast unbegreiflichen Sorglosigkeit seinem leicht zugänglichen Leserkreis zurechtgeschneidert hat. Daß aber dieses Werk so lange und bis in die jüngste Zeit seine Geltung als Quelle behaupten konnte, scheint sich nur darin zu begründen, daß sich bisher niemand so recht die Mühe genommen, dieser ihren Zeitgenossen als Autorität geltenden Persönlichkeit kritisch nahe zu treten. War es doch der „gute alte Castelli", der nun endlich aus der Fülle seiner Lebenskunst schöpfend leichtherzig seine Erinnerungen zum besten gab und, auf der Höhe seiner achtzig Jahre sich in der Rolle eines Jean Jacques gefallend, — das meiste verschwieg und vieles klugerweise in unschädlichen Spaß verkehrte, was er seinen Zeitgenossen oder einer auf die Atemzüge der Vergangenheit achtsamen Nachkommenschaft hätte sagen können. Hätte er, das „geistige Faktotum Altösterreichs", wie ihn Rudolf von Gottschall treffend nennt[3], seinen schönen Grundsatz befolgt, der Wahrheit unentwegt die Ehre zu geben, wir hätten in seinen Memoiren wohl etwas anderes vor uns, als

[1] S. II., 346.

[2] S. II., 399.

[3] „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts." 5. Aufl., III., 109.

eine Sammlung von nur zu oft unechten Steinen und bedenklicher Scheidemünze, freilich auch nicht einen so durch und durch echten Abdruck einer Zeit, die so vormärzlich österreichisch empfand, daß sie in eben diesem Castelli ihren repräsentativen Genius verehrte, mit dem sie — leider nicht zu Grabe ging.

Was Goedeke[1] über Saphir sagt: „Die ganze Erscheinung, seine große Wirksamkeit geben ein erschreckendes Bild, wie sich die selbstbewußte unermüdliche Mittelmäßigkeit emporzuschwingen vermag", kann Wort für Wort auch auf Castelli Anwendung finden. Die beiden waren innig vertraut und verstanden sich in Blick und Gebärde, und Castelli mag recht haben, wenn er meint, Saphir habe außer ihm keinen einzigen wahren Freund besessen[2]. Sie entsprachen einander wie die Gegenseiten einer Medaille, die bei einer Jahrmarktsunterhaltung dem Volke zur Erinnerung ausgeboten wird. Saphir, der internationale Störenfried, der sich mutwillig mit allen überwarf und schonungslos seine spitze Zunge übte, wenn ihn sein Temperament stachelte, mochte wohl heimlich von Castelli um jene Eigenschaften beneidet werden, die ihm, der bodenständigen, durchaus friedfertigen Natur, zeitlebens abgingen. Dagegen brauchte er es mit niemandem zu verderben, wenn er dem Zuge seines Herzens folgte, denn ihm war weniger wie jenem darum zu tun, gefürchtet, sondern vor allem geliebt zu werden, wenn er auch nicht gern aus eigener Tasche die Kosten bestritt, die jener leichten Herzens und oft in verschwenderischer Laune trug. Die beiden standen einander wacker zur Seite in der Veranstaltung ihrer so beliebten „literarischen Soireen", in denen sie, bar jedes ästhetischen Kunstempfindens, den billigen Anschluß an das platte Bedürfnis der Masse fanden, sicher, verstanden und geschätzt zu werden.

Auf literarischem Gebiete hat Castelli eigentlich nur in seinen mundartlichen Gedichten Bleibendes geschaffen. In starker Fühlung mit J. P. Hebel, ja oft fast ihm entlehnt,

[1] „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung." 2. Aufl., IX., 153.

[2] S. II., 273.

pflegte er nach dem Österreicher Maurus Lindemayr (1723 bis 1783), dessen Sammlung posthum um eben jene Zeit (1822) erschien, da Castelli mit der Ankündigung seiner „Gedichte in niederösterreichischer Mundart“ hervortrat (ans Licht kamen sie erst 1828), als einer der ersten die Volkssprache seiner engeren Heimat, und viele dieser anspruchslosen Lieder leben heute noch im Munde des Volkes fort oder machen als Deklamationsstücke noch immer ihren Weg durch Schule und Haus. Goethe fand freundliche Worte für die „natürlich singende Lerche“. Bauernfeld faßte sein Urteil in folgende Worte zusammen, die heute noch gelten können[1]: „Castellis und Seidls Gedichte sind so ziemlich allgemein verbreitet. Man ist gewohnt, im übrigen Deutschland besonders den ersteren für das Prototyp unserer vaterländischen Poesie zu halten, ja einer der Stimmführer nennt ihn sogar den österreichischen Anakreon. Viel mochte zu dieser Ansicht beitragen, daß Castelli ‚Gedichte in niederösterreichischer Mundart‘ schrieb, die mitunter zu seinen besten gehören. Der naiv-gemütliche und scherzhafte Ausdruck gelingt ihm ganz vorzüglich; im Ernsten und Elegischen wird er von seinem jüngeren Mitbewerber Seidl sowohl in den Gedichten als in den „Flinserln“ übertroffen. Auch in der Präzision des Ausdrucks sowie in der Behandlung des Verses ist ihm Seidl meistens überlegen; dafür bewirkt Castelli, durch seine witzigen Wendungen und Perioden, daß man seine inkorrekten Verse und Reime gerne übersieht. Beide Dichter sprechen übrigens nur heitere, bisweilen etwas oberflächliche Lebensansicht aus.“

Mit einem anderen Werk war Castelli der eigentliche Begründer der realistischen Wiener Lokalskizze, welche dann durch den Großmeister Wienerischer Schilderung, Friedrich Schlögl, ihre Meisterweihe empfing und in zahlreichen achtbaren Vertretern noch heute dem Wiener Boden entsprießt. Seine „Wiener Lebensbilder“ erschienen gesammelt im gleichen Jahre

[1] „Die schöne Literatur in Österreich (1835)“, in Bauernfelds gesamm. Aufsätzen (Schriften des literar. Vereins in Wien. IV.). In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Stefan Hock. Wien 1905. S. 163.

der Mundartgedichte 1828. — Wir können dem Urteil Castellis, das er in einem Briefe an Schneller[1] niedergelegt, ohne weiteres zustimmen: „Wien 25. Juni 1828. — Meine literarische Laufbahn hat eine andere Richtung genommen. Das Übersetzen aus dem Französischen habe ich aufgegeben und für die Bühne arbeite ich fast gar nichts mehr. Hingegen habe ich endlich die Sammlung meiner Gedichte in niederösterreichischer Mundart und Wiener Lebensbilder herausgegeben. Beide haben — ich darf es ohne Unbescheidenheit sagen — Furore gemacht. Über die ersten urteilen alle Zeitschriften gleich günstig, und selbst Goethe hat sich darüber lobend ausgesprochen. Man will mir mit diesem Werke die Unsterblichkeit prophezeien (wie Du es schon früher getan hast), aber so viel Vortreffliches traue ich ihnen doch nicht zu. Die Wiener Lebensbilder sind Gemälde aus dem Leben, die das einzige Verdienst haben, daß sie die Nägel auf die Köpfe treffen."

Um jene Zeit stand Castelli auf der Höhe seines Mannesalters und seiner dichterischen Produktion; in gesicherter Beamtenstellung genoß er an der Seite seiner Freundin Friederike Mayer und im Kreise der Wiener Phäaken auf seinem Landhäuschen in Hütteldorf geruhiger Tage; und er hätte in ähnlicher Weise bereits über sich selber urteilen können, wie er es später in einem Brief an Eduard Boas[2] über die Zierden des Wiener Parnasses getan hat: „Grillparzer ruht auf seinen Lorbeeren und arbeitet gar nichts mehr, Zedlitz ist bei der Staatskanzlei angestellt und sein dicker Körper verbunden mit einem Sybaritenleben macht ihn für alles indolent. Anastasius Grün (Graf Auersperg) lebt auf seinem Gute in Krain und kümmert sich nur um die Wirtschaft. Die meisten übrigen sind durch Zensur und geistigen Druck so

[1] Julius Schnellers Lebensumriß und vertraute Briefe usw. Herausgegeben von Ernst Münch. Leipz. und Stuttg. 1834. S. 324.

[2] Brief vom 21. Jänner 1845 in der Wiener Stadtbibliothek. — Die Originale aller in der Folge ohne nähere Quellenangabe angeführten oder abgedruckten Briefe befinden sich in der Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek.

disgustiert, daß sie die Feder ruhen lassen. Es ist ein wahrer Jammer!"

Mit den beiden Werken war ihm ein glücklicher Wurf gelungen; aber sich „strebend zu bemühen" war seine Sache nicht, denn er empfand nicht das Bedürfnis, erlöst zu werden. Castelli hat weiterhin kein einziges erträgliches künstlerisches Gebilde geschaffen. In seiner regen dramatischen Betriebsamkeit kann er eigentlich nur als „Librettist" gelten, in seiner dichterischen als „Gelegenheitspoet". Er spielte nur zu gern die Rolle eines Gärtners, der fremde Blumen liebevoll in seinen Hausgarten „verpflanzt"; denn die Nachfrage nach „Blumensträußen" aller Art war groß. Von seinen Theaterstücken, deren Zahl er auf 199 anschlägt, schreibt er sich selbst nur zehn als Originale zu. Weniger aufrichtig ist er bezüglich seiner novellistischen Erzeugnisse. Die meisten derselben lassen sich als Entlehnungen, Bearbeitungen, auch wohl geradezu als Übersetzungen nachweisen, ohne daß er über deren Herkunft sich weiter auszuweisen geneigt ist. Im Vorwort zu seinen „Erzählungen von allen Farben" (Wien 1839/40, 6 Bändchen) bemerkt er klug ausweichend nur leichthin: „Viele dieser Erzählungen sind aus fremden Gärten in unseren deutschen Boden von mir verpflanzt, aber zugleich auch diesem Boden ganz angeeignet worden. Mehrere aber sind auch ganz heimische Pflanzen." — Im ersten Bändchen schon erscheint Balzacs „Le colonel Chabert" als „Oberst Graf Chabert, militärische Novelle", in einer gekürzten sonst getreuen Übersetzung, ohne Angabe der Quelle. Castelli hatte dieses krause Meisterwerk Balzacs bereits in Schickhs Modezeitung (Nr. 139 vom 19. November 1833) als eine „nacherzählte Novelle" erscheinen lassen. Diese literarische Unart darf ihm allerdings nicht zu hoch angerechnet werden in einer Zeit, die namentlich gegenüber dem Auslande noch recht wenig ausgebildete literarische Ehrbegriffe kannte. Schlimmer steht es freilich mit dem „Turm im Park", einer „russischen Schauergeschichte", mit der er ein offenkundiges Plagiat an Grillparzer übte.[1]

[1] S. II., 530. — Vgl. dazu C.'s Bemerkung II, 339, Z. 20 f.

Wie eine tragikomische Rache der Musen muß es uns demnach erscheinen, wenn wir in Bäuerles „Theaterzeitung" (Nr. 93, v. 2. August 1828) Castellis vom 22. Juli datiertes „Billige Ersuchen an die Herren Theaterunternehmer" lesen, das in eine unfreiwillige Selbstkritik ausklingt. „In Baden sah ich selbst zwei Tage hintereinander theatralische Vorstellungen mit meinem Namen angekündigt, die mir durchaus fremd sind. Gestern aber erhielt ich durch einen guten Freund sogar einen Zettel aus Mödling vom 17. Juli, worauf ich mit Schrecken las: ‚Zum ersten Male: Der Totenwecker in der Fürstengruft oder der Schwur für Fürstenwohl und Untertanenglück, eine natürliche Zauberei von J. F. Castelli.' So ungeheurer Ruhm nun drückt mich ganz gewaltig. Ich kann alle die Schönheiten, die diese Werke auszeichnen, mit gutem Gewissen nicht auf mich nehmen, auch mag ich mir fremde Fehler nicht aufbürden lassen, ich habe an meinen eigenen genug zu tragen. Daher ersuche ich die Herren Theaterunternehmer recht sehr, mir meinen guten Namen zu lassen und sich, wenn sie schon zu einem obskuren Werke einen Namen brauchen, lieber einen berühmteren auszuwählen; bei einem solchen erkennt das Publikum auf der Stelle, daß ein solcher Vater ein solches Kind nicht erzeugt habe, mir aber könnte eine solche Nottaufe leicht schaden. Sollte aber dieses mein billiges Ersuchen nicht beherzigt werden, so erkläre ich, daß ich von jedem derlei Stücke, welches unter meinem Namen erscheint, das Honorar einfordern werde."

Von irgendeiner tieferen Idee, von dem Streben einer selbstsicheren Künstlerschaft, die Persönlichkeit gegen den flachen Alltag einzusetzen, von einem unter dem Eindruck einer tiefen Bewegung quellenden Blutes geschriebenen Worte ist in allen diesen Erzeugnissen einer auf stoffhungrige Alltäglichkeit rechnenden literarischen Betätigung nirgends etwas zu merken. Wir finden nur ein in den gemeinverständlichsten Grenzen sich bewegendes Moralisieren und die peinliche Besorgnis, durch keine Originalität zu verletzen oder unliebsam hervorzuragen. Selbst der Brief Castellis an die Erzherzogin Sophie im

Sturmjahre 1848[1], den er als eine Tat von nicht geringer Kühnheit hinzustellen sucht, ist nur der recht behutsame Ausdruck eines ganz gehorsamen bürgerlichen Wohlmeinens und hat auch von hoher Stelle die entsprechende kühle Ablehnung erhalten.

Castelli hatte unleugbar hohe Anlagen, ein leichtes, flüssiges Talent, das sich nach jeder Richtung hin biegsam erwies, und einen erstaunlichen Fleiß, aber „er lebte von Jugend an in einer Atmosphäre von Dichtern, Schauspielern, Zeitungsschreibern, Belletristen und Schöngeistern aller Rangklassen; er machte alle möglichen und unmöglichen Unterhaltungen mit und setzte eine Art Ruhm darein, sich in Reden noch weitaus lasziver und liederlicher zu zeigen, als er in der Tat gewesen", und er schrieb für Kreise, „deren Bildung über das Lesen von Romanen, Gedichten, Komödien wenig hinausging"[2].

Wer einem solchen Leserkreis zu Gefallen schreibt, der kann eines weiten Verständnisses und, wenn er rührig handwerkt, einer frühen Popularität sich versichert halten, er verzichtet aber auch auf jede seelische Entwicklung. Castelli ging jeder künstlerischen Anspannung sorgfältig aus dem Wege, was sich ihm nicht willig und ungesucht bot, das ließ er auf sich beruhen. Und so das bessere, weil bequemere Teil erwählend, rang er sich aus den engsten kleinbürgerlichen Verhältnissen zum Vertreter heimischen Schrifttums und zum wohlhabenden Manne empor, immerhin ein gewaltiges Stück Arbeit, dem wir wohl unsere Bewunderung, nicht unsere Achtung versagen dürfen.

Klugerweise hatte er bald den Punkt gefunden, von dem aus er sicher sein konnte, die literarische Welt zu bewegen: er gab Taschenbücher heraus, jenen alljährlich sich eröffnenden Tummelplatz höheren und niederen Dilettantismus, so sich würdig erweisend der Freundschaft eines H. Clauren und Th. Hell. In unabsehbarer Folge reihten sich die niedlichen, kupfer-

[1] S. II., 515 ff.

[2] Sebastian Brunner, Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde. Paderborn 1888. S. 396 ff. „Der Wiener Castelli."

geschmückten Goldschnittbändchen auf den Putztischen. — „Selam", „Huldigung den Frauen", welche einschmeichelnde, vielversprechende Namen! Mit Vorliebe wandte er seine Huldigungen hohen und höchsten Damen zu, von denen er sicher war, durch manch kostbares Andenken, Busennadeln, Tabatieren und ähnliches entschädigt zu werden. Ordensbändchen und äußere Ehrenzeichen hat er gerne getragen, und ergötzlich ist es zu lesen[1], wie er sich einmal derselben in Wiener Neustadt gegenüber der hohen Obrigkeit mit Vorteil bediente, da er seinen Paß zu Hause vergessen.

Als ein richtiger „Vertreter des Wiener Indifferentismus und der unverfrorenen Frivolität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts[2]" hielt er es mit der Geistlichkeit, solange er mit ihr an wohlbestellter Tafel saß, war aber sogleich wieder bereit, dem weltbürgerlichen Liberalismus die weitgehendsten Konzessionen zu machen und sich als einen Apostel der Aufklärung hinzustellen, sobald er den Mund gewischt hatte und wieder im Kreise seiner bürgerlichen Sybariten sich befand. Denn auch ihre Kost verachtete er nicht, insonderheit, wenn sie ihm von schönen Händen gereicht wurde, und in seinen Reiseberichten wird er nicht müde, die Gaststätten zu rühmen, wo er gutes Bier, treffliche Würste und eine schmucke Wirtin angetroffen.

Nach dem vielgelesenen H. Clauren blickt er begehrlich als seinem hohen Vorbild, da er seine zweiundvierzig Reisebriefe aus Frankreich unter dem Titel: „Kleine Kopien großer Originale" als Seitenstück zu dessen „Kurze Bemerkungen auf langen Berufswegen", im „Wanderer" ankündigt[3], und zeitlebens ist er dem Meister in Freundschaft ergeben geblieben. — Auch P. de Kock steht ihm nicht ferne, und von ihm hat er noch in seinen letzten Jahren im „Telegraph" (1858) die „Physiologie des verheirateten Mannes usw." über-

---

[1] S. II., 347.
[2] S. Seb. Brunner a. a. O.
[3] S. I., 306.

setzt, um auch diesem Genie der Erbärmlichkeit eine Stätte auf deutschem Boden zu bereiten.

Daß die Ameisenbrut von fleißigen Vielschreibern, wie sie sich in den Spalten der „Dresdener Abendzeitung" vergnüglich auslebte, ihren Bruder in Apoll, mit dem sie teilweise noch in der „Ludlam" zu Gaste gesessen, hinwiederum mit allen Mitteln ihrer geschäftigen Wirksamkeit förderte und den „Dichtergreis" zum Repräsentanten des geistigen Österreich erhob, kann weiter nicht wundernehmen, eher noch, daß auch vornehmere Geister sich seine Späße gefallen ließen, ja Freundschaft mit ihm pflegten. Beethoven hörte gerne, wie Castelli berichtet, seine Schnurren, behandelte ihn aber sonst wohl nur als einen Menschen, den man gelegentlich zur Ausführung einer Schelmerei gebrauchen mochte[1]. Als Eichendorff 1846/47 zum letzten Male in Wien war, lernte er Castelli kennen[2] und widmete ihm ein Gedicht, das dieser in folgender selbstbewußter Weise in sein Ehrenbuch[3] eintrug:

„Der greise Dichter Freiherr v. Eichendorff schrieb in des greisen Dichters Castelli Stammbuch folgendes schöne Gedicht:

Scherz im Ernst und Ernst im Scherz,
Also hältst du's mit den Dingen,
Daß des Lebens Kampf und Schmerz
Selber heiter muß erklingen,
Alter Dichter, junges Herz!
Sollst noch lang auf Erden singen,
Und dereinst dich himmelwärts
Jubelnd, wie die Lerche, schwingen.
Zur freundlichen Erinnerung

Wien, 29. Jänner 1847

Jos. Freiherr von Eichendorff."

---

[1] S. II., 88 ff.
[2] S. Euphorion, 15. Bd., 1908, S. 271.
[3] Ehrenbuch, Fol. 34.

Auch Hoffmann von Fallersleben sendet dem „Dichter und Handschriftensammler" aus „Weimar, vor Frühlingsanfang 1860" ein Gedicht:

„Willkommen ist dir immer Zeit und Wetter,
Und was der Augenblick dir beut:
Du sammelst Knospen, Blüten, Laub und Blätter,
An jedem sich dein Herz erfreut.

So will ich dir ein winzig Blättchen schenken:
O, wär's für dich ein Immergrün!
Du würdest dann dabei noch mein gedenken,
Wenn dir die schönern Blumen blühn[1]."

Anastasius **Grün** war ihm in wahrer Freundschaft ergeben. **Grillparzer** freilich hielt sich vorsichtig abseits, wie sehr sich auch Castelli bemühen mochte, in seiner Gesellschaft zu glänzen. Er hatte kaum einige karge Worte für ihn; sonst war ihm der Allerweltsgesellschafter gleichgültig, ja, wohl ärgerlich. Die von uns im Anhang[2] zusammengestellten Belege kennzeichnen wohl die Beziehungen Castellis zu Grillparzer genügend; auch wissen wir aus Grillparzers Selbstbiographie[3], daß dieser die Aufmerksamkeit eines Leipziger Wirtes nur dem Umstand verdankte, daß er, „der keinen Wiener Dichter kannte als den Spaßmacher Castelli", ihn mit diesem verwechselte.

Der Name Castelli, der auch heute noch im Süden heimisch ist, deutet auf romanischen Ursprung. Seine Ahnenreihe läßt sich leider nicht mehr weiter verfolgen, aber es scheint ein Tropfen südlichen Blutes in ihm lebendig geblieben, freilich von Mutterseite her weise gezügelt und in unschädlichen Zynismus verwässert. War doch sein Großvater mütterlicherseits ein schlichter Gastwirt in der Vorstadt Mariahilf[4].

---

[1] „Wiener Zeitschrift", 1874, Nr. 15, vom 7. März.
[2] S. II., 528 ff.
[3] Grillparzers stl. Werke, 1872, 10. Bd., S. 165.
[4] S. I., 10.

Ältere Herren bedienen sich mit Behagen des gerne gewährten Vorrechts, einer gespannt aufhorchenden Jüngerschaft von manchem unvergessenen, waghalsigen Pürschgang in Kupidos Jagdgründe zu berichten, ihre Fahrten und Abenteuer um manch goldenes Vließ ausführlich zu schildern. — Castelli hat davon stets ausgiebigen Gebrauch gemacht, und seine Memoiren bieten noch eine wohlgemessene Auswahl solcher Sächelchen, bis zu jener Grenze, wo die Damen zu erröten — aufhören. Er hat sich stets als den ausgelernten Don Juan gegeben und gefiel sich in der Rolle eines allerdings recht kleinbürgerlich geratenen Casanova, indem er sich mit Eigenschaften schminkte, die auch heute noch in den besten Kreisen nicht unmöglich machen. Sein Zynismus war ja stadtkundig und in „Alexander Baumanns Freundesmappe[1]" zeichnet er sich selber mit der seltsamen und vielsagenden Charakteristik ein: „Vormaliger Saugreis, jetzt höflicher, nobler Kerl", der auf die geistigen Genüsse verzichtet und im Alter nur „für gemeine Fasanen und elenden Champagner" schwärmt. Leopold Kompert liefert in seinem Nachruf noch einen Beitrag in dieser Richtung:

„Es sind noch nicht sechs Wochen her, da waren wir mit ihm bei einem gemeinschaftlichen Freunde in einer ‚Soiree' zusammen. Die Gesellschaft bestand zum großen Teile aus geistreichen Herren und Damen — und doch lagerte über ihr jener unsagbare Geist von Gedrücktheit, der sich unverkennbar auf allen Gesichtern abspiegelt und sich in einem gewissen Spiele der Mundwinkel kundgibt, nämlich der der Langeweile. Nicht, als wenn die versammelte Gesellschaft nicht alles aufgeboten hätte, um sich gegenseitig zu ‚unterhalten'. Man sprach von Politik, Literatur, ja sogar von Philosophie, denn aus einem Winkel des Salons ertönte ganz deutlich eine Konversation über — Schopenhauer; und die über dessen ‚Welt als Wille und Vorstellung' sich unterhielten, waren ein Herr — und eine Dame! Castelli, man sah es ihm an, schien fürchter-

[1] S. F. Schöchtner, „Aus Alexander Baumanns Freundesmappe". Wiener Wochenschrift „Zeit", XVI., 1898; S. 138 f.

[2] „Öst. Zeitung", Nr. 65, vom 9. Febr. 1862.

lich zu leiden. Er zog mich in eine Ecke des Zimmers und flüsterte mir mit der Miene eines ertappten Verbrechers in die Ohren: ‚Freund! Verrate mich nicht, aber ich langweile mich sehr.‘ Da gab die Frau des Hauses das Zeichen zum Aufbruch; es ging zur Tafel. Aber selbst an den reich besetzten Tisch hatte sich ein stummer Gast gesetzt; eine halbe Stunde aßen und tranken wir bereits, und noch immer zog sich die Unterhaltung wie ein öder Steppenfluß in unendlicher Langsamkeit hin. Da ermannte sich Castelli; mit einem fragenden Blicke auf die rings um die Tafelrunde sitzende Gesellschaft zog er ein dickes, geschriebenes Buch aus der Rocktasche und begann zu lesen. Ich kann mich an Inhalt und Titel der Dinge nicht mehr erinnern, die sämtlich aus seiner Feder waren, aber es waren sogenannte ‚starke‘ Sachen. Es währte nur wenige Minuten, und wie mit einem Zauberspruche war das Siegel des Bannes von der Gesellschaft gelöst. Die Damen kicherten und lachten, den Herren rannen die hellen Tränen über die Wangen. Hier und da flog ein starkes Erröten über ein verschämtes Antlitz, und schnell wurde das deckende Battisttuch über die verräterische Farbe geworfen. Aber das alles störte und beirrte den alten Mann nicht weiter; er las und las, bis er mit einem Dutzend seiner lustigen Schnurren fertig geworden war. Es war zwei Uhr in der Nacht, als wir in der heitersten Stimmung uns zum Aufbruche rüsteten. Der alte zweiundachtzigjährige (?) Castelli hatte die Ehre des Abends gerettet.“

Eine sonderbare Ehre, in der Tat, und ein erbauliches Bild der Wiener Gesellschaft — aus den sechziger Jahren! — Wir aber wollen für den alten Herrn nicht weiter erröten, denn wir erinnern uns, daß Castelli in der „Ludlam“ den Beinamen „der Höhlenzote“ trug und als „Professor der Frivolitätswissenschaft“ fungierte. Der Ton aber, der dort herrschte, scheint tatsächlich zuweilen gewisse Grenzen überschritten zu haben, da Castelli selber sich nur vorsichtige Anspielungen auf diese ‚Nachtseite‘ jenes Urbildes aller späteren Wiener Geselligkeitsvereinigungen erlaubt. Bereit, lächelnden Mundes jede Gewagtheit vorzubringen und zu quittieren, war er

doch stets bestrebt, als Moralist aufzutreten und das öffentlich zu verdammen, was er mit seinen Freunden in Behaglichkeit genoß.

Mit Schauspielerinnen scheint er übrigens wenig Glück gehabt zu haben; in einer Episode seiner Memoiren[1] richtet er die eindringliche Mahnung an ‚die jungen Herren‘, sich vor ihnen zu hüten, und sein Urteil über Therese Krones, die allerdings körperlich seinem Geschmack in keiner Weise entsprach, geht bis zur Verleugnung jeder sonst gern und freigebig geübten Galanterie[2]. Mit Bezug auf sie kursierte damals ein Wortspiel: ‚Er habe etwas nicht gefunden, was er empfunden, etwas nicht erlebt, was er erstrebt habe[3].‘ — Daß sie ihm aber zuweilen noch immer gefährlich werden konnten, gesteht er selber in einem Brief[4]: ‚Du hast mir durch die Bekanntschaft mit der liebenswürdigen Brede[5] ein großes Vergnügen verschafft. Die Frau ist ganz allerliebst. Wäre mein Herz nicht schon seit Jahren vergeben, und hätte ich nicht eine sehr gerechte Aversion vor Schauspielerinnen, ich glaube, diese liebenswürdige Dame würde mir mit ihren Spitzbubenaugen und allerliebstem Mäulchen sehr zu Leibe gehen . . . Die Frau ist übrigens hier nicht glücklich. Bei der ersten Probe wurde ihr aus der Garderobe des Hoftheaters ihr echter Schal, 800 Taler im Wert, gestohlen. Daß ihr das sehr nahe ging, kannst Du Dir denken, denn es war ja ein Schal und kein Liebhaber. Sie ist bereits als Sappho und Donna Diana aufgetreten, hat aber nur wenig und wenigen gefallen.“ — Costenoble gibt uns einen erwünschten Kommentar zu dieser Briefstelle in seinem Tagebuch[6] unterm 5. September 1820: „Donna Diana. Madame Brede als Diana sprach nicht schlecht, aber es

---

[1] S. I., 125 ff.

[2] S. I., 273 f.

[3] Freundl. Mitteilung des Herrn R. Brabée. S. auch: N. Freie Presse v. 6. Okt. 1901, Feuilleton.

[4] „Wien, 6. Aug. 1820.“ Adressat unbekannt.

[5] Auguste Brede, geb. 1786, gest. zu Gmunden, 15. Okt. 1859, Mitglied des Hofburgtheaters 1836—50.

[6] Karl Ludwig Costenoble. Aus dem Burgtheater. Tagebuchblätter. Wien 1889. I., 95.

fehlen ihr die nötigen Mittel. Im ganzen gefiel sie nicht, wurde aber am Schlusse doch gerufen. Castelli, ein Schutzherr der Vrede, kam wütend auf die Bühne und sagte: ,'s ist a rechte Schand für Wien, daß so a Schauspielerin nicht mehr g'fallt! Wenn i und andri nit dazu tun, so wird's nit amal g'ruft!' — Also, was auch am unrechten Platze wirkt, muß von Herrn Castelli gerufen werden."

Castelli hat es wohl selbst empfunden, daß sein Streben eigentlich wenig mehr mit der Kunst zusammenhing, aber er setzt sich leicht darüber hinweg, indem er „Houwalden höher als Hoffmann" stellt, „versteht sich, letzteren in seinen neuesten Erzeugnissen[1]", oder wenn er mit einem Seitenhieb auf die ihm widerwärtigen Romantiker, Kunst mit Mystizismus verwechselnd, dem gutmütigen Freunde Schneller bekennt[2]: „In den Schacht des Mystizismus find' ich wohl nie den Weg, aber die Blumen auf der Oberfläche duften mir vielleicht besser als den Herren, die sie zertreten, um mit der Wünschelrute zu sondieren, was im Bauche der Poesie sich befindet, und ob sie da ein Erz herausholen können, was ein bißchen flimmert. Für Herzen wie Deines ist leicht geschrieben. Das Gemüt allein versteht das Gemüt. Die mit dem Verstand fühlen und mit dem Gefühle denken wollen, sind arme Menschen, bei denen jedes Wort wie ein hölzerner Palisadenpfahl dasteht, und die immer losschießen, aber nie treffen."

Es stand ihm auch nicht gerade am besten an, mit dem armen „Piesenhammer Franzl[3]" von der Höhe seiner Erfahrung und seines Berghofes herab zu markten, wenn sich der unterfing, sein ehrliches Streben einer oft knauserigen Redaktion gegenüber freimütig zu betonen. Castelli, der auf seinen Reisen ganz in der Weise eines modernen Interviewers an alle Türen pochte, wo solches Ehre und Gewinn bringen mochte, scheint zu Zeiten ein recht merkwürdiger Gastherr ge-

[1] Brief d. dato „Wien, 11. Nov. 1820". Adressat unbekannt.
[2] Brief an Julius Schneller, „Wien, 23. Mai 1827".
[3] S. den Brief Franz Stelzhammers II., 534 ff.

wesen zu sein, wie wir einem von Emil Kuh in seiner Hebbel-Biographie mitgeteilten Zuge entnehmen[1].

Hatte Castelli überhaupt ein Kunsturteil, obwohl er jahrelang Herausgeber von Almanachen, Korrespondent der „Abendzeitung", ja selber Herausgeber einer musikalischen Revue gewesen? — Wir dürften es billig bezweifeln, wenn wir in jenen Zeitungen blättern und die gelegentlichen kritischen Äußerungen in den Memoiren dagegen halten. Es ist uns, als ob wir ein trübes Glas vor das andere setzten; seine Worte bringen nur den gewöhnlichsten Hausverstand zum Ausdruck, der sich in dem trübsten Gewässer der Wiener Wohlredenheit spiegelt. Costenoble[2] merkt an: „4. November 1821. — Früh besuchte ich Castelli. Ich fand bei ihm Herrn Hassaureck, welcher sich bemühte, Webers Musik abfällig zu kritisieren, aber bei Castelli keine Zustimmung fand, der mit ebensovieler Blindheit, wie Haussaureck, alles ohne Ausnahme verwarf, was Rossini komponiert hatte. Beiden Streitenden fehlt es an Geist und Geschmack, und keiner ist eines richtigen Urteils fähig."

Angenehm berührt es uns heute, daß Castelli ein nationales Empfinden bewies, indem er gegen die verweichlichende welsche Musik Stellung nahm, unentwegt für den deutschen Genius Webers eintrat und als einer der ersten unter uns dem hell aufsteigenden Sterne Richard Wagners huldigte, der damals noch in seinem welttiefen Ringen jedem Verständnis so ferne stand, während er doch gegenüber Beethoven und den österreichischen Meistern über eine landläufige Bewunderung jeder anerkannten Größe nicht hinauskam.

Dagegen weiß er uns von jenen, denen wir heute als den unsterblichen Trägern unserer eigensten, bodenständigsten Musik liebevolle Verehrung zollen, rein gar nichts zu sagen, und Schubert, Strauß, Lanner werden in den Memoiren dieses alten Wieners kaum mit Namen genannt. Standen sie ihm zu nahe oder zu ferne? Übersah er sie, weil sie schlicht und unbekümmert neben ihm einhergingen, keiner „Ludlam" noch sonst einer geselligen Vereinigung anhingen und mitten im Volks-

[1] Biographie Friedrich Hebbels. Wien 1877. II. 487 f.
[2] Costenoble a. a. O. I., S. 151.

gewühl ihre eigenen Kreise zogen? — Sicherlich waren jene Genien nicht von seiner Welt, und Ansehen war in ihrer Gefolgschaft auch nicht zu holen.

Ottilie von Goethe kam nach Wien, Alma starb hier, aber Castelli, der stets seine Beziehungen zu Goethe betont, der mit soviel Behagen von seinem Weimarer Aufenthalt und der glänzenden Aufnahme im Goethekreis berichtet, weiß nichts davon. Er scheint ihnen hier nicht mehr als der zu feiernde fremde Gast gegolten zu haben, und es dürfte bei einem nur zu vermutenden kühlen Empfang geblieben sein.

Der alternde Castelli fühlte sich allmählich als eine Persönlichkeit, die aufgesucht sein wollte. Er hatte sich um seine Mitbürger auf anderem als literarischem Gebiete Verdienste erworben, für die wir ihm unsere vollste Anerkennung nicht versagen dürfen. Mochte einer reifenden Künstlerschaft sein praktischer und auf die nächsten Bedürfnisse gerichteter Blick hindernd im Wege sein, so kam er ihm trefflich zu statten, wo er mannhaft eingriff, seine publizistischen Anlagen in den Dienst des gemeinen Wohles zu stellen. Castelli war eine gütige Natur; er war aus den Kreisen des Volkes gekommen, er wurzelte in ihm und verstand seine Bedrängnisse. Nicht bloß Sucht nach Popularität oder Befriedigung seiner Eitelkeit war es, was ihm immer wieder die Feder in die Hand drückte, wenn es zu raten und zu helfen galt. Hier verschwand der seichte Spaßmacher vor dem warmfühlenden Menschenfreund; und der wußte das rechte Wort zu finden. Klug die Beziehungen nützend, die ihn mit der Geldaristokratie verbanden, verschaffte er den armen Leuten Feuerung im strengen Winter, er trat für die Brandschadenversicherung ein, erläuterte dem Volke in seiner eigenen Sprache, die in diesen Flugblättern weitaus kräftiger gefärbt ist als in seinen literarischen Produktionen, die Bedeutung der staatlichen Neugestaltung seines Vaterlandes; er lehrte ihm, was not tat, und seine Choleraschrift wäre heute noch aufklärend zu verwerten. Seinem Kaiser und Volke hielt er unverbrüchlich die Treue, und es war nicht liebedienerische Geschäftigkeit, sondern entsprach einem Grundzug

seines patriarchalisch-österreichisch fühlenden Wesens, daß ihn jedes Ereignis, das das Kaiserhaus oder das Reich betraf, auf seinem Posten fand. Mußten wir uns auch bei der ästhetischen Würdigung seines Schrifttums manches harten Wortes bedienen, hier wird es uns zur gern geübten Pflicht, dem Vaterlandsfreunde den Kranz zu reichen. Mag auch die Achtung durch Napoleon sich als eine bisher willig geglaubte Legende erweisen, — die Kriegslieder hat er gesungen, und er steht neben dem edlen Heinrich von Collin und Carpani in der Reihe jener, die den Zorn des Weltherrschers herausgefordert und seine Häscher zu fürchten hatten!

Castelli gehörte auch zu denen, welche nach dem Tode des Kaisers Franz zur Konkurrenz um den neuen Text der Volkshymne herangezogen wurden; damals trug Zedlitz' Fassung den Preis davon. Aber auch, als sich im Jahre 1853 abermals die Notwendigkeit einer textlichen Neugestaltung ergab, wandte man sich an ihn[1]. Diesmal siegte J. G. Seidl. Castellis eingereichte Dichtung „wurde mit der größten Huld aufgenommen[2]", und er erhielt am 2. Mai 1854 das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens und später vom Kaiser einen Brillantring[3].

Castelli war ein vollgültiger Vorläufer aller späteren Volksbildungsarbeit, und auf dieser Bahn liegt auch ein Werk, das, eine Tat zu nennen, auf breitem Grunde gefestet, lebenskräftig emporwuchs und seinen Namen noch mancher Generation vermitteln wird: Die Gründung des österreichischen Tierschutzvereines 1847[4]. Er betrachtete es als sein Lebenswerk und war für dasselbe bis zu seinem Tode liebevoll besorgt. Diese Tat, nach dem Vorbilde des Auslandes unternommen, tilgt manchen allzumenschlichen Mangel, der seiner Persönlichkeit anhaften mag. Hätte er weiter nichts geleistet, er müßte darum seinen

[1] Schreiben im Auftrag des Min. d. J. vom 15. Sept. 1853, gez. „Bernhard Meyer", im Ehrenbuch Fol. 125.

[2] Schreiben vom 7. April 1854 im Ehrenbuch Fol. 129.

[3] Schreiben vom 7. März 1855 im Ehrenbuch Fol. 134.

[4] S. II., 233 ff.

Platz in Österreichs Walhalla haben. Eines mag gesagt werden, und ein Gewichtiges: Er nützte seinen unbestreitbaren Einfluß niemals in schlechtem Sinne, er hat gewiß niemals mit Willen jemandem geschadet!

So wird uns die Geltung völlig begreiflich, die dieser mittelmäßige Poet und lockere Spaßmacher endlich im Herzen der Österreicher einnehmen mußte; er war nicht bloß der prägeechte Abdruck ihrer Schwächen, sondern auch ihres besseren Fühlens und ihrer wachen Menschlichkeit; und wir verstehen auch die von Heimweh durchschütterten Zeilen seines fern in die neue Welt verschlagenen Patenkindes, des Advokaten Friedrich Hassaureck[1], der ihm aus Cincinnati am 11. Juli 1838 schrieb: „Lieber Herr ‚Göd'! .... Ach, mich erfüllt es immer mit Heimweh, wenn ich eines Ihrer Bücher zur Hand nehme. Mir ist es, als kehrte ich nach langer Abwesenheit ins alte, liebe Vaterhaus zurück. Ich habe das ganze Reich der deutschen Literatur durchwandelt. Ich habe mich elektrisieren lassen durch die Donner Börnes, ich habe mich gefreut über die brillanten Feuerwerke des Heineschen Genies, ich habe am häuslichen Herd Gutzkows eingeschlummert und mich wieder aufwecken lassen durch das Brüllen des Freiligrathschen Löwen: Doch alle haben sie eine Leere in meinem Herzen zurückgelassen, die nur das tiefe Gemüt, die labende Seelenruhe, die freundliche Heiterkeit des alten Castelli zu füllen imstande ist, die wärmt, ohne zu verbrennen, rührt, ohne zu zerfleischen, lachen macht, ohne abzustumpfen oder zu blasieren. Er gibt die gesunde, derbe Hausmannskost, die erquickt, wenn man sich den Magen so lange durch Gourmandisen verdorben hat. Sie sehen, ich habe mich so ziemlich au fait mit der vaterländischen Literatur gehalten, was in Amerika viel sagen will; und ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, behaupte ich, daß Sie sich einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur erworben haben, den Ihnen niemand rauben kann. Sie sind ein notwendiges, ergänzendes Glied in der Kette des deutschen Geisteslebens, das man nicht entfernen könnte, ohne die Kette zu zerreißen, und eine Lücke

[1] S. I., 109.

zurückzulassen. Es ist das Gemüt, das Sie so hoch stellt; es ist aber auch das Vorwiegen einer praktischen Welt- und Lebensanschauung über sentimentale Empfindlichkeits-Duselei, die Ihren Schriften gar manchmal den Wert einer Seelen-Medizin verleiht."

Es war wohl nicht so sehr das literarische Behagen an Castellis Schöpfungen, es war Hassaurecks Heimatsempfinden, das ihn in Castellis Schriften väterlich umfing und ihn jene weitausgreifenden Worte der Verehrung finden ließ. Die praktische Welt- und Lebensanschauung war dem Deutsch-Amerikaner, der noch immer seine Heimat und seinen „Herrn Göden" im Herzen trug, ein wunderkräftiger Talisman.

In gleichem Sinn hat Otto Prechtler Castelli in einem „Toast[1]" gefeiert:

„Nie noch gab's so viele Dichter,
Dichter, wie der Sand am Meere, —
Seit ein jegliches Gelichter
Sang die eig'ne inn're Leere.
's war die Zeit, wo die Zerrißnen
Und der Weltschmerz war in Mode,
Wo die schwachen Grambeflißnen
Ausgebaren Od' an Ode. —
In dies Schnarren, dies Geächze,
In des ew'gen Grams Gekrächze,
In dies klägliche Verkanntsein
Und bequeme Oftgenanntsein —
Klang dein Lied wie Alpenflöten, —
Tat es wohl, wie Gold der Reben!
Da sich alle wollten töten:
Lehrtest du uns fröhlich leben!"

Castelli wird seinen Wienern allmählich zu einer Art Orakel, zum Universal-Medizinmann, bei dem Heilung für jeden Schaden zu holen sein mußte. Man wandte sich an ihn in jeder Not, und recht charakteristisch erscheint uns ein Brief des ehemaligen Kellners Joseph Halbknapp beim „Wilden

[1] Ehrenbuch Fol. 52.

Mann in der Kärntnerstraße", der, „indem er sich jetzt von der Kellnerei lostrennt und in ein besseres Leben übergeht", sich an Castelli wendet und von ihm nichts Geringeres erhofft, als durch einen Artikel in der „Theaterzeitung" die „wahre Tyrannerei", die auf den Kellnern lastet, aufgehoben, ein Spital für sie geschaffen und ihnen eine „Konstitution" erwirkt zu sehen. — Castelli erzählt ja selbst[1], wie er heimkehrend Bauern auf seiner Stiege wartend angetroffen, die sich Rat und Hilfe bei ihm zu holen kamen. Daß man auch in literarischen Nöten sich an den allbekannten Mann wandte, ist nur natürlich; Beispiele davon geben uns „Der Naturschreiber"[2], nicht minder aber der jugendliche L. A. Frankl[3], den Castelli mit den Klängen seiner alten Spieluhr in gütiger Weise über die böse Zensur zu trösten wußte.

Von seiner äußeren Erscheinung geben uns zahlreiche auf den verschiedensten Lebensstufen von den besten zeitgenössischen Meïstern ausgeführte Porträts eine hinreichende Vorstellung. Natale Schiavones Ölgemälde zeigt uns einen klug blickenden jungen Gelehrten, dem wir all die bekannten Allotria kaum zutrauen mögen; später tritt der Beamtentypus des Vormärz immer mehr hervor, und über den gemütlichen bäuerlichen Gutsherrn Deckers kommen wir endlich zu dem schon im Lichtbilde festgehaltenen modisch eleganten alten Junggesellen, der wohl noch den Spuren einer „letzten Liebe" zu folgen geneigt sein mochte. Denn auch von einer solchen wird uns, allerdings nur in einer „biographischen Anekdote" vergnügliche Kunde[4]. Sie macht teilweise den Eindruck der Wahrheit, und wenn der dort mitgeteilte Brief echt ist, so haben wir in diesem letzten auch zugleich den einzigen Liebesbrief Castellis vor uns, der uns von den gewiß unzähligen

---

[1] S. II., 253.
[2] S. II., 307 ff.
[3] S. II., 537 f.
[4] „Castellis letzte Liebe. Eine biogr. Anekdote von August Silberstein", im Ill. Familienbuch . . . des öst. Lloyd. IV. Neue Folge. Triest 1864, S. 179 ff.

seines „langen und ereignisreichen Lebens" erhalten geblieben. Er lautet:

„Liebe und Liebenswürdige . . .!

So lange ist es schon, daß ich das Vergnügen, Sie zu sehen, meiden mußte. Das Wetter ist sehr schlecht und ich bin immer sehr leidend. Da ich auch in der nächsten Zeit mich zu pflegen gezwungen bin, so sende ich Ihnen beiliegend etwas, was mir das Christkind für Sie übergeben hat. [Es war ein Leuchter.] Wenn es bei Nacht an Ihrer Seite steht und ein Licht darin brennt, so denken Sie auch an all die Flammen, die Sie schon in Männerherzen angefacht haben, und dabei auch an Ihren Castelli."

Auch Verse an sie finden sich angeführt:

„Du bist eine Diebin, liebe Frau,
Ich sag' es dir ganz unverhohlen —
Du hast mir alles, was mir lieb,
Du hast mir ja mich selbst gestohlen!"

Der Gegenstand dieser späten Neigung soll eine Witwe gewesen sein, und Castelli ernstlich sich mit dem Gedanken getragen haben, sie zu ehelichen. Wir hören es ja von ihm selber oft genug, wie er immer wieder glücklich um die Klippen einer ehelichen Verbindung steuert und allen Fangnetzen entgeht — möglich, daß es ihm diesmal nicht mehr gelungen, hätte nicht schon Charon im Boote gesessen, der an solchen Aventüren am sichersten vorbeilenkt. —

August Lewald hat uns den Chorführer der Wiener Gemütlichkeit in den Tagen der „Ludlam" geschildert.[1]

„Jetzt war auch Castelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein so jovialer Sänger, der die ernstesten Dinge selbst nur leicht nimmt, würde in jedem anderen Lande als Österreich anders aussehen müssen. Das „Air enjoué" der Franzosen fehlte, und an einen Berliner Beranger durfte man gar nicht denken. Castelli erschien ganz anspruchslos. Sein Gesicht zeigte

[1] Aug. Lewalds gesamm. Schriften. 3. Band. Ein Menschenleben. 3. Teil, Leipzig, 1844; S. 338 ff.

keinen scharfen Geist, und die Augen waren hinter der Brille verschanzt, das Haar war dünn und glatt, die Nase kurz und dick, den Mund schmückte der Ausdruck der Gutmütigkeit. Castelli war unerschöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichsten Ernst vortrug; niemand verstand es so gut wie er, Anekdoten zu improvisieren, niemand war sinnreicher im Erfinden abenteuerlicher Schwänke, die er sogleich, ohne sich lange zu besinnen, in die Szene setzte. Man wird es schwer glauben, in dieser Zeit des Ernstes und der Trübsal, wo jede Freude, die ins Öffentliche greift, so hoch verpönt ist, welche Lustigkeit damals über dem Wiener Treiben verbreitet war. Während draußen Demagogie und schreckliche Untersuchungen ihr finsteres Wesen trieben, vertrödelten wir in Österreich unsere Zeit mit artigen Scherzen, wie sie Boccaccio ersann, um zur Zeit der Pest seine edle florentinische Gesellschaft zu unterhalten."

Ein Anonymus „W" hat den Eindruck festgehalten, den er von einem Besuch bei Castelli in dessen Heim im Freihause empfangen[1]. Wir lassen seine Schilderung hier folgen, ohne für die Wahrheit derselben weiter einstehen zu wollen.

„Castelli hatte ich mir anders gedacht; denn er kam mir entgegen: ein Mann, im wahren Sinne des Wortes, groß, stark, freien offenen Blickes und Vatergüte in jedem Zuge des runden Gesichtes. — ‚Ja, ja,' faßte er meine Hand — ‚wer so wie ich als Staatsdiener seine Pflicht erfüllen muß, der hat nicht Zeit zu kokettieren; Sie sehen mich in meinem Hausrock, der sich sehr wenig um die Mode schert, in meiner nicht glänzenden, aber gemütlichen Häuslichkeit; und gemütlich muß diese sein, wenn man als Poet etwas schaffen will. Meine alte Kathi [!] besorgt das Hauswesen, hält meine Pfeifen in Ordnung, ist treu wie Gold; ich kann sorgenfrei leben und habe keinen Wunsch so hoch gespannt, als daß seine Erfüllung in das Reich der Romantik gehörte. Was will ich mehr? Wir Schriftsteller gehen anders zu Werke

[1] „Ein Besuch bei Castelli", im „Telegraph für Deutschland", 1838. Sept. Nr. 145.

als die darstellenden Künstler, wenn wir uns ohne Dünkel sagen können: ‚Du hast doch wenigstens etwas Gutes geliefert‘, so sind wir ruhig, denn der Dichter ist die Poesie der darstellenden Künstler und das Organ derselben. Nun, man weiß ja, wie viele Mängel der Materie ankleben!‘“ —

Gegenüber dieser wahrhaft Goetheschen Pose scheint es uns nicht unwichtig, auch noch einige Stimmen zu vernehmen, wie sie namentlich aus dem Reich draußen nicht immer lieblich in das Phäakentreiben an der Donau klangen. Dort gab es immerhin Leute, die gescheit genug waren, sich von dem Tanz um das goldene Kalb des österreichischen Schlendrians nicht mit fortreißen zu lassen. Glasbrenner[1] war nicht der einzige. Ein „beschaulich Reisender“ läßt sich also vernehmen: „Castelli hat regimenterweise Gedichte gemacht, aber in Wien glauben sie an ihn. Wie kann es anders sein, da Castelli die Menschen alle zu naiven, komischen und sentimentalen Puppen macht, die, ohne Gefühle und Gedanken, sich doch zu einer gewissen Wirkung erheben, zu einem Theater-Effekt. Wer deklamierte nicht gern auch außerhalb Wiens Gedichte von Castelli? Das Leben dieser Puppen, die Castelli wie Menschen anzieht, liegt eben in seiner Laune, die unerschöpflich an guten Einfällen und spaßigen Pointen ist und die Wahrheit ersetzt. Wenn man Castelli im Ausland den Wiener Dichter par excellence nennt, so kann ich dem kaum beistimmen, weil sich eigentlich Wienerisches höchstens nur in der Form vorfindet und im Stoff, und sonst Töpfer und andere ebenso effektvolle Gedichte gedrechselt haben. Herz, Tiefe, Geist und Begeisterung wird man nirgends bei Castelli finden. Aber er hat den besten Willen und dient keinen politischen Tendenzen, was insofern schon viel, als Castelli Beamter ist, und man gerne alles benützt, was sich einen volkstümlichen Anstrich geben kann, um edlere Bestrebungen in den Kot zu ziehen.“

---

[1] S. II. 170.

[2] „Österreichische Zustände. Von einem beschaulich Reisenden.“ 1. Teil. Kassel und Leipzig. 1838. S. 169.

Der schwedische Dichter Atterbom[1], der längere Zeit in Wien geweilt und auch der „Ludlam" angehörte, zieht in scharfen Worten gegen „die vornehme Pfuscherei" zu Felde, die sich in Castellis „Raphael", den er im Leopoldstädter Theater gesehen und als „ein dummes Spektakelstück" befunden, breit macht, und nennt Castelli „einen gutgesinnten Menschen, aber schlechten Poeten, der beim Wiener Publikum eine Art Favorit ist und mir ein Exemplar seiner sogenannten ‚Poetischen Kleinigkeiten' schenkte", von dessen „Berühmtheit er endlich in Brünn mit der Hoffnung Abschied nahm, daß dieselbe nicht nördlich über Mährens Grenzen hinausreichen werde".

Natürlich noch schärfer muß sich Uffo Horn aussprechen[2], der als „heruntergekommener Antiquar" sich bekanntlich die journalistische Karikatur zur Aufgabe gemacht hatte. „Castelli, J. F., geb. 1781. Groß, zahn- und haarlos, landständischer Sekretär, als solcher jedoch nicht sonderlich fleißig, verblühter Poet, leichte Manier in Literatur und Leben, frivol, Gutschmecker, Anekdotenerzähler, ohne Schulbildung, außer Kurs, ohne Galle, forcierter Patriot, vermögend, sparsam, hat Theaterstücke, Porträts und Dosen, auch seine Gedichte gesammelt, übersetzt viel aus dem Französischen, der österreichische Theodor Hell, Hagestolz, geht alle Sommer nach Baden, um die Gicht loszuwerden und wohlfeile Conquêten zu machen, ohne Verdienst gewürdigt und populär."

Julius Seidlitz[3] prägt die wenigen aber vielsagenden Worte: „. . . Bis dahin galt Castelli in Österreich für einen Dichter, und das Ausland, das uns so gerne richtet, ohne zu untersuchen, hielt ihn für unseren Größten, während er jedoch nichts anderes als ein Repräsentant einer gewissen ‚Backhändel-Poesie' ist."

[1] „Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom usw.", übersetzt von Franz Maurer, Berlin 1867, S. 187 f. u. 224.

[2] „Österreichischer Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar. Frey-Sing, bei Athanasius & Co." S. 12.

[3] Julius Seidlitz, Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836. Grimma 1837. I., S. 5.

Die „Leipziger Illustrierte Zeitung" bringt das folgende abschließende Urteil[1]: „Castelli ist Wiener mit Leib und Seele — seine Poesie, die so recht für den Hausbedarf des Mittelstandes berechnet ist, trägt das örtliche Gepräge an der Stirn —, sie ist gemacht und leicht gearbeitet für einen anspruchslosen Zweck. Die erhabene Sendung des Sehers war ihm immer fremd, er begnügte sich mit dem einträglicheren Los, der Dichter der Gesellschaft zu sein . . . Die Kritik aber müßte auf die Frage: ‚Ist Castelli ein echter Dichter?' ehrlich mit ‚Nein' antworten, ohne daß man sie deshalb der Ungerechtigkeit beschuldigen dürfte."

Wenn wir nun den bunten Reigen der zeitgenössischen Dokumente mit einer französischen Stimme schließen, so glauben wir Castellis Stellung im Bewußtsein seiner Zeit genügsam gezeichnet zu haben[2]. „Castelli ist der Senior der Literatoren in Wien, er ist schon 80 Jahre alt. Er ist ein eigenes Urbild (type à part), dieser Castelli. Er ist der Großprior der grünen Insel. Dieser herrliche Greis (superbe vieillard) hält sich gerade wie eine Kerze; er ist bei allen Festen und literarischen Vereinigungen zu finden; er kommt der erste und geht der letzte; ißt, trinkt und singt mit wie ein Jüngling. Castelli, ein echtes Wienerkind, spricht im Lokaldialekte, den er vortrefflich spricht und in demselben auch seine Improvisationen vorträgt... Nichts gleicht der Heiterkeit Castellis, des Musters der Wiener Schriftsteller. Diese Geistesfrische, Fröhlichkeit, drückt sich in seiner Konversation wie in seinen Versen aus. Soeben hat der liebenswürdige Greis ein Gedicht erscheinen lassen ‚Zu meinem 80. Geburtstage'. Man könnte glauben, Viennet oder Lacretelle sprechen mit 80 Jahren so. Es ist eine Verwandtschaft zwischen diesen drei Männern an Talent, Humor und Geist."

---

[1] VI. Bd. 1846. „Österreichs Dichter II." (Schluß.)

[2] Castelli hat diese Stelle aus der „Revue germanique", IV. Janvier 1861: „Un mois de séjour à Vienne par Auguste Widal" übersetzt und dem Ehrenbuch (Fol. 107 b) einverleibt.

Seit Jahren hatte Castelli sein Heim nahe der Stätte seiner Geburt im Heiligenkreuzerhof aufgeschlagen, und wir könnten uns seinen Alterssitz kaum anderswo denken. Dieser im Herzen Wiens gelegene Stadtbesitz des Stiftes Heiligenkreuz gehört zu jenen fast geheiligten Wohnhäusern, an denen die Zeit spurlos vorüberzugleiten scheint. Hier wohnen nur seßhafte, bodenständige Leute, und wie ein Ehrenrecht bürgerlichen Wandels erbt sich die Miete vom Vater auf den Sohn. Wenn wir von der Grashofgasse her den weiten Hof betreten, haben wir alsbald an der linken Hauswand den alten Schöpfbrunnen vor uns, neben dem sich der Aufgang zur 4. Stiege öffnet[1]. Eine schmale steinerne Wendeltreppe führt zur Wohnung Castellis im 1. Stock, zu der die drei Fenster links vom Brunnen gehörten[2]. Hier hauste Castelli mit seiner Wirtschafterin Betti Hübner inmitten alter Erinnerungszeichen, seiner Dosen und Bilder, hier ließ er sein Leben an sich vorüberziehen und redigierte seine „Memoiren", hier blätterte er in seinem „Ehrenbuch", in das er fleißig alle die Zeichen der Anerkennung, die lobenden Zeitungsstimmen, die Briefe von Freunden, die Dokumente seiner amtlichen und literarischen Laufbahn einklebte. Diese Hauptquelle zur Geschichte seines Lebens, ein stattlicher Folioband von 141 Blättern, ist einzig in der Hut der Wiener Stadtbibliothek erhalten geblieben. Alle übrigen Denkzeichen, die unter Glas und Rahmen die Wände seines Zimmers schmückten, darunter auch das unschätzbare Blättchen von Goethes Hand über seinem Schreibpult, sind verloren gegangen. Aus seinen Fenstern blickend freute er sich an dem Treiben der Kinder, die aus der Schule strömten, und träumte sich zurück in jene Tage, da er auch zu ihnen gehört; er begrüßte wohl das erste Grün oder lauschte dem Morgenlied der Vögel in dem stillen, gitterverschlossenen Garten der sogenannten „Prälatur" gegenüber. Auch die Weinstube daneben war

[1] S. das Feuilleton Friedrich Kaisers im „Neuen Wiener Tagblatt", 1869, Nr. 223: „Häuser, vor denen man stehen bleiben soll. Der Heiligenkreuzerhof.".

[2] Vgl. die Bilder II., vor S. 411 und 457.

ihm vertraut, hatte er doch dort 1855 die „Grüne Insel" mit gegründet. Noch immer waltet der Traumfriede jener Tage über diesem Eiland, dem allgemach die Gefahr nur zu nahe rückt, von dem unersättlichen Verkehrsbedürfnisse der Großstadt verschlungen zu werden.

Castelli erfreute sich bis in die letzte Zeit eines rüstigen Wohlseins. „Nie wies er eine Einladung zu einer heiteren Gesellschaft zurück, nie war er verlegen, bei sich bietendem Anlasse sogleich ein poetisches Impromptu zum besten zu geben. Man konnte mit ihm über alles sprechen, nur nicht über das Sterben; davon wollte er nun ein für allemal nichts wissen. ‚Ich verlange mir nicht zu erfahren, wie's da droben aussieht,' sprach er immer; ‚mir gefällt es herunten noch allzugut[1]!'" Castelli war gewohnt, den Silvesterabend im Hause Friedrich Kaisers zuzubringen, und dieser schildert auch den letzten: „Er kam, aber diesmal später und sichtbar niedergeschlagen, und erzählte, daß er soeben die Nachricht von dem Hinscheiden eines Neffen, welcher erst vierzig Jahre zählte und ein sich bisher der kräftigsten Gesundheit erfreuender Mann war, erhalten habe. Wie wir auch bemüht waren, ihn zu trösten, er kam nicht mehr zu seiner gewöhnlichen Laune, und die Abendmahlzeit wurde recht trübselig eingenommen; als wir um die Mitternachtsstunde die Gläser auf ein ‚glückliches Neujahr' anstießen, schien er von einer düsteren Ahnung erfaßt und sprach: ‚Heute über ein Jahr — wer weiß, ob wir alle noch so beisammen sitzen? — Nun, wie Gott will, aber lieb wär' es mir, wenn er mich noch ein paar Jährchen auf seiner Erde herumzappeln ließe; die Bekanntschaft seiner Heiligen im Himmel werde ich noch immer zu früh machen!'"

Castellis schlimme Ahnung erfüllte sich nur zu bald. Schon am 19. Januar hatte er das Unglück, als er sich zur Hochzeitsfeier eines seiner Firmlinge begeben wollte, auf der Treppe auszugleiten und sich eine Verletzung zuzuziehen, die ihn zwang, wieder nach Hause zu fahren und sich zu Bett zu begeben. Sein Zustand besserte sich, so daß er, wohl zeitweise

[1] Friedrich Kaiser, s. o.

von Schmerzen geplagt, wieder seine gewohnte Lebensweise aufnehmen konnte[1]. Doch in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar stellte sich das Übel als die Einklemmung eines Bruches heraus, die eine sofortige Operation notwendig machte. Professor Dumreicher wurde berufen, die Operation in der Narkose vorgenommen. Sie blieb ohne Erfolg. Vorher empfing er noch durch den Dominikaner-Prior Nikolaus Holl die Sakramente und die letzte Ölung[2]. Am 5. Februar 1862 entschlief er sanft einige Minuten vor 12 Uhr mittags.

In seinem Testamente, das er am 6. März 1861 errichtet und mit „Dr. Ritter Ignaz Franz Castelli" unterzeichnet hatte, trifft er eingehende Bestimmungen über sein Begräbnis. „Um mit voller Gewißheit den Schrecknissen eines Scheintodes zu entgehen", ordnet er an, daß ihm von einem Wundarzte die Pulsadern geöffnet werden sollen. „Ich will kein großes kirchliches Gepränge. Ich mag sterben wo immer, so will ich in meiner Pfarre in Wien eingesegnet und von da in dem Trauerwagen nach Hütteldorf abgeführt werden, wo mich an der dortigen Kirche wieder ein Priester übernehmen und zum Grabe begleiten soll. Besonders verbiete ich das nach der Einsegnung in der Kirche bei uns gewöhnliche Herplappern eines Dankes an diejenigen, welche die Leiche begleiten, von Seite des Totenansagers und danke diesen für diesen letzten Liebesdienst im vorhinein gleich selbst. An alle meine Freunde und Bekannte sollen Partezettel nach dem von mir selbst entworfenen Formulare ausgegeben werden. Am besten wird es sein, mindestens fünftausend Exemplare davon drucken zu lassen, und welche davon an alle öffentlichen Orte zu geben, denn mich kennt fast ganz Wien .... Ich habe von meiner Kindheit an immer eine vorteilhafte Meinung von einem Manne gehabt, den ich mit großer Begleitung zu Grabe tragen sah, und es macht mir im gegenwärtigen Augenblicke, wo ich dieses schreibe, Vergnügen, wenn ich denke, daß meine entseelte Hülle viele mir wohlwollende Menschen be-

[1] Vgl. den Brief vom 29. Jänner 1862, II., 539 f.
[2] Sebastian Brunner, Tugendbolde, a. a. O. S. 418.

gleiten werden." Auch sollte für das Grab ein steinerner Sarg bestellt werden, in der der einfache Eichensarg zu verschließen sei.

Es geschah nach seinem Willen, und am 7. Februar geleitete die gesamte literarische und künstlerische Welt Wiens den Sarg, auf welchem ein Lorbeerkranz und die Orden des Verblichenen ruhten, in die nahe Dominikanerkirche, an die Stätte, wo ihn P. Cyrillus Paula einstens getauft, und wo nun der Prälat von Heiligenkreuz die Einsegnung vornahm. Hierauf wurde er nach Hütteldorf überführt, wo ihn sein alter Bekannter, der 75jährige Pfarrer und Konsistorialrat Joseph Weinkopf abermals einsegnete. Auf den Granitstein wurden die im Testament bestimmten Verse gesetzt:

„Hier ist ein Herz der Ruh' gegeben,
Das Niemanden gehaßt im Leben,
Der Witz hat Pfeile zwar verschossen,
Doch ist aus keinem Gift geflossen.
Drum freundlich blick' auf diesen Stein,
Und hat von meinen Liedern allen
Auch eins nur, Leser, dir gefallen,
So weih' mir eine Träne, denkend mein!"

Dort ruhten seine sterblichen Überreste an der Seite seiner 1833 verstorbenen Freundin Friederike Mayer, bis sie auf Anregung des Wiener Tierschutzvereins am 23. Juni 1895 in ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof übertragen wurden. Das Grab (Nr. 18) befindet sich an der Mauer links vom Eingang, zwischen den Gräbern des Blindenvaters Joh. Wilh. Klein und des Liederkomponisten Franz Mair, und ist mit einem Denkmal, das Johann Scherpe zum Schöpfer hat, geschmückt. Es trägt ein Porträtrelief und die Inschrift:

„In Wahrheit heißt den Menschen nützen
Auch das gequälte Tier beschützen.
Zur Tat ward dieses Dichterwort,
Drum wirkt es auch unsterblich fort."

*

Bei der vorliegenden Neuausgabe des Memoirenwerkes, das zuerst 1861 in vier Bänden, Wien und Prag, bei Kober & Markgraf (2. Bd.: Wien, Kober & Markgraf; 3. und 4. Bd.: Wien, H. Markgraf & Co.) erschien, war es zunächst unser Bestreben, den teilweise arg zersplitterten Stoff in eine möglichst chronologische Folge zu bringen und das Werk ungefähr so zu redigieren, wie Castelli selbst es ohne Zweifel getan haben würde, hätte ihn sein hohes Alter nicht zu einer überhasteten Fertigstellung gedrängt. Zugleich trafen wir eine entsprechende Gliederung in Abschnitte, wobei wir uns durchaus nur der von Castelli in seiner Inhaltsübersicht gebrauchten Schlagworte bedienten. Wir haben überhaupt uns weder in Castellis Ausdruck noch in seinem leider und besonders in den späteren Bänden arg vernachlässigten Stil, der unserem modernen Sprachempfinden harte Proben auferlegte, irgendeine Änderung erlaubt, da wir ja das Werk, das nur in seiner Ursprünglichkeit als der Ausdruck seiner Zeit und seines Verfassers gelten kann, in dieser zu erhalten, nicht zu überarbeiten gedachten. Druck- und offenbare Schreibfehler sowie falsche Namensschreibung wurden verbessert, sonstige notwendige Tilgung von Irrtümern wurde stets angemerkt, die moderne Orthographie und Interpunktion durchwegs angewendet. Im Interesse einer leichteren Lesbarkeit und mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes waren Kürzungen angezeigt. Wir haben sie mit großer Vorsicht und nur an ganz nebensächlichen Stellen vorgenommen, so namentlich die letzten Partien der Reiseberichte, welche ja Castelli selbst schon auf ein erträgliches Maß gegenüber den ursprünglichen Zeitungstexten zurückgeführt, noch weiter jedes überflüssigen Ballastes an bädekerartigen Aufzählungen und oft ganz unwesentlichen Gelegenheitsreimen entlastet. Doch haben wir strenge darauf geachtet, daß keine Zeile wegfiel, die für Castelli oder seine Zeit irgendeine charakterisierende Bedeutung haben konnte. Auch haben wir uns bemüht, die nicht immer bloß biographische Einzelheiten bringenden Anmerkungen stets organisch dem Ganzen anzugliedern, um das Zeitbild nicht bloß zu erläutern, sondern auch mög-

lichst vielseitig auszugestalten. In erster Linie haben uns dabei die literarischen und handschriftlichen Schätze der Wiener Stadtbibliothek das reichste Material geboten, und so sei zunächst in Dankbarkeit des Stadtrates von Wien (Referent Herr Stadtrat K. H. Schwer) gedacht, der uns in liebenswürdigster Weise diese Hauptquelle erschloß, nicht minder aber der Herren Vorstände und Beamten der Wiener Stadtbibliothek, des städtischen Archivs und Museums.

Unser Unternehmen begegnete in den weitesten Kreisen wohlwollendem Interesse, und wir hatten uns allenthalben und oft auch unaufgefordert gütiger Förderung durch Rat und Tat zu erfreuen. So sei es uns vergönnt, an dieser Stelle den folgenden Körperschaften und Persönlichkeiten den wärmsten Dank abzustatten:

Der k. und k. Familien-Fideikommißbibliothek, der k. k. Hofbibliothek, dem k. und k. Kriegsarchiv, dem k. k. Zivillandesgerichts-Archiv, der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, dem „Ferdinandeum" in Innsbruck, dem Wiener Tierschutzverein, der „Grünen Insel"; ferner:

Herrn P. Balduin Bedus, Bibliothekar der Stiftsbibliothek zu Lilienfeld, Herrn Oberlehrer Johann Biebl in Weitra, Herrn Dr. E. K. Blümml, Herrn Hof- und Kammerphotographen Franz Josef Böhm in Mürzzuschlag, Herrn Oberingenieur Richard Brabée, Herrn Oberstleutnant d. R. August Ferstner in Graz, Herrn Pfarrer Dr. Fuchs in Hainfeld, Herrn Univ.-Archivar Dr. Artur Goldmann, Frau Josephine Grill in Wien-Hütteldorf, Herrn Dr. Otto Guggenberger, Herrn Gustav Gugitz, Fräulein Luise und Herrn Eduard Hackl in Wien-Weitra, Herrn P. Tezelin Halusa (Stift Heiligenkreuz), Herrn Dr. August Heymann, Herrn Schulleiter Andreas Kreidl (Zell a. Ziller), Herrn Lehrer Maximilian Kuen in Wien, Frau Mathilde v. Lindheim-Vivenot und Herrn Alfred R. v. Lindheim in Wien, Herrn Reg.-

Rat Julius Löwe, Herrn Erich Mennbier, Herrn Provinzial P. Franz Mestan in Krems, Herrn Oberpedell Hermann Möhring in Jena, Herrn Prof. M. M. Rabenlechner, Fräulein Leopoldine Saphir, Herrn Hofrat August v. Schaeffer, Herrn Sektions-R. Friedrich Schlögl, Herrn Reg.-R. Dr. Anton Schlossar in Graz, Herrn Chordirektor Lambert Streiter in Innsbruck, Herrn Schulleiter Joseph Szölgyémi in Götzens, Herrn Ernst Unterberger in Innsbruck, Herrn Prof. Gustav Wahle, Direktor des Schiller- und Goethe-Archivs in Weimar, Herrn Dr. Anton Warmuth, Herrn Sekretär L. Weinpolter in Weitra, Herrn Werkmeister Franz Weyringer, Herrn Oberlehrer A. Wözl in Altmünster und Herrn Photographen Ferdinand Zwölfer in Weitra.

Wien im Herbst 1913.

Dr. Josef Bindtner.

Vorwort.

Ein langes und ereignisreiches Leben
  Hat mir gegönnt das gnädige Geschick,
Ich sah den größten Mann sich hoch erheben
  Und wieder fallen in sein Nichts zurück.
Ich sah mein Östreich nach der Freiheit streben
  Und sie erringen einen Augenblick,
Doch bei des nächsten Morgenrotes Schimmern
  Sah ich das Volk wie toll sein Werk zertrümmern.

Ich sah des Geistes Wunder sich entfalten,
  Die Sonn' als Maler Bilder konterfei'n;
Ich sah des Dampfes schreckliche Gewalten
  Bezähmen zu der Handelschaft Gedeih'n;
Ich sah den Draht zum Sprecher sich gestalten,
  Der Kunden schnellster Überbringer sein;
Ich sah den Geist zum Himmel auf sich schwingen
  Und wieder in der Erde Tiefen dringen.

Und alles, was ich gesehen und gehört, gefunden und empfunden, erlebt und erstrebt, habe ich nach meiner individuellen Anschauung wahr und einfach in meinen Memoiren niedergeschrieben.

Was dieser erste Band enthält, war bereits in dem Journal „Wanderer[1]" in Wien stückweise gedruckt, und ich genoß das

[1] Das Tageblatt „Der Wanderer" (gegründet 1814 von J. v. Seyfried) brachte in seiner Morgennummer vom 3. März 1860 folgende Anzeige: „An unsere Leser! Wir sind nach einem mit dem Verfasser gepflogenen Übereinkommen in der Lage, unseren Lesern die Memoiren des Dr. J. F. Castelli unter dem Titel ‚Gefundenes und Empfundenes' mitteilen zu können. Wir beginnen diese für die weitesten Kreise interessante Veröffentlichung Sonntag den 4. d. M. im Morgenblatte des ‚Wanderer'."

Im Feuilleton der Nr. 53 vom 4. März 1860 begann dann nach einer kurzen Vorbemerkung Castellis (s. diese in der Einleitung) die Veröffentlichung der Memoiren mit: „Aus den Memoiren des Dr. J. F. Castelli. Gefundenes und Empfundenes. I. Aus meinen Kinderjahren", welche fast lückenlos den 1. und 2. Band bis inkl. der Reise nach Vorarlberg (bis S. 258 des 2. Bds. der 1. Ausg.) umfaßte und in Nr. 294 vom 21. Dezember 1860 mit einem Schlußworte der Redaktion ihren Abschluß fand. — S. Anhang: 1.

Vergnügen, zu sehen, daß sich die Leser sowohl durch meine Erlebnisse als auch durch meine Darstellungsweise derselben angeregt fühlten und meine Memoiren mit Vergnügen lasen. Viele forderten mich auch auf, diese einzelnen Bruchstücke zusammen in einem Buche erscheinen zu lassen, weil es ihnen mehr Vergnügen machen würde, dieselben ununterbrochen lesen zu können. Auch die Kritik sprach sich über diese Aufzeichnungen beifällig aus.

Und so erscheint hiermit der erste Band, und nach dem Material zu schließen, welches fertig in meinem Pulte liegt, werden noch zwei oder drei Bände nachfolgen.

Ich bin überzeugt, daß diese folgenden Bände noch größeres Interesse für die Leser haben werden; denn während Kinder- und Knabenbegebenheiten (welche ich doch nicht ganz übergehen konnte) einen großen Teil dieses ersten Bandes füllen, boten meine folgenden Reisen durch ganz Deutschland, Frankreich und Italien[1] mir bedeutenderen Stoff, interessantere Ereignisse und merkwürdige Männer vorzuführen. Die genaue und ausführliche Beschreibung der Ludlamshöhle, Charakterskizzen berühmter in- und ausländischer verstorbener Schriftsteller werden die Leser mehr anziehen, und wenn das ganze Werk vollendet sein wird, so hoffe ich, daß es mir nicht zur Unehre gereichen und einen Beitrag zur Geschichte von Alt-Wien liefern werde[2].

So geht denn hin in die Welt, ihr meine Lebensblätter! Ich habe das Bewußtsein, daß ich mich selbst ohne Eigenliebe, aber

[1] Castelli berichtet in den „Memoiren" nur von seinem Aufenthalt in Turin, das er auf der Rückreise aus Frankreich berührte. Sonst ergibt sich nur aus einer Bemerkung auf S. 124, 2. Bd., daß er in Venedig gewesen, wahrscheinlich auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1822, über welche die „Memoiren" schweigen. S. 467, Anmerkg.

[2] Einzelne in sich geschlossene Partien der Memoiren waren schon früher in L. A. Frankls „Sonntagsblättern" (1.—6. Jahrg. 1842 bis 1847) erschienen. S. die betreffenden Stellen.

Die Nr. 166 des „Wanderer" vom 20. Juli 1860 bringt unter XVI. „Die Brüder Kronenfels" und „Ein Donnerwort", welche beiden Stücke offenbar (nach der dort befindlichen Titelüberschrift) den Schluß des 1. Bandes der Memoiren hätten bilden sollen, aber wohl aus irgendeinem Versehen nicht aufgenommen wurden. Wir bieten sie an den entsprechenden Stellen.

auch ohne Schonung, ganz wie ich bin, geschildert, und auch andern gleiche Gerechtigkeit habe widerfahren lassen; und wenn ich einst ruhe, so gebt Zeugnis von meinem Wirken und Streben.

Wien im Dezember 1860.

Dr. J. F. Castelli.

I.

Meine Geburt. — Meine Eltern. — Die ersten drei Jahre meines Lebens. — Mein erster Unterricht. — Meine Liebe zu den Tieren. — Frühe Liebe und Eifersucht.

Ich wurde am 6. März 1781 um 1½ Uhr nachmittags in Wien in dem Hause, welches an das alte Universitätsgebäude angebaut ist und einen Vorsprung gegen den Dominikanerplatz[1] bildet, geboren. Man hieß es das Hornmacherhaus, weil lange Jahre ein Blechinstrumentenmacher darin wohnte[2].

Ich war der Erstgeborene meiner Eltern, und daher große Freude im Hause derselben über meine Geburt.

In der Dominikanerkirche erhielt ich die Taufe durch einen Priester namens Cyrillus Paula[3], welcher ein intimer Freund meiner Eltern war und auch der meinige bis zum Ende seines Lebens blieb. Er war ein wahrer frommer Diener Gottes, mit einem verehrungswürdigen Äußeren, dessen angenehme, einnehmende und Zutrauen einflößende Züge sich so sehr in mein Gedächtnis geprägt haben, daß ich ihn jetzt noch vor mir stehen sehe.

[1] Im Volksmunde hat sich die Bezeichnung „Dominikanerplatz" bis heute für jenen Teil der Postgasse erhalten, der sich vor der Dominikanerkirche und dem Kloster platzartig erweitert und in den man unmittelbar durch die Bäckerstraße gelangt. —

[2] Das Geburtshaus Castellis besteht heute nicht mehr. An gleicher Stelle (seit 1901—1902) Haus Nr. 22 der Bäckerstraße = Wollzeile 33 (Wien I. Bezirk) — Ecke der Postgasse. Es trug die alte Nummer 671 (früher noch 796 und 715, später Postgasse 5 und Bäckerstraße [ehem. Schulgasse] 30). Im Jahre 1700 gehörte es dem Kollegium der Jesuiten, welche hier die sog. Scola philosophorum hatten. Nach ihrer Aufhebung (1773) befand sich die 1754 gegründete orientalische Akademie kurze Zeit in dem Gebäude; um 1785 ging es in Privatbesitz über, und zwar an den im Hause seßhaften Trompeten- und Waldhornmacher (daher obige Bezeichnung) Anton Kerner (gest. 6. April 1806); zum Eingang führte eine offene vorspringende Treppe. Heute besteht von dieser Seite kein Eingang mehr, und ist das Haus mit Nr. 33 der Wollzeile Eigentum des Verlagsbuchhändlers Herder.

[3] Der Dominikaner P. Cyrillus Paula, ein gebürtiger Wiener, erscheint 1792 als Kaplan und war 1810—1830 Provinzial; er starb zu Wien am 6. September 1830 im 79. Jahre seines Alters, im 61. des Ordens. (Freundl. Mitteilung der P. P. Dominikaner in Wien).

Mein Taufpate war der reiche Kaufmann Reich[1], welcher sein Spezereigewölbe auf dem hohen Markt hatte und dem mein Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte, unter andern auch diesen, daß er durch dessen Vermittlung den sogenannten Seitzerhof um einen sehr annehmbaren Preis zu kaufen bekam[2].

Reich gab mir zum Angebinde eine große goldene Medaille, wobei ein Zettel von seiner Handschrift lag, mit den Worten: „Gott segne und erhalte Dich lieber Göd."

Nach dem Tode meines Vaters habe ich den Zettel gefunden, aber die goldene Medaille hatte mein guter Vater, als er in seinem Alter in Pensionsstand versetzt wurde und daher nur ein spärliches Einkommen hatte, in gangbare Münze umgewechselt. O, wären es doch tausend goldene Medaillen gewesen!

Bei diesem Zettel von meinem Paten fand ich auch ein geweihtes Band, worauf vielfarbige Blumen, Vögel und mitten darin der heilige Vinzentius gemalt waren und welches mir der Pater Cyrillus bei der Taufe umhing. Ich besitze dieses Band noch, und es ist noch so rein und hellfarbig, als ob es eben gemalt worden wäre.

Ich erhielt bei der Taufe die Namen Ignaz Vinzenz, den Namen Ignaz, weil mein Vater ebenso hieß, den Namen Vinzenz als Beigabe von meinem Paten.

Den Namen Franz erhielt ich später bei der Firmung und habe mich daher immer J. F. Castelli geschrieben.

Mein Vater, Ignaz Castelli, war früher Laienbruder bei den Jesuiten und trug daher auch das Ordenskleid. Als solcher

---

[1] Joh. Georg Reich, Hofspezereihändler und Mitglied des äußeren Rats, starb zu Baden b. Wien am 7. Oktober 1796 (Hof- u. Staats-Schematismus. — Verlassenschaftsabhdlgs.-Akten im W.Landesg.-Archiv.)

[2] Der „Seizerhof", ehemals „Haus zu den Röhren" oder „Röhrhof", Tuchlauben 7, alt 427, kommt 1403 zum erstenmal urkundlich vor. Er gehörte zur Karthause nach Mauerbach. Als diese 1782 aufgehoben wurde, kaufte ihn Joh. Georg Reich mit allen Freiheiten.

An seiner Stelle wurde 1838—1840 der sog. „Bazar" erbaut, welcher gegenwärtig abermals einem Neubau Platz macht. („Der Seizerhof in Wien und der neue Umbau desselben von F. C. Weidmann, mit einer historischen Übersicht von J. P. Kaltenbäck", in der Wiener Ztg. vom 16. und 17. März 1840.)

hatte er, da er im Rechnungswesen sehr bewandert war, die Kanzleigeschäfte der Wiener Ordenskongregation zu besorgen.

Aus dieser Verbindung mit den Jüngern des heiligen Loyola schrieb es sich her, daß mein Vater, der außerdem ein sehr frommer Mann war, eine fast abgöttische Verehrung für den Jesuitenorden hegte und bis an seines Lebens Ende bei seinem sonst ruhigen, ja phlegmatischen Temperament nur dann in Zorn geraten konnte, wenn man etwas Ehrenrühriges gegen diese in seinen Augen heiligen Väter sich zu sagen erlaubte.

Ich habe nur einmal in meinem Leben ihn zornig gegen mich gesehen und sogar eine tüchtige Ohrfeige von ihm erhalten, und das geschah, da ich als Student die Vakanzen bei ihm zubrachte und bei einer Gelegenheit mich äußerte, Kaiser Joseph habe ganz recht daran getan, diesen Orden aufzuheben.

Ich konnte ihn nur dadurch wieder besänftigen, daß ich ihm, als er mich fragte, warum ich das gesagt habe, lächelnd antwortete: Nun, wenn die Jesuiten nicht aufgehoben worden wären, so hätten Sie, lieber Vater, auch nicht geheiratet, und ich wäre nicht auf der Welt!

Ich habe später nie mehr diese empfindliche Seite meines Vaters berührt.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden, erhielt mein Vater, mit dem Titel: der n.-ö. Exjesuiten Güter k. k. Revident und Grundbuchhändler[1], den Auftrag, die Rechnungen abzuschließen, die liegenden Gründe und das übrige unbewegliche Eigentum des Ordens teils an den Staat zu übergeben, teils zu veräußern, kurz tabula rasa zu machen, und er entledigte sich dieses Auftrages mit solcher Genauigkeit, Ordnungsliebe und

[1] Der alte Castelli wurde am 15. Juni 1774 zum Revidenten und Grundbuchhändler ernannt, am 10. August 1788 zweiter Raitrat und am 27. April 1790 pensioniert. — Ein Majestätsgesuch, welches vorstehende Daten enthält, in der Wiener Stadtbibliothek. Es trägt das Rubrum: „Ignaz Castelli, k. k. jubilierter Rechnungsrat und (85 ausgestrichen) 90jähriger Staatspensionär — Um allergnädigste Verbesserung mittels Zulage zu seiner Pension wegen der dermaligen außerordentlichen Teuerung auf seine noch kurze Lebenszeit" und die Bemerkung: „Selbst verfaßt und durchaus eigenhändig geschrieben zu Weitra den (27. April 1810 ausgestrichen) August 1813." — Abweislicher Bescheid „Kreisamt Krems 22. Oktober 1814" ebenda. S. w. u.

Rechtlichkeit, daß er nach vollendetem Geschäfte eine Rechnungsratsstelle bei einer Staatsbuchhaltung (wenn ich nicht irre, so war es die Staatsgüterbuchhaltung) und ein Absolutorium erhielt, in welchem man ihm die gebührende Belobung über das von ihm mit so großer Einsicht und Rechtlichkeit vollführte Geschäft erteilte, ihn von aller ferneren Haftung lossprach und ihm das ehrenvolle Zeugnis gab, daß durch seine Gebarung dem Staate ein Gewinn von mehr als einer Million (die genaue Summe ist mir nicht mehr bekannt[1]) zugeflossen sei.

Dieses Absolutorium, kalligraphisch geschrieben, prangte in einem goldenen Rahmen über meines Vaters Schreibtisch bis zu seinem Ende. Auch stand das Geschenk, welches er von Maria Theresia erhalten hatte, in seinem Schlafgemache.

Dieses Geschenk, noch von den Jesuiten herrührend, will ich etwas näher beschreiben, da ich und alle, die es gesehen haben, mit mir es für eines der größten Kunststücke halten.

Es ist ein Christus am Kreuze, beiläufig vier Schuh hoch, von Speckstein so kunstvoll gearbeitet, daß die röteren Stellen des Steines anatomisch richtig die Wunden des Erlösers, und das blaue Aderwerk des Steines die Adern des Gottmenschen zeigen. Zudem ist die Figur selbst, vor allem das Antlitz, so ehrfurchtgebietend, so milde und wehmütig, daß man unwiderstehlich angeregt wird, die Knie vor demjenigen zu beugen, dessen Abbild der Künstler so vollendet dargestellt hat.

Mein Vater sagte mir, daß ihm für dieses Kruzifix von einem Fremden 2000 fl. geboten worden sind, daß er sich aber nie davon habe trennen können, so notwendig er das Geld auch gebraucht hätte. Wirklich kniete er auch täglich morgens und abends auf dem Betschemel vor diesem Gekreuzigten und verrichtete seine Andacht.

Meine Schwester besitzt dieses Kruzifix noch[2].

Mein Vater war schon nahe bei sechzig, als er meine Mutter, welche einige zwanzig Jahre zählte, heiratete, und seltsam ge=

---

[1] Die Summe betrug 1 021 824 fl. 40 kr. Sie ist in dem erwähnten Majestätsgesuch angegeben.

[2] Castelli schrieb an den Memoiren schon 1846.

nug, mein Vater wurde 94[1], meine Mutter nur 46 Jahre alt.

Mein Vater muß in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein; denn er war in der Zeit seiner Heirat noch hübsch und rüstig, wie sein Porträt, welches zu jener Zeit gemalt wurde und welches meine Schwester noch besitzt, beweist. Er war von mittlerer Größe, etwas korpulent, sein Gesicht rund, aus welchem zwei blaue Augen mild hervorblickten; vor allem war der Schnitt seines Mundes anmutig, und wenn sein Bart rasiert war, so zog sich ein blauer Schatten über sein rundes Kinn. Er kleidete sich nach der damaligen Art der Beamten, an Festtagen sah man ihn mit gestickter Weste, einen Degen an der Seite, mit Perücke und Haarbeutel und chapeau-bas.

Das Temperament meines Vaters neigte sich mehr zum Phlegmatischen; ich habe ihn nur sehr wenige Male in Hitze gesehen; er hatte eine sehr gute Körperkonstitution, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß er je bedenklich krank gewesen wäre. Er aß und trank gern gut, aber stets mäßig. Er war überhaupt ein Vorbild der Ordnung, und dies mag auch meistens dazu beigetragen haben, daß er ein so hohes Alter erreichte. Seine Augen waren so vortrefflich, daß er in seinen siebziger Jahren noch ein dickes Gebetbuch in zwei Bänden für meine Schwester schrieb.

Um ein Beispiel von seiner stets gleichförmigen Lebensart zu geben, führe ich an, daß er sich täglich des Morgens seine Portion Schnupftabak abwog, und wenn er gegen Abend diesen schon verbraucht hatte, weil Besuche bei ihm waren, denen er Tabak anbot, so hätte er sich doch bei aller Lust darnach nie mehr einige Prisen aus seinem großen Tabaktiegel geholt.

Mein Name hat zwar italienischen Klang, und es wäre wohl zu vermuten, daß meine Voreltern Italiener gewesen seien, aber ich habe darüber nie etwas Gewisses erfahren können, denn mein Vater selbst wußte über seine Ahnleiter nichts weiter, als daß sein Vater ein ehrsamer Schneidermeister in der Leo-

[1] Nach einer uns von Herrn Oberlehrer Joh. Biebl in Weitra freundlich zugekommenen Mitteilung starb der alte Castelli dort am 17. Februar 1816, 91 Jahre alt. — Das Alter würde mit den ausgestrichenen Angaben des oben erwähnten Majestätsgesuchs übereinstimmen.

poldstadt gewesen sei[1]. Auch ist mir nie ein einziger Verwandter von ihm bekannt geworden, welches sehr begreiflich ist, da mein Vater noch ein Kind war, als sein Vater starb und er selbst nach dessen Tode in das Wiener Waisenhaus kam.

Meine Mutter, Dominika Mayr, war die Tochter eines Hauseigentümers zu Mariahilf. Mein Großvater von mütterlicher Seite[2] war schon tot, als ich zur Welt kam, aber meine Großmutter, eine geborene Bollon, habe ich recht gut gekannt und wurde von ihr wie ihr eigenes Kind geliebt. Ich werde von ihr zu jener Zeit sprechen, wo ich bei ihr durch mehrere Jahre wohnte.

Meine Großmutter besaß zwei Häuser zu Mariahilf, das eine hatte sie von ihrem Bruder Bollon[3] (welcher Rauchfangkehrermeister war) geerbt; es ist in der Josephgasse und heißt noch immer das Rauchfangkehrerhaus, weil von jener Zeit an der jeweilige Rauchfangkehrermeister dieser Vorstadt immer darin gewohnt hatte; das andere Haus war in der Siebensterngasse, welche Gasse von dem Schild des Hauses den Namen hat, weil es damals den größten Raum in dieser Gasse einnahm, obschon es gegen die Gasse zu nur einen ebenerdigen Trakt hatte.

Meine Mutter hatte noch drei Schwestern, eine verheiratete

[1] In den Wiener Totenprotokollen über die betreffenden Jahre (1720 bis 1735) begegnen wir hin und wieder dem Namen Castelli. — So finden wir eines Kammerdieners Franz Carl C.s Kinder mehrmals (1727 und 1731), einen Ingenieur Jakob C. (1728), eine Wittib Maria Elis. C. im gleichen Jahre, und eines k. Hauptmanns Anton C.s Kind (1728), eines Tagwerkers Carl C.s Kind (1732), ja zum Schluß sogar den Gen.-Feld-Wachtm. und Komm. von Komorn Alex. Leop. Grf. v. C. (25. Juni 1736). — Dem bürgerlichen Schneidermeister haben wir vergebens nachgeforscht. — Die Listen der Zöglinge des k. Waisenhauses sind leider nicht erhalten.

[2] Castellis Großvater mütterlicherseits war Johann Mayr, Eigentümer des Hauses Mariahilf Nr. 125 „Zu den sieben Sternen", „gewester Wirth", wie es im Totenprotokoll heißt, und starb am 19. April 1776, 78 Jahre alt, „am kalten Brand".

[3] Karl Anton Bollon (in den Totenprotokollen auch „Bolony", „Polan") starb am 17. Dezember 1779 in seinem Hause beim grünen Tor Nr. 120 zu Mariahilf am innern Brand, alt 56 Jahre (Totenpr. der Stadt Wien).

und zwei ledige, und zwei Brüder[1]. Von meinen beiden ledigen Tanten, denen ich meine Erziehung und meine spätere Wohlhabenheit danke, werde ich in der Folge vielfach zu sprechen Gelegenheit haben.

Meine Mutter war eine gemütliche, herzensgute Frau, eine zärtliche Mutter, an welcher ich mit ganzer Seele hing; leider hatte ich mich nur bis in mein neuntes Jahr ihrer zärtlichen Sorgfalt zu erfreuen, dann folgte sie meinem Vater, welcher in den Ruhestand versetzt wurde, auf das Land, und ein paar Jahre nachher starb sie an einer Brustkrankheit[2].

Deine himmlisch milden Züge, geliebte Mutter, schweben mir noch immer vor den Augen.

Es wird wenige Menschen geben, welche sich an Einzelheiten ihrer ersten Kinderjahre erinnern können. Ich weiß davon gar nichts und kann daher nur das anführen, was mir meine Eltern in späteren Jahren davon erzählt haben.

Ich soll, sagte mir meine Mutter, nie eingeschlafen sein, außer wenn sie selbst mich entweder auf ihren Armen oder in der Wiege einschaukelte, dabei mußte aber auch immer gesungen werden, und zwar nur ein einziges Lied war es, welches stets gewiß auf mich die Wirkung hervorbrachte, daß ich entschlummerte.

Wie eine süße Mutterstimme auch das Entsetzlichste wohltuend machen kann, davon gibt der unsinnige Text dieses Liedes einen Beweis; er hieß:

Mäus' auf der Häfenstell'n,
Schau, ob s' nit owa wöll'n,
Und wann s' nit owa wöll'n,
Lass'n wir's auf der Häfenstell'n.

Einmal wollte mein Vater versuchen, mich in den Schlaf zu singen, er nahm mich auf den Arm und fing jenes Lied zu singen an, welches er bei lustigen Gelagen immer zum besten gab, es lautete:

---

[1] Anna Maria, verehel. Herzog, Theresia und Katharina. — Sigmund Mayr starb noch vor der Großmutter; Franz Mayr war bürgerlicher Vergolder (An der Windmühl Nr. 36). — (Testament der Kath. Mayr vom 25. Juli 1801.)

[2] Dominika Castelli starb in Weitra am 11. März 1798 an der Lungensucht, 46 Jahre alt.

Dreimal Leberknödl
Und's viertemal a Wurst,
Und wer an Wein in Keller hat,
Der leidet keinen Durst[1].

Ich aber fing darüber ein so fürchterliches gellendes Geschrei an, daß er mich schnell meiner Mutter übergab und aus dem Zimmer rannte, und zwar mit den Worten: „Der Bub wird in seinem Leben nicht musikalisch."

Meine gute Mutter stillte mich selbst, und zwar so lange, daß sie, welche ohnedies von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit war, sich vermutlich dadurch selbst schadete und sich eine Brustkrankheit zuzog, welche ihrem Leben so früh ein Ende machte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit ging so weit und sie stillte mich so lange, daß ich schon imstande war, einen kleinen Schemel zu ihr zu tragen und von diesem auf ihren Schoß zu klettern, um mir die Brust zu suchen.

Als sodann der Schnuller bei mir die Stelle der Brust einnahm, habe ich mir, wie meine Mutter mich versicherte, Zwieback und Zucker dazu selbst gestoßen.

Ich wurde überhaupt in meiner zarten Jugend ungemein gehätschelt und glaube, daß darin auch der Grund meiner spätern Kränklichkeit zu finden war. Wenn nur ein Wölkchen sich am Himmel zeigte, so durfte ich ja nicht aus dem Zimmer getragen werden und wurde stets, wenn ich in die Luft kam, in Tücher und Pelze eingehüllt.

Ein sehr guter Freund meiner Eltern war ein Abbé, namens Leopold Föderl[2]. Damals Professor der Poesie an der

[1] In der Form:

„36 Lebaknödl
Und a Trumm Wurst,
Der a Kellnerin liabt,
Is alleweil voll } Durst."
oder Der leidt koan }

bei: R. H. Greinz „Schliersee'r Schnadahüpfeln III. (München 1844) 27. — Greinz-Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln II. (Leipzig 1893) S. 98. — Blümml-Krauß, Ausseer und Ischler Schnadahüpfel, Leipzig 1906, S. 95, Nr. 311 und S. 154 mit Literatur. — Sehr stark variiert: Cöl. Zocher, Du schönes grünes Alpenland. Innsbruck 1898, S. 320.

[2] Leopold Föderl, geb. 1748, ordiniert 1773, seit 1775 Professor am akademischen Gymnasium in Wien, dann Universitätsprofessor, er-



Pfarrer Leop. Föderl
(Aus dem Freimaurer-Album)

Wiener Universität. Dieser Mann war es, welchem ich den ersten Unterricht verdankte. Er liebte mich wie ein zweiter Vater, er lehrte mich das Kreuz machen, das „Vaterunser" beten und die Buchstaben kennen. Das letztere bewirkte er in sehr kurzer Zeit dadurch, daß er mir gemalte Bilderchen zeigte, unter denen die Buchstaben, wie sie in der Druckschrift gebräuchlich sind, gedruckt waren; so z. B. stand unter einem gemalten Apfel das A, unter einem gemalten Bauern das B, unter einem Soldaten das S. usw. durch das ganze Alphabet, so daß immer der erste Laut beim Aussprechen des Namens zugleich der Buchstabe war. Mein Vater sagte mir, daß ich auch öfters die Sache nur mit den Buchstaben benannte. Wenn z. B. ein Soldat vorüberging, so rief ich: Da geht ein S.!

Als ich auch die zehn Gebote Gottes schon auswendig wußte, stellte der Abbé Föderl eine Prüfung vor einer Gesellschaft von guten Freunden mit mir an. Er bildete sich sehr viel auf seine Unterrichtsmethode ein und wollte zeigen, wie weit er es mit mir vierjährigem Knaben gebracht habe; allein er selbst hat mir nach vielen Jahren noch lächelnd versichert, daß ich ihm bei dieser

hielt 1785 die Pfarre Weitra in Niederösterreich, kam 1804 durch Tausch auf die Pfarre Ruprechtshofen (polit. Bezirk Melk in N.-Ö.), wo er am 27. Mai 1817 starb. Über sein Testament s. später. — In Druck ist von ihm erschienen: „Rede nach einem fürchterlichen über die Stadt Weitra am 4. Mai 1790 ausgebrochenen Donnerwetter, Wien, gedruckt im Taubstummen-Institut." — „Rede bei der Gedächtnisfeier der allgemeinen Landesbewaffnung am 17. April 1798. O. O." — „Gott, gib unsern Waffen Siege, Friede dann dem Vaterlande. Ein Kriegslied, gedruckt im Frühjahr 1799." — „Weihgedicht zum Namenstage des Pfarrers Anton Korb zu Harbach, und Subseniors des Weitraer Dekanates. Wien, Druck von Matth. Andr. Schmidt, 1799." (S. Anton Erdinger, Bibliogr. des Klerus der Diözese St. Pölten [1784—1872], Selbstverl. Krems 1872, S. 56.) — Föderl war Freimaurer. S. L. Lewis, Geschichte der Freimaurerei in Österreich. Wien 1861, S. 153. „Verzeichnis der stl. Mitgl. der sehr ehrw. St.-Johannis-Loge zur Beständigkeit im Orient zu Wien 5782. 4. Leop. Föderl, Prof. u. öfftl. Lehrer der Poesie an hiesiger Univ. 1. Aufseher." — S. auch „Die Sphinx. Freimaurerisches Taschenbuch. Herausg. von Dr. Emil Besetzni. Wien 1873." S. 29. Dort auch ein Gedicht aus dem freimaur. Album, S. 183 zu F.s Schattenriß „Bei den Ruinen der T — — — (Templer) in M — — (Mödling)."

Prüfung viel Ärger verursachte, weil ich entsetzlich dumm antwortete und seinen pädagogischen Künsten wenig Ehre machte.

So fragte er mich:

Wo ist denn der liebe Gott?

Ich antwortete: Dort hängt er, und zeigte auf ein Christusbild in einem Rahmen an der Wand.

Wo ist er denn noch? fragte er weiter.

Bei meinem Papa im Zimmer ist auch ein anderer lieber Gott, antwortete ich.

Ganz recht, das sind nur Bilder vom lieben Gott, aber wo wohnt er selbst?

Ich. Das weiß ich nicht.

Er. Sage das Vaterunser.

Ich. Vater unser, der du bist im Himmel . . .

Er. Also im Himmel ist er.

Ich. Im Himmel kann er ja nicht sein, wenn er da ist.

Er. Schweige jetzt, Dummkopf, und sage die zehn Gebote.

Ich sagte sie geläufig bis zum siebenten her, das Stehlen wollte mir aber nicht beifallen. Da machte mein Lehrer eine Bewegung mit den gekrümmten Fingern und ich platzte heraus: Siebentes, du sollst nicht greifen!

Meine liebste Spielerei bestand im Messelesen. Mein frommer Vater hatte mich mit fünf Jahren einige Male in die Kirche mitgenommen, und die Zeremonien bei der Messe hatten einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie zu Hause immer nachahmte. Als meine Mutter das sah, machte sie mir ein Meßkleid aus Papier, richtete mir einen kleinen Altar zusammen, mein Vater kaufte mir Kelch, Monstranze, Kännchen, Leuchter usw. von Zinn, und ich las so alle Tage meine fünf bis sechs Messen. Die Freude, welche mein Vater darüber empfand, war grenzenlos; denn er hoffte schon in seinem Sohne einen frommen Pfarrer zu sehen[1].

Ich war aber dennoch auch manchmal ein, wie man bei uns sagt, hautschlimmer Junge, ich beschmierte alle Wände mit

[1] Das folgende als „VII. Jugendeindrücke" zum erstenmal gedruckt in Frankls „Sonntagsblättern", Nr. 48 vom 30. November 1845, dann in den stl. Wk. 16. Bd. — Memoiren I. S. 13—16 u. 20—22.

Bleistift oder Kohle, ich verschleppte meiner Mutter alle Scheren und Nadeln, schnitt mit den ersteren Löcher in die Vorhänge und nähte sie mit den letzteren wieder zusammen, ich malte mir mit dem Schnupftabak meines Vaters einen Schnauzbart usw.

Auch gegen Tiere war ich in diesen Jahren nichts weniger als mitleidig. Ich hatte meine große Freude daran, wenn ich unser Hündchen bei den Vorderfüßen im Zimmer herumziehen konnte, bis das arme Tier heulte, oder wenn ich mit einer Nadel oder einem Stock in den Vogelkäfig stechen konnte, daß die Vögel flatterten. Und — sonderbar! — jetzt in meinem Alter bin ich für alle Gegenstände der Natur sogar etwas hyper-empfindsam, am meisten aber für Tiere. Es ist mir unmöglich, ein Tier zu töten, und müßte ich ihm selbst das Messer in die Kehle stechen, ich würde gewiß nie ein Huhn essen. Ja selbst jene Tiere, welche den Menschen plagen, ich verscheuche sie, aber ich töte sie nicht. Ich hasse die Jagd, ich habe ein Grauen vor einem Fleischhauer, ich kann es nicht sehen, wenn Pferde schwer ziehen müssen. Wie viele Zeisige habe ich schon gekauft, welche sich ihr Futter in einem kleinen Wägelchen und ihr Wasser in einem Fingerhut emporzuziehen gezwungen sind, um sie von ihrer Last zu befreien, und wenn ich unwillkürlich — denn mit Willen tue ich dieses nie — auf eine Raupe trete, tut es mir wehe. Das ist etwas übertrieben, sagen mir viele Leute, allein ich kann nicht anders, dies Gefühl ist stärker als ich.

Ich habe sogar jetzt in meinem hohen Alter in Niederösterreich einen Verein gegen Mißhandlung der Tiere gegründet, und dies eine erfreut mich mehr als alles, was ich in meinem ganzen Leben zustande gebracht habe.

Ich glaube, daß diese Umwandlung in meinen Gefühlen ein Jugendeindruck hervorgebracht habe, den ich meiner guten Mutter danke, und ich muß diese Begebenheit hier mitteilen, weil sie eben sich in jenen Jahren meines Knabenalters ereignete.

Wir hatten in meiner Eltern Hause ein paar Kanarienvögel, einen gelben und einen grünen. Meine Eltern liebten diese Vögel sehr, denn sie waren sehr zahm, hüpften beim Essen immer

auf dem Tische herum und pickten Zucker aus der Hand. Ich sechsjähriger Knabe aber meinte, solch ein Vögelein sei nur zu meiner Unterhaltung da, und ich schoß daher mit meinem Blasrohr zum öftern Erbsen auf die armen Tierchen in den Käfig hinein. Dies wurde mir öfters untersagt, aber ich kehrte mich nicht daran, und einmal fiel es mir sogar ein, es wäre sehr schön, wenn ich den gelben spitzen Hut meines Hanswursts mit grünen Federn schmückte. Ich nahm den grünen Kanarienvogel aus dem Käfig und fing an, ihn zu rupfen. Mein Vater kam dazu und wurde so zornig, daß er einen Stock ergriff, um mich derb durchzuprügeln. Ich erhob ein fürchterliches Zetergeschrei und meine Mutter lief herbei. Laß den Jungen! sagte sie, wenn er mir verspricht, das nicht mehr zu tun, so werde ich ihm des Abends eine schöne Geschichte erzählen, die ihn gewiß mitleidiger gegen die Tiere machen wird.

Mein Vater ließ sich besänftigen, und ich, der ich kein größeres Vergnügen kannte, als mir Geschichten erzählen zu lassen, versprach alles und freute mich schon auf den Abend.

Gegen acht Uhr nun — mein Vater war Zeitungen lesen gegangen — saß ich bei meiner Mutter, welche Wäsche flickte, unsere Magd spann daneben, und jene erzählte mir folgendes:

Es war einmal ein sehr schlimmer Junge, der seinen Eltern nicht folgte, im Lernen nicht vorwärts kam und tausend Spitzbübereien anstellte, aber alle Tiere hatte er außerordentlich lieb und tat nie einem etwas zuleide. Mit dem Hunde im Hause teilte er oft sein Jausenbrot, die Kanarienvögel fütterte er immer selbst, die Katze ließ er bei sich im Zimmer schlafen, und als er einmal von der Köchin hörte, daß sie am nächsten Tage die abscheulichen Küchenkäfer, die man Schwaben nennt, ausbrennen wolle, hatte er sogar Mitleid mit diesen Tieren, kroch des Abends, wo diese Käfer herauskommen, unter den Herd, sammelte sie alle in einen Topf zusammen und trug sie hinaus auf das Glacis, wo er sie ausleerte. Der Knabe wurde immer größer und ward ein wüster abscheulicher Mensch. Er kam in schlechte Gesellschaften, wurde ein Spieler und Säufer; da er sich nichts verdienen konnte, weil er nichts gelernt hatte, so machte er Schulden und beging endlich sogar einen Diebstahl.

Er wurde eingezogen, und da er seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken ganz zugrunde gerichtet hatte, so starb er im Gefängnisse; aber ungeachtet seines ruchlosen Lebenswandels hatte er doch nie einem Tiere etwas zuleide getan und noch im Gefängnisse eine Maus, welche alle Nacht auf sein Lager kam, mit seinem schwarzen Brote gefüttert. Als nun die Seele dieses Menschen vor den lieben Gott kam und dieser schon ein strenges Urteil über sie aussprechen wollte, da kamen alle Tiere, alle, alle und baten den lieben Gott, er möchte ihm verzeihen. Der liebe Gott hat ihm in seiner Barmherzigkeit auch verziehen.

Meine Mutter schwieg, ließ die Nadel sinken und sah mich an. Mich hatte diese Erzählung so ergriffen, daß ich weinen mußte, da stand sie auf und sagte: Komm! Jetzt wollen wir den armen Kanarienvogel, den du so unbarmherzig gerupft hast, mit Öl einschmieren. Ich ging mit ihr, bedauerte den armen Vogel recht sehr, nahm die Federn wieder von dem Hute meines Hanswursts und bat meine Mutter, sie möchte sie dem Vogel wieder einsetzen.

Ich bin jetzt 79 Jahre alt, und diese schlichte Erzählung habe ich behalten und erinnere mich oft daran.

Ein öffentliches Kirchenfest, welchem ich damals beiwohnte, ist mir noch immer im Gedächtnis geblieben, denn es war das erstemal, daß ich unter viele Menschen kam, daß ich die Pracht der Kirchenornate, viel Militär, reichgekleidete Kavaliere und den Kaiser selbst samt seinem ganzen Hofstaat sah. Mein Vater hatte mich nämlich mit sich genommen, um die Fronleichnams-Prozession zu sehen. Die Stephanskirche war dazumal noch mit einer Menge nur ein Stockwerk hohen Häuserchen umgeben. In einem dieser Häuserchen hatte mein Vater einen Bekannten, und bei diesem saß ich am Fenster. Ich hatte nicht Augen genug, um zu schauen, es ergriff mich fast ein Schwindel, und als nun der Bischof unter dem Himmel kam, da sagte mein Vater zu mir: Gib acht, jetzt kommt der Kaiser. Der Kaiser kam auch wirklich gleich nach dem Himmel, ich aber hielt den Bischof für den Kaiser, weil er einen von Gold strotzenden Vespermantel trug, und ich mir einen Kaiser nicht

anders als mit Gold besäet und die Krone auf dem Haupt denken konnte.

Ich fing schon sehr früh an verliebt und sogar eifersüchtig zu werden. Meine Mutter hatte eine sehr gute Freundin, eine Witwe, Frau Pitsch. Diese besuchte uns öfters mit ihrem Sohne, einem Knaben in meinem Alter, und mit ihrer Tochter, welche schon um ein paar Jahre älter war. Auch wir erwiderten diese Besuche. Wenn wir nun hin kamen, so versammelten sich daselbst noch mehrere andere Knaben aus dem Hause. Wir spielten gewöhnlich Soldaten, hatten im Vorzimmer eine eigene Wachstube und stellten überall Posten aus. Frau Pitsch war unsere Kaiserin und ihr Töchterchen Nanni die Prinzessin. Wenn eine von diesen erschien, so wurde so fürchterlich „Gewehr auf!" geschrien, daß die nebenwohnenden Leute sich über den Höllenlärm beklagten.

Die kleine Nanni gefiel mir ganz außerordentlich. Wenn ich zu Hause Zuckerwerk bekam, so bewahrte ich stets ein Stückchen davon für sie auf und brachte es ihr. Wenn wir spazieren gingen, uns kleine Kinder begegneten und meine Mutter meinen Vater auf ein kleines Mädchen aufmerksam machte, indem sie sagte: Sieh nur einmal das bildschöne Kind an! da fiel ich gleich ein: Pitsch-Nanni ist doch schöner!

Dem Bruder der Kleinen schlug ich einst ein blaues Auge, weil er seiner Schwester Wasser ins Gesicht spritzte, und als wir einst bei Pitsch zu Mittag aßen, fing ich jämmerlich zu weinen an und wollte um alle Welt nicht bei Tische bleiben, weil — man höre und staune! — weil ein anderer Knabe mit Nanni ein ganz gleich geformtes Eßbesteck hatte und ich ein verschiedenes.

Was eine Nessel werden will, brennt früh. Die Eifersucht hat mir in spätern Jahren viele Qualen verursacht, aber sie war auch eine der Ursachen, warum sich alle meine Liebschaften zerschlugen, ohne zum Ziele der Ehe zu führen.

II.

Mein erster Schulbesuch. — Mein erster und letzter Rausch. — Eintritt in das Gymnasium. — Meine Friedfertigkeit. — Pensionierung meines Vaters. — Seine Übersiedlung nach Weitra. — Mein Eintritt in die lateinischen Schulen. — Die Brüder Kronenfels.

Mein Lehrer, der Abbé Föderl, hatte die Professur an der Universität und auch Wien verlassen, da er zum Pfarrer in der Stadt Weitra im V. O. M. B. promoviert wurde. Ich werde von diesem vertrauten Freunde meiner Familie öfters zu sprechen Gelegenheit haben.

Da nun mein Unterricht fortgesetzt werden mußte, sandten mich meine Eltern in die Schule im sogenannten heiligen Kreuzerhofe, welche als gute Unterrichtsanstalt bekannt und dem Hause, wo wir wohnten, die nächste war. Es ist eine eigene Fügung des Schicksals, daß ich jetzt als Greis in demselben Hause wohne, wo ich als Knabe in die Schule ging, und wenn ich so die Kleinen aus der Schule gehen und im Hofe sich mit Schneeballen bewerfen und hundert andere mutwillige Streiche begehen sehe, so verjünge ich mich mit ihnen selbst[1].

Auf mich machte es einen außerordentlichen Eindruck, daß ich nun in der Schule mit meinem Geschlechtsnamen gerufen wurde, während ich zu Hause nur immer mit meinem Taufnamen genannt wurde. Ich war nun mit einem Male ein Castelli, da ich früher nur immer ein Nazi (Ignaz) war; ich bildete mir nicht wenig darauf ein.

Überhaupt ist mir von meinem sechsten Jahre an volle Erinnerung der Begebenheiten geblieben, und ich könnte die Personen, mit welchen ich damals in Berührung kam, malen, wenn ich ein Maler wäre. So weiß ich z. B. noch recht gut, daß unser Lehrer, den wir Herr Ignaz nannten, ein dicker Mann war, mit einer gelbbraunen Gesichtsfarbe, die Haare an den Schläfen in feste Locken gewunden, welche man damals Wuckeln

[1] Die Schule bestand noch im Heiligenkreuzerhof bis Ende der Sechzigerjahre, dann kam sie in den Neubau in der Zedlitzgasse.

nannte, ein Mann, der sich leicht erzürnte, dann unbändig schrie und Tabak schnupfte und Patzen (Schläge mit einer Art von hölzernem Löffel auf die Hand) und Pollaken (Schläge mit einem Stäbchen auf die Hinterbacken, wobei die Hosen straff angespannt wurden) austeilte. Auch im Schopfbeuteln war der Mann sehr geübt. Ich wurde von ihm einmal so arg gebeutelt, daß ich aus der Schule weglief und einige Tage zu Hause krank lag.

Wir waren aber auch böse Buben und taten ihm allen möglichen Schabernack; wenn er uns beim Schreiben die Hand lenken wollte, um uns Haar- und Schattenstriche zu lehren, so hielten wir die Feder so, daß sie ihn mit Tinte anspritzte; wenn er bei solcher Gelegenheit seine Tabaksdose auf die Bank legte, so stieß sie der Nebenschüler hinab, daß sie aufsprang und der Tabak auf die Erde fiel. Am meisten aber freute es uns, wenn wir ihm aus Federkielen, welche einer unserer Mitschüler eigens zuzubereiten verstand, Erbsen oder Papierkügelchen in die Haarwuckeln schießen konnten, wobei er nie erfuhr, wer es getan hatte.

In diese Zeit fällt auch mein erster Rausch. Es war mein erster, aber auch mein letzter. Ich kann mir keinen mehr trinken, denn wenn ich genug habe, widersteht mir jedes Getränk, auch das beste, und zwar so, daß, wenn auch nur hundert Tropfen in meinem Glase wären, ich diese nicht mehr zu trinken imstande bin. Das Sprichwort sagt: „Nur das letzte Seidel schadet", nun eben dieses letzte Seidel bin ich nie zu trinken imstande.

Ich muß meinen ersten Rausch etwas ausführlicher beschreiben, da ich ihn mir wirklich nur aus Artigkeit getrunken habe.

Ich kam eines Tages gegen Mittag aus der Schule nach Hause und meinte, ich sei ein König, da ich auf meinem papageigrünen Frack, der große Knöpfe von Papiermaché, mit Landschaften bemalt, hatte, die hellglänzende bleierne Medaille für Fleiß und gute Sitten trug. Im Hause fand ich aber alles in der größten Unordnung, denn es war eben großes Zimmerputzen eingetreten. Meine Mutter versprach mir zum Lohne

meines Fleißes am nächstfolgenden Tage meine Lieblingsspeise, einen Mandelstrudel, zu backen, da es heute schmale Bissen setzen werde. Da geschah es, daß uns Pater Cyrillus, der Dominikaner, welcher mich getauft hatte, besuchte. Als er die Unordnung in unserm Hause bemerkte, empfahl er sich gleich wieder und sagte zu meiner Mutter: Da der Kleine so brav war, so soll er auch ein wenig Aufheiterung haben. Ich nehme ihn, wenn Sie erlauben, mit mir, er soll bei uns zu Mittag essen.

Meine Mutter gab gerne ihre Einwilligung, und ich hatte eine ungeheuere Freude, denn es war das erstemal, daß ich allein außer dem Hause speisen sollte. Als ich nun erst das große Refektorium sah und den Tisch, worauf vor jedem Speisenden eine zinnerne Kanne voll Wein stand, da war für mich eine neue Welt aufgetan. Ich nahm mir vor, recht artig zu sein und genau achtzuhaben, wie es die Großen machen, um keinen Fehler zu begehen.

Ich saß ganz unten am Tisch bei den Novizen. Was mein Nebenmann aß, das aß ich auch, und wenn er sich einschenkte und austrank, schenkte ich auch ein und trank auch aus. Mein Nebenmann trank seine ganze zinnerne Kanne aus, ich, ein sehr artiger Knabe, folgte seinem Beispiele. Am Ende, als noch einige Wohlergehen getrunken wurden, fing es mir an übel zu gehen, und als das Mahl zu Ende war und ich an das oberste Ende des Refektoriums gehen sollte, um dem Pater Guardian[1] die Hand zu küssen, da fiel ich mitten zur Erde. Von diesem Augenblick war meine Besinnung verloren, ich wußte nicht, wie ich nach Hause und in mein Bett kam.

Als ich erwachte, — Himmel! was erblickte ich? Meine Kleider, alle beschmutzt, lagen auf Stühlen ausgebreitet um das Bett herum, die Ehrenmedaille war von dem papageigrünen Frack herabgenommen, und statt derselben lag ein Zettel darauf, worauf von meines Vaters Schrift die Worte standen: „Ein rauschiger Bube verdient keine Auszeichnung." Was mich aber am meisten beunruhigte, war vor mir auf dem Tische eine frischgebundene ungeheuere Rute, welche in einem Topfe voll

[1] Irrtum Castellis; die Dominikaner haben keinen P. Guardian; dieses Amt findet sich nur bei den Mönchen der Franziskaner-Orden.

Wasser steckte. Ich erwartete mit großer Bangigkeit die Dinge, welche kommen würden. Endlich trat meine gute Mutter ein, ich dankte Gott, daß es nicht mein Vater war; sie schlug die Hände schon bei der Tür über den Kopf zusammen und rief: Junge, wie hast du dich aufgeführt?

Ich? Gut hab' ich mich aufgeführt.

Du hast ja einen Rausch gehabt?

Kann sein, aber nur weil ich artig war.

Ich erzählte, wie das zugegangen war, und meine Mutter mußte vermutlich insgeheim über meinen Rausch aus Artigkeit lachen, darum bekam die eingeweichte Rute diesmal keinen Dienst, aber Tee mußte ich trinken, der mir fürchterlich zuwider war, um meinen Magen wieder in Ordnung zu bringen; und als ich am andern Tage in die Schule kam, mußte ich auf Befehl des Lehrers (mit welchem mein Vater, als er ihm die Medaille zurücktrug, vermutlich die Strafe abgemacht hatte) mich in die Mitte des Schulzimmers stellen, und der Herr Ignaz hielt einen ellenlangen Sermon über das Laster der Trunkenheit und stellte mich als warnendes Beispiel meinen Kameraden vor, welche mich, oder eigentlich den Lehrer, derb auslachten. Besonders aber, meinte Herr Ignaz, wäre es unbegreiflich, wie man ein solches herabwürdigendes Laster begehen könne, wenn man eine Auszeichnung im Knopfloch trage.

Ich habe mir das gemerkt, aber nicht auf alle hat der erste Rausch und seine Folgen einen so tiefen Eindruck gemacht, denn ich habe seitdem viele gesehen, welche, obschon sie eine Auszeichnung im Knopfloche trugen, doch recht possierlich dahertaumelten.

Der Abbé Föderl, der, wie ich mitteilte, die einträgliche Pfarre in Weitra erhalten hatte und dahin abgegangen war, konnte auch dort seine Gewohnheit zu lehren nicht ablegen, welches seinen Pfarrkindern zum großen Nutzen wurde. Wenn er nämlich in der dortigen Schule Knaben fand, welche besondere Fähigkeiten zeigten, so ließ er sie zu sich in den Pfarrhof kommen, unterrichtete sie in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, ließ sie in Krems prüfen, und wenn sie dann, was bei den meisten der Fall war, Lust und Beruf zum geistlichen Stand zeigten, so sandte er sie nach Wien und ließ sie hier auf seine

Kosten Philosophie und Theologie studieren. So danken viele Bauernsöhne der Umgegend von Weitra dem braven menschenfreundlichen Pfarrer Föderl, daß sie in eine höhere gesellschaftliche Stellung kamen und sich jetzt, ebenfalls als Pfarrer, recht wohl befinden.

Auch zu meinen Eltern hatte Föderl ein paar solche Studenten auf seine Kosten in Verpflegung gegeben, und diese waren meine ersten Kameraden. Ach, wie freuten wir uns, wenn ihnen ihre Eltern Magenknödel (Mohnklöße) herabschickten und wir diese altgebackenen Zelten (die so hart waren, daß ein Wagen über sie hätte fahren können, ohne sie zu zerbrechen) miteinander verspeisten. Ich muß gestehen, ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf das Essen gehalten, und ich schätze es auch gegenwärtig sehr hoch.

Als ich sieben Jahre alt war, trat ich ins Gymnasium zu Sankt Anna in die Normalschule ein, wurde aber daselbst sogleich in die höhere zweite Abteilung aufgenommen, da ich schon recht gut lesen und auch ziemlich gut schreiben konnte. Ich bildete mir nun schon ein, ein Student zu sein.

Meine Schulabteilung zählte über 200 Knaben, und ich lernte so, mich unter mehreren Menschen bewegen.

Seine Kinder durch einen Privatlehrer im Hause unterrichten zu lassen, hat wohl große Vorzüge vor den öffentlichen gemeinsamen Lehranstalten. Der Lehrer kann sich mehr nach der Fassungsgabe seines Schülers richten, der Lehrer von vielen Schülern streut seinen Samen unter die Menge, und nur die Körner, die auf gutes Erdreich fallen, keimen, die übrigen sind verworfen. Die Eltern selbst können bei dem Unterricht im Hause denselben überwachen, die Unarten fremder Kinder und ihr Eindruck auf das weiche Gemüt des eigenen sind nicht zu fürchten. Aber ungeachtet aller dieser Vorzüge des Privatunterrichts hat der öffentliche doch eines für sich, was dem Knaben, wenn er anders schon in der zartesten Jugend gute Grundsätze eingesogen hat und auch fortan von den Eltern belehrt und überwacht wird, für sein ganzes Leben von großem und unberechenbarem Nutzen ist. Er lernt nämlich schon frühzeitig Menschen kennen und mit ihnen umgehen. Alle Charaktere zeigen

sich in ihrer Genesis schon in einer solchen größeren Schülerversammlung, gute und schlimme Eigenschaften, einnehmendes Betragen und Unarten, Freundlichkeit und Unfreundlichkeit machen sich bemerkbar und ziehen an oder stoßen ab, kurz, alle angenehmen und unangenehmen Seiten der menschlichen Gesellschaft drängen sich dem Knaben schon auf; er muß lernen zu dulden und sich in das Unvermeidliche zu schmiegen, und er hat Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er durch Güte und zuvorkommendes Benehmen eher seine Wünsche erreicht als durch störrisches Wesen. Was mich betrifft, so war ich ein sehr verträglicher Junge. Ich fand schon damals die Schwächen meiner Mitschüler leicht heraus und schonte diese so viel als möglich. Keck und barsch war ich niemals, ja, ich muß bekennen, ich war sogar schüchtern und fürchtete nichts mehr als Schläge. Wenn meine Schulkameraden sich oft derb abprügelten, lief ich so weit ich konnte und war von keiner Partei. Ein Grundsatz, welchen ich noch jetzt zwar nicht für sehr heroisch, aber für sehr praktisch halte, hielt mich von allen tumultuarischen Auftritten zurück. Es war folgender, welchen ich schon damals aussprach.

Ein viel kleinerer und jüngerer Knabe als ich selbst war, hatte mich mit Kot beworfen. Ich sah mich um, wer mir das getan habe, und ein anderer meiner Mitschüler zeigte mir den Täter. Ich wurde böse und drohte ihm, es dem Herrn Lehrer zu sagen, putzte aber dann meinen Rock ab und ließ ihn laufen. Der andere sagte zu mir: Geh, laufe ihm doch nach und schlage ihn. Ich antwortete: Wenn ich auf ihn schlage, so schlägt er wieder. Ei, versetzte der andere, was kann er dir denn tun? Er ist ja viel kleiner und schwächer als du, und du gibst ihm zehn Hiebe, bis er dir einen gibt. Du hast recht, erwiderte ich, aber ich mag nicht schlagen, wenn ich auch nur e i n e n Hieb von ihm bekomme, so tut mir dieser auch weh, und wenn ich ihm zehn Hiebe dafür gebe, so tut mir die Hand auch noch davon weh.

Man sieht, zum Störenfried und Schläger war ich nie geschaffen.

Im Jahre 1790, da ich neun Jahre alt war, wurde mein

Vater in den Pensionsstand versetzt, und zwar nur mit dem Drittel seiner Besoldung von 800 fl., also mit 266 fl. 40 kr jährlich. Dieser Schlag traf den braven Mann doppelt hart. Einmal, weil er ganz vermögenslos war und doch eine Frau und zwei Kinder zu ernähren hatte (es war ihm nämlich auch noch eine Tochter geboren[1]), und dann, weil es ihn tief kränkte, daß man ihn, der als Jesuitengüter-Grundbuchhändler so viel für den Staat getan hatte, dem man auch in seinen Geschäften als Rechnungsrat keinen Vorwurf machen konnte, im Alter, wo er noch rüstig seinen Geschäften vorstehen konnte, so plötzlich von diesen entfernte und ihn mit einer so kleinen Pension, wovon er unmöglich zu leben imstande war, abfertigte.

Er machte wiederholte Vorstellungen gegen diese unwürdige und unbillige Behandlung, allein diese fruchteten nichts[2], denn er hatte einen mächtigen Gegner, welcher eigentlich weniger meines Vaters Feind als der Freund eines anderen Mannes war, welchen er an meines Vaters Stelle bringen wollte. Er ist bereits lange tot, darum will ich seinen Namen nicht nennen.

Mein Vater mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Er beschloß daher, Wien zu verlassen und sich auf das Land zu begeben, wo er auf jeden Fall weniger kostspielig leben konnte.

Als der Pfarrer Föderl in Weitra vernahm, was vorgefallen war, zeigte sich seine Freundschaft für meine Eltern in ihrer ganzen Größe. Er bot meinem Vater an, zu ihm nach Weitra zu ziehen, ihm dort seine Pfarr-Kanzleigeschäfte (Weitra war eine sehr bedeutende Wirtschaftspfarre) zu führen, wofür er ihm eine jährliche Besoldung aussetzte. Ja, er tat noch mehr. Er kaufte auch einen Platz zunächst seines Pfarrhofes und baute da meinen Eltern ein zwei Stockwerke hohes Haus, damals das schönste in der Stadt Weitra. Es heißt jetzt noch

---

[1] Theresia Castelli, später vereh. Weyringer. — Von Castellis Hand ihr Schattenriß in seiner Silhouetten-Sammlung im Museum der Stadt Wien, 1. Heft „18. Sept. 1801".

[2] Abweislicher Bescheid des Kreisamtes Krems vom 22. Oktober 1814, Reg.-Dekr. 13, „da ohnehin bloß aus besonderer A. H. Gnade der normalmäßige Bezug [im ob. Ausmaß] auf 533 fl. 30 kr. [also um ein weiteres Drittel] erhöht worden". S. o.

immer das Castellihaus. Ich kann zwar nicht behaupten, ob Föderl dieses Haus ganz allein aus seinen eigenen Mitteln für meine Eltern baute, allein, wenn mein Vater etwas dazu beigetragen hat, so war es gewiß sehr wenig, da er kein Vermögen besaß[1].

Mein Vater begab sich also bald nach seiner Pensionierung nach Weitra und wohnte, während das Haus gebaut wurde, im Pfarrhofe, meine Mutter aber blieb mit mir und meiner kleinen Schwester (sie war um sieben Jahre jünger als ich) noch bis zur Vollendung des Hauses in Wien.

Ich trat zu dieser Zeit mit guten Zeugnissen aus der Normalschule in die lateinischen Schulen[2].

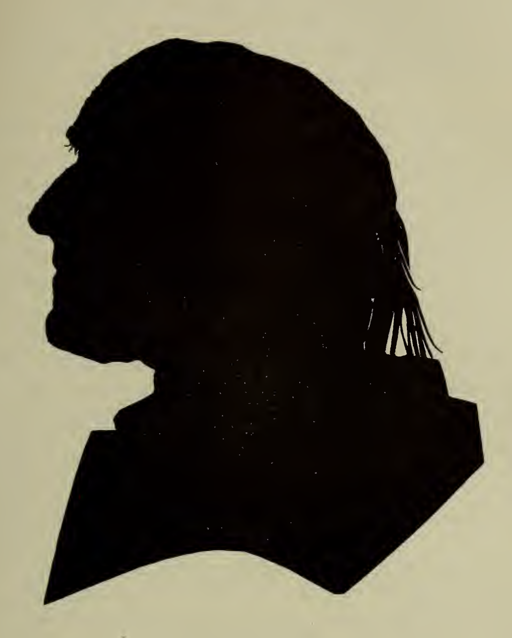
Diese umfaßten drei Jahrgänge: Parva, Grammatik und Syntax genannt. Derselbe Professor lehrte immer alle drei Jahrgänge. Mein Professor hieß Woedl[3], war ein Exjesuit und der Freund meines Vaters, weswegen er mich auch in die

---

[1] Von den freundschaftlichen Gesinnungen des Pfarrers Föderl gegen die Familie Castelli zeugt ein in der Wiener Stadtbibliothek erliegendes „Schenkungs-Instrument" (Donatio mortis causa), datiert „Weitra, 2. November 1797", in welchem der Pfarrer die beiden Kinder der alten Castelli, Ignaz und Theresia, „welche Tochter mir die Ältern zur Führung meiner Hauswirtschaft im höheren Alter heranzuziehen und geschickt dazu zu machen hierunter zugleich angeloben", zu je einem Viertel seines Nachlasses zu Erben einsetzt, sich auch sonst „der vielen wesentlichen Freundschaftsdienste" erinnert. — Am Schlusse der Urkunde findet sich von der Hand des alten Castelli der Zusatz: „Was die Bedingniß wegen unserer Tochter Theresia betrift, deß geloben wir in der Zuversicht, daß Herr Stadtpfarrer nur ihrem Besten förderlich seyn werde! Ignaz Castelli, k. k. jub. Rait-Rath. Dominica Castelli."

[2] Castelli wurde, damaliger Übung nach, schon als Gymnasiast an der Universität immatrikuliert. Der XI. Band der Wiener Universitätsmatrikel S. 399 verzeichnet: „1790 Castelli Ign. Austr. Vienn. princip.", d. h. als Principista, was unserer 2. Gymnasialklasse entspricht. (Freundl. Mitteilg. des Herrn Univ.-Archivars Dr. Arthur Goldmann.)

[3] „Ignatius Woedl, Exjes. u. Prof. 7. Okt. 1801" in Castellis Silhouetten-Sammlung im Stadt-Museum, Heft 2. — Ignaz Woedl war gebürtig aus Grafenegg in N.-Ö. und starb zu Wien (Mariahilf Nr. 132) am 8. Februar 1809, 69 Jahre alt, am „Nervenschlag" in ziemlich dürftigen Verhältnissen. (Totenprot. d. Stadt Wien u. Verlassenschaftsakten im Landrecht des Wr. L.-G.-Archivs.)



Ignatius Woedl
(Aus Castellis Silhouetten-Sammlung 1801)

sogenannte Nachschule, welche er bei sich im Hause hielt und wofür die andern besonders bezahlen mußten, unentgeltlich aufnahm.

Der Pater Woedl war ein herzensguter Mann, der sich viel Mühe mit mir gab, aber ich brachte es dennoch in der lateinischen Sprache nicht sehr weit. Ich besitze überhaupt kein Talent für Sprachen, und nur meine Muttersprache samt ihrem österreichischen Dialekte habe ich tüchtig durchgearbeitet, und darin stelle ich meinen Mann.

Es hatte damals fast den Anschein, als hätte ich einen Beruf zu einem Spekulanten, denn ich kaufte und verkaufte viel unter meinen Mitschülern, und wußte durch meine kleinen Spekulationen so viel zu gewinnen, daß ich mir entweder ein Mohnkipfel — meine Leibspeise, oder einiges Spielwerk kaufen konnte. Ich kaufte nämlich für zwei Groschen Eibischteig, schnitt daraus zehn kleine Stückchen und verkaufte jedes um einen Kreuzer, so hatte ich bei sechs Kreuzern schon vier gewonnen. Noch größern Profit fand ich bei dem sogenannten Zuckerpapier. Es ist dies jenes Papier, auf welchem die Zuckerbäcker ihr Biskuit backen. Auf dem Papier bleibt immer eine Menge Süßes hängen, und davon bekam ich sechs Bogen für einen Kreuzer. Ich schnitt nun die einzelnen Biskuit-Rudera heraus, legte sie in ein Buch und ließ meine Schulkameraden mit einer Nadel für einen Kreuzer zehnmal in das Buch stechen, so oft sie ein Biskuitpapier trafen, erhielten sie dasselbe, die Nieten kamen mir zugute. Auf diese Art gewann ich sehr viel.

Mein größtes Vergnügen bestand zu jener Zeit in einem Paar plattierten Sporen, welche ich mir mit meinem Handelsgelde gekauft und welche ich zu Hause immer angeschnallt hatte und damit auf dem Gange unserer Wohnung, welcher im Hofe in das Freie ging, herumstolzierte; je mehr diese Sporen klirrten, desto mehr bildete ich mir darauf ein. Ganz außerordentlich aber schmeichelte es mir, daß Knaben meines Alters, welche im ersten Stocke wohnten und Söhne eines vornehmen Ritters[1]

[1] Franz Wenzl v. H. R. R. Ritter v. Kronenfels, J. U. Dr., k. k. wirkl. Hofrat und Referendarius bei der obersten Justizstelle. Er starb bereits am 17. Januar 1782 im Alter von 50 Jahren, und wohnte

waren, stets voll Neid auf mich sahen, welcher Sporen trug, ohne wie sie ein Ritter zu sein.

Sie suchten meine Bekanntschaft bloß wegen meiner Sporen, und ich kam dann oft zu ihnen hinab, ohne daß sie zu mir, dem Plebejer, heraufkommen durften. Ich fühlte mich sogar sehr geehrt, als ich ihnen auf ihre Bitten meine Sporen einige Male leihen durfte. Es waren die jungen Ritter von Kronenfels[1].

Da ich in spätern Jahren mit zwei Brüdern von Kronenfels in nähere freundschaftliche Verhältnisse trat und beide ganz außergewöhnliche Charaktere und in gewisser Hinsicht Sonderlinge waren, so will ich hier nur ein kleines Bild ihrer Kindheit entwerfen, damit sich später jenes, was ich von ihnen mitteilen werde, aus diesem erkläre.

Schon als Knaben besaßen beide eine ziemliche Portion Adelstolz, waren sehr vorlaut und keck, wohl auch dabei etwas boshaft; dennoch lag die Ursache nicht in einem bösen Herzen, sondern in einer durchaus verfehlten Erziehung.

Sie waren beide verhätschelte Kinder, denen ihre Eltern schon von Kindheit auf eingeprägt hatten, daß ein Adeliger aus einem besseren Teig geformt sei als andere Menschen. Die Dienerschaft mußte die kleinen hoffärtigen Knaben immer mit der größten Submission behandeln, und selbst ihr Hofmeister durfte sich nicht unterfangen, ihnen den gehörigen Respekt zu versagen. Er durfte sie nie mit ihren Taufnamen anreden, sondern immer „junger Herr" sagen. Ein kleines Beispiel mag beweisen, was dieser Hofmeister für ein erbärmlicher Wohldiener war.

Der ältere der Brüder erlustierte sich eines Abends damit, zwischen den eisernen Sprossen der Gangeinzäunung von

---

damals im Dr. Teymelschen Hause Nr. 495 im Judengassel. — Seine Witwe Theresia, geb. v. Oßendorf, starb am 16. März 1813 in der Dorotheergasse 1173 mit Hinterlassung von fünf Söhnen: Joseph, Appell.-R. in Lemberg; Joh. Nep., Gubernial-R. in Brünn, Wenzl, pens. Rittm.; Aloys, Konzipist beim Fürsten Liechtenstein, und Emanuel, Konzipist in Brünn. — An der Wahrheit der folgenden Darstellung ist daher billig zu zweifeln. (Totenprot. d. St. Wien u. Verl.-Abhdlgs.-Akten im Wr. L.-G.-Archiv.)

[1] Emanuel und Alois. — Über sie später.

außen herumzuspazieren, so daß man alle Augenblicke fürchten mußte, er falle hinab in den Hof und breche sich auf dem Pflaster das Genick. Der Hofmeister erschrak nicht wenig, als er dieses sah, und befahl dem Knaben, auf der Stelle auf den Gang herein zu treten; als dieser aber nicht gehorchte, drohte er ihm, den Papa herbeizurufen. Da antwortete das junge Herrchen: Wenn Sie den Papa rufen, so fall' ich expresse gleich hinab.

Mehr von den Rittern in der Folge meiner Memoiren[1].

Ich bekam in den lateinischen Schulen durchaus vortreffliche Zeugnisse; zu Ende jedes Schuljahres hatte ich primam cum eminentia aufzuweisen, dennoch muß ich gestehen, daß ich diese guten Zeugnisse mehr der Freundschaft, welche mein Professor für meinen Vater hatte, als meinem eigenen Talente und Fleiße zu verdanken hatte. Was die lateinische Sprache anbelangt, so habe ich in den späteren Jahren, als ich die Nützlichkeit der Kenntnis derselben einsah, selbst nachgeholt, was ich in den untern Schulen versäumte, aber andere Lehrgegenstände, besonders solche, welche nur Gedächtnis fordern, sind mir von jeher zuwider gewesen. So bin ich in der Geographie all mein Lebtag ein wahrer Idiot geblieben[2], und selbst in der Geschichte, in welcher mich die Fakta außerordentlich interessierten, habe ich doch Jahreszahlen, Orte und Namen nie recht im Gedächtnis behalten[3]. Überhaupt habe ich immer ein besonders schlechtes Namensgedächtnis gehabt, und es geschieht mir wohl öfters, daß ich nach längerer Zeit einem sehr guten Freund, ja einem Duzbruder begegne, mich herzlich freue, ihn wieder zu sehen, und ihn hierauf fragen muß: „Wie nennst du dich denn?"

[1] Der Abschnitt über die Brüder Kronenfels fehlt in der 1. Ausgabe der „Memoiren"; wir bringen ihn nach dem Druck im „Wanderer" an entsprechender Stelle des 2. Bandes.

[2] Vgl. Bd. 2, S. 156.

[3] Daraus erklären und entschuldigen sich wohl auch manche Irrtümer des vorliegenden Werkes.

III.

Meine Großmutter und meine Tanten. — Pater A. W. — Eintritt in die Rhetorik. — Meine Lebensweise zu jener Zeit. — Mein Sammelgeist. — Die hölzerne Stiege. — Das Studium der Poesie und die Professoren. — Meine Wut für das Theater.

Meines Vaters Haus in Weitra war gebaut. Meine Mutter folgte ihm mit meiner Schwester dahin nach, und ich kam zu meiner Großmutter.

Da ich meine fernere Erziehung in dem Hause meiner Großmutter genoß, wobei die alte Frau weniger als meine beiden ledigen Tanten einwirkte, da ich ferner unter dieser weiblichen Aufsicht viele Jahre blieb und mich hier als Jüngling zu fühlen begann, so glaube ich Örtlichkeiten und Personen meiner damaligen Umgebung genauer beschreiben zu müssen.

Das Haus, in welchem wir wohnten, war ein Eigentum meiner Großmutter und stand zu Mariahilf an der Ecke der Stiftgasse[1]. Es führte den Schild „zu den sieben Sternen", und die Gasse, welche auf der zweiten Seite des Hauses entlang hinläuft, hieß und heißt noch jetzt die „Siebensterngasse". Gegen die Straße zu hatte dieses Haus nur einen ebenerdigen Trakt und glich einem großen Bauernhause. Im Hofe befand sich ein Grasgarten, welchen der Bierwirt, welcher im Hause wohnte, gemietet hatte, und ganz hinten im Hofe war ein Stockwerk, zu welchem von außen eine hölzerne Treppe führte und das meine Großmutter bewohnte. Dieses Stockwerk hatte nur zwei große Zimmer, zwischen beiden eine kleine Kammer, dann eine Küche und daneben ein — ich kann es nur Loch nennen — für die Magd. Das erste Zimmer und die Kammer waren ziemlich finster, da von außen ein dickbelaubter Maulbeerbaum seine Zweige über die Fenster breitete. Meine Großmutter und die eine meiner Tanten schliefen in dem ersten Zimmer, und für mich wurde eine Art großer hölzerner Lade

[1] Nr. 125 alt, 95 neu, heute ein Neubau Stiftgasse 21, Siebensterngasse 13, dessen gegenwärtiger Besitzer der Möbel- und Bilder-Exporteur Emanuel Pach ist.



Castellis Großmutter

(Silhouette von Castelli aus dessen Sammlung)

verfertigt, welche bei Tage unter das Bett meiner zweiten Tante in der Kammer geschoben, abends aber wieder hervorgezogen wurde, und worin ich schlief.

Meine Großmutter war schon nahe an die Siebzig, klein, unansehnlich, aber herzensgut[1]. Sie liebte mich ganz außerordentlich. Sie war sehr fromm, wohl auch etwas knauserig und geschwätzig, aber eine vortreffliche Hauswirtin. Sie trug sich einfach wie eine Bürgersfrau, war aber doch etwas stolz darauf, Eigentümerin von zwei Häusern zu sein. Sie besaß nämlich noch ein zweites, schönes, zwei Stockwerke hohes Haus, ebenfalls zu Mariahilf in der Josephigasse[2].

Meine beiden Tanten, Therese und Katharine[3], waren beide noch unverehelicht und schon nahe an den Dreißigen. Sie sollen beide in ihrer Jugend sehr schön und besonders in ihrer stets gleichen bürgerlichen Tracht mit Goldhauben sehr reizend anzusehen gewesen sein, auch mancher Bewerber soll sich um ihre Hand gemeldet haben. Sie sprachen noch immer gerne davon, und mögen in der Anzahl der Bewerber, welche sie umgaben, wohl auch etwas über die Schnur gehauen haben.

Ich danke diesen meinen beiden Tanten alles, was ich besitze, und ich ehre ihr Andenken noch jetzt, wo sie schon lange hinübergegangen sind, aber doch muß ich der Wahrheit zur Steuer gestehen, sie waren beide ein Paar alte Jungfern mit allen Schwächen, die diesem stets verspotteten Stande ankleben. Sie waren reizbar, geschwätzig, medisant, sie machten sich im-

---

[1] Ihr von Castellis Hand geschnittener Schattenriß im 1. Heft seiner Silhouetten-Sammlung im Wiener Stadt-Museum, datiert „18. September 1801".

[2] Castellis Großmutter, Maria Katharina M a y r, starb im Alter von 82 Jahren am 21. Februar 1804 „an der Auszehrung" (Totenprot. d. Stadt Wien). — Das Haus Nr. 132 neu (120 alt) „Zum grünen Tor", das sog. „Rauchfangkehrerhaus" in der Josephigasse, heute Lindengasse 4 im VI. Bezirk, in unmittelbarer Nähe des „Siebensternhauses" gelegen, wurde erst in den J. 1904—1906 durch einen Neubau ersetzt, dessen Eigentümer der Papierindustrielle Aladar Traub ist.

[3] Ihre Schattenrisse von Castellis Hand befinden sich in seiner Silhouettensammlung im Museum der Stadt Wien, und zwar Katharina im 1. Heft (16. September 1801) und Theresia im 2. Heft (8. Oktober 1801). Über sie auch später.

mer um einige Jahre jünger als sie waren, suchten an ihrem Körper der Natur nachzuhelfen, wo sie stiefmütterlich für sie bedacht war, und vor allem fanden sie nie ein Ende, wenn sie über etwas zu zanken anfingen.

Auf der andern Seite waren sie aber auch wieder herzlich gut, ebenso schnell böse als besänftigt, wenn man ihnen nur ein wenig schmeichelte. Ich habe mich von meiner Kindheit an in die Schwächen anderer fügen können, und diese Schwächen hatte ich auch bei meinen Tanten schnell entdeckt und wußte sie zu meinem Vorteil zu benutzen.

In das Haus meiner Großmutter kamen besonders viele Geistliche. Sie fanden da immer gute Aufnahme und wohl auch Unterhaltung; denn meine Tanten konnten auch sehr lustig sein.

Einer davon war ein ganz ausgezeichneter junger Mann und wurde auch von meiner Großmutter und meinen Tanten vor allen ausgezeichnet.

Er hieß A. W.[1] und mochte damals noch in den Zwanzigen stehen. Er war einer der schönsten und blühendsten jungen Männer, dabei in seinem Benehmen anziehend, gegen Frauen besonders galant. Der Mann hätte ein Abbé in Frankreich sein können. Man nannte ihn in unserm Hause: „Herr Vetter"

---

[1] Die Frage nach der Persönlichkeit dieses Priesters, den Castelli später mit dem Namen „A. Wüst" bezeichnet, ist vorderhand nicht aufzuklären, und es ergibt sich schon aus der Tatsache ein unvereinbarer Widerspruch, daß er hier als Ordensgeistlicher, später als Kurpriester bei St. Stephan erscheint, dessen Bekanntschaft mit Schikaneder ihm den Ruf des technischen Mitarbeiters an dessen Zauberstücken verschaffte. — Für den letzteren ließe sich noch am ehesten eine Wahrscheinlichkeit in der Person des Kuraten bei St. Stephan Ferdinand Wiest finden, der zu Falkenstein in N.-Ö. geboren, am 16. Mai 1807 im Kurhause zu Wien, 66 Jahre alt, an der Gicht starb. In seinem Nachlaß befand sich „ein Spinetl und einige Bücher". (Totenprot. d. Stadt Wien u. Verlassenschaftsakten im Landrecht des Wr. L.-G.-Archivs 5 — 84 — 1807.) — Weder die Nachforschungen nach dem Kapuziner P. Auspicius Wöß, noch nach dem Zisterzienser P. Augustin Wiß und dem Karmeliten P. Joh. Camill Wiestner ergaben Anhaltspunkte für eine stichhaltige Vermutung.



Castellis Großmutter

(Nach einer anon. Miniatur)



und seine Mutter Frau Muhme. Woher sich diese Verwandtschaft leitet, habe ich niemals erfahren können.

Dieser Pater hatte ein ganz besonderes Schicksal. Er war ein vortrefflicher Redner und schon als Kooperator außerordentlich berühmt. So oft er predigte, war die Kirche zum Erdrücken voll, und eine Reihe eigener Equipagen stand vor derselben. Ich selbst mußte mit meiner Tante oft dahin gehen. Soviel ich damals verstand, so gefiel mir vor allem sein wohlklingender Ton und seine würdige ruhige Haltung. Er muß aber auch sehr zum Herzen gesprochen haben, denn meine Tante weinte immer in seiner Predigt.

Mit einem Male gingen wir aber nicht mehr in des Paters A. Predigten, und er kam auch nicht mehr zu uns. Ich hörte, daß er bei den Karmelitern in der Leopoldstadt eingesperrt sei und Buße tun mußte, weil er zu frei gepredigt habe. Mit ihm wurden noch zwei andere Geistliche, aber jeder in ein anderes Kloster, eingesperrt, desselben Vergehens wegen. Man sagte auch, die Herren hätten miteinander konspiriert und das Volk aufklären wollen. Die Aufklärung war aber damals noch den geistlichen Oberhirten ein Greuel.

Ich wurde nun von meinen Tanten dazu gebraucht, den armen Gefangenen öfters zu besuchen (denn Frauenzimmer durften nicht in das Kloster), mich um sein Befinden zu erkundigen, ihm frische Wäsche, wohl auch Backwerk hinzutragen und dann zu Hause haarklein zu erzählen, wie ich den Armen aussehen gefunden, womit er sich beschäftige, welche Hoffnung er habe, aus seinem Gefängnisse wieder befreit zu werden usw., wobei meine Tanten immer ein Erkleckliches weinten, und ich zum Lohne — besonders wenn ich es recht kläglich machte — ein Silberstück geschenkt bekam.

Ich weiß nicht mehr, wie lange der gute Pater in seiner Haft schwitzen mußte, aber das weiß ich, daß er ungeachtet dieses Vergehens, oder vielleicht eben deswegen später, als der Ordensvorstand starb, von seinen Brüdern dazu gewählt wurde und diese Würde bis in seine siebziger Jahre bekleidete. Allein auch bei ihm fand das Sprichwort: honores mutant mores seine Anwendung; er hütete sich wohlweislich, wieder aufklären

zu wollen, fand es besser, ein ruhiges und bequemes Leben zu führen, erhielt auch Ämter und Würden vom Staate und wurde endlich sogar gegen das Ende seines Lebens ein strenger Oberherr seiner Mitbrüder.

Im Jahre 1794 studierte ich die Rhetorik im Universitäts-Gymnasium. Die Rhetorik wurde damals noch vor der Poesie gelehrt, und ich finde es ganz in der Ordnung; denn man muß doch früher in ungebundener Rede sprechen können, bevor man es in gebundener Rede versucht. Mein Professor war ein Piarist, namens Müller[1], ein tüchtiger Mann, der seine orationes Ciceronis vortrefflich zu kommentieren verstand. Ich war nicht sehr wohl bei ihm gelitten, und zwar hauptsächlich darum, weil ich in der lateinischen Sprache vielleicht einer der Schwächsten meiner Mitschüler war. Aber bald hatte mich ein Versuch hoch in seine Gunst gebracht. Wer kennt nicht die herrliche Rede, welche Cicero gegen Catilina hielt? Es fiel mir nun ein, eine Gegenrede Catilina contra Ciceronem zu machen, und da er uns einmal als Pensum aufgab, irgendeine Rede zu machen, über einen Gegenstand, den wir uns selbst wählen sollten, legte ich ihm diese auf das Katheder. Er las sie, rief mich vor und erteilte mir vor allen meinen Mitschülern ein Lob und einen Schimpf. — Er sprach nämlich folgende Worte zu mir, welche ich mir gut gemerkt habe: Sie haben da etwas geschrieben, was fast ebensoviel lateinische Sprachfehler als Zeilen hat, aber die Gedanken sind gut, und Sie haben ein Talent für Epigramme. Ich glaube, er hatte nicht ganz unrecht, denn noch jetzt hat fast jedes meiner Gedichte eine epigrammatische Spitze.

Meine Lebensweise zu jener Zeit war die gewöhnliche eines Knaben von meinem Alter. Des Morgens wurde ich um sieben

---

[1] Der Piarist P. Franz Reinhold Müller, über welchen Goedeke 6, 538 f. nur spärliche biographische Angaben enthält, wurde geboren zu Horn, 18. Februar 1751, trat am 9. Oktober 1766 in den Orden, legte 1768 die feierlichen Gelübde ab und wurde am 2. Oktober 1774 zum Priester geweiht; er starb zu Wien am 20. April 1805. — (S. P. Thomas Viñas a S. Aloysio, Index Bio-Bibliogr. . . . Scholarum Piarum, Romae 1911. III. 455 f. Freundl. Mitteilung des Herrn P. Provinzial F. Mestan in Krems.) (Auch Totenprot. der Stadt Wien: „Prof. am akad. Gymn., an Nervenfieber, 54 J. alt.")

Uhr geweckt und bekam meinen schlechten Kaffee, mit Eicheln und Zichorien gemischt, dann nahm ich meine Bücher und ging den langen Weg von Mariahilf bis auf die Universität, dort saß ich zwei Stunden im Kollegium, um zehn Uhr wieder nach Hause, wo wir Punkt zwölf Uhr aßen, Nachmittag wieder ins Kollegium und nach Hause. Auf diese Art verbrachte ich zwei Stunden des Tages mit Gehen und vier Stunden mit Lernen.

Wie ich die übrige Zeit verbrachte, will ich versuchen zu beschreiben.

In einer Tischlade hatten meine Tanten eine Menge Lieder, welche damals allgemein gesungen wurden. Ich muß gestehen, daß zu jener Zeit schmutzige und frivole Lieder noch nicht Mode waren. Man sang Lieder von den besseren deutschen Dichtern. Hölty, Uz, Gleim, Gellert waren die Lieblingspoeten des Volkes, und nur sehr selten hörte man einen komischen Sang aus einem Singspiel. Das Empfindsame behauptete die Oberhand. Es gab damals eigene Liederverkäufer, welche die gedruckten Lieder zu Hunderten teils an Mauerecken, an Schnüren aufgehängt, zum Verkaufe ausstellten, teils auch in die Häuser trugen und in den Höfen derselben ausschrien. Sie bezeichneten die Lieder immer nur durch Benennung des ersten Verses. So schrie z. B. eine Liederverkäuferin mit gellender Stimme: Das neue schöne Lied vom „Freut euch des Lebens"[1] um einen Kreuzer.

Die an den Straßenecken ausgehängten Lieder waren auf einem Papier gedruckt, welches nicht viel weniger schwarz war als die abscheulichen Lettern, welche darauf standen. Gewöhnlich waren drei Lieder auf einem halben Bogen, und es war zum Beispiel auf dem Titel zu lesen:

„Drei neue schöne weltliche Lieder."

Das erste: „Blühe liebes Veilchen usw.[2]"

---

[1] Verfasser ist Martin Usteri, 1793; vgl. Hoffmann-Prahl, „Unsere volkstümlichen Lieder". Leipz. 1900, S. 98, Nr. 464; Albert Nägeli, Joh. Martin Usteri, Zürich 1907, B. 1, S. XV, 81ff. u. 254ff. Anm. 31—41.

[2] „Blühe, liebes Veilchen, das ich selbst erzog; blühe noch ein Weilchen, werde schöner noch: weißt du, was ich denke, Lottchen zum Geschenke, pflück' ich künftig dich, Blümchen freue dich" usw. 6 Strophen

Das zweite: „Ach Schwester, die du sicher usw.[1]"

Das dritte: eine lustige Arie vom Madel und Nadel.

Die Lieder meiner Tanten waren von der besten Art, und es machte mir immer ein großes Vergnügen, sie zu lesen. Endlich fing ich auch an, mir einige abzuschreiben, nicht etwa um sie zu singen, denn ich habe nie eine Stimme zum Singen gehabt, sondern weil ich schon damals großes Vergnügen an Gedichten fand. Als ich dann mehrere abgeschrieben hatte, wollte ich sie alle haben, und so besitze ich noch jetzt eine Sammlung von mehr als 200 Liedern, welche zu jener Zeit überall gesungen wurden.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß ich von meiner Kindheit an einen unwiderstehlichen Hang zum Sammeln besaß. Damals sammelte ich Lieder, später sammelte ich Visitkarten; als Jüngling besaß ich einen Storchenschnabel, mittelst dessen ich Porträte, welche ich an der Wand auf Papier, auf welches ich den Schatten des Originals fallen ließ, zeichnete, dann verkleinerte und auf diese Art sammelte. Ich besitze jetzt noch eine Menge dieser Porträte, und es macht mir viel Vergnügen, mir die Züge meiner ältesten, lange verstorbenen Jugendfreunde zu vergegenwärtigen[2].

Später, als ich zu liebeln anfing, sammelte ich Haare von Mädchen, band sie zierlich in kleine Garben, klebte sie auf Papier und schrieb die Namen der holden Geberinnen darunter. Als ich Tabak zu schnupfen anfing, fing ich auch an Tabakdosen zu sammeln, und diese Sammlung habe ich bis jetzt fortgesetzt, so daß sie zur bedeutenden Anzahl von 1300 Stücken angewachsen ist. Als ich Lust zum Theater bekam, fing ich

---

(altes Flugblatt im Besitz d. Herausg.). — S. „John Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle 1906, S. 6, Nr. 35; Verf. ist Christ. A. Overbeck, 1778 veröfftl. (mit weiteren Nachweisen).

[1] „Die klagende Grasmücke. — Ach, Schwester, die du sicher dich auf den Ästen wiegst, und buhlend mit dem Gatten um alle Bäume fliegst, hör' meine Leidgeschichte und fliehe mit von hier, nimm deinen Mann und Kinder und was du liebst mit dir" usw. 6 Strophen (ebenso). — S. ebend. S. 3, Nr. 12; Verf. ist J. P. Sattler, vor 1770 w .o.

[2] Über die Silhouettensammlung Castellis s. später S. 59, Anmerkg. 1; über ihn als Sammler im Anhang 2.



Liederverkäuferin

(Nach G. Opiz, gest. von Pieringer)

an, Theaterstücke, Theaterzettel, Theaterschriften, Porträte von Schauspieldichtern und Schauspielern samt ihren Autographen zu sammeln, und habe diese große Sammlung (mehr als 20 000 an der Zahl) erst vor mehreren Jahren an die k. k. Hofbibliothek verkauft. Später sammelte ich nebst meinen Dosen getrocknete Pflanzen und besaß auch hiervon schon mehr als 8000 Spezies, welche ich, als ich meinen Landsitz zu Lilienfeld verkaufte, dem botanischen Verein zum Geschenk machte[1].

Ich bin überhaupt hierin ein ganz eigener Mensch, ich kann nun einmal nichts, gar nichts wegwerfen. Wenn ich ein Streifchen Papier abschneide, so lege ich es in die Tischlade, weil ich denke: Du kannst es doch zu irgend etwas brauchen, und wäre es auch nur zu einem Fidibus. Ich weiß recht wohl, daß alle meine Kisten und Kasten voll unnötigen Zeugs aller Art sind, allein eben jetzt bei der Verfassung meiner Memoiren dient mir manches kleine Zettelchen, mich an etwas zu erinnern, was ich sonst vergessen würde.

Um nach dieser kurzen Ablenkung zu meiner damaligen Lebensbeschäftigung zurückzukehren, so bemerke ich folgendes:

Unter uns wohnte in einem ärmlichen Erdgeschoßzimmer eine arme Spitzenklöpplerin; sie hieß Frau Lenorl. Bei dieser guten Frau brachte ich viele Stunden zu. Sie klöppelte, ich saß neben ihr, und sie erzählte mir Geschichten von Rittern und Zauberern und Geistern, welche mich ganz außerordentlich interessierten. Diese Erzählungen waren manchmal so schauerlich, daß ich, wenn es schon dunkel wurde, stets mit einem heimlichen Grauen von ihr weg und über die Stiege hinauf ging.

Die gute Frau Lenorl hatte auch einen Verwandten, welcher sie mit seiner Frau öfters besuchte, und wenn diese kamen, so brachten sie auch immer etwas zu essen mit, und wir spielten Karten.

Zu dem Spiele hatte ich immer eine große Neigung und auch eine bedeutende Geschicklichkeit darin. Es ist wirklich etwas Sonderbares, aber ich habe immer gefunden, daß der Spielgeist (wenn ich mich so ausdrücken darf) ganz ein aparter

[1] Dankschreiben des Zoologisch-Botanischen Vereins, Wien, 17. März 1854, gez. „Richard Fürst Khevenhüller-Metsch", im Ehrenbuch.

Geist ist. Ich habe sehr verständige, ja gelehrte Leute gekannt, welche, obschon sie Lust dazu hatten, doch niemals ein Kartenspiel erlernen konnten, und wieder andere, welche mit Recht als Dummköpfe galten, aber ausgezeichnete Spieler waren.

Alle Abende kam zu meiner Großmutter die Mutter des Paters A., welche wir Frau Mahm (Muhme) nannten. Die beiden alten Frauen spielten miteinander ein Brettspiel, genannt langen Puff. Ich kann es nicht beschreiben, mit welcher Begierde zu gewinnen die beiden Frauen dieses Spiel spielten, und was war der Einsatz? — Eine Prise Tabak. Sie gaben einander sogar Schimpfnamen; wenn sie recht in die Hitze kamen, nannten sie sich Betrügerinnen, und ich weiß nicht, ob es bei diesem langen Puff-Spiel nicht zu wirklichen Püffen gekommen wäre, wenn sich meine Tanten nicht in das Mittel gelegt hätten. Diese merkten aber gleich, wenn das Gefecht hitzig werden wollte; denn das gewisse Anzeichen davon war immer, wenn die Haube meiner Großmutter nach der Seite gerückt stand. Die beiden Frauen zerzankten sich oft so, daß die Frau Mahm oft mit der Versicherung fort ging, sie wolle nie mehr in unser Haus kommen, dessenungeachtet aber war sie am zweiten Tag schon wieder da, und die Bataille fing von neuem an.

Die Frau Mahm hatte zu ihrer Bedienung ein junges Mädchen, welches sie immer zu uns mitbrachte. Das Mädchen war eine Ungarin, sechzehn Jahre alt, üppig gebaut und hatte Augenbrauen und Wimpern rabenschwarz und so dicht, daß man sie bezeichnender Augenwald hätte nennen können. Ich habe nie mehr in meinem Leben ähnliche gesehen. Und ihre Augen blitzten durch diese Nacht gleich Sternen.

Wenn nun die beiden Frauen zu spielen begannen und der Abend schön war, so sagten meine Tanten gewöhnlich: „Geh und setze dich mit der Eva (so hieß das Mädchen) hinaus auf die Stiege."

O hölzerne Stiege! dich werde ich nie vergessen. Auf deinen Stufen fing ich an, mich an der Seite dieser Eva als Adam zu fühlen. Du warst eine Stiege, auf welcher ich zu vielen süßen Stunden emporstieg. Frage nicht, lieber Leser, was wir da

taten. Ich kann dir's nicht sagen, ich weiß es selbst nicht mehr. Wir taten gar nichts, wir fühlten nur beide, daß es noch etwas gäbe, was wir nicht taten. Wir saßen Hand in Hand, wir küßten einander nach Genügen, und gaben nur acht, ob sich nicht das Fenster über uns öffne und man uns bemerke. Ja, wir waren sogar so pfiffig, manchmal einen kleinen Zwist anzufangen und uns anzustellen, als ob wir einander nicht leiden könnten, so daß meine Tanten oft zu mir sagten: „Du mußt gegen die Eva nicht so unhöflich sein, sie ist ja ein liebes, gutes, armes Mädchen." — O meine guten Tanten! Ihr waret, was man sagt, auf dem Holzweg; denn ihr wußtet nicht, wie es auf der Holzstiege zuging. Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, ob diese Eva, welche mir den Apfel vom Baume der Erkenntnis gebrochen, noch lebt und was aus ihr geworden ist.

Viel Vergnügen genoß ich auch in dem Garten, welcher sich bei dem zweiten Hause meiner Großmutter befand. Da kamen immer mehrere Knaben mit mir zusammen und wir spielten: Ritter. Wir hatten uns einen ordentlichen Turnierplatz mit Schranken gemacht, hatten Harnische und Helme von Pappendeckel, Schwerter und Lanzen von Holz, und turnierten da. Drei kleine Mädchen, von denen ich mich nur der einen erinnere, welche die Hausmeisterstochter war, mußten zusehen und die Preise austeilen, welche gewöhnlich in irgendeinem Backwerk bestanden, welches mir meine Tanten mitgaben. Am liebsten waren uns dazu runde Scheiben von Lebkuchen, welche wir dann an ein Bändchen und wie eine Medaille um den Hals hingen. Wir nannten einander auch nur mit Namen, wie wir sie damals aus Ritterromanen und Schauspielen kannten, und ich erinnere mich nur noch, daß ich der Ritter Wendelin von Höllenstein war[1].

[1] Eine damals sehr beliebte Heldenfigur in Ritterschauspielen und Räuberromanen. So finden wir: „Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke", Schauspiel in 3 Aufzügen mit Gesängen von Mühlbeck, Musik von Gottfried Rüger, aufgeführt im Theater an der Wien am 18. Oktober 1800; ([M. Voll] chronol. Verzeichnis usw. Wien 1807. — Sonnleithner, Mat.); berühmt war später Jos. Al. Gleichs Roman: „Wendelin von Höllenstein oder die Totenglocke um Mitternacht". Wien 1822.

Diese Knabenbelustigung wäre mir aber bald sehr schlecht bekommen. Bei einem Kampf stieß mich mein Gegner mit seiner Lanze so heftig an das Augenlid, daß ich fürchterlich zu schreien anfing. Auf mein Zetergeschrei liefen die Rauchfangkehrergesellen, welche im Hause wohnten, in den Garten, alle Ritter nahmen sogleich das Fersengeld, und ich bekam eine fürchterliche Geschwulst am Auge und mußte noch froh sein, daß das Auge selbst unbeschädigt blieb.

Hiermit wurden auch alle Ritterspiele für die Zukunft verboten.

Im Jahre 1795 trat ich von der Rhetorik in die Poesie. Ich hatte bisher im Gymnasium der Universität studiert. Da aber der Professor, welcher da die Poetik lehrte, als ein sehr strenger Mann bekannt war, so trat ich in die Poesie in das Gymnasium bei St. Anna über.

Der dortige Professor hieß Regelsperger[1] und war ein Exjesuit.

Ich muß diesem Manne einen größern Raum in diesen Aufzeichnungen widmen; denn er verdient ihn einerseits ebensosehr wegen seiner Kenntnisse, gepaart mit einer unendlichen Herzensgüte, als andererseits wegen seiner Eigentümlichkeiten.

Was seine Kenntnisse betrifft, so war er ein tüchtiger Lateiner und kannte fast alle klassischen lateinischen Dichter auswendig. Alles was sich in der Poesie lehren läßt, das wußte er genau, aber die Poesie selbst war ihm durchaus fremd. Wenn er seinen Schülern Beispiele gab, so waren es fast immer lateinische, sehr selten deutsche. Man hat mir Regelsperger als den Verfasser der beiden Lehrgedichte: Quae maribus solum

[1] Johann Christoph Regelsperger, geb. zu Statzendorf bei St. Pölten, Nieder-Österreich, 23. September 1734, studierte in Krems und wurde 1751 Jesuit. Lehrer der deutschen Sprache am Theresianum, Dr. der Philosophie und Lehrer am akademischen Gymnasium 1768, Lehrer der Poesie bei St. Anna 1775. Gestorben 21. Dezember 1797. Er verfaßte Gedichte auf Rabeners und Gellerts Tod und gab gemeinsam mit Premlechner (Joh., Prof. bei St. Anna, 1731—1789) eine Sammlung von Gedichten heraus. — S. Albert Hübl „Das Gymnasium bei St. Anna in Wien (1775—1807)" im Jahresbericht des k. k. Ob.-Gymn. zu den Schotten in Wien 1908/09. — Wurzb. 25, 129.

etc. und Simplicium leges etc. genannt. Ich kann nicht begreifen, warum man die Schüler der Poesie diese beiden vortrefflichen, so fest im Gedächtnis haftenden Lehrgedichte nicht jetzt noch auswendig lernen läßt. Ich habe sie jetzt noch nicht vergessen.

Lächerliche Eigentümlichkeiten hatte der gute Mann viele. Alles was er sprach, sprach er immer halb lateinisch, halb deutsch. So z. B.: vor Anfang der Schule gingen die Professoren der verschiedenen Klassen im Gange vor den Schulzimmern, miteinander sich besprechend, auf und nieder. Wenn wir nun einen tüchtigen Lärm im Schulzimmer schlugen, so ging plötzlich die Tür auf, Regelsperger sah herein und schrie: Clamant sicut pueri, bis auf'n Gang hört man's hinaus. Familias! schreib er sie auf pro libro nigro! Wenn er mit uns zur Kirche ging und einige lebhaft über die Treppe sprangen, so hielt er ihnen folgenden Sermon: Nu, nu, quid facitis pueri? Was treibt's denn schon wieder Buben, curritis et saltatis, da lauft's und springt's, cadet aliquis, nacher gletscht aner her, et franget sibi pedem, bricht sich a Haxen et ego habeo responsionem? und ich hätt' nacher d'Verantwortung, gratias ago, da bedank ich mich schön.

Regelsperger wohnte in einem Zimmer neben dem Schulzimmer. Er hatte einen Hund, welchen er Nevcopos benannt hatte, und einen Familias, welcher Sandweger[1] hieß. Den letzteren traf ich später als Zisterzienser in Lilienfeld. Eines Tages mag nun Herr Nevcopos zu viel gefressen haben, denn er führte sich sehr ungebührlich auf und legte gerade auf das Katheder etwas aus seinem überfüllten Magen. Als Regelsperger

---

[1] P. Chrysostomus (Anton v. Padua) Sandweger, geb. zu Buchern (Bucha?) b. Regensburg, 1. Mai 1778, gest. in Josefsberg b. Türnitz N.Ö., 26. März 1838 am Schlagfluß; trat 1799 ins Stift Lilienfeld und wurde 1802 zum Priester geweiht, bekleidete verschiedene Stiftsämter und kam 1821 als Pfarrer nach Eschenau, später nach Türnitz, Kreisbach und Josefsberg. Ausgezeichneter Violinspieler und als solcher bei der Hofkapelle in Wien tätig, von wo man ihn nur ungern scheiden sah. (Frdl. Mittlg. des Herrn P. Bibliothekars Balduin Bedus in Lilienfeld; s. P. Paul Tobner, Biogr. Darstellung des Wirkens der Zisterziensermönche in der Babenbergerstiftung Lilienfeld, 604.)

nun das Katheder bestieg und die saubere Bescherung gewahr wurde, rief er: He! Sandweger audiat! Was hat er denn dem Nevcopos zu fressen gegeben? Ich? antwortete Sandweger, nichts hab ich ihm gegeben. So? erwiderte der Professor, aspiciat, was er da hergelegt hat.

Regelsperger schnupfte auf eine sehr komische Art Tabak. Er nahm eine Prise zwischen zwei Finger, stopfte davon immerfort nur ein wenig in die Nase, dann öffnete er die beiden Finger und schnupfte erst den Tabak, der am Daumen, dann jenen, der am Zeigefinger noch kleben geblieben war, bis zum letzten Stäubchen. Auf diese Art brauchte er zu jeder Prise eine Viertelstunde, und wenn die eine geschnupft war, nahm er sogleich wieder eine andere. Man hätte von diesem Manne füglich, anstatt er hat sechzig Jahre gelebt, sagen können, er hat sechzig Jahre geschnupft.

Er sagte zu allen seinen Schülern „Er". — Er rezitierte sehr gerne komische, mitunter auch sogar laszive Verse, und kannte kein größeres Vergnügen, als wenn die ganze Schule laut darüber lachte, was wir ihm zu Gefallen auch recht oft taten. Er gab uns auch immer das Signal dazu, denn er lachte stets zuerst selbst.

Wer aus eigenem Fleiße 300 Verse brachte, die er selbst gemacht hatte, der wurde in das Ehrenbuch eingeschrieben, die Verse mochten gut oder schlecht sein. Wer aber durch Unruhe, Schwatzhaftigkeit oder auf andere Art eine Strafe verdient hatte, der mußte 300 Verse aus einem lateinischen Dichter abschreiben. Allmonatlich durfte die ganze Schule einen Mitschüler zur Einzeichnung in das Ehrenbuch wählen. Da machten wir uns gewöhnlich den Spaß, daß wir den Allerschlimmsten wählten.

Wenn Regelsperger recht gut gelaunt war, so sang er in der Schule mit uns lateinische Lieder, wie z. B. das:

Integer vitae
Scelerisque purus
Non eget Mauri
Jaculis nec arcu etc.

Da schrien wir zusammen, daß die Professoren in den anstoßenden Schulzimmern ihr eigenes Wort nicht mehr hörten,

es dem Präfekten meldeten, der endlich das Singen untersagte.

Zu gewissen Zeiten durften die Schüler miteinander kein deutsches Wort reden. Zu diesem Ende kursierte eine große, schwere bleierne Münze. Wer diese besaß, suchte einen andern dazu zu verleiten, deutsch zu reden, und geschah dieses, so gab er ihm die Münze, welche dieser so lange behalten mußte, bis er wieder Gelegenheit fand, sie an einen andern abzutreten.

Der gute Professor Regelsperger hat mir ein Zeugnis mit Eminenz ausgestellt, ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob ich den Vorzug verdient habe, es mag vielleicht nur darum geschehen sein, weil ich ihm einst, als er mich aufrief und fragte: Castelli! quomodo pingitur Venus? antwortete: Nullus pictor potest pingere Venus.

Wir hatten noch einen zweiten Professor, welcher uns Griechisch lehrte. Er hieß Alter[1], war auch ein Exjesuit und in dieser Sprache sehr gelehrt, aber zum Professor taugte er durchaus nicht. Er war für alle Studenten ein wahres subjectum foppabile, und das einzige Gefühl, welches er einzuflößen imstande war, war Mitleiden. Er war ein furchtsamer kleiner alter Mann, den ein jeder Knabe einschüchtern konnte.

Ein paar Beispiele werden das zur Genüge beweisen: Wenn er auf dem Katheder einen griechischen Satz analysierte, so fing er mit seiner kläglichen Stimme an: ὁ est nominativus singularis ab ὁ ἡ το der, die, das. — Da schrie ein Student: Herr Professor, ich bitte noch einmal, ich habe nichts verstanden, und Alter wiederholte im nämlichen Tone: ὁ est nominativus usw. Hierauf bat wieder ein anderer um Wiederholung, und so wohl zehn Male, und Alter wiederholte dasselbe zehn Male mit unsäglicher Geduld.

---

[1] Franz Karl Alter, geb. zu Engelsberg in Schlesien, 27. Januar 1749, studierte in Olmütz, kam 1775 zu St. Anna, dann ans akademische Gymnasium; 1792 bat er um die Erlaubnis, am Annäum Griechisch lesen zu dürfen. Supplent an der Universität 1799. Seit 1800 Kustos an der Universitätsbibliothek. Gest. 29. Mai 1804. — Über die Disziplin in seinen Stunden und bei St. Anna überhaupt s. Hübl. a. a. O. S. 33.

Bei der Jahresprüfung hatten mehrere Studenten nacheinander dieselbe so schlecht bestanden, daß sie sahen, wie ihnen Alter eine 2 (zweite Klasse) in den Katalog einschrieb. Der, welcher zunächst zur Prüfung kam, versprach ihnen, er wolle ihnen zur ersten Klasse verhelfen. Während er nun geprüft wurde, stieß er das Tintenfaß um, so daß die Tinte über den Katalog floß, und der herzensgute alte Mann, der nicht mehr wußte, was er eingeschrieben, gab allen auf ihr Beteuern, daß sie die Prüfung gut gemacht hätten, die erste Klasse.

Ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß wir alle unter diesem Professor nichts gelernt haben.

Auch mit der Poesie ging es mir nicht viel besser als mit der griechischen Sprache. Das Poetische der Poesie (wenn ich mich so ausdrücken darf) hätte mich wohl angezogen, aber davon war unter Regelsperger keine Rede, und die abstrakten Regeln ekelten mich an. Die Lieder zu Hause in der Lade meiner Tante waren mir viel lieber als alle die lateinischen Beispiele aus Virgil und Horaz, welche in den Schulen angeführt wurden.

Es geschah zu jener Zeit, daß ich zum erstenmal in das Theater kam. Meine Tanten nahmen mich mit in das Schauspielhaus, welches damals auf der Wieden im Starhembergischen Freihause bestand.

Man gab ein Lustspiel, von dem ich aber jetzt nicht viel mehr als den Titel weiß. Es hieß: „Der Krug geht solange zum Wasser, bis er bricht[1]." Dessen erinnere ich mich aber noch recht gut, daß mir alles dabei viel zu natürlich zuging und daß ich glaubte, in der Komödie müßten die Leute ganz anders reden und was weiß ich alles tun und treiben.

Als ich aber bald hierauf die „Zauberflöte" sah, da ging mir ein neuer Himmel auf, und das Theater fing an für mich die größte Anziehungskraft zu haben, wie fast für alle jungen Leute.

Ich finde es hier am Orte, meine ersten Schritte auf der

---

[1] Gemeint ist wohl das dreiaktige Lustspiel von Jünger: „Man trägt den Krug so lang zum Wasser, bis er bricht", das am 17. August 1798 zum erstenmal, jedoch im Burgtheater, aufgeführt wurde.

theatralischen Laufbahn[1] etwas über die Zeit, von welcher ich jetzt eben spreche, bis zum Jahre 1801 hinauszudehnen, um einen klaren Begriff zu geben, wie meine — ich darf sagen Wut für das Theater entstanden ist.

Das höchste Vergnügen, welches ich damals genoß, war, das Theater besuchen zu können. Ich weinte süße Tränen in Schikaneders erbärmlicher „Philippine Welserin"[2] und konnte mich wälzen vor Lachen in seinen „Lumpen und Fetzen[3]".

Wenn ich mich nach dem Wunsche meiner Tanten betrug, so erhielt ich bald von dieser, bald von jener einen Silbergroschen, und sagte ich gar meiner Großmutter an einem Sonntage das Evangelium auswendig auf, so wurde ich sogar mit einem Siebener belohnt. Ich kaufte mir dafür kein Naschwerk, ich sparte mir jeden Kreuzer auf, um in das Theater gehen zu können. Da ich aber nie allein gehen durfte, sondern immer einen älteren Studenten mit mir nehmen und für ihn den Eintritt bezahlen mußte, welcher damals im Paradiese auf 7 Kreuzer festgesetzt war, so bedurfte ich die für mich sehr bedeutende Summe von 14 Kreuzern, um wieder einmal einen glücklichen Abend genießen zu können. Was ich alles tat, um mir dieses Vergnügen so oft als möglich zu verschaffen, ich kann es nicht beschreiben. Ich lernte alle Evangelien auswendig, ich schrieb einer Köchin in der Nachbarschaft Briefe an ihren Liebsten, ich aß meine Jausenäpfel nicht und verkaufte sie in der Schule, ich lernte sogar das Brettspiel, weil meine Großmutter es gerne spielte, und betrog die gute alte Frau, so viel ich konnte, die sich dann freilich nicht wenig wunderte, daß sie mich immer bezahlen mußte und mir nie etwas abgewinnen konnte.

[1] Das folgende (bis S. 53, S. 47—55 der 1. Ausg. 1. Bd.) erschien zum erstenmal gedruckt in Frankls „Sonntagsblättern", Nr. 42 vom 19. Oktober 1845, IV. Jahrg., S. 955 ff. unter dem Titel: VI. Meine ersten Schritte auf der theatralischen Laufbahn; dann in den sämtlichen Werken, Band 16.

[2] „Philippine Welserinn, die schöne Herzogin von Tyrol", Schauspiel in 5 Aufzügen (1780). In den „Sämtlichen Werken" Schikaneders 1792. Nach dem Muster von Törrings „Agnes Bernauerin" (s. Egon v. Komorzynski, Emanuel Schikaneder, Berlin 1901, S. 94).

[3] Das Lustspiel „Lumpen und Fetzen" wurde 1794, 1798, 1806, dann 1816 in einer Neubearbeitung gegeben (Komorzynski, a. a. O. S. 177).

Und alles, alles erhielt die Theaterkasse. Da ich meistens nur an einem Sonntage die Erlaubnis erhielt, ins Theater zu gehen, so war dadurch mein Vergnügen durch die Mühe, womit ich es errang, verdoppelt. Da es an diesem Tage immer sehr voll war, so mußte ich mich schon um drei Uhr nachmittags vor dem Theatertor anstellen, um als einer der ersten beim Aufsperren hineinzukommen und auf der letzten Galerie einen guten Platz zu erhalten. Ich wurde furchtbar gedrückt, ich litt es mit Freuden, ich mußte drei Glockenstunden sitzen, mitten in Qualm und Hitze, durch Knoblauchdünste von den verkauften Selchwürsten geschwängert, allein, das war eben meine Lieblingsatmosphäre, denn ich schwelgte schon im vorhinein in dem Vergnügen, das mich erwartete, und ich sah schon den Vorhang, der das non plus ultra meiner Wünsche verbarg. Die paar Stunden gingen meist in Gesprächen mit meinen Nachbarn dahin, welche immer Theatralisches zum Gegenstande hatten. Der eine wußte, was nächstens für ein neues Stück gegeben werde, ein anderer kannte diesen oder jenen Schauspieler persönlich und erzählte von ihm. Ein Schustergeselle, mit dem ich am öftesten zusammenkam und den ich auch am meisten beneidete, war so glücklich, für die erste tragische Schauspielerin (sie hieß Dlle. Wimmer[1] und war später die Gattin der Schauspieldirektoren Liebich[2] und Stöger in Prag) die Schuhe zu verfertigen.

Endlich wurden die Lampen heraufgeschoben, meine Sonne ging auf. Die Musiker kamen einer nach dem andern in das Orchester, die Glücklichen, die täglich da sitzen konnten, und mein Himmel tat sich auf.

---

[1] Johanna Wimmer heiratete am 31. Dezember 1803 Liebich; nach seinem Tode übernahm sie die Direktion des Prager Theaters, 1822 heiratete sie den Tenoristen Joh. Aug. Stöger. Sie starb Ende der 40er Jahre in Wien. — S. Teuber, Geschichte des Prager Theaters, III. S. 1 ff., bes. 6 f.; S. 193 ff., bes. 195. — Fr. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, S. 87. — Bäuerle, Memoiren, S. 119.

[2] Joh. Karl Liebich, geb. Mainz, 5. August 1773, gestorben Prag, 22. Dezember 1816, kam 1798 nach Prag, wurde 1806 Direktor. Er sollte 1812 die Direktion des Hofburgtheaters übernehmen. Wurzb. 15, 99. (Über Stoeger im 2. Bd.)

Meine Liebe zum Theater wurde, statt gesättigt zu werden, nur immer heißer, und bald wollte ich nicht nur das Theater auf der Wieden allein, sondern alle Theater und alle Stücke sehen[1].

Mein Vater hatte mir um diese Zeit erlaubt, Musik lernen zu dürfen. Lange konnte ich mich nicht bestimmen, welches Instrument ich lernen wollte; da geschah es, daß ich Bekanntschaft mit einem Manne machte, der bei der zweiten Violine im Orchester des Wiedner Theaters angestellt war und nebenbei auch im Violinspiele Unterricht gab. Er hieß Prügel[2]. Er stellte mir die herrliche Aussicht, daß ich einst imstande sein würde, ihn im Orchester zu substituieren, ja, er nahm mich einige Male selbst unentgeltlich mit ins Orchester; und nun hatte ich mich schnell entschlossen, von ihm Violinspielen zu lernen.

Ich war sehr fleißig, denn immer schwebte mir das hohe Glück, im Orchester die zweite Violine mitkratzen zu können, vor Augen, und ich brachte es wirklich nach vierzehn Monaten schon dahin, daß ich bei Schauspielen, wo nur Symphonien aufgeführt wurden, mitspielen konnte. Ich befreundete mich mit

---

[1] Castelli mag sich an die Wonnen seiner jugendlichen Theaterschwärmerei erinnert haben, als er auf der Höhe seines theatralischen Ruhmes von Direktor Carl folgendes Schreiben erhielt:

„An Herrn v. Castelli in Wien. Euer Wohlgeboren. Die unterzeichnete Direktion gibt sich die Ehre, Euer Wohlgeboren hiemit ergebenst anzuzeigen, daß es ihr zum besonderen Vergnügen gereichen würde, wenn Euer Wohlgeboren noch fernerhin das k. k. priv. Theater a. d. Wien mit Ihrem Besuche beehren wollen.

Infolge der neu aufgestellten Kassa-Kontrolle bei diesem Theater bedürfen Euer Wohlgeboren nebst Begleitung keine Karte mehr, sondern belieben nur Ihren werten Namen dem Billetteur des 1. Parterres und der 1. Galerie, je nachdem Euer Wohlgeboren Platz zu nehmen belieben, anzugeben, welcher schon angewiesen ist, Euer Wohlgeboren mit Ausnahme der Benefizien und bei aufgehobenem freien Eintritt frei passieren zu lassen.

Mit Achtung verharrt die Direktion des k. k. priv. Theaters a. d. Wien.
Wien, 6. Oktober 1828.

Carl."

[2] Im „Theater-Journal" für das Theater a. d. Wien 1817 (Wien 1818) ist Prügel noch angegeben. — Bei Sonnleithner (Mt. usw.) wird „Prigl" schon 1801 erwähnt.

allen Geigern im Orchester, und so wurde ich bald der Substitut des einen, bald des andern, so daß ich oft mehrere Tage nacheinander im Orchester saß. Ich kann sagen, daß ich manche Stücke besser auswendig wußte als die Schauspieler.

Es herrschte damals die Gewohnheit, daß sich die Musiker, bevor sie in das Orchester gingen, auf der Bühne versammelten. O lieber Himmel! Welche Feder beschreibt mein Entzücken, als ich nun auch auf den Brettern stand, welche für mich nicht nur die Welt bedeuteten, sondern auch meine Welt waren, als ich meine Halbgötter, die Schauspieler, nun ganz in der Nähe betrachten konnte.

Ich hatte an einem Abend Zahnschmerzen, und als ich auf der Bühne stand und Mademoiselle Constantini den Inspizienten, auf mich deutend, fragte: „Wer ist der junge Mensch?" da hatte ich mit einem Male vor Entzücken meinen Schmerz verloren.

In der Zauberflöte hab ich einmal einen Affen dargestellt, und in einem Stücke (ich glaube, es war der zweite Teil der „Modesitten") habe ich mir das Glück nicht nehmen lassen, hinter der Kulisse den allgemeinen Volksschrei mitzuschreien: „Ein Ochs ist ausgekommen!"

Nach und nach wurde ich im Orchester auch als Substitut bei Opern verwendet. Es gelang mir, den Schauspielern kleine Dienste zu erweisen, dem einen seine zerrissene Rolle abzuschreiben, dem andern etwas in seiner Wohnung zu holen, was er vergessen hatte, dieser Schauspielerin ihren Mantel zu halten, während sie auf die Szene trat, jener sogar das aufgegangene Schuhbändchen zu binden; und so wurde ich mit ihnen immer bekannter und auf der Bühne wohl gelitten. O me ter quaterque beatum!!

Im Starhembergischen Freihause, in dessen Hofe das Theater stand, befand sich auch ein Gasthaus mit einem kleinen Gärtchen, welches die Schauspieler besuchten und wohin auch ich mein bißchen Taschengeld — da ich das Theater jetzt unentgeltlich besuchen durfte — trug. Da wurde vor und nach der Vorstellung Karten gespielt, gezecht und Spaß getrieben. Ich war



Garteneingang im „Rauchfangkehrerhaus"

(Nach einer Photographie)

von Jugend auf ein leidenschaftlicher Anekdotenkrämer, und war bei solchen Gelegenheiten meistens derjenige, welcher das meiste Spaßige vorzubringen wußte, auch besaß ich immer die Gabe, meinen Scherz kurz zu erzählen, wodurch sich seine Wirkung erhöhte. Spaßmacher sind überall wohl gelitten, und ich wurde so ein wahrer Appendix der Wiedner Schauspielergesellschaft.

Man forderte mich auf, da ich ein so lustiger Vogel sei, zu versuchen, ob ich nicht auch ein komisches Stück schreiben könne. Damals hatte eben Gieseckes travestierter „Aeneas"[1] außerordentliches Glück gemacht, und ich schrieb einen travestierten „König Lear".

Als ich ihn den Schauspielern in der Bierkneipe vorlas, wurde viel darüber gelacht, und Stegmayer selbst, den ich damals für einen vorzüglichen dramatischen Dichter hielt, übernahm es, die Aufführung des Stückes bei dem Direktor Schikaneder zu bewirken. Wahrhaftig, ich gäbe viel darum, wenn ich dieses erste Machwerk meiner Feder noch besäße. Ich knetete darin alles zusammen, was an Sprichwörtern, Witzfunken und Anekdoten damals von Mund zu Mund ging. Ich möchte solch ein erstes Kindlein eines Jünglings die geistigen Vierziger nennen; denn wie bei den Kindern durch die körperlichen Vierziger sich alle Unreinigkeit, die von der Geburt aus in ihrem Leibe ist, auf die Haut herauszieht, so muß bei den geistigen Vierzigern alles, was der Jüngling gedacht, gelernt und erfahren hat, auf das Papier. Ich weiß noch, daß Monologe in dem Stücke waren, welche drei bis vier Seiten einnahmen; denn ich fand nirgends ein Ende. Wie gemein die Parodie gehalten gewesen sei, schließe ich aus dem, weil ich mich nur noch zu erinnern weiß, daß mein Lear darum seinen fürchterlichsten Fluch über seine Töchter ausstieß, weil — o hört es, ihr Musen! —

---

[1] Gieseckes: Der travestierte Aeneas, Farce mit Arien und Maschinerien in 3 Aufzügen mit Musik von Stegmayer und Seyfried, wurde zum Benefiz des Dichters am 13. August 1799 im Theater a. d. Wien zum erstenmal aufgeführt und 36mal gegeben (Sonnleithners Materialien zur Gesch. usw. Hdschr. im Archiv der Ges. der Musikfreunde in Wien). — Über Giesecke später.

weil sie ihm schon öfters den Stiefelknecht versteckt hatten. — Du, o großer Shakespeare, wirst dem verblendeten Jünglinge diese Blasphemie verzeihen, welche er durch nachherige Verehrung deiner Werke wieder gut zu machen suchte.

Ich bin jetzt überzeugt, daß die Parodie gewißlich durchgefallen sein würde, allein, damals fühlte ich mich hoch beglückt, als ich vernahm, daß das Stück angenommen und bereits der Zensur übergeben sei. Noch höher aber trug ich das Haupt, als man mir sagte, Schikaneder selbst wolle den Lear spielen. Ich sah mich schon im Geiste herausgerufen und studierte sogar schon auf eine Dankrede. Mit einem Male riß man mir den geträumten Lorbeer vom Haupte, man schnitt mir mitten durch das Herz. Die Zensur hatte meinen travestierten Lear nicht zugelassen. Ich glaube jetzt, daß die Zensur recht hatte, allein, wäre ich damals Sultan gewesen, ich hätte allen Zensoren die Köpfe abschneiden und auf dem Theater auf Stangen aufstellen lassen. Vielleicht schreibt sich auch meine Antipathie gegen die Zensur von jener Zeit her.

Obwohl ich nun meine Studien nicht versäumte und bei den Prüfungen immer gute Klassen davontrug, so waren doch alle meine Nebenstunden dem Theater gewidmet; ich las begierig alle Stücke, die ich bekommen konnte, ich sah alle neuen Vorstellungen und fing nun auch an, selbst auf Haustheatern zu spielen. Es glückte mir gleich anfangs, Beifall zu erringen, und ich darf es kühn behaupten, wenn ich zu irgend etwas ein außerordentliches Talent hatte, so war es zum Schauspieler. Ich spielte ernste und komische Alte, und viele noch jetzt lebende Personen werden mir das Zeugnis geben, daß ich sie in ernsten Rollen ebensogut zu erschüttern verstand, als ich sie in komischen zu unwiderstehlichem Lachen hinriß. Ich habe nie unbescheiden über mich selbst geurteilt, daher ich mir diese Wahrheit auch ungescheut angedeihen lassen darf. Ich war Mitglied der besten Dilettantengesellschaften, aus welchen nachher die berühmten Schauspieler und Sänger Korn, Moreau[1],

[1] Joseph Moreau, geb. 1778, gest. Wien, 19. März 1856, Mitglied des Hofburgtheaters 1802—1805 und 1813—1850, pensioniert, Oberinspizient.

Bayer[1], Preisinger[2], Frau Forti, Unger-Sabatier[3] usw. hervorgegangen sind. Noch jetzt glaube ich es in der Deklamation und besonders im richtigen, verständigen und verständlichen Vorlesen mir noch ganz unbekannter Schriften mit jedem aufnehmen zu können.

Aber sonderbar! Je mehr ich in das eigentliche Wesen der Schauspielerei (ich sage mit Vorsatz nicht Schauspielkunst, weil ich sie mit Hebenstreit[4] für keine Kunst halte) eindrang, desto gleichgültiger wurde ich nach und nach dagegen. Ich sah ein, daß der Schauspieler, der nur vom Beifalle lebt, auch nur nach diesem geize, und ihm alles übrige opfere; daß er nie genug davon habe, allen Beifall allein für sich haben wolle und jeden seiner Kameraden darum beneide. Zudem stellt der Schauspieler ein Bild auf, welches mit seinem Abtreten wieder verschwunden ist. Ich bemerkte die kleinen Ränke, die auch in diesem Stande häufiger sind als in jedem andern. Ich sah ein, und lernte dies besonders aus dem blühenden und witzigen Dialoge Kotzebues, daß in dem Schauspieler so oft der Dichter applaudiert wird, und daß jener diesem bei weitem mehr zu danken habe als dieser jenem; kurz, je mehr ich die glänzende Außenseite der Schauspielerei kennen lernte, desto

[1] Franz Rudolf Bayer, geb. Wien, 30. November 1780, gest. Dresden, 10. April 1860, Mitglied des Theaters in Prag 1802—1842, gastierte am Wiener Hofburgtheater 1805, 1817, 1819 und 1827. — Auch er nahm am Aufgebot von 1797 teil.

[2] Joseph Preisinger, geb. Wien, 24. Januar 1796, gest. Prag, 16. Mai 1865, Sohn eines Kaufmanns, zuerst selbst Kaufmann, später Beamter der k. k. Bankalregistratur, Hofopernsänger in Wien 1824 bis 1828, in Prag 1834—1862, auch Pianist.

[3] Karoline Unger-Sabatier, geb. 28. Oktober 1803 in Wien, debütierte 1819 als „Cherubin" in „Figaros Hochzeit"; bis 1825 am Kärntnertortheater; dann nach Italien, 1837 wieder in Wien; 1840—1842 Mitglied der Dresdener Oper, 1843 verläßt sie die Bühne; gest. 1877. — Über ihr Verhältnis zu Lenau, der sie 1839 kennen lernte, s. Eduard Castle, „Lenau und die Familie Löwenthal", S. LXXI ff.

[4] S. „Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpunkte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgertums von Wilhelm Hebenstreit", Wien 1843, Becks Universitäts-Buchhandlung. Kapitel II. S. 35ff: „Gibt es in heutiger Zeit eine Schauspielkunst, und ist der Schauspieler überhaupt oder in welchem Sinne ein Künstler?"

weniger gefiel mir die innere Wesenheit derselben, und so geschah es nach und nach, daß ich wohl immer noch Belustigung am Theater fand, aber der eigentliche Schauspielerstand seinen Nimbus in meinen Augen ganz verlor, und ich selbst auf einen Antrag, den mir der große Schauspieler Koch machte, sich, wenn ich wollte, für mich um ein Engagement bei dem Hoftheater zu verwenden, zurückweisend antwortete.

Je mehr sich aber meine Liebe für das Schauspielen selbst verminderte, desto mehr wuchs meine Verehrung für die dramatische Dichtkunst und desto sehnsuchtsvoller drängte es mich, auch etwas für die Bühne zu schreiben.

Zu jener Zeit war es, wo eben Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen besonders gang und gäbe waren. Ein inniger Freund von mir, Joseph Ritter von Seyfried, war bei der Wiedner Bühne als Theaterdichter, sein Bruder Ignaz als Kapellmeister angestellt[1]. Manchmal, wenn der erstere schnell die Bearbeitung eines französischen Originals leisten mußte, bat er mich, ihm einzelne Szenen und Arien hinzu zu machen. So war die lateinische Arie des Dorfbaders in der Operette „Pächter Robert" von mir, und endlich machte ich mich selbst daran, ein von ihm erhaltenes französisches Original zu bearbeiten. Es war dies das Melodrama „Cöline" von Pixérécourt[2], und dieses Stück erschien im Jahre 1801 unter dem Titel: „Die Mühle am Arpennerfelsen"[3] auf der Bühne und wurde sehr beifällig aufgenommen.

Dies war meine erste dramatische Arbeit, mit allen Ingredienzien gefüllt, welche bei dem Volke Wirkung machen. Eine verfolgte Unschuld, ein greulicher Tyrann, Donner und Blitz, eine Brücke, welche einbricht, ein Stummer usw.

Ich hatte eine große Freude über den glücklichen Ausgang und bedauerte nur, daß ich dem sublimen Werke den Namen

[1] Von beiden später.

[2] René Charles Guilbert de Pixérécourt, geb. in Pixérécourt b. Nancy, 22. Januar 1773, gest. Nancy, 27. Juli 1844.

[3] „Die Mühle am Arpennerfelsen", Singspiel in 3 Aufzügen, wurde am 14. Oktober 1802 am Theater a. d. Wien zum erstenmal aufgeführt. (Sonnleithners Materialien.)

des großen Bearbeiters nicht beigesetzt hatte. Ich erhielt dafür das ungeheure Honorar von 30 fl. in Bankozetteln und gab in der Freude meines Herzens den Schauspielern, welche in dem Stücke zu spielen hatten, ein glänzendes Souper, wofür ich dem Gastgeber auf mein Honorar noch 10 fl. darauf zahlen mußte.

Dies ist die wahre Darstellung meiner ersten Schritte auf der theatralischen Laufbahn. Möge sie die Jugend als eine getreue Schilderung eines alten Mannes hinnehmen, welcher seitdem 199 dramatische Werke: Opern, Sing-, Schau- und Lustspiele geschrieben hat, von denen über 100 wirklich aufgeführt worden sind. Zehn hievon sind mein literarisches Eigentum im vollsten Sinne des Wortes, die übrigen sind Bearbeitungen und Übersetzungen.

Ausgezischt wurde mir von allen meinen Stücken keines, aber eines, und vielleicht eines der besseren unter dem Titel: „Die Unsterblichkeit auf der Probe" ausgelacht.

Ich habe den Zeiger meiner Memoirenuhr um mehrere Jahre vorgerückt, um eine Totalübersicht meiner theatralischen Laufbahn aufzustellen, ich rücke ihn nun wieder zum Jahre 1796 zurück. Meine gute, von mir innig geliebte Mutter war gestorben[1]. Ich fühlte ihren Verlust tief, aber meine Tanten verdoppelten ihre Liebe gegen mich und ließen mich so den großen Verlust leichter verschmerzen.

---

[1] Die Mutter starb erst 1798.

IV.

Das Studium der Philosophie. — Meine Kollegienfreunde. — Studium der Pädagogik. — Bierhaus und Caféhaus. — Meine Schulferien. — Ich, ein fixfingeriger Gelegenheitspoet. — Ein gespenstisches Abenteuer. — Der grimmige Pauker.

Ich trat im Jahre 1796 in die philosophischen Studien ein. Ein Philosoph im 15. Jahre des Alters, o du mein Himmel! wie soll da die Weltweisheit Eingang finden, wenn man von der Welt selbst noch gar keinen Begriff hat. Ich begreife überhaupt jetzt noch nicht, wie Philosophie gelehrt und gelernt werden kann, besonders wenn man dazu einen Professor anstellt, wie jener Herr Karpe[1] war, welcher mich sie lehren sollte. Ich ging denn auch in das Kollegium wie die andern, hörte die fremden Worte, womit der Herr Professor herumwarf, an, ließ sie bei einem Ohr hinein- und bei dem andern hinausgehen, und suchte nur so viel zu behalten, als ich zur Not brauchte, um bei der Prüfung eine gute Klasse zu erhalten. Nicht wenig bildete ich mir aber darauf ein, daß ich in keine Schule mehr, sondern in ein Kollegium ging, und daß die Professoren selbst mich immer mit Herr anredeten.

Ich hatte mit mehreren meiner Mitschüler Bekanntschaft gemacht; der Sohn eines Arztes in Weitra (er nannte sich Joseph Friedrich[2] und ist, glaube ich, jetzt Auditor bei einem Grenzregiment) war von meinen Eltern meinen Tanten in Kost und Wohnung gegeben worden, und wir erhielten dasselbe Zimmerchen zu ebener Erde, gerade unter der Wohnung meiner Großmutter, welches früher die Frau Lenorl (von welcher ich

[1] Franz Samuel Karpe, geb. Laibach, 17. November 1747, studierte die Rechte und Phil.; 1768 Dr. der Phil., kam 1774 als Professor der Phil. nach Olmütz, 1786 an die Wiener Universität; 1792—1802 Direktor der phil. Studien. 1806 pensioniert, und starb zu Wien 19. September 1806 „am Nervenfieber". (Totenprot. d. Stadt Wien; Wzb. 11, 14.)

[2] Von „Josephus Fridrich, der Rechte candidatus", findet sich eine Silhouette (datiert „Wien, 1. Oktober 1801") im 1. Heft der Silhouettensammlung Castellis im Museum der Stadt Wien.

schon gesprochen habe) bewohnte, und so war ich etwas freier geworden. Mehrere Kollegen gesellten sich zu uns, und wir trieben denn auch, was Jünglinge in diesem Alter zu treiben pflegen. Wir kamen zusammen und spielten Karten, wir hatten jeder unsere kleine Liebschaft, wir hingen wohl manchmal auch ein Kollegium an den Nagel, aber wenn die Zeit zur Prüfung kam, so blieben wir immer acht Tage und Nächte beisammen, repetierten miteinander alle Gegenstände, und erhielten daher auch alle gute Studienzeugnisse.

Wir fingen schon an, etwas zu schriftstellern, ja wir bildeten sogar einen literarischen Verein. Ich besitze noch die Eröffnungsrede, welche ich selbst verfaßt und bei der ersten Sitzung gehalten habe. Ich kann mich eines lauten Gelächters nicht erwehren, wenn ich sie jetzt lese. Mit welchem lächerlichen Stolze sprach ich in hochtrabenden Worten über die segensreichen Folgen, welche dieser herrliche Verein von M ä n n e r n (zwischen 15 und 18 Jahren) für die Wissenschaft, für den Staat, ja für die ganze Menschheit einst haben werde. Das Einst ist gekommen, und die Männer sind der eine Verwalter, der andere Auditor, und alle übrigen in der Dunkelheit gestorben.

In diesem Jahre habe ich auch aus Privatfleiß die Pädagogik gehört, weil ich hoffte, dadurch als geprüfter Lehrer mir durch Unterricht etwas verdienen zu können. Ich machte darin auch solche Fortschritte, daß mir der Direktor der Normalschule, B a u e r[1], welcher zugleich Professor der Pädagogik war, zwei Lektionen zubrachte, deren eine mir monatlich 5 fl., die andere 4 fl. Bankozetteln trug. Täglich eine Stunde unartige Rangen für monatliche 5 fl. lehren ist etwas Entsetzliches, da kommt

---

[1] Wilhelm B a u e r Dr. der Philosophie, k. k. Rat, Professor der Mathesis Forensis und Direktor der Normal-Hauptschule, im Jahre 1791 Dekan. (S. „F. H. Böckh, Wiens lebende Schriftsteller usw. 1821.") — B. war 1797 Beisitzer der k. k. Studien-Hofkommission (s. Friedr. Colland, Kurzer Inbegriff von dem Ursprunge der Wissenschaften usw. W. 1796, S. 383 f.) — Ferner: „J. G. Megerle v. Mühlfeld, Memorabilien usw., W. 1825, I. 129, u. „Alfred R. v. Arneth, Gesch. Maria Theresias, W. 1879, 9. Bd., S. 258, 584, wo eine Äußerung der Kaiserin über ihn angeführt ist.

auf die Stunde 10 kr Bankozetteln oder 2 kr W. W. oder nicht ganz 1 kr C. Mze. Ich freute mich darüber doch außerordentlich, denn ich verdiente mir nun doch schon täglich 18 kr Bankozetteln und konnte dafür mit meinen Kameraden abends in ein Gasthaus gehen, eine Halbe Bier trinken, Brot und Wurst essen.

Es war damals etwas ganz Eigentümliches um ein Wiener Bierhaus. Da die jetzigen Bierschenken den damaligen Kneipen gar nicht mehr ähnlich sehen, so habe ich eine solche bei Gelegenheit, als ich von dem Komödienbierhaus sprach, in meinen Memoiren geschildert. Sie glichen sich alle, allein, je kleiner und schmutziger sie waren, desto heimlicher wurden sie uns. Ich weiß Zeiten, wo ich ohne eine solche Kneipe gar nicht leben konnte, und selbst bei den Reisen, welche ich später in das Ausland machte, vermißte ich sie ungern.

Eine der Lektionen, welche ich zu geben hatte, war bei einem sogenannten Zagelschneider auf dem Spittelberg. Zagelschneider heißt in Wien der Krämer, welcher alles, was ein Schuster braucht, im kleinen zu verkaufen hat, Leder, Ahlen, Zwirn usw. Bei diesem Zagelschneider nun wurde ich fast alle Sonntage zu Tische geladen, und das war für mich schon ein sehr guter Tag. Da kam ein tüchtiger Indian oder Hase auf den Tisch und guter Wein, und ich haute gewaltig drein.

Auf dem Spittelberg war auch ein Kaffeehaus, in welchem ich und meine Kameraden viele Stunden zubrachten, welche wir im Kollegio hätten zubringen sollen, und wohin wir viele Groschen trugen, welche wir besser hätten verwenden sollen. Ich weiß mich zu erinnern, daß ich eine ungeheure Freude hatte, wenn ich eine Stunde Billard spielen konnte, und weil ich mehr Partien gewonnen hatte, als meine Gegner, dafür kein Billardgeld bezahlen durfte; daß ich aber auch ein paar Tage in Verzweiflung herumging, weil ich dem Cafetier einen Gulden schuldig war und nicht wußte, wie ich ihn bezahlen sollte. Da kam zum Glücke der Weihnachtsabend, und ich gewann meiner guten Großmutter und meinen beiden Tanten — freilich durch nicht ganz ehrliches Spiel — so viele Nüsse ab, welche ich ihnen dann wieder verkaufte, daß ich meine große Schuld tilgen konnte.



Das Castelli-Haus in Weitra

(Nach einer Photographie)

Die Schulferien brachte ich alljährlich zu Weitra bei meinen Eltern zu. Das war immer ein wahres Seelengaudium. Nichts lernen, bei den Herren Pfarrern der Umgegend schmausen, im Freien herumspektakeln. So lange meine gute Mutter noch lebte, kochte sie mir auch immer meine Lieblingsspeisen. Man kann wohl denken, daß es mir immer Tränen kostete, wenn die Ferien zu Ende waren und ich wieder in mein Schuljoch nach Wien herab mußte.

Weitra beherbergte in der Ferienzeit immer mehrere Studenten, und da gab es denn immer Kameraden genug.

Ich muß bei dieser Gelegenheit wieder des alten Freundes meiner Familie und meines ersten Lehrers, Leopold Föderl, erwähnen, welcher jetzt Pfarrer in Weitra war.

Es wird wenige Geistliche geben, welche mit so vielen Kenntnissen so ein feines Benehmen verbinden als dieser Mann; es wird auch wenige Seelsorger geben, welche in ihrem Pfarrbezirke so viel Gutes üben als er. Seine Pfarre war sehr einträglich, er verwendete aber alles für dieselbe. Er baute den Pfarrhof ganz neu auf, er erbaute eine Schießstätte und gründete eine Schützengesellschaft und eine Musikkapelle; er selbst war ein vortrefflicher Violinspieler und ließ bei sich öfters Quartette aufführen. Er gab den Landleuten Anleitungen und Rat in Wirtschaftsangelegenheiten, vor allem aber danken ihm noch jetzt viele Männer, welche in Ansehen und Würden stehen, ihre ganze bessere Existenz. Und wie dankte ihm seine Pfarrgemeinde diese vielen Wohltaten? Da der gute Mann neben dem, daß er Pfarrer war, sich auch erkühnte, Mensch sein zu wollen, und eine Frau im Städtchen öfters besuchte, so führten sie Klage über ihn bei dem Bischofe, er wurde auf eine weniger einträgliche Pfarre versetzt; und nachdem er sich da aus Gram dem Trunke ergeben hatte, starb er im Elende[1]

[1] Die Angaben Castellis entsprechen nicht den Tatsachen. Nach den im Wiener Landesgerichts-Archiv befindlichen Verlassenschafts-Abhandlungsakten betrug das Nachlaßvermögen des Pfarrers Föderl rein 4927 fl. 50 kr. — Der am 27. Mai 1817 verstorbene Pfarrer setzte in seinem Testamente vom 20. Mai 1817 seinen Vetter, Johann Wolf, Benefiziaten zu Stadt Pöchlarn, zum Universalerben ein und bedachte seine Kirche, die Armen, seine Dienstleute und Taufpaten mit ansehn-

Die Erde sei dir leicht, braver Mann, und mein Dank für das viele Gute, was du mir erwiesen, wird nur mit meinem Leben enden.

Die Vakanzen, welche ich in Weitra zubrachte, waren die herrlichsten Tage meines ganzen Lebens. Während meine gute Mutter noch lebte, kochte sie mir täglich meine Lieblingsspeisen, ich durfte auf einem kleinen Pferdchen reiten, im Garten meines Vaters und in jenem des Pfarrers mich herumtummeln und Obst nach Belieben essen. Ich besaß ein Schattenspiel, welches ich öfters aufführte und dazu die Kinder der Bürger einlud. Ich bildete mir schon damals nicht wenig auf den Unsinn ein, den ich meine Figuren sprechen ließ, und als sich einmal selbst die Kinder des Gutsbesitzers, die jungen Landgrafen von Fürstenberg, würdigten, mein Schattenspiel anzusehen, da hätte ich mit dem berühmtesten Schauspieler nicht getauscht. Ein alter Gärtner im Dienste des Pfarrers lehrte mich damals die ersten Griffe auf der Violine, und die Melodie des Liedes „O du liebes Mauserl"[1] waren die ersten Töne, welche ich den Saiten entlocken konnte.

Später, als meine Mutter gestorben war, veränderten sich mit meinen Jahren auch meine Ferienvergnügungen. Es befand sich damals ein Schullehrer in Weitra, namens Winter[2],

---

lichen Legaten. Die Schwester Castellis, Theresia, erhielt 500 fl. — Wie trotzdem Castelli zu obiger Behauptung kommt, ist kaum zu erklären. Föderl lebte 13 Jahre in Ruprechtshofen in auskömmlichen Verhältnissen; er verbrachte dort eine politisch bewegte Zeit, die ihn nicht hinderte, ein für jene Verhältnisse beträchtliches Vermögen zu sammeln; nichts in seinem in klarem Stil und mit festen Zügen eigenhändig geschriebenen Testamente gibt Anlaß, auf eine zerrüttete körperliche Verfassung schließen zu lassen, obwohl er ein Alter von 69 Jahren erreichte.

[1] Dürfte identisch sein mit dem Lied vom schwarzen Mauserl: „Keiner das Lieben sollt' ja nicht fangen an usw." (S. Blümml, Schottkys Volksliedernachlaß I. Wien, 1912, S. 5, 60 Nr. V.)

[2] Ignaz Winter wurde im Jahre 1805 ohne Wissen des damaligen Stadtpfarrers und Dechanten Lorenz Mayr vom Magistrat und der Bürgerschaft Weitra als Mesner und Schullehrer angestellt, worüber der Dechant bei der Herrschaft Beschwerde führte. Winter starb am 8. November 1820, 52 Jahre alt, am Typhus. (Freundl. Mitteilung des Herrn Oberlehrers Johann Biebl in Weitra aus dem dortigen Pfarrarchiv.)

ein vortrefflicher Musiker und ein sehr freundlicher, lebenslustiger Mann, ein wahrer Mäcenas der Studenten. Bei diesem kamen wir täglich zusammen, es wurde musiziert, getanzt, Lieder gesungen, Spiele gespielt, mitunter Pfänderspiele, da auch Mädchen hinkamen, und so vergingen die Ferienwochen in einem fortwährenden Taumel.

Damals war es, wo ich mein erstes Liebesgedicht machte, welches ich von der Frau Schullehrerin in einen Mohnknödel einbacken und meiner Geliebten überreichen ließ. Es war daher auch ungeheuer süß und verfehlte seine Wirkung nicht. Ich unterschied mich damals von meinen Kameraden dadurch, daß ich kein Liebhaber vom Jagen, Reiten, Vögelfangen und Fischen war, was mir während der Vakanzen zu tun erlaubt gewesen wäre. Vor dem Jagen schauderte mir, weil ich schon damals die Tiere liebte und diese Liebe das Vergnügen, loszuschießen und zu treffen, weit überwog. Der Fischfang war mir zu langweilig; denn ich sah meine Kameraden oft stundenlang sitzen und dann einen Gründling herausziehen. Zum Vögelfangen war ich zu bequem; denn im Herbste um vier Uhr morgens aufstehen und im kalten Nebel hinausgehen ins Feld, mit armen, grausam geblendeten Finken die Vögel locken und ihnen die Köpfchen umdrehen, das konnte ich nicht einmal sehen, viel weniger mitmachen.

Ich unterhielt mich zu jener Zeit am liebsten mit Porträtieren. Ein anderer Student lehrte mich nämlich das Gesicht von Personen auf einen Bogen Papier, worauf das Licht den Schatten werfen mußte, abzuzeichnen und dann mittelst eines Storchenschnabels zu verkleinern. Auf diese Art porträtierte ich alle, die wollten, sowohl für sie als für mich und besitze jetzt noch einige hundert solcher Porträte, welche ich mit Vergnügen ansehe und die mich an Bekannte jener Zeit erinnern, von denen nur mehr sehr wenige noch leben[1].

---

[1] Das Wiener Stadtmuseum besitzt, in 5 Hefte (grobes Konzeptpapier 8⁰) eingeklebt, 86 Schattenrisse von der Hand des jungen Castelli, von denen nur die letzten sechs unbezeichnet sind. Das 5. Heft weist noch eine Anzahl leerer Blätter auf. Diese Umstände und die sorgfältige eigenhändige Bezeichnung und Datierung (meist 1801) lassen den Schluß

Auch fing ich schon an, etwas zu schriftstellern. Bei jeder Hochzeit, Taufe, bei jedem Namens- und Geburtsfeste war ich schon ein fixfingeriger Poet, und die Knittelreime standen mir jederzeit zu Gebote. Auch war ich darin sehr glücklich, in einer lustigen Gesellschaft trotz Lärmen und Schreien ein Gedicht aus dem Stegreife, ja auch sogar auf gegebene Endreime niederzuschreiben[1].

Ich kann mir es nicht versagen, hier die Anfangsstrophen eines von mir zur Vermählung des Professors Veith mit der Tochter[2] meines Freundes Seyfried während der Hochzeits-

---

zu, daß wir hier eine geschlossene Sammlung vor uns haben. Castelli dürfte in der obigen Zahl etwas zu hoch gegriffen, übrigens manche Bilder verschenkt oder verloren haben. — Wir begegnen meist Verwandten, Nachbarn, Lehrern, Gespielen und Schulkollegen, gelegentlichen Volkstypen, und die durchaus originell und lebendig aufgefaßten Schattenrisse bilden eine hübsche Auslese aus den Kreisen des damaligen Wiener Kleinbürgertums. — S. auch die Bemerkung G. Gugitz' in der „Zeitschrift für Bücherfreunde, 10. Jahrg. 1906/7 (Hieronymus Löschenkohls Silhouettenfabrik usw.)", S .220.

[1] Noch im Jahre 1857 improvisierte Castelli ein solches Gedicht auf gegebene Endreime, als der Hofschauspieler La Roche in Prag gastierte und Castelli dort weilte:

„An Carl La Roche.

Du trittst heraus, du spielst, man muß dich lieben,
Zurück ist jede Tadelsucht geblieben!
Die Leute sagen, daß die Bretter brennen,
Doch das sind Leute, Freund, die dich nicht kennen!
Du gibst erst Leben dem, was Dichter träumen!
Ihr Wein fängt an, durch deinen Mund zu schäumen;
Du spielst zwar Akte nur, jedoch den Losen
Erkennt man wohl, der gut verstand zu kosen;
Ich würde mich selbst in die Höll' getrauen,
Könnt' ich dich dort noch als Mephisto schauen!"

(S. Herm. Jos. Landau, Neuer deutscher Hausschatz; II. Prag 1866, S. 545.)

[2] Sollte wohl „Schwester" heißen, denn die beiden Seyfried waren nur um wenige Jahre älter als Castelli. — Der Vater der Brüder Seyfried, Joseph Edl. v. S., fürstlich Hohenlohischer Hofrat, hinterließ übrigens bei seinem Tode am 23. Dezember 1814 nebst drei Söhnen nur eine Tochter Anna, verehel. Ernst, geb. v. S. — Verlassensch.-Akt im Landrecht d. W. L.-G.-Archivs.



Der Mantelstein bei Weitra

(Photographie)

tafel improvisierten Liedes mit allen seinen gebrochenen Füßen und seinen eben nicht sehr dezenten Gedanken einzuschalten, weil es doch schon die Gattung anzeigt, in welcher ich in der Folge einiges leistete. Sie lauten:

Die Welt muß sich vermehren,
Sonst geht's auf Erden schwer,
Drum liebe Frau'n und Herren,
Geht zu den Traualtären,
Es tut's sonst nimmermehr.

Ein Fest wird heut begangen,
Recht wichtig meiner Ehr',
Wer einmal angefangen,
Der muß zum End' gelangen,
Es tut's sonst nimmermehr.

Die zwei, die vor uns sitzen,
Die Sie, und dann der Er,
Wußt' Amor mit den Spitzen
Von seinem Pfeil zu ritzen,
Drum tut's es jetzt nicht mehr.

Ich habe früher von der angenehmen Zeit gesprochen, welche ich während der Vakanzzeit alljährlich bei meinen lieben Eltern zubrachte. Ich erinnere mich dabei eines gespenstischen Abenteuers, welches mir — ich weiß nicht mehr in welchem Jahre — begegnete und welches mir damals großen Schrecken einjagte.

Da mehrere junge Leute aus Weitra in Wien studierten, so fuhren wir gewöhnlich zur Ferienzeit alle miteinander mit einem Fuhrmann nach Hause, bei dem wir auf Kisten und Ballen saßen und vier Tage zu einem Wege brauchten, den man mit einem leichten Wagen leicht in anderthalb Tagen macht[1].

[1] Castelli hat auch später, als seine Schwester dort verheiratet war, Weitra besucht. S. Brief Castellis an Jul. Schneller (bei Münch, S. 318) vom 13. August 1823: „Da ich übermorgen eine Reise von 3 Wochen zu meiner lieben Schwester antrete . . .“ — Ein heute noch lebendiges Zeugnis von Castellis Anwesenheit in Weitra ist der sog. „Mantelstein“ in der Nähe der Stadt, welchen Castelli nach der Überlieferung von der Gemeinde um 5 fl. gekauft, um sich durch seinen in den Stein gegrabenen Namen zu verewigen. Wir bringen eine uns durch die Güte des Frl. Luise Hackl in Wien-Weitra vermittelte Abbildung dieses Castelli-Denkmals. — S. dazu auch Castellis Äußerung über Weitra im 2. Reisebrief (Bäuerles Th.-Ztg., Nr. 91 vom 6. Mai 1839) in der Folge. 2. Bd. Anhang 17.

Einmal im Herbste nun war ich mit meinen Prüfungen früher fertig geworden als meine Kameraden, hatte gute Zeugnisse erhalten und mir von meinem kleinen Verdienste 2 fl. (sage zwei Gulden) erspart. Da kam es mir nun zu Sinne, ich wolle diesmal nicht warten, bis mir mein Vater Geld zur Reise schickt, sondern zu Fuß nach Weitra wandern und ihn überraschen. Ich dachte, mehr als die große Summe von 2 fl. würde ich nicht brauchen, nahm etwas Wäsche in ein Bündel, das ich an einem Stock über der Achsel trug, und machte mich mutig auf den Weg.

Bewegung macht Appetit. Am ersten Tage hatte ich schon die Hälfte meiner Barschaft, am zweiten die andere Hälfte verzehrt, so daß ich am dritten nur mehr vier Kreuzer in der Tasche hatte, als ich nachmittags aus einem Dörfchen auswanderte, von welchem ich noch wenigstens fünfzehn Stunden bis nach Hause zu gehen hatte.

Ich trillerte zwar die Arie: „Welche Lust gewährt das Reisen"[1], allein, im Magen war mir alles flau, und der Gedanke, welche mitleidige Seele mir wohl heute ein Nachtlager umsonst geben würde, ängstigte mich, als ich nicht fern von mir an einem Bache eine einsame Mühle stehen sah, deren Räder lustig klapperten. Das Wohnhaus hatte etwas Unheimliches. Die Wände sahen schwarz und düster aus, die unteren Fenster waren mit starken Eisengittern verwahrt und zwei Fenster im ersten Stock mit Brettern vernagelt. Rund um Haus und Mühle hoben sich schwarze Fichten in die Höhe, und beiläufig zweihundert Schritte hinter der Mühle blinkte im Mondenstrahl auf einem Hügel ein halb verfallener Galgen.

Der Weg führte mich hart an der Mühle vorüber, und ich sah eine alte Frau vor derselben sitzen, welche eben beschäftigt

[1] Aus der Oper: „Johann v. Paris" von Boieldieu; vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkstüml. Lieder[3], Leipzig, 1869, S. 141, Nr. 924. — Johann v. Paris, kom. O. 2 A. Text nach St. Just von Jos. R. v. Seyfried, wurde am 29. August 1812 im Theater a. d. Wien zum erstenmal gegeben und 22mal aufgeführt. — Die hier erzählte Begebenheit würde aber sicher viel früher anzusetzen sein, da Castelli das Abenteuer in seiner frühen Jugend erlebt haben will. S. darüber am Schlusse.

war, Erbsenschoten auszulösen. Ich bot ihr einen guten Abend, und sie erwiderte ihn freundlich. Da trat ich näher, setzte mich zu ihr, und es entspann sich ein Gespräch zwischen uns, worin ich ihr meine Not klagte, daß ich ein Student sei, der nicht wisse, wohin er heute nacht sein müdes Haupt legen werde. Ich nahm meinen ganzen sentimentalen Ton zu Hilfe und erweichte die gute Alte so sehr, daß sie mir freiwillig eine Lagerstelle bei sich anbot.

Wer war froher als ich? Wir gingen ins Haus. Der Sohn der Alten, der Müller, war eben ins nächste Städtchen gefahren und wurde erst morgen zurückerwartet. Die Alte machte Feuer, kochte eine warme Suppe und Kartoffeln, und wir setzten uns dann zusammen und verzehrten das freundlich Gegebene mit großem Appetit. Ein Krug vortrefflichen Bieres schmeckte mir herrlich. Während des Essens sprachen wir von diesem und jenem, und die Alte sagte mir, ich müßte in der hinteren Stube schlafen; es ginge freilich die Rede, es sei darin nicht recht geheuer, weil den vorigen Müller, der ein reicher Geizhals gewesen sei, in dieser Stube der Schlag getroffen habe, aber das sei nicht wahr, sie sei zu allen Stunden des Tages und der Nacht in der Stube gewesen und habe nie etwas Verdächtiges gesehen oder gehört.

Bei diesen Worten stellte ich den Bierkrug, den ich eben zum Munde bringen wollte, nieder, und ich glaube fast, mein Gesicht habe sich etwas verlängert, aber ich nahm mich recht zusammen, und als die Alte hinzusetzte, es stehe ein vortreffliches Bett oben, und wer reinen Herzens sei, habe nirgends etwas zu fürchten, überredete ich mich, daß ich wirklich reinen Herzens sei, und fügte mich in die Notwendigkeit.

Um 9 Uhr nahm meine freundliche Wirtin das Licht und leuchtete mir in meine Schlafkammer. Wir gingen auf schmalen Brettern durch die Mühle, dann über einen langen Gang, an dessen Ende sich das Gemach befand. Es war klein, hatte weiße Wände und ein Fenster. Die Alte wünschte mir gute Nacht und ging.

Da stand ich nun, und die Worte der Wirtin beim Abendmahl fielen mir wieder ein. Ich durchsuchte mein Zimmerchen,

sah zuerst unter das Bett, dann öffnete ich das Fenster, welches ich mit einem starken Eisengitter versehen fand, aber gleich wieder samt dem Fensterladen schloß, da mir der vorerwähnte Galgen im hellen Mondlicht entgegenleuchtete, riegelte dann die Türe sorgfältig zu, legte meinen Stock neben das Bett auf einen Stuhl, entkleidete mich, stieg vermittelst des Stuhles in das außerordentlich hohe Bett, in welches ich wie in frischen Schnee tief hinein fiel, löschte das Licht aus, zog die Tuchet (so nennt man bei uns das mit Federn gefüllte Überbett) mit großer Mühe hinauf, denn sie war entsetzlich schwer, und drückte die Augen zu.

Schon hatte der Schlummer angefangen, seine milden Flügel über mich zu breiten, als mich plötzlich ein Gerassel, jenem ähnlich, welches entstehen würde, wenn die Kette einer Turmuhr abliefe, und hierauf ein starker Schlag wieder erweckte; zu gleicher Zeit wurde mir die Tuchet vom Leibe hinabgezogen.

Ich riß die Augen auf und starrte in die Nacht, ich horchte, und alles war still. Da griff ich an das untere Ende des Bettes, um zu fühlen, wo denn meine Tuchet sei, ich erfaßte einen Zipfel davon und zog sie mit noch größerer Anstrengung als das erstemal hinauf, es war gerade so, als ob sie unten jemand hielte. Kaum war ich einige Minuten so gelegen und ließ die Tuchet aus, um die Arme darunter zu stecken, als sich dasselbe Gerassel, derselbe Schlag und das Wegziehen der Tuchet wiederholte, und gleich darauf war wieder alles still.

Nun fing mir an, bange zu werden, große Schweißtropfen standen mir auf der Stirn, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Noch einmal zog ich in der größten Angst die Tuchet zu mir herauf und hielt sie fest, erwartend, ob man mir sie noch einmal entziehen würde; ich fühlte wohl, daß am unteren Ende eine Gegengewalt sie ebenfalls festhielt. Da zog ich die Füße so viel ich konnte herauf und blieb in dieser unbequemen Stellung liegen, bis der Schlummer aufs neue mich überwältigte, ich die Tuchet etwas losließ und sich das vorige gräßliche Spiel zum drittenmal erneuerte.

Nun — ich kann es nicht leugnen — fingen sich einige Härchen auf meinem Kopfe an emporzusträuben, ich faßte meinen

Stock, sprang mit beiden Füßen aus dem Bette, riegelte die Tür auf, stürzte über den Gang, durch die Mühle, wo mich ein Engel geleitete, daß ich in der Finsternis auf den schmalen Brettern keinen Fehltritt tat, von da in den Hof und schrie nun aus Leibeskräften um Licht.

Da öffnete die Alte das Fenster, fragte, was mir geschehen sei, und als ich ihr mein Abenteuer erzählte, weckte sie zwei Mühlknechte, und mit einer Laterne kehrten wir in meine Schlafstube zurück.

Was sahen wir?

Zu den Füßen meines Bettes stand eine große eiserne Kassetruhe, welche noch dem vorigen Müller gehört und worin er seinen Mammon verschlossen hatte. Meine Tuchet hatte sich mit einem Zipfel in den Ring, bei welchem man den Deckel anfaßte, um ihn aufzuheben, verwickelt; so oft ich sie nun zu mir emporzog, öffnete ich zugleich den schweren Deckel der Truhe, der dann seines Räderwerkes wegen mit Gerassel und einem Schlage zufiel und mir natürlicherweise das Federbett wieder entzog.

Ich wurde von der Alten und den Mühlknechten ausgelacht, konnte aber nicht selber mitlachen, da mir der Schrecken noch alle Glieder lähmte, doch verschlief ich ihn wieder bis zum nächsten Morgen[1].

---

[1] In Nr. 59 und 60 des Jahrgangs 1827 von Schickhs Modezeitung („Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“) finden wir „Drey komische Gespenstergeschichten. Nacherzählt von J. F. Castelli.“ Einige Freunde sitzen beim Silvesterpunsch und erzählen sich nach Aufforderung Castellis harmlose Gespenstergeschichten. L. gibt „Die Erscheinung“ zum besten, die Geschichte vom Kamel-Joseph, welche Castelli ebenfalls als eigenes Erlebnis in seinen Memoiren berichtet; hierauf folgt Castelli (der aber scheinbar nicht Castelli selbst ist) mit der „alten Mühle“ und erzählt die obige Begebenheit, indem er sich als wandernden Schauspieler vorstellt, der, von seinem Direktor verabschiedet, aus einem Städtchen entweicht und auf seiner Wanderung das Abenteuer besteht. Die dritte Geschichte „Das Schlittengespenst“ erzählt R. Die drei Geschichten sind in der gleichen Fassung wieder im 4. Bändchen der „Erzählungen von allen Farben“ (Wien, 1840), S. 155 ff. abgedruckt, und die obige Erzählung erscheint im Feuilleton des „Wanderer“ vom 29. März 1860 zum ersten Male in der Folge

Ich hatte damals Violinspielen gelernt und war darin so fleißig, daß ich schon nach einem Jahre es dahin brachte, daß ich meinen Lehrer, welcher bei der zweiten Violine im Theater auf der Wieden angestellt war, bei Schauspielen, wobei nur Symphonien aufgeführt wurden, substituieren konnte. Das Vergnügen, unentgeltlich das Theater besuchen zu können, war auch eigentlich der größte Sporn meines Fleißes. Später wurde ich auch schon bei Opern zugelassen, und wenn ich auch nicht selbst mitmusizierte, so war ich doch schon im Orchester so bekannt, daß ich kommen konnte, wann ich wollte, und immer ein bescheidenes Stehplätzchen hinter dem Pauker einnehmen durfte. Oh, wie viele Stunden bin ich da gestanden und doch nie müde geworden. Dieser Pauker (Rabl[1] hieß er) hatte das grimmigste Gesicht, welches mir in meinem Leben vorgekommen ist, und war dabei auch ein Erkleckliches grob. Wir Substituten fürchteten uns gewaltig vor ihm, und wenn mehrere von uns, ohne selbst mitzuspielen, kamen und hinter ihm Platz nehmen wollten, um ein Stück oder eine Oper mit anzusehen, so wurden viele nicht eben auf die höflichste Art hinausgewiesen. Mir geschah dieses nur ein einziges Mal, und selbst da verließ ich das Theater nicht ganz, sondern blieb die ganze Oper hindurch unter dem Podium, wo man vom Orchester aus durchgehen mußte, stehen, um nur da einige Töne

---

der Memoiren als eigenes Erlebnis. Zum interessanten Vergleich bringen wir im Anhang 3 dieselbe Geschichte in einer primitiveren Form aus einem verschollenen Büchlein als lustige Schneider-Historie, welche Cyriakus Bock d. J. (= Joseph Diesboeck) in seinem „Das lustige Schneiderbüchlein oder merkwürdige Geschichten von Großtaten des uralten weltberühmten Völkleins der Dünnfüße, auch Schneiderleins genannt . . . Augsburg 1850" (1. Aufl. 1830) als 47. Kapitel vorbringt. Beide Erzähler dürften aus einer gemeinsamen volkstümlichen Quelle geschöpft haben. R. Payer v. Thurn hat übrigens im 13. Bd. des Grillparzer-Jahrbuches bereits auf eine stoffliche Verwandtschaft von Castellis „Erlebnis" mit Paul Weidmanns „Bettelstudenten" hingewiesen.

[1] Im Th.-Journal f. d. Theater a. d. Wien 1817 finden wir noch einen Pauker: „Rabe, Vater" verzeichnet. — Der „Timpanist" Rabe wird von Sonnleithner (Materialien usw.) schon 1801 erwähnt.

zu hören oder vielleicht gar eine Sängerin, die in einem Zauberspiel versinken mußte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihr mein Kompliment zu machen.

Das nenn' ich doch Liebe zum Theater!

Wie gesagt, wurde ich nur ein einziges Mal aus dem Orchester gewiesen, denn ich wußte mir bald den grimmigen Pauker zum dicken Freunde zu machen. Ich bat nämlich meine Großmutter so lange, bis sie mir erlaubte, den Mann ein paar Male an Sonntagen zu uns zu Mittag einladen zu dürfen, und von der Zeit an hatte ich nicht nur einen Stehplatz, sondern sogar einen Sitz hinter dem Pauker, und zwar gewöhnlich auf der größten Trommel, wenn sie nicht gebraucht wurde.

V.

Das Aufgebot im Jahre 1797[1]. — Das Manifest. — Landsturm und Bürger. — Die Universitätsbrigade. — Der Auszug. — Die Einquartierung. — Soldatenleben. — Der erste Fahnenriß. — Friedensproklamation. — Abschied. — Ein mutwilliger Jugendstreich.

Das Jahr 1797 war für Österreich ein unheilbringendes Jahr.

Schon am 5. April erschien ein Manifest, worin gesagt wurde, daß der Kaiser den Frieden wünsche und ihn zu gewinnen unablässig bemüht sei, daß aber, wenn der Feind, durch sein Kriegsglück getäuscht, jede Aussöhnung ablehnte oder auf unmäßigen Forderungen beharrte, jeder Untertan die Anstalten, welche die Vorsicht auf den äußersten Fall selbst für die Residenzstadt notwendig macht, mit Eifer unterstützen werde, und daß die biederen Einwohner Wiens nicht weniger Mut und Treue beweisen werden als ihre Vorfahren.

Wirklich waren die Franzosen nicht mehr weit von der Residenzstadt entfernt.

Am 7. April wurde der Landsturm aufgeboten und alle Untertanen aufgefordert, sich ohne Verzug der Verteidigung des Vaterlandes zu widmen, in angewiesenen Stationen sich einzufinden, sich mit Flinten, Pulver, Blei, allenfalls auch mit

---

[1] Über das Wiener Aufgebot von 1797 s. des Weltpriesters Dr. theol. und Professor Josef Lauber anonym erschienenes Buch: „Denkmahl der Vaterlandsliebe und Fürstentreue, Wien bey C. v. Schmidbauer 1797" (Titkpf., gest. Tit. mit Portr.-Vign. des Prinzen Ferdinand von Württemberg, 476 S. und 122 S. Personenregister, sowie 8 Kpftfln.); ferner Anton v. Geusaus Geschichte Wiens, 5. T. 1. Bd. (1807), S. 66 ff.; dann „Geschichte des im Jahre 1797 veranlaßten Aufgeboths der akadem. Bürger" im „Wiener Universitäts-Schematismus f. d. J. 1798. Herausg. von Anton Phillebois, Subpedell der wienerischen Univ., Wien, Schmidbauer u. Co.", S. 127 ff. — Auch Karl Glossys Studie „Das Wiener Aufgebot i. J. 1797" im „Wiener Neujahrs-Almanach 1897".

Während nun bei Lauber in den im Anhang seines Buches gebrachten ausführlichen Listen aller Teilnehmer am Aufgebot Castellis Name



Das Wiener Aufgebot 1797

(Tit.-Kupfer zu: „Blumenstrauß für Musen- und Menschenfreunde.“
Zum Neujahrsgeschenke 1798, Wien, bei G. Fr. Krauß)

Hacken, Sensen u. dgl. zu versehen, und auf wenige Tage Brot mit sich zu nehmen.

Das Vaterland rief, und alles eilte herbei. Ich bin nicht imstande, den Enthusiasmus zu schildern, mit dem sich alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig anbot, das Vaterland zu verteidigen.

Auf dem Lande war der Zudrang zu den Sammelplätzen so groß, daß an manchen Orten auch nicht ein einziger Mann zu Hause blieb, und in den meisten Stationen hat man mehr Mühe und Beredsamkeit aufbieten müssen, einen Teil dieser wackern Leute zur Rückkehr zu bewegen, als erforderlich war, sie aufzubieten.

Die Bürgerschaft Wiens machte sich anheischig, die Stadt gemeinschaftlich mit dem Militär auf das äußerste zu verteidigen. Die Studenten bildeten, nachdem die Vorlesungen an der Universität geschlossen waren, eine eigene Brigade, auch die Kaufmannschaft trat in ein eigenes Korps zusammen, und späterhin bildeten auch die Landstände ein solches.

Dies im allgemeinen über jene verhängnisvolle Zeit. Wenn man jetzt von ihr spricht, wenn sich jetzt noch einer von den wenig Übriggebliebenen mit dem Ehrenzeichen zeigt, welches der Kaiser nach geschlossenem Frieden an alle, welche sich den Vaterlandsverteidigern anschlossen, austeilen ließ, so lächelt man und spottet wohl gar über sie. Allein, diejenigen, welche diese Tage *wirklicher* Gefahr nur aus Überlieferungen kennen,

---

fehlt, ist dessen Beteiligung durch die Listen des obigen Universitäts-Schematismus festgestellt. Dort findet er sich auf S. 185 unter C außer der Reihe am Schlusse angeführt. — Wir finden an beiden Orten noch Christoph Kuffner, Joh. Schwaldopler, Jos. Winiwarter (den späteren Rechtsgelehrten), Vinzenz Weintritt.

Die ganze Wiener Aufgebotsmannschaft betrug beim Ausmarsch 8476 Köpfe. — Das Studentenkorps führte den Namen der Universitäts-Brigade und bestand aus 2 Bataillonen, jedes Bataillon aus 5 Kompanien, alle 10 Kompanien machten eine Zahl von weit mehr als 1000 Köpfen aus. — Jeder der ärmeren Soldaten erhielt täglich 15 kr Löhnung. — Am 1. April ward in Wien die Nachricht von dem eiligen Vorrücken der Franzosen verbreitet; am 5. besetzten die Franzosen Murau, Knittelfeld, Judenburg; am 7. fingen die Einschreibungen auf dem Rathause und bei den Grundgerichten an. (Geusau l. c.)

haben gewiß nur eine matte Vorstellung davon. Sie sehen ein altes Gemälde, woran die Farben verblichen sind und der Firnis seinen Glanz verloren hat. Ja, nachdem sie wissen: Hunderttausende sind aufgestanden und haben die Waffen ergriffen für ihr Vaterland, aber von ihren Gewehren ist kein Schuß gefallen und ihre Säbel sind in kein Blut getaucht worden, so sehen sie mit Lächeln auf einen solchen Mann, dessen Taten hinter seinem Willen zurückbleiben mußten, ebenso wie man einen Baum nicht lobt, der voll herrlicher Blüten stand, aber seiner bereits angesetzten Früchte durch Elementarereignisse vor ihrer Reife beraubt wurde.

Ich werde hier nur von der Universitätsbrigade sprechen, bei welcher ich mich befand.

Als der Kaiser zu den Waffen rief, als die Jünglinge sich in den Universitätssaal drängten, um sich einschreiben zu lassen und die Waffen mit ihren Büchern zu vertauschen, da war von keinem Scherz die Rede, es war bitterer Ernst, der auch blutiger hätte werden können. Manche zärtliche Eltern suchten ihren geliebten Söhnen die Gefahr vorzustellen, welcher sie entgegengingen, aber der vaterländische Eifer der Jünglinge wirkte mächtiger, und sie ließen sie ziehen mit ihrem Segen.

Ich habe manche meiner damaligen Schulkameraden weinen gesehen, weil man sie, da sie zu klein und zu schwach waren, zurückwies. Sie studierten Philosophie, waren also doch gewiß Philosophen, und sie haben geweint.

Es wurde die Uniform für die Universitätsbrigade bestimmt, welche sich die Vermöglicheren gleich anschafften, den Ärmeren wurde sie später von den Brigadegeldern angeschafft. Diese bestand aus hechtgrauen Beinkleidern, grünen Westen, grauen Fracks mit grünen Um- und Aufschlägen und einem dreieckigen Hut, in dessen Kokarde ein fingerlanges grünes Band mit der Aufschrift „Universitätsbrigade" befestigt war. Die Gewehre mit ellenlangen Bajonetten erhielten wir aus dem kaiserlichen Zeughause.

Wir zogen fort aus den Mauern Wiens. Am 17. April, morgens 5 Uhr, rückten wir schon ganz in militärischer Haltung auf das Glacis. Dort erschienen der Kaiser und die Kai-

serin. Die letztere verteilte Fahnenbänder, welche sie selbst gestickt hatte. Diese wurden an die Fahnen gebunden und dann zur Weihe gebracht. Nach der Fahnenweihe leisteten wir den Militäreid (wobei wohl manchem das Herz etwas stärker pochte), wohnten dann einer Feldmesse bei und zogen mit klingendem Spiele fort nach unserem ersten Stationsplatze Klosterneuburg[1].

Wer Zeuge dieses Auszuges gewesen wäre, der müßte bekennen, es war nicht ein Gang zu einem Freudenfeste. Hier nahm ein Freund rührenden Abschied von seinem Freunde, dort begleitete eine Mutter ihren Sohn bis zur Barriere und weinte bittere Tränen, weil sie fürchtete, der Teuere könnte ihr nicht wiederkehren. Manches Liebchen winkte noch dem Herzgeliebten mit nassen Äuglein zu und drückte ihm ein Andenken in die Hand. Damals verging sowohl uns als den Zuschauern alles Lachen, und niemand hätte gedacht, daß dieser kummervollen Zeit einst mit höhnischem Lächeln gedacht werden könne.

Jung und leichtsinnig, wie wir waren, war auch bei uns die Betrübnis des Scheidens bald vorüber; als wir die Mauern Wiens hinter uns hatten, ermunterte einer den andern, wir bildeten uns ein, jetzt schon recht tüchtige Soldaten zu sein, fingen an Kriegslieder zu singen und marschierten lustig weiter, die biedern Hauptleute Fratz und Ostrowitsch an der Spitze der beiden Kompanien, welche unsere Brigade bildeten, und

---

[1] „Die Universitäts-Brigade führte ihre Waffenübungen auf dem Glacis zwischen dem Stubentore und dem Kärtnertore sowohl vor als nach Mittag an diesem Tage (14. April) fort." (Lauber l. c. S. 373.)

„Am 16. (Ostersonntag) übergab Ihre Majestät die Kaiserin Seiner Exzellenz dem Herrn Grafen von Saurau einige seidene Bänder, von ihrer eigenen Hand gestickt, mit dem Namen Maria Theresia und der Jahrzahl, damit sie den folgenden Tag an die Fahnen . . . angemacht würden." (l. c. 379.)

„Bei dem Auszuge des Studentenkorps bemerkte der würdige Rektor Magnifikus (Jos. Freiherr v. Quarin, Leibarzt des Kaisers, geb. Wien, 19. November 1733, gest. daselbst 19. März 1814), daß den Armen Stiefeln mangelten. Vom Mitleiden bewogen, ließ er ihnen dieselben machen und schickte sie ihnen nebst anderen Kleidungsstücken nach, um alles das zu leisten, was in seinen Kräften stand, damit das Vaterland auf die gehörige Art könnte verteidigt werden." (l. c. S. 383.)

mitten unter uns den unvergeßlichen Professor Watteroth[1], den Freund, den Vater unser aller, der durch sein Beispiel uns zum Vorbilde diente, uns Mut einflößte, durch Lehren unsere jugendliche Unvorsichtigkeit im Zaume hielt, und durch Güte unser aller Liebe gewann.

Ich werde jetzt Gelegenheit haben, manchmal komische Szenen in die Beschreibung unseres militärischen Feldzuges einzustreuen. Ich will sie schonungslos mitteilen, da ich der Wahrheit getreu bleiben will. Es ist doch ganz natürlich, daß feurige Jünglinge, welche nie aus dem väterlichen Hause gekommen sind, sich nicht plötzlich in das militärische Leben und die bei demselben so nötige Subordination fügen können.

Als wir nach Nußdorf kamen, wurde uns kurze Ruhe gestattet. Wir waren seit 5 Uhr morgens auf den Beinen, der Tag war sehr warm, wir marschierten im Staube, Gesang und Jubelgeschrei hatten uns die Kehlen trocken gemacht, was Wunder, daß wir jungen Burschen jetzt Flüssigkeiten suchten, wo welche zu bekommen waren. Mehrere stellten ihre Gewehre zusammen, um in die Schenken zu springen, andere eilten, um Wasser herbeizuschleppen, einige wollten sogar Wasser aus der Donau trinken, als mit einmal die Stentorstimme unseres Führers erscholl: „Habt acht! Richt euch! Man wird Karree schließen! Wer noch einen Schritt weiter tut, wird krumm geschlossen!" Wir wußten nicht, warum dieser Befehl gegeben wurde, wir hielten ihn in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo wir unsern Durst stillen wollten, für grausam, aber wir gehorchten und schlossen das Karree. Da trat Professor Watteroth in die Mitte und hielt uns eine halb ernste, halb komische Anrede über das Trinken in der Hitze, und wie es uns dann noch viel besser schmecken werde, wenn wir im Nachtquartiere sein werden, und dabei haranguierte er uns so geschickt, wir sollten be-

[1] Heinrich Joseph Watteroth, geb. zu Worbis im Eichsfelde (ehem. Kurfürstentum Mainz), 17. November 1756, gest. Wien, 13. August 1819. Kam 1777 zur Reichshofrats-Praxis nach Wien; 1783 Professor der Statistik an der Theres. Ritterakademie; 1786 Lehrer der Rechtsgeschichte an der Universität, 1791 Professor der politischen Wissenschaften. (Wurzb. 53, 152.)

denken, daß wir keine Kinder, sondern Soldaten seien, daß wir es uns gefallen ließen, dem Redner ein Hurra brachten und — freilich etwas stiller — weiter marschierten.

Als wir die Türme des Stiftes Klosterneuburg vor uns sahen, war das Vergnügen, nun zum Essen, Trinken und zur Ruhe zu kommen, in allen Gesichtern zu lesen.

Wir machten auf dem Platze der Stadt halt, und unsere Führer begaben sich zu den Autoritäten der Stadt, um unsere Einquartierung zu bewerkstelligen. Sie blieben lange aus, und es wurde schon ein kleines Murren unter unserer Truppe laut. Als sie zurückkamen, stellten sie sich mit Herrn Professor Watteroth zusammen und schienen zu deliberieren; und endlich hieß es wieder: Habt acht! Man wird ein Karree schließen! Watteroth trat wieder in die Mitte und teilte uns mit, wir müßten noch eine halbe Stunde weiter nach dem Dorfe Kritzendorf marschieren, da hier in Klosterneuburg keine Nachtquartiere zu finden seien. In der obern Stadt war uns nämlich das Korps der Kaufmannschaft zuvorgekommen, und in der untern war das allgemeine Aufgebot der umliegenden Gegend einquartiert, welches aber am folgenden Tage weiter marschieren mußte, wo wir dann von Kritzendorf sogleich wieder hierher zurückkehren würden.

Da wurde nun das allgemeine Murren lauter, wir vergaßen, daß wir Soldaten waren und blind gehorchen müßten. Man will uns arme schwache Jünglinge gleich am ersten Tag zugrunde richten, meinten einige, andere waren gar so kühn, ihre Gewehre wegzuwerfen und zu sagen: „Wir gehen nicht weiter!" Aber schnell stellten sich unsere Führer an die Spitze, die Trommeln wirbelten, unser guter Watteroth schrie mit seiner hellen Stimme: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!" Wir stimmten das alte Burschenlied: „Gaudeamus igitur" — freilich viele mit trübseliger Miene — an, und nach einer halben Stunde marschierten wir in Kritzendorf ein, wo wir Nachtquartier fanden.

Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einem Bunde Stroh schlief, aber es weckte mich doch erst um sieben Uhr die Trommel, die uns zur Musterung rief. Wir wurden

vollzählig befunden bis auf einige wenige kleine, schwache Jungen, welche mit Bewilligung der beiden Brigadekommandanten in Klosterneuburg zurückblieben, weil sie schon marode waren.

Wer nach der Musterung so im Dorfe herumgegangen wäre und uns beobachtet hätte, der würde folgendes gesehen haben:

Hier lagen einige auf dem grünen Abhang vor einem Hause und erzählten sich, wie schlecht ihr Nachtlager war, und wie sie des Morgens den Kaffee sehr vermißt hätten, wie sie überhaupt schon jetzt bemerkten, daß die Sache ganz ernsthaft genommen, und daß das Soldatenleben denn doch nicht so lustig sei, als sie geglaubt hätten.

Dort waren andere beschäftigt, ihre Stiefel und Kleider zu putzen, was sie früher nie selbst getan hatten und jetzt mit untermischten Seufzern vollführten.

In allen Gesichtern las man die Besorgnis, wie es denn ferner gehen werde, der Enthusiasmus war etwas abgekühlt, und wenn dort und da einer sein Gewehr mit dem langen Bajonette betrachtete, so konnte man es ihm wohl ansehen, daß er sich dachte; wenn es dazu kommen sollte, daß ich mit einem solchen Dinge hinschießen muß, so wird man auch auf mich herschießen.

Bei der Jugend dauert aber weder Freude noch Betrübnis lange. Als wir zu Mittag gegessen hatten (wir hatten jetzt noch keine Soldaten-Menage, und da wir noch Mutterpfennige besaßen, so aß jeder für sein Geld, was er eben bekommen konnte), liefen einige von uns zum Schullehrer, borgten ein paar Violinen aus, spielten Tänze auf, und wir tanzten unter freiem Himmel mit den Bauernfrauen und -töchtern, daß es eine Lust war. Das gefiel diesen auch so wohl, daß sie Milch, Butter und Brot herbeischafften und uns bewirteten. Ich glaube auch, die Einquartierung wäre ihnen nicht unlieb gewesen, allein, wir mußten schon am folgenden Tag nach unserer bestimmten Station, Klosterneuburg, wieder zurückmarschieren, da das allgemeine Aufgebot abgezogen war und uns Platz gemacht hatte [1].

[1] Die Universitäts-Brigade kehrte am 21. April von Kritzendorf nach Klosterneuburg zurück. — Prälat Floridus ließ mehrere Mitglieder des Korps zur Konventstafel ziehen. Er eröffnete ihnen auch die Bibliothek,

In Klosterneuburg fing nun ein geregeltes, militärisches, aber auch ein lustiges Leben an. Des Morgens mußten wir täglich exerzieren. Dies geschah auf den beiden großen Wiesen vor dem Stifte; auf der einen Wiese war unser Exerzierplatz, auf der andern jener der Kaufmannschaft. Wir akademischen Soldaten waren mit den kaufmannschaftlichen Soldaten immer etwas gespannt, wir hielten nämlich diese für lauter Gemeine, bei unserer Brigade aber jeden Gemeinen für einen Kadetten. Ich weiß mich zu erinnern, daß einmal, als eben unsere beiden Korps exerzierten, Ochsen vorbeigetrieben wurden, und daß mehrere Stimmen aus dem Kaufmannskorps laut schrien: „Da kommen Studenten aus der Fremde!" Derlei kleine Neckereien gab es immer, sie arteten aber doch nie in einen bedeutenden Exzeß aus.

Außer dem Exerzieren hatten wir die Wachposten in unserem Stadtteile zu versehen: den höchsten Posten bei dem Oberkommandanten des ganzen Aufgebotes, dem Prinzen von Württemberg, die Posten bei den beiden Hauptleuten unserer beiden Kompanien, dann die Hauptwache, die Torwache, die Kassewache usw.

Wir hatten nun auch schon eine Musikbande, welche abends bei dem Zapfenstreiche schöne Musikstücke produzierte und unsern Marsch spielte, welchen Süßmeyer[1] besonders für uns komponiert hatte. Da blieb denn nicht einer von uns zu Hause und alles zog der Musik nach.

Die Wiener schickten uns vielerlei gute Sachen, Wein und weißes Brot und verschiedene andere Dinge, zu deren Fassung wir immer kommandiert wurden.

Unsere Verwandten legten in unserer Kasse, deren Verwal-

„damit diejenigen, die ihre Kenntnisse auch mitten in dem Waffengeklirr erweitern wollten, dazu Gelegenheit fänden. — Überhaupt muß man diesem Korps zum Ruhme nachsagen, daß es sich auf dem ganzen Marsche und während seines Aufenthaltes sowohl in Kritzendorf als Klosterneuburg durch sein besonders gutes und sittliches Betragen ausgezeichnet und aller Herzen für sich eingenommen hatte." Lauber, S. 387.

[1] Franz X. Süßmeyer. — Von ihm später. — Ein Anton S. erscheint unter den Musikern der Universitätsbrigade im W. Univ.-Schemat. f. d. J. 1798, S. 179.

ter und Rechnungsführer Professor Watteroth war, Geld für uns nieder und bestimmten, wieviel wir davon täglich erhalten sollen.

Wir bekamen viele Besuche aus Wien und durften auch selbst welche in Wien machen, nur war es bei uns mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Wir mußten nämlich stets einen vom Kommandanten unterschriebenen Passagierschein bei der Linie vorzeigen, sonst wurden wir nicht hineingelassen, und durften nie oder nur in ganz außerordentlichen Fällen über die Nacht wegbleiben.

Wie dann so ein Student diesen Tag in Wien herumstolzierte, sein Gesicht in martialische Falten legte, den Säbel besser hinabschnallte, damit er auf dem Pflaster rechten Lärm machte, sich bei allen seinen Bekannten zeigte und schon jetzt von sich kleine Heldentaten, und waren es auch nur negative, nämlich Entbehrungen aller Art, erzählte, auch sogar wenn er einem Mitglied des landständischen Korps begegnete, dasselbe nur über die Achsel ansah, weil es noch nicht aus Wien gekommen war, davon wird man sich selbst ein kleines Genrebild entwerfen können.

Es bildeten sich auch Vereinigungen in Gast- und Caféhäusern in Klosterneuburg, es gab Tänzchen in öffentlichen und Privathäusern, Jagden in den nahen Auen, kurz, wir führten ein flottes Leben.

Das Schießen wurde uns Helden aber bald verboten. Es ereigneten sich nämlich durch Unvorsichtigkeit ein paar Unglücksfälle, welche dieses Verbot hervorriefen.

Ich glaube hier einige komische Vorfälle mitteilen zu sollen, welche mir selbst begegnet sind:

Die Kommandanten unserer beiden Kompanien waren zwei würdige Hauptleute von zwei Infanterieregimentern. Unsere erste Kompanie befehligte Hauptmann Fratz[1], die zweite Hauptmann Ostrowitsch[2]. Der erstere war artig und zu-

[1] Andreas Fraatz, geb. zu Bilshausen im Eisfeldischen (Sachsen-Meiningen) um 1762, kath., im Reich assentiert 1777, Feldwebel 1785, war vom Juli 1796—1805 Hauptmann von Preyß-Infanterie-Regiment Nr. 24, 1809 Oberstleutnant, 30. April 1809 pensioniert.

[2] Vinzenz (v.) Ostovich oder Ostoich, geb. zu Neu-Gradisca in der kaiserl. Grenze (Slavonien) um 1756, griechisch-kath., 1771 enrol-

vorkommend, obschon ein tüchtiger Soldat, der zweite aber ein alter, derber Haudegen, der seine Worte nicht wählte, sehr stark schrie und mitunter wohl auch etwas fluchte. Ich habe ihn einmal beim Exerzieren rufen gehört: „Himmeltausend Granaten! Wollt ihr ordentlich marschieren? Die Hände in die Flanke geworfen, nicht immer auf den Nabel gehalten!" Ostrowitsch sprach uns auch immer mit „Ihr" an, während Fratz nie unterließ, „meine Herren" zu sagen.

Natürlich war uns Fratz lieber.

Diese beiden Herren Kommandanten nun hatten unsere Brigade nach aller militärischen Vorschrift organisiert und die stärksten, wohlgebautesten und tüchtigsten Jünglinge aus unserer Mitte zu Ober- und Unterleutnants, zu Feldwebels und Korporalen erhoben. Diese frisch gebackenen Chargen waren sehr stolz auf ihr Avancement, und wir übrigen waren ihnen darum neidig.

Es entstanden daraus manche lächerliche Szenen.

Eine davon war folgende: Ich und ein Schulkamerad namens Pieringer[1] (derselbe, welcher später als ein tüchtiger Musiker geachtet wurde und einer der Gründer der Concerts spirituels war), waren intime Freunde. Allein honores mutant mores. Er, schon ein großer, rüstiger Jüngling, wurde Korporal, und ich, noch ein kleiner schmächtiger Knirps, war in seinem Zuge, und zwar im zweiten Gliede als Gemeiner eingeteilt. Als wir eines Morgens Brot faßten, fragte ich ihn, da ich irgendwo hinzukommen versprochen hatte, ob er nach Hause gehe. Er bejahte es. Da wir nun nebeneinander, er im Hause Nr. 1 und ich Nr. 2 vor dem Tore einquartiert waren, so bat ich ihn, mir mein Brot mit nach Hause zu nehmen. Da warf er sich in die Brust und sagte: „Glaubt Er Gemeiner denn, der Korporal wird ihm seinen Bedienten machen?" Ich

---

liert, 1776 als Kadett vom Gradiskaner Grenz-Infanterie-Regiment zu Deutschmeister Nr. 4, 1796 Hauptmann, 1805 Major, blieb vor dem Feinde bei Landshut am 21. April 1809.

[1] Ferdinand Pieringer, geb. 18. Oktober 1780, gest. 11. November 1829, Hofkammer-Registr.-Beamter, Violinspieler, seit 1821 mit Beethoven bekannt. (S. Fritz Prelinger, Ludwig van Beethoven. Sämtliche Briefe usw. IV. 347.)

aber antwortete: „Gestrenger Herr Korporal, verzeihen Sie mir meine Keckheit und geben Sie mir I h r Brot, so werde ich es Ihnen nach Hause tragen," und ich tat es auch, was er in Ordnung fand.

Eine sehr komische Szene war folgende:

Ich stand auf der Kassewacht. Es war morgens und noch sehr dunkel, ein dichter Nebel hatte sich niedergesenkt, und man konnte kaum die Hand vor dem Auge sehen. Da sah ich eine Gestalt auf mich daherschweben und hörte dabei etwas rollen. Ich schrie: „Halt! wer da?"

Keine Antwort

Ich wiederholte meinen Ruf: „Halt! wer da?"

Wieder keine Antwort.

Endlich rief ich: „Gebt Antwort, oder ich schieße."

Da ließ sich eine Stimme in echt bäurischer Mundart vernehmen: „Non, Batzenlippl! schau etwan, daß 's da nit recht is!"

Das war zu viel. Ich schrie, was ich aus Leibeskräften konnte: „Korporal heraus!" Der Wachkommandant samt einigen Mann erschien, und statt eines Schattens zeigte sich ein recht dickes Bauernmädchen, welches auf ihrem Schubkarren ihre Milch in die Stadt führen wollte.

Als sie sah, daß es ernst wurde, bat sie um Verzeihung, allein es half nichts, Strafe mußte sein; wir tranken ihr ein Gefäß voll Milch aus und ließen sie dann, da sie jung und hübsch war, ihres Weges ziehen.

Der spaßigen Fälle ereigneten sich viele, allein sie sind mir entfallen. Viele von uns wurden aber auch ganz ernsthaft zum Profosen geschickt, weil sie tolle Streiche machten oder gegen die Subordination sich gröblich vergingen.

Es war uns immer ein Dorn im Auge, daß unsere Regimentsfahne so neu und glänzend aussah, wir hätten wohl gewünscht, in einer Attacke gewesen zu sein, in welcher sie zerfetzt worden wäre. Da geschah es einmal beim Exerzieren, als wir eben im Sturmschritte marschierten, daß der Fahnenträger mit der Fahne an einem Baumaste hängen blieb und ein großer Riß darin entstand. Wir waren wirklich so kindisch, eine Deputation

an den Kommandanten zu schicken und ihn bitten zu lassen, die Fahne nicht reparieren zu lassen. Es unterblieb, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein.

Endlich, nachdem wir ganze zwölf Tage Soldaten gewesen waren, erschien am 28. April folgende Kundmachung:

„Die Präliminar-Friedensartikel mit Frankreich sind bereits unterzeichnet[1], die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt und dadurch die Hoffnung zur Herstellung eines baldigen Friedens der Erfüllung näher gebracht. Da nunmehr durch den Rückzug der französischen Truppen jede Gefahr für das Land Nieder-österreich verschwunden ist, so wollen Se. Majestät jene Tapfern und Getreuen, welche zur Verteidigung für Fürst und Vaterland so zahlreich sich versammelt haben, nicht länger die Bürde der Bewaffnung tragen lassen und befehlen daher, daß das allgemeine Aufgebot sogleich aufgelöst werde. Se. Majestät werden durch eine auf diese Begebenheit eigens zu prägende Münze Ihren und des gemeinschaftlichen Vaterlandes Dank verewigen und gestatten, daß jeder, der bei dem gegenwärtigen Aufgebote freiwillig in Waffen auszog, dies ehrenvolle Denkmal seiner Tapferkeit und Fürstentreue zeitlebens an der Brust trage."

Als auch uns diese Kundmachung mitgeteilt wurde, wußten wir wahrlich nicht recht, sollten wir uns freuen oder ärgern. Es war uns wohl angenehm, wieder nach Wien zurückzukehren, unsere Lieben wieder zu sehen, aber wir vertauschten auch das kurze freie Leben nicht gerne wieder mit einem gebundenen und unsere Gewehre nicht gerne mit den Büchern. Übrigens was war zu tun? Die Hoffnung auf die Auszeichnung mit der Medaille gewann das Übergewicht.

Wir ließen uns die paar Tage, die wir noch in Klosterneuburg versammelt blieben, gut geschehen, putzten uns zusammen, so gut wir konnten, ja die älteren ließen sich sogar einen Flaum unter der Nase stehen; wir schossen Geld zusammen, daß auch der letzte unserer Kameraden, welcher mitten unter uns Uniformierten noch mit einem roten Rock herausleuchtete, auch

---

[1] Die Unterzeichnung erfolgte am 18. April. (Geusau l. c.)

uniformiert wurde (er hieß Retzer[1]), und hielten sodann am 3. Mai unsern feierlichen Einzug in Wien[2].

Das gesamte Aufgebot marschierte in 17 Bataillonen Infanterie, einem Bataillon Jäger und der Freiwilligen-Kavallerie unter dem Kommando des FZM. Prinzen von Würtemberg[3] in Zügen en colonne durch die Nußdorfer Linie auf das Glacis zwischen dem Schotten- und Burgtor und formierte dort drei Treffen.

Der Kaiser hielt nachmittags um 3 Uhr Revue, wo sodann reihenweise mit Zügen abmarschiert und vor den beiden Majestäten defiliert wurde.

Unsere Brigade führte der Regierungsrat Graf Dietrichstein[4] auf die Universität zurück, wo er eine Rede an uns hielt, worin uns besonders folgende Stelle unendlich schmeichelte:

„Wenngleich", sagte der Graf, „Ihre Entschlossenheit und Ihr Mut sich gegen den Feind selbst zu zeigen, keine Gelegenheit fand, so muß doch der Gedanke, daß eben durch den sich auf so ehrenvolle Weise entwickelten Charakter unserer Nation, der Rückzug der französischen Truppen bewirkt worden, Ihnen ebensogroßes Vergnügen machen, als wenn Sie in dem Falle gewesen wären, Ihre Entschlossenheit durch Taten zu beweisen."

Dann gingen wir auseinander, stolzierten aber noch einige Zeit in Uniform herum.

Nach einiger Zeit erhielten wir die Medaille[5]. Sie hatte die Größe eines Guldenstückes, war von Silber, hatte auf dem

---

[1] Anton Rätzer.

[2] „Diese Rückkunft war festgesetzt auf den 3. Mai und erfolgte noch an demselben Tage, nachmittags um 2 Uhr." (Lauber, l. c. S. 396.)

[3] Ferdinand Friedr. Aug. Herzog von Württemberg, k. k. F. M., Großkreuz d. M.-Th.-Ordens, geb. Treptow i. Hinterpommern, 22. Oktober 1763, gest. Wiesbaden, 20. Januar 1834. — Wurzb. 58, 248.

[4] Jos. Karl Graf v. Dietrichstein, geb. Wien, 19. Oktober 1764, gest. 17. September 1825; Hofrat b. d. böhm. Staatskanzlei, 1802 Gouverneur von Mähren und Schlesien; 1804 Reg.-Präs. in Wien N.-Ö. Landmarschall usw., s. (Gräffer-Czikann) Öst. Nat.-Enzyklopädie I. 715ff.

[5] Eine Abbildung der Aufgebots-Medaille bei Lauber l. c.

Avers das Bild des Kaisers und auf dem Revers in einem Lorbeerkranze die Worte: „Den biedern Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank!“ Sie wird am gelb und schwarz gestreiften Bande getragen.

Ich besitze diese Medaille noch, und trotz allem höhnischen Lächeln schäme ich mich nicht, sie bei feierlichen Gelegenheiten neben meinen Orden zu tragen, denn ich habe sie doch mit mehr Besorgnis erworben als diese.

Ein mutwilliger Jugendstreich[1].

Unter den jungen Leuten, welche mit mir jene glückliche Zeit verlebten, wo man alles rosenfarben sieht, über einen Graben springt, anstatt vorsichtig darüber zu schreiten, weder Hitze noch Zugluft scheut, kurz, wo man eigentlich nur lebt, um das Leben auf das Spiel zu setzen, war auch einer, den wir zum Stichblatte all unserer Scherze machten. Er war, was man einen guten Kerl nennt, und das ist eigentlich das beste und einzige Lob, was man ihm geben kann. Er war einfach und einfältig und unwissend. Die Natur hatte ihn mit einem Rücken erschaffen, um Lasten zu tragen, er aber hatte sich mit all seiner Schwere auf die Literatur gelegt und war — Kommis in einer Buchhandlung geworden. Was sein Physisches betrifft, so hatte er, außer jenem großen Rücken, einen großen Kopf, große Augen, eine große Nase, große Lippen, alles dieses mit großen Pockennarben durchlöchert. Mit allem diesem kann man ein sehr braver Mensch und ein brauchbarer Buchhandlungs-Kommis sein. Das war er auch, denn sein Prinzipal rühmte von ihm, daß er es aus der Kunst verstehe, die bei ihm verlegten, aber leider verlegenen Bücher an den Mann zu bringen; aber unser Mann besaß dabei auch eine ziemliche Portion Eigenliebe, und eine dito Anmaßung, welche zu dem Bilde, das ich eben von ihm entworfen habe, nicht paßten. Er hielt sich für den Gegenstand der verliebten Blicke und Wünsche aller Mädchen, und wenn er uns seine verliebten Abenteuer erzählte, so nannte er

[1] Als „Skizze aus dem Leben“ im 4. Bändchen der „Erzählungen von allen Farben“, S. 203 ff.

sich selbst einen Schmetterling; jetzt bitte ich um des Himmels Willen, sich einen s o l c h e n Schmetterling zu denken.

Seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß unser Kamerade, den ich K u r z nennen will, auf ein kleines, junges, liebliches Bäckermädchen, welches immer im Laden ihres Vaters saß und Brot verkaufte, seine verliebten Blicke schoß und Seufzer ausstöhnte gleich Zehnpfündern. Da dies mehrere Tage dauerte, so beschlossen wir, uns auf Kosten unseres verliebten Gecken zu unterhalten, und wir kamen überein, ihm in Nettchens Namen (so hieß die Mehlerzeugte) ein Briefchen zu schreiben.

Ich übernahm die Korrespondenz, und noch an demselben Mittag brachte der Briefträger Kurzen ein Billettchen auf rosenrotem Papier und mit den gehörigen orthographischen Fehlern ausgestattet, um die Sache ganz wahrscheinlich zu machen, folgenden Inhaltes:

„W o l l g e b o r n e r H e r r!

Ich bemurke, daß sie mich immer so keck anschauen und das ist nicht schön von ihnen. Sie wollen mich combromidiren — o Mansbilder! was seid ihr für Innsekten! Ich bitte sie Herr von Kurz treiben sie das Anschauen nicht länger so fort, denn ich halt's nicht aus.

N e t t e."

„N. S. Wenn sie mich beantworten wollen, so schicken sie den Prif nicht in den Laden sondern schreiben sie mir bost reh stante, ich werde schon hinschicken danach."

Ich kann Kurzens Gesicht nicht beschreiben, als er diesen Brief erhielt. Er bekam ihn um zwei Uhr und las ihn noch um sieben Uhr abends. Wie wir wohl vermuteten, so fanden wir schon am folgenden Morgen eine Antwort auf der Post, womit ich meine Leser verschonen will, da sie volle vier Seiten hatte.

Nun folgte ein neuer Brief Nettchens, in welchem das schüchterne Kind nicht die Kraft hatte, sich über alles das, was ihr der liebenswürdige Bösewicht gesagt hatte, böse zu zeigen, aber in welchem sie ihre bescheidenen Zweifel über die Treue des glücklichen Kommis ausdrückt. In einem Postskriptum, wie bei dem ersten Brief, wird um Frankierung der Briefe er=

sucht, die Korrespondenz konnte sich verlängern, und es war natürlich, daß er die Kosten davon bezahle.

Nichts war nun komischer als Kurz, wenn er vor Nettchens Laden vorüberging und im Selbstgefühl seines Sieges Blicke des Einverständnisses auf das Mädchen warf und telegraphische Zeichen seiner Liebe gab, indessen jene gar nicht darauf achtete, oder wenn sie es zufällig bemerkte, sich umwendete, um recht herzlich zu lachen.

In der Freude seines Herzens konnte Kurz sein neues Abenteuer nicht bei sich behalten, der Glückliche will sich mitteilen. Er erzählte uns also alles und machte uns auch zu Vertrauten des ganzen Ganges.

Um uns etwas für die Mühe schadlos zu halten, welche uns Nettchens Briefe verursachten, glaubten wir, es sei billig, daß uns der glückliche Kurz einmal ein recht gutes Mittagsmahl bezahle, und kamen durch folgende List dazu.

Eines Tages, als er uns den letzten Brief Nettchens zeigte, sagte ich kopfschüttelnd zu ihm: „Lieber Kurz, ich weiß nicht, aber der Stil deiner Geliebten kommt mir in diesem Briefe weniger zärtlich vor als in den vorhergehenden."

„Ach, was fällt dir ein?" antwortete er lächelnd und las uns den Brief noch einmal vor, indem er auf jedes Wort einen eigenen Nachdruck legte.

„Ach ja," fuhr ich fort, „gewiß, es ist nicht mehr dasselbe Feuer, nicht mehr jene Leidenschaftlichkeit, welche beim Anfang eurer Korrespondenz aus jeder Zeile sprach. Ich meine, Kurz, deine Geliebte wird kälter."

„Nichts wird sie kälter, heftiger wird sie", schrie Kurz.

„Höre mich," versetzte ich, „nach diesem letzten Briefe geh' ich mit dir eine Wette ein, daß sie dir drei Tage nicht schreibt."

„So? recht! was soll's gelten?"

„Ein Mittagsmahl für uns fünf."

„Gut, es gilt", und er schlug ein.

„Es ist heute Mittwoch, und jetzt zehn Uhr. Wenn du Sonnabend um dieselbe Stunde keinen Brief von Nettchen empfangen hast, so sind wir Sonntag deine Gäste, im entgegengesetzten Falle du der unsrige."

„Recht! Ich fange schon heute an, mich auszuhungern.“

Es geschah, wie es nicht anders geschehen konnte. Die zehnte Stunde schlug am folgenden Sonnabend, ohne daß Kurz einen Brief erhalten hätte. Ich hatte einen um zehn Uhr auf die Post gegeben, damit er ihn erst um elf Uhr erhielt; die Wette war verloren, und wir bemerkten, daß Kurz diesen Brief Nettchens nicht mit derselben Freude empfing.

Der Monat Februar kam heran und mit ihm die Lustbarkeit des Faschings. Dies war eine gute Gelegenheit, einmal eine Abwechslung in die Eintönigkeit der Mystifikation zu bringen, welche auch uns schon ermüdete.

Ein Brief Nettchens benachrichtigte Kurz, daß sie Sonntags auf die Redoute gehen wird. „Ich werde“, sagte das Billett, „als Milchmädchen erscheinen und wünsche, daß auch sie in der Maskera (Maske) kommen. Setzen sie eine rote Barrocke auf und nehmen sie wenigstens eine falsche Nase mit einem großen Schnurrbart, damit wir uns erkennen.“

Kurz zeigte uns diesen Brief nicht, er fürchtete vermutlich, wir würden alle auf den Ball gehen und ihn stören. Unter unseren Freunden war auch ein Jüngling von zartem und schlankem Bau und mädchenhafter Gestalt, wir nannten ihn nur immer die Eduard. Der mußte seine Taille durch ein Schnürleibchen noch verschmälern, atlassene Schuhe anziehen, den Kopf mit Seidenlocken schmücken, das bezeichnete Milchmädchen-Kostüm anziehen und als Nettchen auf der Redoute erscheinen.

Kurz war schon da und stieg in einem ganz neuen Anzug gravitätisch im Saale herum, er trug hochgelbe Handschuhe, eine Nase, wenigstens eine halbe Elle lang, und eine Perücke, die dem ersten Bürgermeister gut gestanden hätte. Unser Eduard — wie er uns dann erzählte — nahm seinen Arm, und ein zärtlicher Druck dankte ihm für sein pünktliches Erscheinen.

Um die Rolle eines schönen Mädchens ganz zu spielen, hatte Eduard die ganze Nacht Launen und Grillen. Er begehrte Eis, Orgeade, Punsch, Orangen, Zuckerwerk, und ließ endlich nicht undeutlich vernehmen, daß ihm im Speisesaal ein Fasanchen gar lieblich in das Näschen gerochen habe und daß der Champagner eigentlich der wahre Damenwein sei. Der Verliebte

wurde zudringlich und wollte mit Gewalt, daß Eduard seine Maske wenigstens beim Essen abnehme, allein Eduard tat es natürlich nicht und schluckte doch unter einem kleinen Tafftvorhängelchen ein Erkleckliches in sich.

Am Morgen nach dem Balle kam wieder ein Billett von Nettchen. Nachdem Kurz zwanzigmal seine Lippen darauf gedrückt hatte, las er es uns vor.

„Mein deuerster Freind," schrieb man, „ich bin seit gestern nicht mehr die nempliche selbe, ich weis nicht was in mir vorgeht, aber sie wissen es lippenswürdiger Besewicht." —

Hier küßte der Leser den Brief zärtlich und fuhr fort:

„Ich habe eine Bitte an sie zu tun. Ich will mir ein Braselett von Haaren machen lassen, und die Haare sollen die deinigen sein, du Entsetzlicher. Schicke mir sie so bald und lang als möglich, denn ein Braselett frißt viel."

Dieser letzte naive Ausdruck entzückte Kurz, und begeistert rief er aus: Ist das ein Mädchen!

„Was wirst du tun?" fragte ich ihn.

„Was ich tun werde? Ist das eine Frage? Ich werde der Himmlischen Haare senden, so viel sie will."

„Aber du hast so wenig und trägst sie so kurz."

„Einerlei, ich opfere ihr alle mit der Wurzel, und sollte ich eine Perücke tragen", und er stürzte fort.

Eine halbe Stunde nachher sahen wir ihn wieder auf der Straße. Sein Hut war bis zu den Augen in den Kopf gedrückt, und er hatte ein weißes Papier in der Hand, welches etwas Wichtiges vorsichtig einzuschließen schien, denn die vier Ecken waren aufgebogen und mittelst einer Stecknadel zusammengeheftet. Er tritt in den Bäckerladen, in welchem sich Nettchen soeben allein befand, legt sein kostbares Paket vor ihr nieder, wirft ihr eine Kußhand zu und entfernt sich wieder, indem er sich gerade gegenüber an den Eckstein stellt, um die Wirkung seines Geschenkes zu beobachten.

Wir saßen gerade hinter ihm an einem Fenster des Kaffeehauses und hatten Mühe, das Lachen zurückzuhalten. Nettchen blieb anfangs starr stehen, ohne zu begreifen, wie sie das Be-

nehmen des Fremden deuten sollte. Endlich entschloß sie sich, das Papier zu öffnen, und als sie den Inhalt sah, machte sie eine Gebärde des Ekels, nahm Papier und Inhalt und warf es in den Kehricht, der im Hintergrunde des Ladens lag. Kurz sah dieses kaum, als er zornentflammt in den Laden stürzte, seinen Kopfschmuck aus dem Kehricht zog, mit dem Hut, den er bisher auf dem Kopfe behalten hatte, wütend auf Brot und Semmeln schlug und dann wieder herausstürzte. Wir konnten uns eines hellauten Gelächters nicht mehr enthalten, als wir den rasierten Kopf sahen, und der Arme bemerkte nun erst, daß er bei der ganzen Szene Zuschauer gehabt habe.

Am Abend kam der Postbote und brachte wieder ein Briefchen. Kurz stürzte darauf und liest:

„Kecker, aber doch immer gelippter Mann!"

„Was haben sie getan? Bei hellichten Tag bringen sie mir ihre schenen Haare, und legen sie mir auf die Budel hin, so daß es mein Vater, der hinten war, hätte sehen können. Sie wollen also ihre Nette da forsch unglücklich machen? Ich mußte sie in diesem Augenblicke wegschmeißen, aber ich wußte wohl, daß sie sie wieder aufklauben werden. Behalten sie mir die lieben Haare gut auf oder noch besser, lassen sie mir selbst Braseten daraus machen, das Band, welches ich ihnen schicke, enthält meine Weite.

Sie sehen, was ich Alles für Sie thu, und ich hoffe, ich werde es nicht bereien müssen. Ich denk sie werden rötliche Absichten haben. Ich habe mit meinem Vater geredt. Er war nicht bös und läßt sie auf künftigen Sonntag zum Essen einladen. Kommen sie gewiß und zu rechter Zeit, daß in der Kuchel nichts anbrennt, zu ihrer Nette."

Ich muß Kurzen zur Ehre nachsagen, die „rötlichen Absichten" und das Hindeuten derselben auf eine ernstliche Verbindung machten ihm bange, und er zog uns über die ganze Sache zu Rate. Wir, die wir wußten, daß es keine Gefahr habe, forderten ihn auf, die Einladung des Papa anzunehmen; er könne ja, meinten wir, nichtsdestoweniger noch immer abbrechen, wenn ihm die Propositionen nicht anständig wären. Er war derselben Meinung.

Am Sonntag um elf Uhr schon begab sich Kurz, ganz neu und elegant gekleidet, zu Nettchens Vater. Der alte Bäcker saß im Laden und zählte seine Semmeln.

„Mein Herr!“ sagte Kurz, „ich habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und bin erfreut, einen wackern Bürgersmann kennen zu lernen.“

„Gehorsamer Diener, aber wer sind wir denn?“

„Ich bin Joachim Kurz, im Buchhandel angestellt.“

„Ganz gut, aber ich entsinne mich nicht.“

„Wie? Ich bin derselbe, der Ihre schöne Tochter liebt und von ihr wieder geliebt wird.“

Der Papa Bäcker machte bei diesen Worten seine Augen weit auf, stand auf und sagte gleichsam drohend: „Mein Herr?“

„Nun was haben Sie denn? Ich komme ja, um mich dem Vater meiner Angebeteten vorzustellen. Hat Ihnen denn Nettchen nichts gesagt?“

„Nun, ich wollte sehen, daß sich meine Tochter ohne meine Erlaubnis unterfinge, eine solche Bekanntschaft zu machen?“

„Eine solche? — Mein Herr, ich habe honnette Absichten, der Beweis davon liegt schon darin, daß ich ungeachtet vieler Briefe, die sie mir geschrieben, nicht einmal noch einen Kuß von ihr begehrte.“

„Briefe? — Von meinem Mädel?“

„Allerdings — viele — sehen Sie selbst!“ und mit diesen Worten übergab er dem Bäcker die ganze untergeschobene Korrespondenz.

„Herr!“ rief hierauf der Bäcker, „Sie sind ein elender Verleumder, diese Briefe sind nicht von meiner Tochter, es ist gar nicht ihre Schrift. Ich sehe wohl, Sie sind ein schändlicher Verführer, der so keck ist, zu glauben, der Vater selbst würde vielleicht noch die Hand dazu bieten. Allein, Sie müssen wissen, ich bin ein Mann von Ehre, war Soldat, und Sie müssen mir Genugtuung geben.“

Der arme Kurz stand wie aus den Wolken gefallen. Einige Minuten brachte er kein Wort hervor, endlich stotterte er mehr tot als lebendig: „Ich sehe, wir verstehen uns nicht, und habe

also die Ehre." — Mit einem Sprunge war er vor der Tür draußen.

Was das Spaßigste bei der Sache war, ist das, daß Kurz nie mutmaßte, daß wir ihm den Streich gespielt hatten. Sein ganzer Zorn fiel auf den Vater Nettchens, und diese glaubte er ewig unglücklich, weil sie von ihm getrennt worden war.



Das Castellihaus in Weitra

(Nach einer Photographie)

VI.

Ein großes juridisch-amatorisches Werk von mir. — Eintritt in die Jura. — Anstellung bei den Landständen. — Eine Krankheit. — Wohlfeilheit. — Auf der Etappenstation zu Purkersdorf. — Rosenfelds poetische Versuche. — Bäckerrummel.

Ich schrieb im Jahre 1799 ein großes Werk, auf welches ich mir sehr viel einbildete. Es war ganz in Knittelversen verfaßt und führte den hochtrabenden lateinischen Titel: Institutionum juris amatorii libri VI.

Was das für ein keckalbernes Geschmiere war, davon möge nur eine Abteilung der Liebe beweisen, es heißt darin:

Die Liebe wird eingeteilt in die platonische Amour
Und in jene des Epikur.
Erstere ist das, was für einen, den der Hunger begrüßt,
Der Geruch und das Anschauen der Speisen ist.
Sie ist bloß geistig, lebt bloß von Blicken,
Höchstens noch von Seufzern und Händedrücken.
Die epikuräische Liebe aber,
Das ist das Wahre für einen Liebhaber,
Die schaut nicht auf den Kern der Marille,
Sondern nur, ob das Fleisch süß ist, auf die Hülle.

Man sieht wohl, ich war damals schon für die zweite Gattung.

Als einer, der eben erst in die juridischen Studien hineingerochen hatte, durchspickte ich die ganzen Institutionen mit lateinischen juridischen Ausdrücken, und ist auch von Kautelen, von Aktionen, von einem Liebesgerichte usw. darin die Rede.

Man wird das dickleibige Manuskript nach meinem Tode vorfinden, aber ich ersuche, es zu vernichten, erlaube aber, über den Verfasser zu lachen.

Im Jahre 1799 trat ich in die Jura. Die Wiener Universität, sowie das ganze Studienfach war damals nicht so bestellt wie jetzt, wo die meisten Professuren, vorzugsweise jene der untern Schulen, von Geistlichen besetzt sind.

Im ganzen Jus hatten wir nur einen einzigen Pedanten zum

Professor, und dieser war Hupka[1]. Er versuchte, wenn er auf das Katheder stieg, immer durch einige Minuten den Ton, bis er seinen gewöhnlichen Nasenton traf, und dann ging es in diesem einen Tone die ganze Stunde fort. Er lehrte aber auch die allertrockenste Wissenschaft, nämlich die Pandekten. Der gelehrte Zeiller[2] lehrte das Natur- und peinliche Recht, Fölsch[3] das Völkerrecht und die Reichsgeschichte, Scheidlein[4] die politischen Wissenschaften, und im kanonischen Rechte hatten wir gar einen Professor, welcher von einer unbeliebten Universität hieher kam, von welcher man jetzt gewiß keinen Professor mehr annehmen würde, nämlich Petzeck[5] von Freiburg[6].

---

[1] Dr. Christoph Hupka, Professor des Zivilrechts, geb. 1738, promovierte 1779, wurde 1803 Hofrat und 1809 pensioniert, hierauf Vizedirektor der juridischen Fakultät. Er starb zu Wien am 7. Juni 1811. (Meusel, gel. Deutschland, III, 474; XI, 389; XIV, 212.)

[2] Franz Alois Edler v. Zeiller, geb. Graz, 14. Januar 1751, gest. Hietzing bei Wien, 23. August 1828, k. k. Hofrat, Präses der Juristenfakultät, einer der Hauptredaktoren des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs (1811) und der erste Kommentator desselben (Kommentar über das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch usw. Wien und Triest 1812 und 13, 4 Bde.) — Wurzb. 59, 283.

[3] Dr. Joh. Bernh. v. Fölsch, Professor des Staatsrechtes, geb. Wien 1757, gest. daselbst, 13. September 1820, seit 1780 in Freiburg, 1786 nach Wien berufen, 1802 geadelt, 1811 nach Hupkas Tod Vizedirektor, 1817 Direktor der juristischen Fakultät, Hofrat und Bücherzensor. — Fölsch war auch Generalauditor der akademischen Brigade beim Aufgebot 1797. — Am 16. August 1812 stellten die Studenten sein Bildnis im großen Hörsaale der Universität auf. („Sammler" vom 22. August 1812.)

[4] Georg Edler v. Scheidlein, geb. Wien 1750, gest. daselbst 1825. 1774 Lehrer der Rechtswissenschaft an der Theresianischen Ritterakademie. 1779 Lehrer der Provinzialrechte und der Gerichtspraxis an der Universität. Seit 1810 österreichisches Privatrecht. Seit 1791 versah er das Syndikat der Wiener Hochschule. Grillparzer besuchte seine Vorlesungen 1811. 1818 geadelt. (Wurzb. 29, 168.)

[5] Joseph Anton v. Petzeck, geb. Trautenau in Böhmen 1745, gest. Wien, 19. Juli 1804; Sohn armer Eltern; 1778 Professor des Kirchenrechts in Freiburg. Leistete 1796 wichtige militärische Dienste und wurde 1800 nach Wien berufen. (S. Wurzb. 22, 150.)

[6] Auch Fölsch kam von dorther. S. o.

Ich war nicht unfleißig und habe im ganzen Jus nebst einigen Eminenzen lauter erste Klassen, keine einzige zweite in meinen Attesten aufzuweisen.

Ich war mit mir nicht ganz einig, sollte ich mich nach vollendeten Studien zur Advokatie oder zum Auditoriat wenden, jedenfalls aber freute ich mich, daß ich die Jura vollendete, weil mir dies in der Folge zur Erlangung einer sehr guten Bedienstung zustatten kam.

Als ich während der Ferien meinen Vater in Weitra besuchte und ihn um Rat fragte, was ich denn eigentlich nach vollendeten Studien als Broterwerb ergreifen sollte, sagte er mir, er habe einen alten Freund, der bei dem Hofkriegsrate angestellt sei; an diesen wolle er mir ein Schreiben mitgeben und ihn bitten, mir eine Praktikantenstelle bei diesem Amte zu verschaffen.

Ich willigte um so lieber ein, als eben die Vorschrift erschienen war, daß jeder, der die Jura absolvierte und sich der Advokatie widmen wolle, erst drei Jahre bei einem Advokaten praktizieren müsse. Das war mir etwas zu weit aussehend.

Auf Empfehlung des Freundes meines Vaters ward mir gestattet, mich bei dem Hofkriegskommissariate, und zwar im Bureau des Kriegskommissärs Mayer[1], zu verwenden. Das heißt, ich durfte da abschreiben, was man mir gab, durfte meinen Vorgesetzten durch die Nase reden und fulminieren hören, hatte aber keinen Anspruch auf Vorrückung, doch erhielt ich dabei die Erlaubnis, meine Studien vollenden zu dürfen. Ich besuchte daher das Amt nur, wenn ich eben konnte und wollte.

Nach einem Jahre suchte ich neuerdings um eine beeidete Praktikantenstelle an und wurde mit dem Bescheide abgespeist: „Wenn Bittsteller seine Studien vollendet haben wird, so wird dann auf ihn Bedacht genommen werden."

Als ich nun meine Studien wirklich vollendet hatte, schritt ich neuerdings ein und erhielt zur Antwort: „Seiner guten Stu-

[1] Anton Mayer, k. k. wirklicher Hofkriegssekretär, gebürtig aus Neumarkt i. Bayern, starb am 21. Mai 1814 zu Wien, „am Brand", 67 Jahre alt. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

dienzeugnisse wegen wird Bittsteller zu einer unentgeltlichen Praktikantenstelle vorgemerkt."

Vorgemerkt, erst vorgemerkt und noch ein paar Jahre warten, bis man endlich ein unentgeltliches Nichts wird, das war mir zu arg, ich ließ mich im Kriegsamtshause nicht mehr sehen.

Ich langte hierauf um eine Praktikantenstelle beim Münz- und Bergamte an und erhielt den Bescheid, ich würde angenommen mit der Bedingung, daß ich mich vorerst als Bergschüler bei den Werken in Schemnitz und Kremnitz unentgeltlich und auf meine eigene Kosten verwende.

O vortreffliche Aussicht! So viele Jahre war ich auf den Schulbänken herumgesessen, hatte viele Hosen zerrissen und sollte mir jetzt noch selbst keine neue kaufen können. Ich sollte Jahre lang lernen, wie man Gold und Silber zutage fördert, um daraus Münzen zu prägen, ohne auch nur eine Kupfermünze in der Tasche zu haben. Wo sollte ich die Kosten hernehmen, da mein Vater nur von einer sehr kleinen Pension lebte und mich nicht unterstützen konnte?

Ich war trostlos. Da geschah es, daß mir mein Freund Megerle von Mühlfeld[1], welcher bei der landständischen Buchhaltung praktizierte, sagte, er trete zum kaiserlichen Mineralienkabinett über, und ich solle suchen, seinen Platz zu erhalten.

Ich tat es und wurde angenommen, und noch heute danke ich es dem Schicksal, daß es mich in diese Karriere führte. Ich diente bei dieser Stelle volle einundvierzig Jahre, habe freilich manches von vorgesetzten Kanzleipedanten erdulden müssen, aber im Grunde herrschte bei den ständischen Ämtern doch immer eine bessere Behandlung und mehr Freiheit als in allen übrigen kaiserlichen Ämtern; ich machte auf Kosten der Stände

---

[1] Joh. Georg Megerle v. Mühlfeld, geb. Wien, 22. Juni 1780, wurde 1802 zum Kustosgehilfen am Naturalienkabinett ernannt, kam 1806 zum Hoftaxamt, wurde 1810 Hofkonzipist, 1816 Archivdirektor, 1818 Kaiserlicher Rat; 1829 Redakteur des „Archivs für Geschichte, Statistik usw."; er starb zu Wien am 15. September 1831 an der Cholera. — Wurzb. 17, 255.

Reisen nach Ungarn, Frankreich und Italien[1], lernte fast jedes Dorf in Österreich kennen und trat endlich als Sekretär, Herrenstandsagent und ständischer Häuserrevident mit einer Pension von jährlichen 2000 fl. aus, welche ich jetzt schon 15 Jahre genieße[2].

Wenn ich wieder auf die Welt kommen und Beamter werden sollte, so würde ich gewiß in kein anderes Amt eintreten als bei den Landständen, wenn anders noch welche in Österreich existieren.

In diesen Jahren ereignete sich ein Umstand, der auf mein ganzes Leben einen traurigen Einfluß hatte. Ich befand mich eines Abends bei einem Freunde namens Welzel[3], dem Sohne des Portiers im Traunschen Hause in der Johannesgasse. Wir fochten miteinander mit Rapieren, mit einem Male aber wurde ich von der starken Bewegung und Erhitzung ohnmächtig, und ein Strom Blut ergoß sich aus meinem Munde. Man sandte sogleich nach meinen Tanten, welche mich in einem Wagen nach Hause brachten.

Ich wurde zwar wieder geheilt, allein dieses Blutbrechen machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, und von nun an konnte ich die Furcht davor und vor den gewöhnlichen Folgen desselben mein ganzes Leben hindurch nicht mehr los werden. Ich wußte leider nur zu wohl und hatte Beispiele genug, daß Blutspeien in so zartem Alter meistens Lungensucht und Abzehrung nach sich zieht, und ich hatte stets eine unbeschreibliche Furcht vor dem Tode[4].

[1] Über eine Reise nach Italien im Jahre 1822, welche Castelli in den Memoiren nicht weiter erwähnt, s. später S. 467.

[2] Pensionierungs-Dekret im Ehrenbuch, Fol. 71, gez. „Peter Graf v. Goëß", vom 4. Mai 1843; „durch eine Reihe von 43 Jahren". — Castelli erhielt den ganzen Gehalt als Sekretär mit 1500 fl., den Gehalt als städtischer Häuserrevisor mit 200 fl. C.-M. und eine Pensionszulage von 200 fl.; auch blieb er Bibliothekar der städtischen Bibliothek. — Mit Dekret vom 28. April 1843 (Ehrenbuch, Fol. 72) wird ihm die Stelle als Herrenstands-Agent belassen.

[3] „Josephus Welzel, Schneidergeselle, 11. Oktober 1801", Silh. im 2. Heft der Castellischen Silh.-Sammlung im Museum der Stadt Wien. — S. das Gedicht „An meinen Freund Welzel" aus „Rosenfelds poetischen Versuchen", S. 63 f. im Anhang 4.

[4] Dazu vgl. später. S. 468.

Ähnliche Anfälle hatten sich in der Folge leider noch öfters wiederholt, und besonders war einer derselben sehr stark, wo ich nämlich in den Ferien zu meinem Vater reiste und, kaum aus dem Wagen gestiegen, mehrere Blutstürze erlitt.

Dies ging, Gott sei Dank, glücklich vorüber, allein, die Angst vor Blutauswurf und einem dadurch entstehenden Siechtum blieb mir und wird mir bleiben bis zum Tode. Noch jetzt in meinem hohen Alter macht mir jeder Husten bange, ja, ich spucke nie aus, ohne anzusehen, ob ich nicht etwas Rotes darunter gewahre. Ich weiß wohl, daß dies lächerlich ist, besonders in meinem jetzigen Alter, aber es ist eine wahre Idiosynkrasie bei mir.

Überhaupt muß ich noch einmal gestehen, meine Todesfurcht geht bis zur Marter für mich. Ich kann ohne Übertreibung sagen, es vergeht keine Viertelstunde meines Lebens, daß ich nicht an den Tod denke! Ist es denn aber auch ein Wunder, daß ich dieses Leben so außerordentlich liebe, da ich mich so unendlich glücklich fühle. Alle meine Wünsche kann ich erfüllen, da ich das Vermögen dazu besitze und jene sich nicht bis zur Unerfüllbarkeit versteigen.

Ich habe bereits gesagt, daß ich mit monatlichen 9 fl., welche ich durch Unterricht bei kleinen Kindern verdiente, leben mußte. Wie wenig man aber auch damals brauchte, um leben zu können, mag folgendes Nachtmahl beweisen, welches ich aus einem im Jahre 1801 von mir geführten Ein- und Ausgabeverzeichnis wörtlich abschreibe:

5 Seidel Bier	8 kr
Brot	1 „
Backfisch	5 „
Zusammen	14 kr.

Sage mir noch einer, wir alten Leute sollten die frühere Zeit nicht eine gute nennen!

Als im Jahre 1805 die Franzosen nach Wien kamen, wurde von den österreichischen Landständen eine allgemeine Landeslieferung von Heu und Hafer zur Verpflegung der feindlichen Truppen ausgeschrieben und eigene Etappenstationen bestimmt,

in welche die Dominien die ihnen zugemessene Quantität abzuliefern und wo auch die Truppen ihre Portionen zu fassen hätten.

In diese Etappenstationen wurde nun von seiten der französischen Intendanz ein französischer garde-magasin und von seiten der österreichischen Landstände ein Kommissär zur Leitung dieser Angelegenheit gestellt. Die Dominien erhielten Aufträge, darin ihnen bedeutet wurde, wieviel sie an Heu und Hafer in diese oder jene Station, und zu welcher Zeit sie selbe abzuliefern haben; diese Aufträge mußten bei der Ablieferung mitgebracht werden, und wurden bei der Übernahme sowohl von dem französischen als ständischen Kommissär zum Zeichen des richtigen Empfanges unterfertigt.

Obwohl ich zu dieser Zeit nur noch ein gestrenger Herr Akzessist war, so wurde ich doch, da ich allein im Amte der französischen Sprache mächtig war, von den Landständen zum Lieferungskommissär in der Etappenstation Purkersdorf, und zwar mit einem Tagegelde von 1 fl. 30 kr. Bankozetteln (nach Konventionsgeld berechnet 7 kr, sage sieben Kreuzer) ernannt.

Hocherfreut über diese Auszeichnung, begab ich mich nach Purkersdorf, meinem Bestimmungsorte, nachdem ich vorher die Instruktionen des damals dirigierenden ständischen Verordneten, Baron v. Prandau[1], eingeholt, und dieser mir nur vor allem anempfohlen hatte, mich ja mit den französischen Beamten in gutes Einvernehmen zu setzen und lieber bei Kleinigkeiten die Augen zuzudrücken, als durch Mißhelligkeiten dem Geschäfte Schaden zuzufügen.

Ich fand im herrschaftlichen Schlosse in Purkersdorf bei meiner Ankunft gleich vortreffliche Aufnahme, fand dort Wohnung und Kost, beide unentgeltlich, einen guten Herrn Verwalter, der alle fünfe gerade sein ließ, und eine gute Frau Verwalterin, welche alle fünfe gerne gerade gesehen hätte. Auch zwei gardes magasins waren bereits gegenwärtig, lustige

[1] Franz Freiherr v. Prandau, geb. 1751, gest. Wien, 15. April 1811, wurde 1779 in den erbländischen Freiherrnstand erhoben; 1803 k. k. Wirklicher Geheimer Rat. Seine „Kritische Geschichte Wiens" (1789) gedieh nicht über den 1. Band. — Wurzb. 23, 190.

junge Leute, welche schon am ersten Abende mich zu einem Punschgelage einluden und mit mir, den sie Monsieur le Fournisseur nannten, Bruderschaft tranken.

Ich gefiel mir in meinen Verhältnissen recht wohl, aber die Schwierigkeiten meines Geschäftes und die schwere, verantwortliche Stellung, welche ich dabei hatte, zeigten sich nur zu bald.

Ich muß hier Beispiele anführen, um einzelne Unordnungen klar darzustellen.

Die Herrschaft A hatte zum Beispiel 25 Metzen Hafer und 20 Zentner Heu nach Purkersdorf zu liefern. Die Fuhrleute hatten auch zu Hause die ganze schuldige Quantität auf Wagen geladen, allein auf dem Wege nach Purkersdorf wurde ihnen von feindlichen Truppen nicht selten ein Drittel, oft auch mehr des Gelieferten weggenommen. Sie kamen also nur mit 15 Metzen Hafer und 12 Zentnern Heu in Purkersdorf an. Man konnte ihnen also auch nur die letztere wirklich überbrachte Anzahl empfangsweise bestätigen. Noch kam dazu, daß wir nicht einmal eine Heuwage in Purkersdorf hatten, und daß wir die Quantität des Heues immer nur nach dem Ansehen taxieren mußten. Da geschah es denn, daß der französische garde magasin eine größere Quantität immer nur für eine kleinere annahm, und z. B. 12 Zentner für 8 annahm und dabei noch zu mir sagte: n'est-ce pas, Mr. le Fournisseur, je suis un bon prince moi?

Um mich nun auf jeden Fall vor Verantwortung sicher zu stellen und doch die Dominien so viel als möglich vor Schaden zu bewahren, zugleich aber auch mit den Franzosen in keine Kämpfe zu geraten, kontrasignierte ich zwar dem französischen garde magasin seine Empfangsbestätigung für die kleinere Quantität, gab aber den Fuhrleuten eine zweite Empfangsbestätigung von meiner Seite mit, daß sie nach dem mitgebrachten Zertifikat der Herrschaft zwar die darin enthaltene größere Quantität aufgeladen, aber nur die ihnen bestätigte kleinere Quantität überbracht haben. Ich glaubte, dadurch die Dominien vor einer Nachlieferung des Abgängigen zu bewahren, weil ich mich überzeugt hielt, daß der Feind nicht lange im Lande bleiben und die auf das Land ausgeschriebene Lieferung

zu groß ausgeschrieben worden sei. Die Folge zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Um solchen Beraubungen auf der Straße zu entgehen, kamen mehrere Gutsbesitzer in die Etappenstation und wendeten sich mit der Bitte an mich, ob sie ihre Lieferungen nicht in Geld reluieren könnten. Sie wollten dafür gern die höchsten Marktpreise bezahlen.

Ich glaubte, dieses nicht gestatten zu dürfen, und so war es schon ein paarmal geschehen, daß sich solche Gutsbesitzer dann an den französischen Magazineur wandten, ihm ihre Bitte vortrugen, ihm das Geld dafür einhändigten und von ihm die Empfangsbestätigung des richtig Abgelieferten erhielten.

Ich mochte dieses nicht auf meine Schultern nehmen, fuhr nach Wien hinein, meldete das Ganze dem Baron Prandau und erbat mir meine Verhaltungsbefehle. Er antwortete mir: „Ein Auge zudrücken, alles gehen lassen, wie es geht; wir werden“, sprach er, „die ganze ausgeschriebene Lieferung ohnedies nicht brauchen, denn man schließt bereits den Frieden ab, und der Feind wird bald das Land verlassen, wer zahlen will, soll zahlen!“

Nun machte ich mir auch nichts daraus, die für Geld ausgestellten Lieferungsempfangscheine mit dem französischen Magazineur zu unterzeichnen, und erhielt dafür von ihm ein ansehnliches Geschenk. Eines Abends lag auf meinem Schreibtische ein großes Paket mit der Aufschrift:

Pour mon ami Castelli.

J. Desilles.

Ich öffnete es und fand darin die Werke Voltaires in einer herrlichen Auflage von neun Bänden und — hört, hört! — in jedem Bande einen 50-Gulden-Bankozettel. Ich machte mir kein Gewissen daraus, das Geschenk anzunehmen, aber ich tat dafür in der Folge nicht mehr, als ich tun durfte, und ich bedankte mich nicht einmal dafür.

Ich hatte überhaupt Gelegenheit, zu sehen, wie die französischen Beamten leben und leben lassen, wie jeder bei dem Nutzen, den er bei einem Geschäfte hat, auch denjenigen etwas abläßt, welche bei diesem Geschäft mit ihm in Verbindung ste-

hen; so bekam auch der zweite Magazineur und der Kriegskommissär, welche in Purkersdorf gegenwärtig waren, ihren Anteil, welcher von den Geldrelutionen einkam, und selbst der Sergeant, welcher in das Magazin kam, um für seine Truppe Hafer zu fassen, ging nicht leer aus. Wenn seine Anweisung auf vierzig Rationen lautete, so maß man ihm diese zu und dann noch zwei oder drei Rationen mehr, mit dem Beisatze: C'est pour vous, Monsieur!

Ich hatte in Purkersdorf ein sehr bewegtes Leben; den ganzen Tag über mußte ich im Magazin gegenwärtig sein, des Mittags speiste ich am Verwalterstische gut und angenehm, des Abends saß ich mit den Franzosen zusammen, punschierte und spielte, wobei ich auch kein unbedeutendes Sümmchen davontrug. Kleine Unannehmlichkeiten waren nur folgende: Wenn starke Einquartierung kam, und besonders wenn dabei höhere Offiziere sich befanden, so mußte ich mein Zimmer verlassen und in der Amtskanzlei auf der Erde mein Bett machen. Eines Nachts geschah es mir gar, daß plötzlich ein französischer Adler auf mein Bett und auf mich fiel. Als ich erwachte, stand ein französischer General vor mir und schrie: Allons, Monsieur le Fournisseur, quittez votre lit, j'en ai besoin! Ich sah wohl, da nütze keine Widerrede, ich entfernte mich also und quartierte mich im Magazine auf dem Heu ein.

Der Friede war indessen geschlossen worden, und der Feind zog ab. Bereits war auch schon der Tag bestimmt, an welchem meine Purkersdorfer Franzosen abmarschieren wollten. Der französische Magazineur übergab mir noch am Vorabend den ganzen Lieferungsrest, welcher sich im Magazin befand. Es waren mehrere hundert Metzen Hafer und beinahe ebensoviel Zentner Heu. Ich übernahm sie, sperrte das Eingangstor, nahm den Schlüssel zu mir und stellte zwei handfeste Purkersdorfer Bürger mit Gewehren als Wachen vor das Tor.

Am Abend gab der Franzose noch einen Abschiedsschmaus, wobei der Champagner in Strömen floß, und er mir eine goldene Uhr zur Erinnerung gab, wir blieben bis vier Uhr morgens beisammen, um welche Zeit sich die freundlichen Feinde in den Wagen setzten und davonfuhren, ich aber mein Bett

suchte, um jetzt nach vollendetem Geschäft der Ruhe ganz zu genießen.

Ich schlief bis zehn Uhr, stand dann auf und begab mich sogleich zu meinem Magazin. Die Wachen standen fest am Tore, ich schloß dieses auf, da strahlte mir eine ungewohnte Helle aus dem Magazin entgegen. Was sah ich? An der hinteren Bretterwand waren einige Laden ausgebrochen, und es befand sich kein Körnchen Hafer und kein Stämmchen Heu mehr darin.

Trotz aller Nachforschung habe ich nie mit Gewißheit erfahren können, wie und von wem dieser Diebstahl begangen worden sei; doch erfuhr ich, daß man am folgenden Tage auf der Landstraße viele französische Fuhrwagen mit Hafer und Heu beladen habe fahren gesehen.

Ich begab mich nach Wien zurück und meldete dem Baron Prandau die ganze Geschichte. Er aber machte ein fröhliches Gesicht dazu und sagte: In's Himmels Namen, weil wir sie nur los sind!

Im Jahre 1805 erschienen meine ersten poetischen Erzeugnisse bei Wallishausser in Wien auf Löschpapier mit Lettern, die so unrein waren, als wenn sie mit Tinte auf dieses Fließpapier geschrieben wären, unter dem Titel: Rosenfelds poetische Versuche[1].

Wer sieht nicht sogleich aus dem süßduftenden Namen Rosenfeld, daß dies ein pseudonymes Werk sei und daß sich der Verfasser mit seinem eigenen Namen nicht hervorwagte. Und dann Versuche, dieses Wort sollte die Kritik entwaffnen, und poetische Versuche — du lieber Himmel, ich hatte noch gar keine klare Idee von Poesie, obwohl ich sie im Gymnasium gelernt hatte — Lernen? Poesie lernen? Das ist unmöglich! Poeta nascitur!

So dachte ich auch damals, ich sei schon ein Dichter, weil ich die langen und kurzen Silben an den Fingern abzählen und

[1] „Rosenfelds poetische Versuche" erschienen schon 1801/02; der gestochene Titel trägt die erstere Jahreszahl; auf dem 2. Titel: „Wien, auf Kosten u. im Verl. bey Joh. B. Wallishausser 1802." Titelkupfer: „Mathaei del., J. Stöber sc." und 131 S. 8⁰. (Expl. der Wiener Stadtbibl.)

Herz mit Scherz, Sonne mit Wonne, Leiden mit Freuden reimen konnte.

Diese poetischen Versuche Rosenfelds enthalten gereimte, und zwar oft sehr schlecht gereimte Alltagsprosa von verschiedenem Inhalt, doch ist der größere Teil derselben heiter und liebetändelnd.

Wenn ich jetzt so dasitze und das Büchelchen von 130 Seiten durchgehe, so muß ich oft herzlich lachen, besonders wenn ich solche Gedichte lese, worin ich pathetisch sein wollte, mich ins Blaue verstieg und den Weg nicht mehr zurückfand. Mit den ausgesuchtesten Worten, mit Einmengung von römischen und griechischen Gottheiten ist die hausbackenste Prosa aufgeputzt.

Diese meine Erstlingsversuche verschollen, wie sie gekommen waren; und ich habe auch nie gehört, daß sich ein Kritiker die Mühe nahm, in einem öffentlichen Blatte ein Wort darüber zu verlieren.

Nun erlaube ich mir, hier zwei Gedichte mitzuteilen, davon das erste beweisen soll, daß ich damals — wie so viele jetzt neue Dichter — auch schon ein bißchen am Weltschmerz litt, und das andere zeigen soll, daß das Epigramm eigentlich die Dichtungsart ist, dazu ich das meiste Talent besitze.

Der Jüngling[1].

Als ich noch ein Knabe war,
Fühlt' ich immerhin nur Freude,
Spielte mit der Brüder Schar,
Wußte nichts von einem Leide.
Ritt durch meiner Eltern Haus
Auf dem bunten Steckenpferde,
Schlug an seiner Stelle aus,
Stampft' aus Ärger auch die Erde.
Freute mich das Pferd nicht mehr,
Warf ich's weg und nahm dann wieder
Bleierne Soldaten her,
Kommandierte, schlug sie nieder.

---

[1] „Rosenfelds poetische Versuche", S. 3—5. Castelli hat das Gedicht gegenüber der ersten Fassung bedeutend gefeilt.

Und behagte dies mir nicht,
Nun, so baut' ich Kartenhäuser,
Oder schnitt mir aus Papier
Einen Kranz voll Lorbeerreiser.
Und so war ich immer froh,
Keine einzige Minute
Fand mich traurig; doch nicht so
Ist mir leider jetzt zumute.
Denn nun frag' ich mich, wovon
Wirst du künftig dich ernähren,
Wird man wohl dir jenen Lohn,
Des du würdig bist, gewähren?
Wirst du einst bemerket sein,
Oder immerdar vergessen;
Wird vielleicht, was dir gebührt,
Nicht etwa ein Esel fressen?
Dies erwäg' ich her und hin,
Und ach! diese Fragen trüben
Meinen sonst so heitern Sinn,
Oh, wär' ich ein Knab' geblieben!

Geschrieben im Jänner 1796.

Ungerechte Klage[1].

Daß alle Menschen jetzt entkräftet seien,
Pflegt man aus großem Unrecht zu beklagen,
Da heutzutag noch viele schwache Männer
Mit Leichtigkeit die Eh'standshörner tragen.

Die Leser mögen mir verzeihen, daß ich sie mit diesen Lappalien behelligt habe; aber ich wünsche, daß sie mich ganz kennen lernen.

Am 7. Juli 1805 war es, da ich zum ersten Male sah, wie weit es das Volk in seiner Wut treiben könne. Es wurde ein Bäckerladen in der Vorstadt Matzleinsdorf gestürmt, und am folgenden Tage die meisten Bäcker in allen Vorstädten überfallen. Es rückte Militär aus und feuerte sogar unter die Leute, so daß fünf Personen tot blieben und über hundert verwundet

[1] Rosenfeld s. o. S. 87. In der ersten Fassung am Schluß der ersten Zeile „wären", worauf in der dritten Zeile der Reim „Herren".

wurden; allein, vergebens — die blinde Wut des Volkes war nicht zu bändigen, und erst als Kanonen aufgeführt wurden, zerstreuten sich die Aufrührer[1].

[1] „Sonntags, den 7. Juli, entspann sich zwischen einem fremden Handwerker und einem Bäcker auf der Wieden ein, wie es scheint, vorsätzlicher Streit wegen eines Groschenbrotes, das jener verlangte und dieser eben nicht vorrätig hatte.“ — Matthias Koch, Wien und die Wiener. Hist. entwickelt usw. Karlsruhe 1842. S. 264f. — Der Bäckermeister hieß Zeitelhofer. S. Geusau, Geschichte d. R.-H.- u. Res.-Stadt Wien. V. 1. S. 332ff. — Gottfried Hiller schreibt in seiner „Reise durch einen Teil von Sachsen, Böhmen, Österreich und Ungarn, Köthen 1807“, S. 264f.: „Von der kleinen Brotrevolte des Pöbels gegen die Bäcker werden Sie nun wohl schon etwas in dem Hamburger Korrespondenten gelesen haben! Ich habe diesen bedeutenden Unfug in der Nähe mit angesehen, und besonders viel Edelmut unter dem wütenden Pöbel wahrgenommen, den man gar nicht an ihm vermutet. Die Bäcker wurden in mehreren Vorstädten zwar rein ausgeplündert, aber es war bloß Rache gegen die übermütigen Wucherer. Die Banknoten wurden nicht behalten, sondern mit vielem Jubel zerrissen und dann unter die Menge geworfen usw.“

VII.

Wieder Theaterspielerei. — Gasthausunterhaltungen. — Joachim Perinet. — Mein Mitbewohner Fuchs. — Über meine Liebschaften überhaupt. — Mutter und Tochter Müller. — Zacharias Werner. — Wiener Beiseln. — Jenische Sprache. — Zacharias Werners Ansichten. — Ich spiele im Theater an der Wien. — Mein Namensfest. — Roderich und Kunigunde. — Eine Nacht in der Diligence.

Von meinem 14. bis gegen mein 50. Jahr hat mir das Schauspielen immer großes Vergnügen gemacht, und ich habe mich in meinen Nebenstunden immer damit unterhalten, welches wohl ganz natürlich war, da ich darin wirklich Vorzügliches zu leisten imstande war und von allen Mitspielern stets den meisten Beifall erntete.

In diesen Jahren spielte unsere Gesellschaft in der Stadt bei einem Beamten mit Namen Kerner[1], der ein um so größerer Freund davon war, als er selbst kleine Opern nicht übel komponierte, welche wir aufführten.

Die Gesellschaft bestand damals aus Dilettanten, welche später auf großen Bühnen ihr Glück machten. Direktor derselben war der Bankier Hassaureck, von dem man später in meinen Memoiren Ausführlicheres lesen wird. Mitglieder waren: Pieringer, später einer der Gründer der Concerts spirituels; die beiden Töchter des Theatersängers Teimer, wovon die eine Hofschauspielerin, die andere, später als Frau Forti, im Hofoperntheater ein Liebling des Publikums wurde; Preisinger, in der Folge als tüchtiger Baß-Buffo in Prag beliebt; Götz, ein wackerer Sänger und Komponist; Kronenfels, damals Sekretär bei dem Fürsten von Liechtenstein, später unter dem Namen Wille Schauspieler an der Wien, und Reichl, später unter dem Namen Küstner ein berühmter Intrigantsdarsteller, ebenfalls an der Wien[2].

---

[1] Vielleicht Karl Kerner, k. k. Hofkriegskonzipist, Wipplingerstraße 419 alt, 388 neu. (Hof- u. St.-Schematismus 1805.)

[2] Von den vorstehenden Persönlichkeiten später.

Wir gaben Schauspiele und Opern, letztere mit Klavierbegleitung, und ich darf sagen, daß dieses eines der besten Liebhabertheater war; man riß sich um Eintrittskarten, und noch jetzt erinnern sich ältere Leute daran mit Vergnügen.

In diesen Jahren kannte ich in den Stunden, da mich mein Amt nicht in Anspruch nahm, und deren viele ich ihm auch abstahl, keine andere Beschäftigung und auch kein anderes Vergnügen als das Theater. Ich war mit allen Schauspielern des Theaters auf der Wieden Bruder im Spiel, und mehrere Stücke von mir waren schon mit Beifall gegeben. Ich nenne hier nur: „Die Scheidewand[1]", Operette in einem Akt, mit Musik von Kapellmeister Fischer, „die Familie auf Isle-de-France[2]", mit Musik von Kreuzer, „Alemar der Maure[3]", mit Musik von Seyfried, „Tot und Lebendig[4]", Lustspiel, und die „Festung an der Elbe[5]", mit Musik von Fischer. Auch besuchten wir zwei Gasthäuser fast täglich, und zwar das eine bei den zwölf Himmelszeichen nachmittags, und das andere, das sogenannte Fokanedi-Bierhaus[6], nach dem Theater.

In diesen Gasthäusern vertrieben wir uns die Zeit mit Reim- und anderen Spielen, welche den Geist schärfen und uns viel Unterhaltung gewährten. Wer auf ein angegebenes Wort keinen

---

[1] „Die Scheidewand", Operette in 1 Akt, nach dem Französischen des La Cloisson, 2. Juni 1804. Theater a. d. Wien.

[2] 1. Aufführung. Theater a. d. Wien, 23. März 1805.

[3] Operette in 3 Akten nach Cuvier; 1. Aufführung 1. Januar 1807, Theater a. d. Wien.

[4] Lustspiel in 1 Akt nach Martainville, Theater a. d. Wien, 29. Oktober 1803.

[5] Operette in 3 Akten; Theater a. d. Wien, 3. Mai 1806; 12mal.

[6] Lag in Mariahilf; der Name kommt von Fauconet, dem Erbauer des Hauses.

S. (Gewey) Komische Gedichte über die Vorstädte Wiens, W. 1812, 3. Heft, S. 19:

„Noch andre Orte gibt's, man mag sie kennen,
Wo man der Ceres Weihrauch streut,
Hier will man nur den Focaneder nennen,
Er war berühmt zu seiner Zeit."

Reim wußte oder einen unreinen sagte, mußte einen Kreuzer bezahlen; und so brachten wir in einem halben Jahre einige 60 fl. zusammen, womit wir am Aschermittwoch, da kein Theater war, immer ein glänzendes Abendmahl veranstalteten.

Auch wurden ganze komische Prozesse in dieser Gesellschaft in Knittelversen geführt, welche sehr belustigend waren[1].

Einer, der hierin neben mir am meisten leistete, war der Schauspieler und Theaterdichter Joachim Perinet[2], derselbe, welcher die Hafnerischen Possen als Singspiele bearbeitete und auch mehrere Originalstücke schrieb. Er galt mit Recht damals für einen der witzigsten Köpfe, und sein satirisches Werk auf das damalige Steuersystem, benannt: Liliputanische Steuerfassionen[3], machte außerordentliches Aufsehen, so daß ausländische Zeitungen davon sagten, es strotze so sehr von Witz, daß man versucht sei, zu glauben, es habe dieses Büchlein nicht ein Mensch, sondern mehrere geschrieben.

Perinet war auch der schnellfingerigste Schriftsteller, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sein Papier war ein wahrer literarischer Telegraph, und er schrieb Verse mit Dampf.

Schade um den talentvollen Mann, daß er sich so ganz (ich bitte um Entschuldigung, aber ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck), so ganz verlumpte. Er geriet in Armut. Seine literarischen Arbeiten mögen ihm freilich nicht viel eingetragen haben, und als Schauspieler war er erbärmlich; aber so weit

[1] Vgl. zu dieser Stelle die Ausführungen über die „Ludlam" im 2. Bd. Anhang.

[2] Joachim Perinet, geb. zu Wien, 20. Oktober 1763, gest. daselbst, 4. Februar 1816. Siehe über ihn Gustav Gugitz' Studie im Grillparzer-Jahrbuch, XIV, S. 170—223. — In den „Briefen der Tulbinger Resel", 2. Jahrg., 1. Heft, S. 14 ff., schreibt Perinet: „— jetzt muß ich den ersten Brief schliessen, denn ich muß mit meinem Amanten auf'n Spitalberg zu den 12 Himmelszeichen. Da ist eine recht honette G'sellschaft von lauter g'scheidten Leuten beysammen, die einander Ratzeln aufgeben, und Verse machen, und wer fehlt, zahlt ein g'wißes Gwandtum etc. etc. und von den Strafgeldern geben sie ein klein's Lätizl." S. o. bei Gugitz, S. 199, Anmerkg.

[3] „Liliputische Steuerfassionen. Vom Verfasser der Annehmlichkeiten in Wien. Auf Kosten des Verfassers." Wien 1789, 104 S. 8°. (Wien. Univ.-Bibl.)

hätte es doch nicht kommen dürfen, wenn er hauszuhalten verstanden hätte. Man kann sagen, er war ein literarischer Bettler, und als er starb, dürften die Autographen seiner Hand leicht zu haben gewesen sein, denn es werden wenige Menschen in Wien gewesen sein, die nicht einen Brief von ihm in Versen mit der Bitte um ein paar Gulden in Händen gehabt haben.

Meine Großmutter hatte das Haus bei den sieben Sternen in der Stiftgasse, wo ich bei ihr wohnte, verkaufte[1], und die gute alte Frau war gestorben. Meine Tanten waren in das ihnen mit dem ganzen Vermögen hinterlassene zweite Haus in der Josephgasse gezogen, und da die Wohnung, welche sie bewohnten, zu klein war, so erhielt ich eine kleine Wohnung in demselben Hause, und ein guter Freund von mir, namens Fuchs[2], Hornist im Orchester des Theaters an der Wien, zog zu mir.

Dieser Mann hätte das Pulver nicht erfunden, wenn es nicht schon erfunden gewesen wäre, aber er war ein gutmütiger, sparsamer Mensch, der mir herzlich zugetan war, sehr auf Reinlichkeit hielt und daher unsere kleine Wohnung immer sauber hielt und auch den Hausgarten besorgte und pflegte.

Ich hatte damals eine Liebschaft mit einem hübschen, aber armen Mädchen, der Tochter einer Pensionistin; Liebschaften mußte ich immer haben, und ich weiß keine Zeit meines Lebens, wo ich nicht in Liebesbanden gefangen gewesen wäre. Ich muß auch sagen, daß alle meine Liebschaften ganz unschuldig waren und blieben. Mädchen, mit welchen ich ein Liebesverhältnis anknüpfte, sind immer von mir so rein wieder verlassen worden, als wir uns kennen lernten. Ich kannte mich zu genau, ich wußte sehr wohl, daß, wenn ich auch in ein Mädchen noch so

---

[1] Castellis Großmutter verkaufte das Haus 1801 an den bürgerlichen Taschnermeister Anton Steinwalder und dessen Frau Maria Anna um 10 000 fl., und diese wurden unterm 13. Juli 1801 an die Gewähr geschrieben. Castelli wohnte noch bis 1811 beim „grünen Thor" in der Josephgasse, hierauf zog er in die innere Stadt, Jakobergassel 858.

[2] Im „Theater-Journal, od. vollstdg. Übersicht aller Opern, Schauspiele etc., welche im J. 1817 im k. k. priv. Th. a. d. Wien aufgeführt wurden. Wien 1818," findet sich noch Fuchs als Hornist verzeichnet. — Sonnleithner (Materialien usw.) erwähnt ihn schon 1801.

sehr verliebt war, diese Flamme doch bald erlöschen werde, und besaß immer ein Rechtsgefühl, welches mich hinderte, ein solches armes Geschöpf unglücklich zu machen; und von der Heirat war ich ein entsetzlicher Feind.

War ich einige Wochen oder gar einige Monate mit einem Mädchen bekannt, so fingen mich diese Bande zu drücken an; die Geliebte wurde mir gleichgültig, ja um so lästiger, je mehr sie mich liebte; denn desto mehr verlangte sie von mir, daß ich ihr meine Zeit opfern sollte, und ich sehnte mich dann nach meiner Freiheit.

Allein, so sehr ich mich danach sehnte, so wenig Kraft besaß ich, die Bande wieder zu zerreißen, und so geschah es denn, daß ich oft lange Zeit in Fesseln schmachtete; ja, man wird in der Folge in meinen Memoiren sehen, daß ich sogar durch volle sechzehn Jahre ein Liebesverhältnis fortsetzte, obwohl ich von einer sehr braven und liebenswürdigen Frau unendlich viel litt, weil ich nicht den Mut besaß, mich loszureißen, und auch durch Dankbarkeit an diese Frau gebunden ward.

Meine damaligen Freunde und Kameraden waren fast lauter Theaterpersonen: die beiden Brüder Seyfried, der eine Kapellmeister, der andere Dichter, Sebastian Meyer, Sänger und Regisseur, Fischer[1], Kapellmeister, Gottdank, Teimer, Perinet, alle beim Theater an der Wien, dann noch die Herren Mischel[2], Jonas[3] und Hauser, Beamte.

Mir war schon darum meine Liebschaft sehr lästig, weil ich die Abende lieber in dieser lustigen Gesellschaft zubrachte, als

---

[1] Anton Fischer, geb. 1777 zu Ried (Schwaben), gest. Wien, 1. Dezember 1808, zuerst Kapellmeister am Josephstädter-Theater, seit 1800 am Theater a. d. Wien unter Schikaneder. — S. „Castelli, auf den Tod Unsers Lieben Anton Fischer, Kapellmeisters des k. k. priv. Theaters an der Wien, Und Mitglied des II. Regimentes der Stadt-Miliz. Wien, gedr. b. Ant. Strauß", 2 Bl. 4° in der Sammlung des Herrn Max v. Portheim. —

[2] Vielleicht Max Mischel, Akzessist b. d. Landesregierung in O. u. d. Enns (1807).

[3] „Franciscus Jonas, Fabrikantenssohn, 10. Sept. 1801", in der Silhouetten-Sammlung Castellis, Heft 2; Franz Xav. Jonas, 1816 bis 1826 Registrant bei der k. k. Allgemeinen Hofkammer. (Hof- und Staatsschematismus.)

daß ich bei ihr saß und seufzte und mich langweilte, was sie doch begehrte. Ich suchte also eine Ursache zum Bruche, welche sich bald in einem Zwiste wegen Vernachlässigung von meiner Seite fand; und ich war, dem Himmel sei Dank, wieder frei.

Meinen beiden Tanten hatte ich die Herrschaft über mich, besonders da ich jetzt nicht mehr bei ihnen wohnte, auch schon ziemlich abgewonnen, und so konnte ich wohl mit Schillers Räubern singen: „Ein freies Leben führen wir!" Nur hatte ich immer zu wenig Geld dazu, um dieses freie Leben so zu führen, wie i c h gerne gemocht hätte.

Meine Tage waren beiläufig folgendermaßen eingeteilt: Den Vormittag brachte ich gewöhnlich im Amte zu, von den nachmittägigen Amtsstunden schwänzte ich aber, soviel mir nur möglich war; da spielte ich im Kaffeehaus bei Jakomuzzi an der Ecke der Wienstraße oder auch bei dem Kopisten des Wiener Theaters, Herrn Gehauer[1]. Abends ging ich täglich in das Theater und nach demselben in das Gasthaus, wo meine Kameraden versammelt waren, und wo vor Mitternacht n i e ein Ende des Spektakels ward. Ich konnte wirklich von Glück sagen, daß ich, wenn ich so im Winter nach Mitternacht von der Wien über den Getreidemarkt oder über die unheimliche sogenannte Bettlerstiege nach Mariahilf nach Hause ging, doch nie angefallen und beraubt wurde.

Ein Haus, in welchem ich damals viele Freundschaft genoß, war jenes des Hofsteinmetz J ä g e r[2]. Fast alle Sonntage war ich da zu Tische geladen, und wir waren in Gesellschaft lustiger Brüder immer sehr fröhlich.

---

[1] Im „Theater-Journal etc. w. o.", „Copist Gehbauer".

[2] Franz J ä g e r (1779—1839). Franz Tschischka führt ihn in „Kunst u. Alterthum im österr. Kaiserstaate", S. 367, als „Baukünstler im altdeutschen Style u. Mitgl. der k. k. Akad. der bild. Künste in Wien" an. — S. „Altwiener Friedhöfe. I. Der Schmelzer Friedhof von Rudolf Pichler" (Sonder-Abdr. a. d. Mittlg. der k. k. Zentral-Komm. f. Denkmalpflege. Bd. X., Nr. 11, 1912), „Franz Jäger, k. k. Hof- u. bgl. Steinmetzmeister". — Von ihm ist das Grabmal des Akademieprofessors Jos. Redl (gest. 1836) auf dem Schmelzer Friedhof, auch das Grabmal Mich. Haydns (gest. 1806) zu St. Peter in Salzburg. Sein Grabmal auf dem Hundsturmerfriedhof wahrscheinlich nach seinen eigenen Entwürfen.

Ich lernte auch in diesem Jahre einen reichen jungen Mann mit Namen Hassaureck[1] kennen. Er war ein sehr gebildeter Jüngling, der sich dem Kaufmannsstande widmete, aber dabei ein passionierter Theaterfreund war, und mit noch größerer Leidenschaft spielte er selbst Komödie. Ihm verdanke ich durch eine lange Reihe von Jahren die angenehmsten Stunden meines Lebens. Wir schauspielten zusammen, wir unterhielten uns zusammen; er unterstützte mich oft mit Geld, er gab mir sogar später, als ich von meinen Tanten wegzog, eine Wohnung in seinem Hause, wo ich ihm den dafür zu bezahlenden Mietzins gewöhnlich im Kartenspiele abgewann. Er war ein herzensguter Mensch, aber er kannte den Wert des Geldes nicht und war sehr unglücklich in seinen Spekulationen, weil er den Starrsinn besaß, in Geldgeschäften immer seiner eigenen Meinung zu folgen, welche gewöhnlich der Gegensatz von den Meinungen aller übrigen Kaufleute war. Er war sehr großmütig, ja verschwenderisch; und als er später ein Großhandlungsgeschäft etablierte und dadurch mit den Geldmenschen seiner Gattung in Verbindung kam, verlor er auch bedeutende Summen im Spiele, so daß er endlich sein ganzes Vermögen verlor und im Elend starb. Seinen Sohn habe ich als Pate zur Taufe gehalten; dieser ist gegenwärtig Advokat zu Cincinnati in Amerika, und wir korrespondieren oft miteinander[2].

Wir spielten damals bei einem Herrn Piro[3] Komödie, und ich darf sagen, ich erhielt schon damals von allen Mitspielenden den meisten Beifall, in der kleinsten Rolle wußte ich mich bemerkbar zu machen. Auch in der Folge bewährte es sich, und ich werde noch oft darauf zurückkommen müssen, daß ich zum

[1] Franz Hassaureck, k. k. priv. Großhändler; der Verfall seiner Vermögensumstände muß bald nach 1825 erfolgt sein.

[2] Siehe seinen Brief in der Einleitung. — Castelli bedachte den Advokaten Friedrich Hassaureck in Cincinnati, Ohio, U. S. A., in seinem Testament mit der goldenen Medaille des Königs von Württemberg.

[3] Vielleicht Joseph v. Biro, kgl. siebenbürgischer Hofkanzlei-Registrant, aus Siebenbürgen gebürtig, der am 5. Mai 1801 im Alter von 55 Jahren im Stadtanwaltschen H. Nr. 385 auf der Hohen Brücke an der Lungensucht starb. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

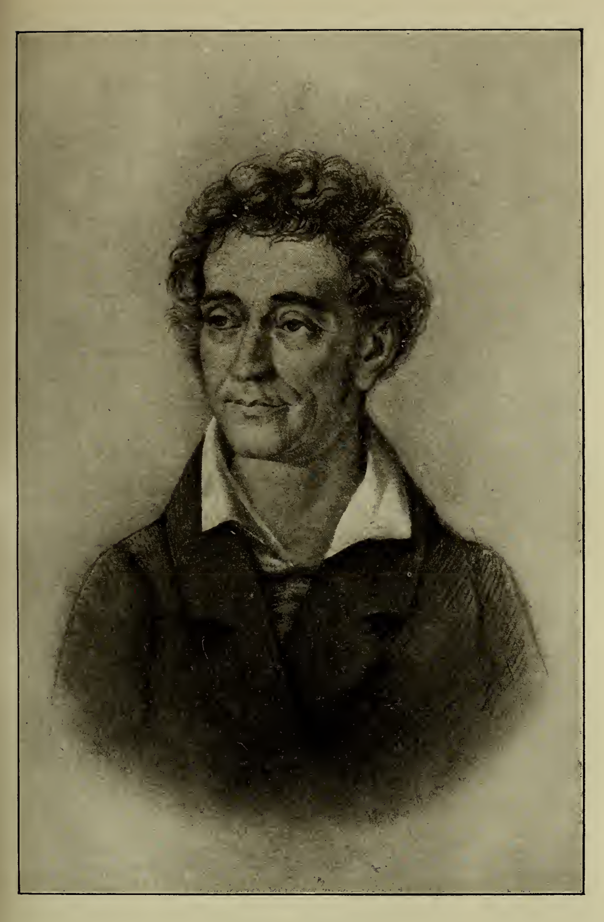
Schauspieler geboren war, und daß ich es nur meiner früheren Bekanntschaft mit dem Theater und den Schauspielern zu danken hatte, daß ich nicht selbst diesen Stand und sein glänzendes Elend wählte.

Eine gute Schauspielerin und Sängerin war damals beim Theater an der Wien Fräulein Müller[1], als Soubrette war sie vorzüglich. Ich hatte Zutritt im Hause, und die Mama des Fräuleins, welche Mütter im Schauspiele, aber schlecht spielte, lud mich öfters zum Speisen und warf mir süße Blicke zu; allein, ich war ein keuscher Joseph, weil Madame Müller nicht

[1] Eine Mad. Müller und Dlle. Müller (Louise), „vorige Mitglieder des k. k. Nationalhoftheaters" meldet der „Theateralmanach, Wien, 1804, S. 150" als neue Mitglieder des Theaters an der Wien im Jahre 1804. Dlle. Müller finden wir in der Tat schon im Jahre 1798 im Kärntnertortheater, wo sie als „Bärbele" in „Hochzeit des Figaro" auftrat. („Die Theater Wiens", Wien, 1909, IV, S. 33.) Am 27. März 1803 sang sie bereits im „Christus am Ölberge" von Beethoven im Theater an der Wien und debütierte ebenda am 4. Juni 1803 als Cora. Sonnleithner (handschriftl. Material über Theat. a. d. Wien) gibt ihren Taufnamen mit Luise an, und wir finden sie nun bis 1809 im Verbande der Bühne; 1810 fehlt, 1811 erscheint sie wieder, ebenso 1816. Die „Vaterländischen Blätter", 1808, S. 50, schreiben über Frl. Müller: „Mlle. Müller, ebenfalls vom Wiener Theater, hat ihrer anfangs unsicheren Stimme durch einen lobenswerten Fleiß mehrere Haltung zu geben gewußt. Sie singt mit Leichtigkeit und würde auch mit Geschmack singen, wenn sie sich von der herrschenden Wut der Verzierungen nicht noch manchmal hinreißen ließe." Und Perinet in „Der Jahrmarkt in der Unterwelt usw. 1806, S. 11" sagt:

„Aber Demoiselle Müller, mit ihren seltenen Gaben,
Spielt so brav, daß man's zum Fressen muß gern haben.
Sie ist als spielende Sängerin eine wahre Cosa rara."

1814—1817 führt Sonnleithner eine Dlle. Müller im Leopoldstädter Theater an; indessen fraglich, ob identisch. — Ihre Mutter, Mad. Müller (ohne Taufnamen) führt Sonnleithner l. c. 1802 zum erstenmal als Mitglied des Theaters an der Wien an, 1803 wohl versehentlich nicht, sodann alle Jahre bis 1806 inkl., 1813, 1815 und 1816 wird sie als am 22. Juli im Leopoldstädter Theater engagiert erwähnt. — Sie hieß Ludovika, war eine geb. Spieß aus Wetzlar und starb als verwitwete Pfründnerin am 6. Juli 1837 in der Leopoldstadt Nr. 122 an der Gicht im Alter von 74 Jahren. — Zu jener Zeit war ihre Tochter Ludovika an einen Musikus namens Bender in St. Petersburg verheiratet.



Zacharias Werner

(anon. Lith.)

so reizend war wie Potiphar, und habe demnach meinen Mantel nie dort gelassen. Die Tochter wäre wohl ganz nach meinem Geschmacke gewesen, und ich bearbeitete für sie auch ein französisches Lustspiel, welches unter dem Titel: „Das Liebhabertheater" unter ihrem Namen gegeben wurde; aber es trug mir keine Früchte, da sie mit einem russischen Fürsten in einem Liebesverhältnisse stand.

Wenn ich etwas Geld besaß, so gab ich meinen Freunden in dem Garten im Hause meiner Tanten, wo ich wohnte, Unterhaltungen, Essen und Trinken. Es wurde meistens dabei gekegelt. Auch meinen Mitbeamten gab ich solche Unterhaltungen. Ich konnte nicht leicht Geld in der Tasche leiden. Allein, zur Entschädigung wurde auch ich in viele Gesellschaften eingeladen.

Um diese Zeit lernte ich Ludwig Zacharias Werner[1] kennen. Er kam zum ersten Male nach Wien und war an mich empfohlen. Ich führte ihn gleich am ersten Abend in das Theater und fragte ihn nach Ende des Schauspiels, in dem er sich über die Wiener Späße unendlich freute, ob er denn auch eine echte Wiener Kneipe kennen lernen wolle? O ja! antwortete er mir, und ich führte ihn in eine echte Kneipe, wie sie damals noch in Wien bestanden, wo Tanzmusik und Mädchen gehalten wurden. Oh, wer hätte damals gedacht, daß dieser lebenslustige, frohe, in jede Schürze verliebte Mann einst als ein Jammerbild auf der Kanzel einer katholischen Kirche stehen und das Wort Gottes als Ligorianer predigen werde?

Er fühlte sich selig in dieser Kloake der zügellosesten Ausschreitungen, nahm die Zutunlichkeit der vom Gastwirt gedungenen verlorenen Mädchen, davon ihm eine ganz außerordentlich gefiel, als naive Liebenswürdigkeit hin; und hätte ich nicht ein achtsames Auge auf ihn gehabt und ihn zurückgehalten, er

[1] Friedr. Ludw. Zacharias Werner, geb. Königsberg i. Pr., 18. November 1768, gest. Wien, 17. Januar 1823; 1793—1807 im preußischen Staatsdienst, dann auf Reisen, trat 1811 in Rom zum Katholizismus über, wurde Priester und war zuletzt Ehrendomherr, Dramatiker und Kanzelredner. — Durch seine Tragödie „Der vier und zwanzigste Februar", Altenburg 1815, wurde er der Begründer des Schicksals-Dramas.

würde sich mit diesem Mädchen leichtsinnig eingelassen und vielleicht später den Verlust seiner Uhr und Börse zu beklagen gehabt haben.

Man muß aber auch gestehen, diese Mädchen sahen in ihrer damaligen Tracht ganz allerliebst aus.

Es ist hier der Ort, diese Wirtschaften etwas näher zu beschreiben, und ich will es versuchen.

Es gab zu jener Zeit in den Vorstädten kleine, unbedeutende Wirtshäuser, von der gemeinen Klasse „Beiseln" benannt, wo der Wirt hübsche und kecke Mädchen hielt, und wo täglich des Abends zwei oder drei Musikanten Tänze aufspielten. Die besuchtesten dieser Kneipen befanden sich auf dem Spittelberg. Da war nun alles dazu eingerichtet, um die Gäste so viel als möglich zu prellen, sie durch Tanz, Trank und durch frivole Liebkosungen der Mädchen in jene Stimmung zu versetzen, in der man nichts mehr schont und die Börse leert. Diese Orte wurden freilich nur von Männern der gemeinsten Klasse besucht, aber nicht selten verlor sich auch ein alter Roué oder ein verwahrlostes Muttersöhnchen dahin, welche dann Geld und Kleinodien, oft auch ihre Gesundheit dort ließen, und wenn sie darüber böse Miene machten, auch noch hinausgeworfen wurden.

Zu speisen bekam man in diesen Kneipen nur sehr wenig: Würste, Käse, allenfalls noch Schweinefleisch. Auch Wein wurde nicht geschenkt, nur Bier, und zwar sogenanntes weißes Bier, das aber dunkelbraun war, Mailänder, eine lichtere Gattung, und dann Hornerbier, eine Art Haferbier von grüngelblicher Farbe, welches, in Krüge abgezogen, sehr stark moussierte und dem Berliner Weißbier ähnlich war. Es war besonders im Sommer ein sehr kühlender, labender Trank, und ich weiß nicht, warum man nicht noch welches braut.

Bei Tag standen die Mädchen, die meisten üppig gestaltet, vor der Tür der Kneipe, um vorübergehende Männer durch die ihnen zu Gebote stehenden Künste anzulocken, abends das Gasthaus zu besuchen, denn bei Tage litt ihnen der Wirt keine Besuche.

Man kann sich nichts Appetitlicheres denken, als den Anzug eines solchen Mädchens. Sie trugen schneeweiße feine Strümpfe



Bierhauskellnerin

(Nach G. Opiz, gest. von Pieringer)

und rosenfarbige oder hellblaue Schuhe, ein Röckchen von weißem Barchent, oft auch von farbigem Seidenstoff, welches so kurz war, daß man die bunten Strumpfbänder unter dem Knie noch erblicken konnte, ein eng anliegendes Korsettchen, meistens schwarz, welches die Arme bis oben bloß ließ, und rückwärts eine Art von Büschelchen, genannt Schößerl, emporstreckte, dazu ein kleines seidenes Busentüchlein, welches seinen Inhalt nur halb verdeckte, und auf dem Kopfe über von beiden Seiten in Locken geringelten Haaren eine glänzende emporragende Goldhaube.

Wenn man in eine solche Kneipe hineintrat und nur gewöhnliches Bier begehrte, so erhielt man es durch den Kellner, und niemand bekümmerte sich um einen weiter. Man konnte ruhig sitzen bleiben und die Wirtschaft beobachten, nur durfte man sich nicht beigehen lassen, sich in ein Gespräch zu mischen oder mit einem Mädchen Scherz zu treiben; denn man wurde für einen angesehen, der keine Maxen (Geld) hat. Verlangte man aber einen Kracher (einen Krug Hornerbier), da kam gleich ein Mädchen mit demselben, setzte sich zum Gast, erlaubte sich alle möglichen Scherze und trank mit, und ihre Kameradinnen tranken auch mit, man brachte Fleisch und Backwerk, und am Ende betrug die Zeche mehrere Gulden; denn es lagen auch meistens mehr Stöpseln von den Bierkrügen, welche man geleert haben sollte, auf dem Tisch, als wirklich getrunken wurden.

Es versteht sich, daß bei dieser Gelegenheit auch Rendezvous mit diesen Mädchen für den nächsten oder einen folgenden Tag abgekartet wurden; denn am Abend durfte sich kein Mädchen aus dem Gastzimmer entfernen, sie mußte tanzen, Gäste unterhalten und trinken, was sie nur vertragen konnte, damit die Zeche größer wurde.

Auch eine eigene Sprache hatte man in diesen Kneipen, welche man die jenische nannte, und deren man sich darum bediente, um nicht von jedermann verstanden zu werden und daher die Gaunerei ungehindert treiben zu können. Sehr viele Wörter dieser Sprache sind verwandt mit dem Hebräischen, und ich will hier nur einige anführen, um zu zeigen, wie unverständlich die Sprache war:

Kalfrosch	hieß:	der Wirt.
Bre	„	der Hut.
Tiefling	„	der Kellner.
Mischl	„	Mädchen.
doff	„	pfiffig.
Radlmar	„	Wagen.
Galach	„	Geistlicher.
Contrafußbais	„	das Theater.
Henas	„	Freundschaft.
kacheln	„	reden.
Meschbochum	„	geheime Polizei.
Gwetsch	„	öffentliche Polizei.
Klingenfetzer	„	Musikant.

usw.

In späterer Zeit gab es nur noch einige solcher Kneipen im Prater, aber auch diese wurden zur Ehre Wiens abgeschafft.

Es war schon Mitternacht, und mein guter Zacharias Werner wollte mir gar nicht fort, er nannte himmlische Naivität, was die schändlichste Ungezogenheit war, und urwüchsiges Temperament, was Koketterie mit der eigenen Niederträchtigkeit war; nur ärgerte er sich, daß er nicht alles verstand, was gesprochen wurde.

Endlich brachte ich es dahin, daß er mir folgte, und als uns die Klingenfetzer (Musikanten) noch angegeigt, und Werner ihnen einen blanken preußischen Taler geschenkt hatte, begleiteten uns diese und das Mädchen, mit dem sich Werner unterhalten hatte, noch bis an die Ecke der Straße, und ich hörte, wie die letztere, als sie ihn küßte, noch leise zu ihm sagte: „Also morgen kommst wieder, preußischer Spitzbub?" und er ihr antwortete: „Uf Ehre!"

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn aufzuklären, was es mit diesen Wirtschaften für eine Bewandtnis habe und welchen Gefahren er sich aussetze, wenn er öfters und allein dahin ginge. Er erwiderte mir nur immer: „Ach, es ist doch gar so volkstümlich da!" Er leistete mir aber endlich doch das Versprechen, ohne mich nicht hinzugehen.

Die Nacht war himmlisch, Mond und Sterne glänzten in unendlicher Pracht. Werner war so aufgeregt, daß wir nach der Stadt nicht gingen, sondern standen. Er teilte mir alle

seine exzentrischen Ideen über diese und jene Welt, über Leben und Sterben mit, so zwar, daß wir von der Vorstadt um 12 Uhr fortgingen und erst um 4 Uhr morgens zu meinem Hause kamen. Als uns das Tor geöffnet wurde, umarmte Werner auch noch die alte Hausmeisterin und schlief dann in meiner Wohnung.

Ich habe Werner später, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, wieder gesehen, aber er wich mir so viel er konnte aus.

Im Jahre 1807 wurde das Schauspielen von mir schon großartig betrieben. Den ganzen Sommer hindurch spielte unsere Gesellschaft in Penzing in dem Hause der Sängerin Madame Tomeoni[1], wo sich ein stehendes Haustheater befand. Meine Rollen waren stets ernste und komische Alte, und ich muß es der Wahrheit gemäß sagen, daß ich die Zuseher als alter Dallner in der „Dienstpflicht[2]" ebenso zu Tränen rührte, als ich sie als Don Ranudo[3] und als Schuster im „abgebrannten Hause[4]" zum Lachen brachte. Ich kann sagen, ich war wirklich meiner Leistungen wegen schon berühmt.

Ja noch mehr, der Zufall wollte, daß ich am 29. Juli 1807 auch öffentlich im Theater an der Wien auftrat[5]. Man gab an diesem Tage den „seltenen Prozeß", Lustspiel von Gewey. Ich war, wie fast jeden Abend, auf der Bühne und in der Garderobe. Der Komiker Weiß[6] sollte den Rat Mirthen-

---

[1] S. Joachim Perinet, „Der Jahrmarkt in der Unterwelt, od. sechstes u. letztes Heft des Gespräches im Reiche der Todten usw. 1806, S. 14":
„Charon.
Auch war ich bey der so rühmlichst bekannten Sängerinn draus',
In ihrem Theater zu Hietzing im Sommerhaus;
Doch wird in den Vorstellungen recht hübsch artig agirt,
Und sie hat da und auch in Baden was für die Armen aufgeführt."

[2] „Dienstpflicht", Schauspiel in 5 Akten von Iffland.

[3] „Don Ranudo de Colibrados" von Kotzebue.

[4] „Das abgebrannte Haus", Lustspiel in 1 Akt von Schikaneder. 1793, Handschr.-Hofbibl. S. Komorzynski, a. a. O. 162 f.

[5] Laut Sonnleithner (Materialien usw.) spielte Castelli am 8. Juni 1807 im „Seltenen Prozeß" für den erkrankten Weiß den Mirthenthal.

[6] Es handelt sich um Kaspar Weiß, der schon im Theater auf der Wieden seit 1795 tätig war, bei der 200. Aufführung der Zauberflöte

thal spielen, welcher erst im dritten Akte vorkommt. Während er sich in der Garderobe ankleidete, wurde er ohnmächtig und so unwohl, daß er nach Hause gebracht werden mußte. Man war natürlich in der größten Verlegenheit, denn die zwei Akte des Stückes waren schon im Gange; da erbot ich mich, die Rolle, in welcher ich auch auf Haustheatern schon sehr gefallen hatte, zu spielen. Ich spielte sie und wurde stürmisch hervorgerufen. Man wollte mich auch gleich nach derselben engagieren, allein, dem Himmel sei Dank, ich nahm es nicht an.

Welche Ehren man mir damals schon erwies, mag folgende Begebenheit beweisen.

Mein Namensfest Ignaz fällt alljährlich am 31. Juli. Am 30. Juli 1807 war ich nun von dem Schauspieler und Sänger Meyer geladen worden, mit ihm nach dem Theater nach Hietzing zu fahren. Ein Wagen für zwölf Personen, mit vier Pferden bespannt, stand bereit. Alle meine Freunde stiegen mit mir ein, und wir fuhren — — am Tore meines Wohnhauses an. Läufer mit Fackeln und Bediente in Livreen halfen uns aus dem Wagen, und wir traten in den Garten, welcher festlich beleuchtet war; mein Bild, bekränzt und mit farbigen Lampen um-

---

am 22. Oktober 1799 den ersten Priester gab und sodann mit Schikaneder in das neue Theater an der Wien ging, wo er von der Eröffnung bis 1806 engagiert war. 1806 wurde er vorübergehend Direktor des Josephstädter Theaters, wo er aber nicht reüssierte. Joach. Perinet schreibt darüber in seinem „Theatralischen Guckkasten usw." 1807, S. 11:

„Ein Kaspar Weiß ist nun der Directeur.
Er bringt sich, wie Sie sehen, ziemlich fort,
War einmal lang auf der Wieden dort;
Und machte vielen und großen Progreß
In Waldmännern-, Ahnan- und seltnem Prozeß."

Über seine Direktion vgl. noch: „J. Perinet, Kaspar rede weiter od. 2. Heft des Gespräches im Reiche d. Todten. W. 1806, S. 18f." und „Kurze Darstellung der Entstehung, Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes aller Schauspielhäuser usw. 1808, S. 23". Weiß scheint sich um 1809 nach Brünn gewandt zu haben, von dort aus gastierte er im Jahre 1813 wieder im Theater an der Wien und wurde von diesem am 17. Mai d. J. neu engagiert. Weitere Schicksale unbekannt. (S. Sonnleithner, handschr. Mat. sub. Theat. a. d. Wien). Vgl. dazu später S. 181.

geben, hing an einem Baume. Kapellmeister Seyfried hatte für ein Vokalquartett eine Fuge (da er wußte, daß ich Fugen sehr liebte) auf das einzige Wort „Nazerl" geschrieben, welche abgesungen wurde, es wurde soupiert, gekegelt, und Dupré[1] brannte ein Feuerwerk ab.

Diese Überraschung hatte mir mein Freund Fuchs bereitet.

Am 1. August 1807 wurde meine Parodie „Roderich und Kunigunde[2]" im Theater an der Wien zum ersten Male gegeben. Selten hat noch ein Theaterstück ein ähnliches Schicksal gehabt. Die Personen wurden damals von lauter ernsten Schauspielern dargestellt, welches eigentlich ganz zweckmäßig ist: allein, das Publikum wußte nicht recht, was es daraus machen sollte. Da zu jener Zeit eben die Rettungsopern und Melodramen recht im Gange waren, so hielten einige das Stück für eine ungeschickte Bearbeitung eines wirklich ernsthaften Stoffes. Andere ärgerten sich darüber, daß man ihre herzzerquetschenden Lieblingsspektakel so herabziehe und lächer-

---

[1] Wahrscheinlich der Schauspieler Adolf Duprée, geb. 1766, gest. Wien, 16. Dezember 1833, der von 1804—14 Mitglied des Burgtheaters war und wegen seiner Pension einen Prozeß gegen das Ärar führte, den er gewann. — Ein Dupré, geb. bei Grenoble, gest. 1772, war der Erfinder des bengalischen Feuers.

[2] „Roderich u. Kunigunde, od. der Eremit auf dem Berge Piazzo, oder die Windmühle auf der Westseite, od. die triumphierende Unschuld. Dramat. Galimathias als Parodie aller Rettungskomödien in 4 A. ohne Zwischenakt v. Castelli. Musik v. Ign. R. v. Seyfried" wurde siebenmal gegeben, das zweitemal in 2 Akten. (Sonnleithner Mat.) — Die „Jenaische Allgemeine Lit.-Ztg. (Nr. 47 vom März 1822) schreibt über das Stück: „Der Verf. parodiert nicht allein die Rettungsstücke u. Theater-Coups, sond. auch die Ungeschicklichkeiten der Schauspieler u. Scenerei, freilich auf etwas handgreifliche Weise. Indes hat das Stück, nach seiner Versicherung, hohen u. höchsten Herrschaften des Wiener Congresses gefallen, u. der Recensent ist ein viel zu loyaler Untertan, als daß er nach solchen Testimoniis noch etwas dagegen sagen sollte." — Im Jahre 1821 erschien die 2. Auflage bei Wallishausser, zu welcher Castelli eine Vorrede schrieb („Wien, am 10. Juli 1821"), in der er mitteilt, er habe das Stück 1807 nach einer Idee des Marteinville geschrieben; der damals erschienene Druck sei verschollen, und er habe es 1813 umgeändert zum zweitenmal auf die Bühne gebracht, wozu Seyfried die Musik komponiert habe.

lich mache, und noch andere (und diese hielten sich für die Gescheitesten) erklärten es für baren Unsinn. Kurz, die Parodie wurde ausgezischt, und jetzt, nach einem halben Jahrhundert, ist sie ein Lieblingsspektakel der Wiener und gilt als Musterparodie. So ändern sich Zeiten und Menschen.

Ich wurde endlich des Aufenthalts bei meinen Tanten und der Herrschaft, welche diese beiden alten Frauen über mich behaupten wollten, überdrüssig und zog von ihnen weg. Ich wurde damals mit dem nachherigen beliebten Schauspieler Küstner bekannt, und wir mieteten uns miteinander ein Zimmer im Nikolaihof.

Da ging es nun freilich sehr burschikos her. Wir hatten miteinander ein Zimmer, oft einen Geldbeutel und teilten und genossen noch manches andere gemeinschaftlich.

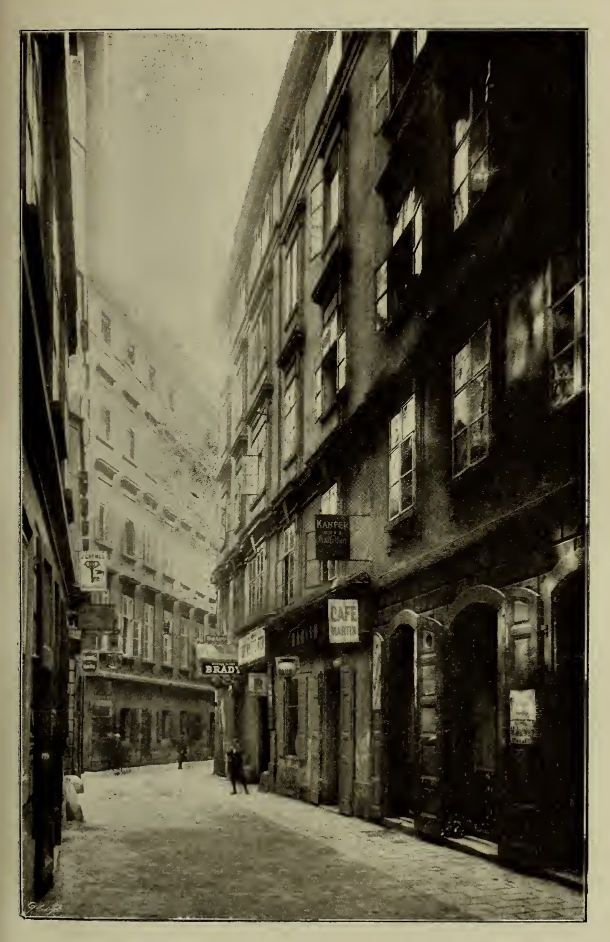
Das währte aber nicht lange, denn Küstner ging zum Theater und ich bezog eine eigene Wohnung im Hause meines Freundes Hassaureck im Ballgäßchen im „Blumenstöckchen"[1].

Eine Nacht in der Diligence.

Es war im Jahre 1808. Ich zählte damals zwanzig Jahre[2], besaß ein Herz voll Liebe und einen Kopf voll angenehmer Täuschungen. Zwanzig Jahre! Glückliches Alter, wo das Leben sich

[1] Franz Hassaureck war niemals Eigentümer des „Blumenstöckchens" (Ballgäßchen 930, alt 986). Seit 1786 gehörte das Haus Matthias und Magdalena H., seit 1821 der letzteren allein, welche es schon am 3. September desselben Jahres ihrem Sohne Anton, k. k. Oberleutnant in der Armee, schenkungsweise gegen den lebenslänglichen Fruchtgenuß überließ; als dieselbe am 15. März 1825, 76 Jahre alt, starb, verkaufte es Anton alsobald am 21. Mai 1825 an Fräulein Aloisia v. Geymüller. Von dieser ging es durch Kauf 1839 an Joh. Heinr. v. Geymüller und weiters 1840 an Jakob Rudolf v. Geymüller über. Als Besitzer folgten hierauf Franz und Joseph Obermayer 1853, der erstere 1856 allein, und 1872 Eduard Döll.

[2] Im Jahre 1808 war Castelli bereits 27 Jahre alt. — Die folgende Begebenheit findet sich schon im 3. Bändchen der „Erzählungen von allen Farben" (1839), S. 95—103, und ist dort als „Komische Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde" bezeichnet. Sie beginnt dort mit den Worten: „Es war im Jahre 1819. Ich zählte damals zwanzig Jahre, besaß ein Herz etc."



Das „Blumenstöckchen“ im Ballgassel

(Nach einer Photographie)

vor unseren Blicken mit einem phantastischen Gefolge von Freuden und Wundern entrollt. Stunde des Enthusiasmus und des Glückes, in die Existenz des Sterblichen geworfen, gleich einer Rose in der Wüste! Trügender Spiegel der Zukunft, in welchem man nur die vergoldete Oberfläche der Welt und der menschlichen Gefühle erblickt. Die himmlische Frühlingszeit besaß ich, als ich von meinem Vater die Erlaubnis erhielt, eine Reise zu machen. Ich wählte mir zuerst Triest. Das Meer! Das große unendliche Meer, dieses sichtbare Element lockte mich dahin. Ich sollte sie sehen, die große, herrliche Kokette, allen Schiffen zulächelnd, welche ihr von den vier Enden der Welt ihre Gaben darbringen.

Dies waren meine Gedanken und Gefühle, als ich im Gasthofe auf und nieder ging, während die Postknechte die Koffer auf den Diligencewagen mit Ketten befestigten und die Postillone die Pferde anspannten, welche mich und meine poetischen Ideen davonziehen sollten. Es war schon dunkel, und ich suchte im Schatten einen Damenhut zu erspähen, dessen schöne Trägerin bestimmt wäre, einige Stunden an meiner Seite zu verleben, und der ich die Eindrücke der Reise mitteilen könnte. Mit zwanzig Jahren atmet jeder Gedanke Liebe, jedes Gefühl kommt in diesem Alter mitten aus dem Herzen.

Man war zur Abfahrt bereit. Der Kondukteur trat noch zum Wagenschlage und rief die Passagiere auf, um sich zu überzeugen, daß auch alle gegenwärtig seien und ihre Plätze eingenommen haben. Er rief also: „Frau von Welling und Fräulein Tochter!“ — Eine schüchterne Stimme antwortete aus dem Wagen: „Wir sind schon da!“ und ich sah in der Diligence etwas Weißes sich bewegen. Ich war entzückt darüber, daß ich mit zwei Frauen in den rollenden Koffer eingepackt werden sollte.

Der Kondukteur rief weiter: „Herr von Knolling, und ein dicker Herr stieg halb in den Wagen, und halb mußte er von dem Kondukteur nachgeschoben werden. — „Herr Doktor von Streckenberg!“ Ein junger Mann warf schnell das Ende einer Zigarre weg und sprang in die Diligence. Nun kam ich an die Reihe, ich stieg also ein und plazierte mich so artig als mög-

lich zwischen die beiden Damen, welche nur einen kleinen Husten vernehmen ließen und mir nach Möglichkeit Platz einräumten. Ich war so vergnügt darüber, daß ich kaum den Druck eines breiten Fußes verspürte, welcher dem sechsten Reisenden angehörte, der nach mir eingestiegen war und seine langen Beine nicht in die gehörige Ordnung brachte.

„Sitzest du gut, Adelchen?“ fragte meine Dame zur Linken und beugte ihren Kopf vorwärts. Ein Laternenstrahl fiel dadurch auf ihr Gesicht, und ich sah, daß meine linke Nachbarin alt war. Ich hatte also das Fräulein Tochter zu meiner Rechten. Ich wartete begierig auf einen zweiten Laternenstrahl, der diese beleuchten würde, und er tat mir den Gefallen, und — o Himmel! was erblickte ich? Die schönste Perle, welche aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war: kastanienbraune Locken wallten bis auf den Nacken herab, in schwarzen Kohlenaugen zwischen langen Wimpern malte sich die Glut der Seele, ein Mündchen, so frisch, so rein, daß man ihm ansah, es sei noch von keinem Liebeskuß entweiht, und dabei eine so ruhige, ich möchte sagen melancholische Haltung, einen so blassen Teint, welche wohl zeigten, das ganze Leben dieses Mädchens sei in ihr Herz zurückgetreten. Ja, das war das Weib, von dem meine Träume voll waren, das Phantom meiner Einbildung, die ersehnte Geliebte; ich hatte sie nun in der Wirklichkeit gesehen, sie saß neben mir, ihre Schulter berührte die meinige; ich konnte ihren Atem einhauchen, ihre Hand drücken; mein Kopf brannte, mein Herz schlug gewaltig.

Plötzlich waren wir aus der Stadt und den Vorstädten hinaus gekommen und rollten nun auf der breiten Landstraße dahin, ohne ein anderes Licht, als jenes der blinkenden Sterne. Ein frischer Abendwind kühlte meine brennenden Wangen und die Exaltation meiner Ideen, und nach und nach verfiel ich in eine sanfte Träumerei, deren Thema meine schöne Unbekannte war. Oh, ich liebte sie schon, diese Herrliche, liebte sie mit aller Kraft meiner Seele. Mein Gedanke versenkte sich in die Zukunft, wo meine göttliche Adele ihr Schicksal an das meinige kettete, ich hielt sie in meinen Armen und vernahm die süßen Worte: „Ich liebe dich!“ von ihrem schönen Munde.

Ihr, die ihr zwanzig Jahre alt seid, und ein feuriges Herz habt, erstaunet nicht über die Schnelligkeit, womit diese Flamme emporloderte. In solchem Alter bedarf es ja nichts als der Nähe eines interessanten Weibes, der Berührung ihres Kleides und der Beleuchtung einer einzigen Straßenlaterne, um in Feuer und Flamme zu geraten.

Ich hörte die Atemzüge der Mama, welche ein süßer Schlummer ruhig und gemessen machte. Der junge Doktor hatte eine schwarzseidene Nachtmütze bis über die Nase herabgezogen, und der dicke Herr schnarchte ein Erkleckliches; sein Nachbar aber hatte vollauf zu tun, um sich des Überfalles auf seine Schultern zu erwehren. Die Nacht war dunkel geworden. Ich wagte es, den Arm meiner unbekannten Schönen anzufassen, und an diesem hinabgleitend kam ich bis zu ihrer Hand, welche auf ihrem Knie ruhte. Obschon meine Ideen in diesem Augenblicke ganz rein romantisch waren, so fürchtete ich doch, mit einer Art Indignation zurückgewiesen zu werden, allein Adele blieb unbeweglich, und ich staunte. Ermutigt durch das Schweigen des lieben Kindes und durch den glücklichen ersten Versuch, drückte ich die liebe weiche Hand, und mir war, als ob sie mir durch den Handschuh einen leichten Druck erwiderte.

Oh! dachte ich entzückt bei mir selbst, sie hat in meiner Seele gelesen, wie ich in der ihrigen — auch sie liebt mich — und mit welcher kindlichen Hingebung, sie kennt nicht einmal die Waffe der Koketterie, womit die andern sich gegen die ersten Angriffe verteidigen, sie läßt mir ihre Hand, ihre Liebe, ihr Leben. — Mädchen — dafür will ich dir auch mein Herz für mein ganzes Leben schenken.

Plötzlich wandelte ein feindseliger Gedanke mein Glück zu Eis. Wie? wenn Adele schliefe, wenn das, was ich für eine stumme Antwort hielt, nur die Folge der Unempfindlichkeit des Schlummers wäre? Unruhig beschloß ich noch einen Versuch zu wagen: ich drückte jeden ihrer kleinen Finger einzeln. Adele machte eine Bewegung, nahm mit ihrer rechten Hand ihr Sacktuch aus der Manteltasche, ohne mir ihre linke zu entziehen, und ein Seufzer entrang sich ihrem Busen.

Kein Zweifel, keine Besorgnis mehr. Ich habe ihn verstanden,

diesen Seufzer; er sprach klarer zu meinem Herzen als tausend Worte. Er sagte mir: „Ich liebe dich! Sprich, und ich bin die deinige, rufe mich, und ich folge dir. Ich bin dein, dein auf ewig.“

Der Wagen rollte immer weiter, tiefe Ruhe herrschte um ihn; aber ich war unruhig, die Nacht war milde, aber in mir stürmte es; der Himmel war düster, aber meine beiden Augen leuchteten gleich zwei Meteoren. Ich hatte mich hingeneigt zu Adelen, und meine Wange berührte die ihrige.

Meine schöne Unbekannte schien meine vertrauliche Stellung zu dulden und saß vollkommen unbeweglich. Ich aber veränderte, ganz Liebe, in meinem Innern meinen Reiseplan. Ich war nun ganz gegen das herrliche Triest und das unendliche Meer gleichgültig und beschloß nur ihr zu folgen, nur dahin zu gehen, wohin sie gehe. Dieses Wesen war von nun an mein zweites Ich, meine Familie, ihr Aufenthalt mein Vaterland, ihr Haus mein Universum. Von ihr entfernt, schien mir die Welt tot, das Glück Chimäre. Ein nervöses Leben durchlief mein ganzes Wesen, die Erde vergessend, drückte ich auf ihre Schulter, von der der Schal herabgesunken war, einen Kuß. Ich weiß nicht, ob die Temperatur meiner Lippen so hoch über der gewöhnlichen Temperatur eines menschlichen Körpers stand, aber ich erschrak über die Kälte, womit die Haut meiner Angebeteten meinen Mund berührte, ich glaubte einen Marmorblock zu küssen, die Kälte durchrieselte meinen ganzen Körper; ich schauderte.

„Mein Fräulein,“ sprach ich, „Sie scheinen zu frieren.“

— Ich war so entsetzt, daß ich mir gar keine Antwort erwartete, denn bei meiner Ehre, ich glaubte, ein Leichnam säße neben mir.

Gleich darauf aber vernahm ich die Worte: „O nein, mir ist gar nicht kalt.“

Da ermannte ich mich wieder. Ich dachte: Ach! ihr Herz ist so voll Glut, daß sie die äußere Kälte gar nicht fühlt, und sorgfältig zog ich ihr den Schal über die Schulter hinauf, und eben wollte ich dies noch mit einer zärtlicheren Erklärung begleiten, als die Mutter erwachte und ihre Tochter fragte, ob sie etwa ihren Platz einzunehmen wünsche.

Der Horizont vergoldete sich, die Sonne trat hervor, die Blätter der Bäume, die Kelche der Blumen glänzten von Tautropfen gleich Brillanten. Die Gesichter der drei Reisenden, welche mir gegenüber saßen, traten in das Licht. Der junge Doktor nahm, als er die beiden Damen sah, geschwind seine schwarze Schlafmütze ab, ordnete seine Krawatte und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Der dicke Herr rieb sich die Augen und gähnte, daß seine Kinnmuskeln krachten; „ach", rief er, „was ist es doch Erbärmliches um diesen Wagen, man kann gar nicht schlafen, sich nirgends anlehnen, man ist des Morgens wie zerschlagen."

„Ei, ei, mein Herr," versetzte der dritte, „Sie dürfen sich nicht sehr beklagen, Sie haben wohl einen Platz gefunden, wo Sie sich anlehnen konnten, und Sie sind wahrhaftig nicht leicht zu tragen, ich versichere Sie."

Ich hatte die Blicke auf Adele geheftet, meine ganze Aufmerksamkeit war auf sie gerichtet. Sie war jung, beiläufig 18 Jahre alt, ihre Züge regelmäßig, ihre Augen schön, aber so viel Poesie fand ich in dem Gesichte nicht, als ich bei der Nacht mir vorgestellt hatte. Sie hatte etwas Leidendes an sich. Ich suchte ihre Blicke auf mich zu ziehen und darin zu lesen, welchen Eindruck die Szenen der Nacht auf sie gemacht hätten. Sie wird wohl erröten, dachte ich, wenn sich unsere Blicke begegnen, allein Adele sah ganz ruhig zum Fenster hinaus.

Jungfräuliche Schamhaftigkeit, dachte ich bei mir selbst. Das liebe Kind vermeidet meine Blicke, weil sie fühlt, daß einer derselben sie verwunden würde.

Niemand sprach. Ich hielt es für klug, mit der Mutter Bekanntschaft zu machen, um den Zweck und das Ziel ihrer Reise zu erfahren.

„Sie scheinen sehr ermüdet, gnädige Frau, Sie haben schlecht geschlafen," begann ich das Gespräch.

„Sehr schlecht, mein Herr. Glücklicherweise dauert meine Reise nicht lange."

„Sie gehen also nicht bis Triest?"

„Nein, nur bis Graz, von wo ich meine Tochter nach dem

Doppelbade führen muß — welches ihr zur Heilung empfohlen wurde.“ (Die letzten Worte fügte sie leise hinzu.)

„Oh, ich habe mich nicht geirrt,“ antwortete ich eben auch halb leise, „die Seele des Fräuleins ist zu kräftig für diesen zarten Körper.“

„Nein, es ist ein fatales langwieriges Übel.“

„Nervenreiz — ein unbekanntes Weh, das sie aufreibt?“

„Nein, schlimmer als alles das,“ versetzte die Mutter traurig, „Adele ist auf der ganzen linken Seite gelähmt.“

VIII.

Liebesverhältnis mit einer Schauspielerin. — Ein Hofschauspiel. — Amtliche Torheiten. — Der Dichter Stoll. — Meine zwei besten Freunde. — Eine dicke Liebschaft. — Volkssänger. — Meine Oper: Die Schweizerfamilie.

Welchem jungen Manne sind nicht Schauspielerinnen gefährlich gewesen? Auch mir waren sie es. Allein eine, die ich liebte, hat mir auf immer die Augen geöffnet, und ich sehe Schauspielerinnen jetzt nur als Spielzeuge an, mit denen man sich recht angenehm unterhalten kann, ohne mehr von ihnen zu begehren. Sie spielen immer und überall Komödie, und die Stücke, in denen sie auch im Leben spielen, sind manchmal kürzer, manchmal länger, je nachdem sie Gefallen an ihrer Rolle oder an ihrem Mitspielenden finden, aber die Komödie nimmt dann doch ein Ende, der Vorhang fällt, und man sieht die Schauspielerin, ihres Flitterstaates entkleidet, ganz anders, als man sie, beleuchtet von der Flamme, welche sie in uns zu entzünden und so lange zu nähren wußte, gesehen hat.

Varietas delectat. Dieser Spruch ist die Ursache, welche junge Männer so sehr zu Schauspielerinnen hinzieht. Man sieht in ihr in jeder Rolle eine andere; sind aber diese Rollen ausgespielt, hat sie uns durch Darstellung so vieler Charaktere entzückt, so findet man bei so vielen Schauspielerinnen: Frauen ohne Charakter.

Hier meine Geschichte, ihr jungen Herren.

Fräulein X—— war eine brave Schauspielerin und ein schönes Mädchen, wenigstens galt sie noch für ein solches, obschon sie schon ein zwölfjähriges Söhnlein von einem Schauspieler aufzuweisen hatte. Ihr Benehmen war angenehm und liebenswürdig, und sie trug sogar eine gewisse Sittsamkeit zur Schau. Das Feld, auf welchem ich damals Siege zu erringen suchte, waren die Bretter, welche die Welt bedeuten, und ich war daher auch heimisch zwischen den Kulissen.

Die Bekanntschaft war bald und leicht gemacht, und ich lag selig in dem Netze des Mädchens. Ich glaubte, daß sie wirklich

Gefallen an meiner Person und meinem Umgange fand und daß ihr besonders meine ganze Hingebung gefiel, denn in anderer Hinsicht besaß ich nicht Mittel genug, um ihr kostbare Geschenke zu machen oder Vergnügungen zu verschaffen. Sie schien auch damit zufrieden zu sein, was ich tat, weil sie wohl sah, daß ich alles tat, was ich konnte; ich lobte sie in Journalen, ich machte Gedichte auf sie, ich befand mich stets im Theater, wenn sie spielte, ich saß an ihrem Bette, wenn sie unwohl war, ich brachte ihr wohl auch Blumen und andere kleine Geschenke, die ich eben erschwingen konnte; kurz, ich war recht unsinnig in sie verliebt.

Ich kann aber nicht lieben, ohne eifersüchtig zu sein wie ein Türke. Welche Qualen litt ich, wenn ich sah, wie sie — die immer Liebhaberinnen spielte, sich so zärtlich auf der Bühne an ihren Liebhaber anschmiegte, wie sie auch außer der Bühne mit andern Männern koste und scherzte. Ich hatte immer Mutmaßungen, sie sei mir nicht treu, und wendete alle Mittel an, um mich davon zu überzeugen. Ich hatte ihre Magd in meinem Solde, die mich auch dafür immer auf eine falsche Spur leitete, ich stieg öfters hinten auf dem Theaterwagen auf, wenn sie mit demselben nach Hause fuhr, aber vergebens.

Endlich ereignete sich etwas, was ich mir noch heute entweder gar nicht oder nur auf eine das Fräulein X— nicht ehrende Art erklären kann.

Sie unternahm eine Reise nach Graz, um daselbst Gastrollen zu geben, und bat mich, während ihrer Abwesenheit in ihrer Wohnung zu bleiben. Ich erfüllte ihren Wunsch mit Vergnügen, denn mir war es einerlei, wo ich wohnte.

Am Tage vor ihrer Abreise, als sie die Vorbereitung zu ihrer Reise machte, sperrte sie ihr Silberzeug, beiläufig 800 fl. wert, vor meinen Augen in die erste Lade ihrer Kommode und drang in mich, den Schlüssel dazu zu übernehmen, weil, wie sie sagte, Feuer entstehen, und ich dann ihre beste Habe retten könnte; ich weigerte mich, allein auf ihr Drängen nahm ich den Schlüssel, und sie reiste am nächsten Morgen ab.

Sie blieb vier Wochen abwesend, ich war während dieser ganzen Zeit in ihrer Wohnung, schlief daselbst, und es besuchte

mich da nur ein einziger guter Freund, welcher mich zu einem Spaziergang abholte.

Sie kam wieder zurück, ich gab ihr den Schlüssel, den ich nie gebraucht hatte; sie schloß den Kasten auf und — das Silberzeug war fort. Wir standen beide starr vor Schrecken und wußten nicht, was wir denken oder sagen sollten.

Als ich mich vom Schrecken erholte, nahm ich Stock und Hut, um auf der Polizei ohne Verzug die Anzeige zu machen. Emilie, so hieß sie, suchte mich aber auf alle mögliche Art, besonders durch den Umstand, daß ich ganz allein in der Wohnung war und daher einer strengen Untersuchung unterzogen werden würde, von dieser Anzeige abzuhalten, ja sie brach sogar in Tränen aus und sagte, sie wolle lieber den Verlust tragen, als mich einem so schimpflichen Verdachte ausgesetzt zu wissen. Ich aber antwortete ihr, da ich mir keiner Schuld bewußt sei, so habe ich nichts zu fürchten, und ging auf der Stelle in das Polizeibureau, wo ich dem Kommissär die ganze Geschichte erzählte.

Sehr sonderbar! sagte er und schüttelte lächelnd den Kopf.

Es vergingen zwei Tage, dann bekam auch Emilie eine Vorladung zur Polizei, wo sie am folgenden Tage erscheinen sollte. Sie schien trostlos darüber. Aber denselben Tag abends, als ich sie besuchte, kam sie mir voll Freude entgegen und sagte mir, es sei ein Franziskaner bei ihr gewesen und habe ihr mitgeteilt, es habe ihm jemand in der Beichte eröffnet, daß er aus ihrem Kasten Silber entwendet habe, und ihn gebeten, sich zu erkundigen, wie hoch der Wert dieses Silberzeuges sei, er wolle jeden Preis dafür bezahlen, wenn man alle weiteren Nachforschungen unterdrücken wolle. Sie habe den Wert auf 800 fl. angesetzt und diese Summe von dem Franziskaner eine halbe Stunde nachher auch bar erhalten, und sie bitte mich daher, sogleich noch einmal auf das Polizeibureau zu gehen, um jede fernere Untersuchung niederzuschlagen.

Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich denken sollte; die ganze Geschichte kam mir sonderbar vor, und es stiegen Zweifel in mir auf, welche für Emiliens Charakter eben nicht vorteilhaft waren; und als ich die Sache dem Polizeikommissär meldete, lächelte er wieder und sagte: Nun, das hat sich ja recht schnell

und auf eine unglaubliche Art gemacht. Er dachte vermutlich dasselbe, was ich dachte.

Von diesem Augenblicke verminderte sich meine Zuneigung zu Emilien, ich beschloß, auf meiner Hut zu sein und alles aufzubieten, um Gewißheit zu erlangen, ob ich nicht auch auf einer andern Seite der Betrogene sei.

Emiliens Magd, welche ich in meinem Solde hatte, vertraute mir, es komme öfters ein vornehmer Herr, ein Graf, des Abends, wenn ich weggehe, zur Frau und bleibe lange, oft auch bis gegen Mitternacht hier. Ich spähte nun zu allen Stunden des Tages und der Nacht um das Haus herum, und sah wirklich einmal, wie Graf . . . y, den ich wohl kannte, erst auf Emiliens Fenster hinaufblickte, bei welchem ein rotes Tuch hing (vermutlich das verabredete Zeichen, daß Emilie allein sei) und dann schnell in das Haus schlüpfte. Ich stürzte ihm nach, und als er bei ihrer Türe anläuten wollte, faßte ich ihn wütend bei der Brust und warf ihn zu Boden.

Ich hörte nur noch einen ungarischen Fluch und den Nachruf: Das sollst du mir büßen, infamer Bursche.

Als ich Emilie meine Heldentat erzählte, wurde sie zornig darüber, es entspann sich ein Streit zwischen uns, der damit endete, daß ich mich aufs Nimmerwiedersehen von ihr empfahl.

Vierzehn Tage gingen vorüber, ohne daß ich sie besuchte, da erhielt ich plötzlich einen freundlichen, ja zärtlichen Brief von ihr, worin sie mich bat, nicht länger zu zürnen, beteuerte, sie könne ohne mich nun einmal nicht leben, und mich aufforderte, heute abends auf das Theater, wo sie vor einem Ballette in einem kleinen neuen Stücke eine Rolle zu spielen habe, zu kommen.

Ich selbst fühlte noch einige Neigung für sie, erfüllte also ihren Wunsch und fand mich abends vor der Vorstellung in ihrer Garderobe ein.

O Weiber! Weiber! gleißnerische Wesen! Ihr könnt uns mit einer Hand schmeicheln und mit der andern uns einen Dolch ins Herz stoßen. Ihr lächelt uns an und stecht uns hinter dem Rücken den Narren. Hört, was geschah, und hört auch, wie ich mich rächte.

Als ich in die Garderobe trat, umarmte sie mich zärtlich und

drückte ihre Freude über unsere Wiedervereinigung aus, dann sagte sie mir, sie habe eine Loge genommen, weil sie gerne das neue Ballett sehen möchte und doch nach ihrem Spiele im Vorstücke nicht unter das Publikum gehen könne; sie bat mich, einstweilen in ihre Loge Nr. 4 hinauf zu gehen, sie werde mir nach dem Vorstücke nachfolgen.

Ich ging, aber es kam mir mit der Loge nicht ganz geheuer vor. Ich fragte also bei der Theaterkasse, wo immer ein Logenrapport liegt, wer heute die Loge Nr. 4 genommen habe. Man sagte mir, Graf . . . y.

Ich war wütend. — Ich sollte mich also in die Loge setzen, welche ihr Souteneur für sie bezahlt hatte? Schändliche Zumutung!

Ich begab mich wieder auf die Bühne und wartete, bis das Vorstück zu Ende war, und als sie mich fragte, warum ich nicht in der Loge geblieben sei, antwortete ich ihr, es sei mir zu heiß gewesen, und wenn sie umgekleidet sei, wolle ich mit ihr mich dahin begeben.

Ich stellte mich mitten auf die Bühne, wo zwischen einem Stücke und einem Ballette sich alles zu versammeln pflegte, und erwartete sie. Sie kam, gab mir ihren Arm und sagte: Nun komm in die Loge! Ich aber antwortete, sie von mir stoßend: Nein, ich komme nicht, und zitternd, nicht sprechend, sondern brüllend, damit es alle Umstehenden hörten, setzte ich hinzu, weil ich von nun an mit einer solchen Elenden, wie du bist, nichts mehr zu tun haben will.

Ich ging, sie aber saß dennoch ganz ruhig in der Loge, und wenn sie mir später begegnete, fragte sie ganz freundlich und als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre, um mein Befinden.

So lieben Schauspielerinnen. —

Es war im Jahre 1807, als ich von dem Hofkapellmeister und berühmten Musikkompositeur Joseph Weigl, welcher bei der Kaiserin Theresia sehr beliebt war, den Auftrag erhielt, für eine zu einem Hoffeste bestimmte Abendunterhaltung ein französisches Melodrama zu bearbeiten. Ich erhielt das französische Buch hierzu, und dies war ein Gemenge von Ritterspektakel, Pantomime, Ballett, kurz, von allem erdenklichen Un=

sinn. Es sollte aber auch noch Gesang und Spaß damit vermischt sein.

Ich machte das Zeugs zusammen und übergab es Weigl. Binnen wenigen Tagen sagte er mir, die Kaiserin sei damit zufrieden.

Das Stück hieß: „Die drei stummen Eremiten."

Nun komponierte Weigl die begleitende Musik, es wurden ganz neue Dekorationen und Kostüme dazu gemacht und in der Hofburg selbst ein Theater aufgeschlagen. Die Kaiserin saß bei allen Proben dabei, und auch mir war es erlaubt, dabei zu erscheinen, weil es bald dort bald da Abänderungen zu machen gab.

Endlich kam der Tag immer näher, an welchem die Aufführung stattfinden sollte. Plötzlich erschien ein Leiblakei in meiner Wohnung und beschied mich zur Kaiserin; er sagte mir, ich sollte ihm auf der Stelle folgen, ohne mich umzukleiden, so wie ich eben sei, denn die Kaiserin wolle mich unverzüglich sprechen.

Die Kaiserin[1] sprach mich mit der ihr eigenen, Herzen gewinnenden Freundlichkeit an: „Lieber Castelli! Sie müssen mir noch einen Gefallen erweisen."

Ich. Ihre Majestät haben zu befehlen.

Sie. In dem Stücke, welches Sie bearbeitet haben, muß am Schlusse noch eine Szene in einem Salzbergwerke vorgehen; der Kaiser liebt diese Bergwerke sehr, und ich will die Dekoration auf eine Art machen lassen, damit ich zugleich eine Lotterie anbringen kann. Die einzelnen Steine im Schachte sollen mit Nummern versehen und in dieselben Gewinnste gelegt werden.

Ich war über diese Zumutung ganz erschrocken und erkühnte mich einzuwenden: „Ihro Majestät, ich weiß wirklich nicht, wie ich das zuwege bringen werde ohne Zauberstab." Allein, die Kaiserin antwortete sehr schmeichelhaft: „Sie werden schon den Zauberstab in ihrem Kopfe finden. Hier haben Sie das Buch, hier im Nebenzimmer habe ich Ihnen Schreibgeräte bereiten lassen, auch werden Sie Wein und Imbiß finden; gehen Sie

[1] Maria Theresia von Neapel (1772—1807), die zweite Gemahlin des Kaisers Franz. Vgl. Eduard Wertheimer „Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz", Lpz. 1893, S. 27—76.



Maria Theresia, 2. Gemahlin Franz II.

(Gem. von Joseph Kreutzinger 1800, gest. von Joh. Neidl)

hinein, machen Sie gleich alles zurecht, und gehen Sie mir nicht fort, bis alles in Ordnung ist."

Was war zu tun? Ich mußte gehorchen. Bei einem vortrefflichen Imbiß und herrlichen Wein setzte ich mich nieder, erquickte mich vorerst und ging dann an die Arbeit.

Da das Stück einen guten Ausgang hatte, so ließ ich am Schlusse aus dem nahe sein sollenden Schachte Bergknappen erscheinen, an deren Spitze einen Greis (welchen der herrliche Brockmann spielen mußte) eine Anrede halten, darin die mitspielende, im Stücke triumphierende Unschuld zu einem Feste in der nahen Grube eingeladen wurde, und viele salbungsreiche und rührende Anspielungen auf den Kaiser vorkamen.

Die Kaiserin war damit zufrieden.

Am Tage der Aufführung erhielt auch ich eine Einladung. Das Stück mußte natürlich gefallen; nur ereignete es sich, daß der Kaiser mitten in der Hauptszene abgerufen wurde und eine Glockenstunde wegblieb, bis er wieder erschien. Vermutlich hatte er über der wichtigen Unterredung, welche er hatte, das früher Gehörte und Gesehene schon vergessen; das schadete aber auch nicht, denn das Ganze hatte eigentlich wenig Sinn, und die Zuhörer vertrieben sich unterdessen die Zeit mit Genuß von Erfrischungen aller Art.

Am Schlusse hatte nun das Fest im Schachte statt. Ein kleiner Bergknappe erschien und zog Nummern aus einer Vase. Dieselben Nummern waren auch auf den Salzsteinen zu lesen und darunter die Namen derjenigen, welche mit den Gewinsten zu beteilen waren.

Mir fiel der einzige Spaß zu, welcher sich unter den Gewinsten befand. Der Ausrufer rief nämlich: Der Verfasser des Stückes, Herr Castelli, gewinnt — den Unterrock der Hekuba. Alles lachte, und mir wurde ein alter sogenannter abgenähter Marseillerock übergeben.

Der Kaiser lachte auch, sagte aber der Kaiserin etwas ins Ohr, und diese etwas der Erzherzogin Marie Luise[1], welche

[1] Maria Ludovika (Luise), geb. 12. Dezember 1791, gest. Wien, 17. Dezember 1847; älteste Tochter des Kaisers, vermählt p. pr. 11. März 1810 mit Napoleon, seit 1816 Herzogin von Parma. — Wzb. 7, 54.

dann zu mir trat und mir zwei silberne Leuchter, welche sie gewonnen hatte, übergab und den Rock mir abnahm.

Ich bedurfte damals notwendiger Geld als silberne Leuchter, darum verkaufte ich diese schon am folgenden Tage, allein, jetzt bereue ich, dieses aus den Händen Marie Luisens empfangene Erinnerungszeichen weggegeben zu haben.

Von der Kaiserin erhielt ich in einigen Tagen durch Weigls Hand ein Honorar von dreißig Dukaten.

Bald darauf starb die als Gattin und Mutter so vortreffliche Kaiserin, und die bösen Wiener Mäuler sagten, sie sei an meinem Stücke gestorben[1].

In diesem Jahre führte ich ein wahres Sybaritenleben, tat in meinem Amte so viel, als ich eben mußte. Freilich kam mir dabei zustatten, daß ich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit arbeitete und in einer Stunde meine Aufgaben zustande brachte; daher konnten mir meine Vorgesetzten auch keine Vorwürfe machen, und mich darauf fußend, war ich auch so keck, daß ich jeden Verweis mit Effronterie lächerlich machte. Dadurch schüchterte ich die Herren ein, und da ich meine Arbeiten zur Zufriedenheit vollbrachte, so sagten sie zuletzt: Mit dem Menschen ist nichts anzufangen, und ließen mich gewähren.

Ich will ein paar solche Fälle anführen, nicht etwa, mich mit meiner Keckheit zu prahlen, sondern weil sie wirklich sehr komisch sind.

Ich war eines Nachmittags vom Amt weggeblieben, da fragte mich mein Rechnungsrat: „Warum sind Sie denn gestern nachmittag nicht gekommen?" — Weil ich heute nachmittag nicht kommen kann, antwortete ich barsch, und er ging und lachte verstohlen.

Die Amtsstunden begannen um 9 Uhr morgens, ich kam aber sehr selten vor ein Viertel nach 10 Uhr, so daß alle Beamten die Glocke, welche um 1/4 auf 11 bei den Minoriten ge-

[1] Die Kaiserin erkrankte am 5. April an einer Lungenentzündung; am Morgen des 6. erfolgte eine Frühgeburt. — Die kleine Erzherzogin Amalie Theresia Franziska Josepha Coelestina starb am dritten Tage, die Kaiserin am Morgen des 13. April 1807. Sie hatte dem Kaiser zwölf Kinder geschenkt, von denen neun am Leben waren.

läutet wird, die Castelliglocke nannten[1]. Eines Tages kam ich wieder so spät in das Amt, und der Buchhalter kam mir entgegen, hielt seine Uhr in den Händen und sagte: „Ich habe Sie schon öfters ermahnt, zu den festgesetzten Amtsstunden zu kommen, und heute ist's schon wieder $1/4$ auf 11.“ Da zog ich meine Uhr heraus, zeigte sie ihm und antwortete: „Ich bitte um Vergebung, Herr Buchhalter, Ihre Uhr geht zu spät, die meinige zeigt schon $1/2$11.“ Ganz verblüfft, sprach er kein Wort mehr.

Außer meinem Amte spielte ich fleißig Komödie, war mit allen Schauspielern des Theaters auf der Wieden verbrüdert, besonders hatte ich bei dem Regisseur Sebastian Meyer immer freien Tisch; ich liebte auch das Kartenspiel sehr und gewann und verlor von meinem Beutel bedeutende Summen, der Gewinn überstieg aber doch allmonatlich den Verlust. Mit meinen Freunden besuchte ich auch vornehmere Gasthäuser und aß und trank nobel. Kurz, ich war gegenüber meinen schmalen Einkünften ein Verschwender. Ich machte Schulden, zahlte sie wieder, machte neue Schulden, und so kam es, daß ich manchmal, wenn ich von einem Gelage wegging, nicht einen Groschen für den Hausmeister mehr im Sacke hatte. Dennoch lebte ich in Saus und Braus fort.

In diesem Jahre spielte unsere Dilettantengesellschaft im sogenannten Erzherzog-Karl-Hause in Penzing Komödie. Ich und Kronenfels wohnten auch in diesem Hause und dirigierten die ganze Schauspielerwirtschaft.

Zu dieser Zeit lernte ich auch den jungen Dichter Stoll[2]

---

[1] Die Tradition hat sich im Landhause bis heute erhalten; noch immer erklingt um $1/4$11 Uhr die „Castelliglocke“.

[2] Joseph (nicht Johann) Ludwig Stoll, geb. zu Wien 1778. Das ihm von seinem Vater, dem berühmten Arzte Maximilian Stoll (gest. 1787) hinterlassene große Vermögen verbrauchte er rasch auf Reisen durch ganz Europa. Nachdem er in Berlin philosophische und sprachwissenschaftliche Studien betrieben hatte, ließ er sich in Wien nieder und gründete mit Leo v. Seckendorf die Zeitschrift „Prometheus“ (II, 1808). Der Einmarsch der Franzosen (1809) brachte ihn um seine Stelle als Theater-Regisseur. Er erhielt von Napoleon eine kleine Pension und starb in Dürftigkeit zu Wien am 22. Juni 1815. —

kennen, den Sohn des berühmten Arztes dieses Namens. Er genoß zu dieser Zeit einen ehrenvollen Ruf, welcher durch ein paar Gedichte und sein unaufführbares Lustspiel „Die Schnecken“ entstand, allmählich schwächer wurde und endlich mit ihm ins Blaue verschwand, wohin auch seine wenigen Werke sich verloren.

Ich lernte da auch einen reichen Italiener namens Zanchi kennen, den ich nur seiner noblen Passion wegen hier nenne. Er besaß nämlich ein halbes Hundert Tabakpfeifen, welche alle statt mit Silber mit Gold beschlagen, und daher durch das Anrauchen eine rötliche Farbe bekamen.

Ich hatte in meinem Leben viele Freundschaftsbunde geschlossen, welche bald kürzer, bald länger dauerten und teils durch gleiche Zwecke, gleiche Vergnügungen und andere Umstände sich bald knüpften, sich aber auch ebensobald wieder lösten; nur zwei Freunde kann ich nennen, welche diesen Namen ganz verdienten. Der eine war in dieser frühen Zeit ein Herr Klotz, damals das Faktotum bei dem Großfuhrmann Dietrich[1], einer der liebenswürdigsten, sanftesten, hingebendsten und anhänglichsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe. Der zweite

---

„Die Schnecken-Comödie. Ein scherzhaftes Taschenbuch auf das Jahr 1810.“ — Varnhagen v. Ense bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten (II. 2. S. 183) von Stoll: „Faul und unlustig, ja wirklich unvermögend, wenn es irgend eine nötige Anstrengung galt, war sein Gemüt doch gleich erweckt u. zu jedem Handeln fähig, sobald seine Eitelkeit gereizt, seine Gedichte oder sein Dichternamen gerühmt wurde. Wer ihm schmeichelte, der konnte mit ihm machen, was er wollte, wer von seinen Versen nichts wußte, der . . . war für ihn nicht da.“ „Goethes Gunst hatte er erworben, Fichte war ihm wohlgesinnt; aber für ihn war auch solcher Vorzug u. Anhalt fruchtlos. Losgebunden von aller Ordnung, nur der Laune des Augenblicks lebend, von jedem Einfall fortgerissen u. immer Neues ergreifend, hatte er im phantastischen Herumtreiben sein ererbtes Vermögen u. zum Teil auch seine Gesundheit zugesetzt, u. lebte jetzt kümmerlich von dem Ertrage, den er als Theaterdichter u. durch andere literarische Aushilfen erwarb . . .“

[1] Joseph Freiherr v. Dietrich, geb. Wien 1780, gest. Juli 1855, eine im alten Wien sehr populäre Gestalt. Sein Haustheater in Matzleinsdorf, das spätere „Sulkowsky-Theater“ (nach dem Schwiegersohn Fürsten Sulkowsky so genannt). — Wzb. 3, 292.

ist der Dichter Johann Gabriel Seidl[1], den ich erst später fand, der aber noch jetzt mit derselben Innigkeit an mir hängt wie ich an ihm. Wir werden uns auch bis zum Tode nicht mehr trennen.

Im Jahre 1808 machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, welches jeder, der es sah, gewiß nicht mit „Fräulein", sondern „Frau" angesprochen haben würde, denn ihr Körperbau war außerordentlich üppig. Das war aber eben nach meinem Geschmack. Ich habe nie eine Sympathie für die Sylphengestalten der Romanschriftsteller mit blauen Augen, blonden Haaren und einem Gelsenleib gehabt, von dem man fürchten muß, er breche im nächsten Augenblick. Ein solches ätherisches Wesen gehört meiner Meinung nach in einen Schrein unter einen Glassturz und nicht in die Arme eines Mannes, der doch auch fühlen will, daß er etwas an sein Herz drückt.

Dieses Mädchen, das ich nur bei seinem Taufnamen, Josephine, nennen will, hätten kurze Männerarme gar nicht umfassen können, denn die Natur hatte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit ausgepolstert, und ihre Abstammung von einem dicken Bierwirt konnte nicht zweifelhaft sein.

Übrigens war Josephine auch ziemlich gebildet, und da ich sie suchte, ließ sie sich gerne finden. Die Liebschaft (ich konnte nie ohne eine solche sein) war bald angeknüpft, die Eltern hatten nichts dagegen einzuwenden, daß ein gnädiger Herr Beamter, der schon 400 fl.[2] Besoldung hatte, ihrer Tochter die Cour machte.

[1] Joh. Gabr. Seidl, geb. Wien, 21. Juni 1804, als Sohn eines Advokaten; durch den Tod seines Vaters (1823) in Dürftigkeit versetzt, studierte er Philologie und wurde 1829 Gymnasiallehrer in Cilli (Steiermark), 1840 Kustos am Münz- und Antikenkabinett zu Wien, bis 1848 Zensor, 1856 Schatzmeister der k. k. Schatzkammer. Begründete mit H. Bonitz, Ad. Stifter u. a. die „Österr. Gymnasial-Zeitschrift", Hofrat; er starb zu Wien 18. Juli 1875. — Von ihm stammt der gegenwärtige Text der österreichischen Volkshymne, mit welchem er vor seinen Mitbewerbern Grillparzer, Zedlitz, Castelli die Anerkennung errang. Castelli bestimmte ihn testamentarisch zum Herausgeber seiner „Posthuma" und vermachte ihm seine Bücher und Schriften.

[2] S. später, wo Castelli von 300 fl. spricht.

Josephine war aber ungeachtet ihres stattlichen Körperbaues kränklich, sie besaß schwache Nerven; da saß ich denn oft stundenlang an ihrem Bette und suchte sie durch meine Plaudereien aufzuheitern, sie war noch zärtlicher und hingebender zum Dank für die Stunden, die ich ihr opferte, aber die Stunden gingen vorüber, und ich hatte keine zu bereuen.

Ich genoß auch viel Vergnügen in diesem Hause, und besonders war mir des Vaters viel besuchte Bierstube sehr willkommen. Immerfort seufzen, liebkosen und liebeln wird am Ende auch dem Verliebtesten zu viel. Wenn ich es also genug hatte, so ging ich zu ebener Erde in die Kneipe, trank mein Glas Bier, aß meinen Rostbraten und hörte dem Harfner zu, welcher da zweimal in der Woche seine komischen Lieder sang.

Ich glaube, es sei hier am Platze, einiges über die damaligen Volkssänger mitzuteilen.

Es gab damals weniger sogenannte Volkssänger als jetzt, sie waren auch nicht präzios, sondern wahre Bänkelsänger; auch bezahlte man keinen Eintrittspreis, sondern der Mann ging entweder selbst oder durch seinen Mitgehilfen bei den Gästen sammeln. Es befand sich auch keine ganze Gesellschaft und kein Klavierklimperer dabei.

Der beste und beliebteste war der unter dem Namen der blinde Poldl[1] bekannte. Es war ein großer Mann, mit einer ausgiebigen Stimme und wirksamem Vortrage begabt. Er saß mit seiner Harfe, welche er gar nicht schlecht spielte, auf einem

---

[1] Er hieß Leopold Burger (Bürger) und starb am 5. Februar 1833, 62 Jahre alt, am Alsergrund Nr. 136; er war verehelicht, kinderlos, seine Gattin hieß Barbara; sein Nachlaß war unbedeutend. (Verlassensch.-Akt im W. L.-G.-Archiv.) — Die „Vaterländischen Blätter" (1811, S. 556) berichten unter dem Titel: „Schöne Handlung eines Blinden für Blinde" über eine von ihm am 9. November im Kunstmannschen Kaffeehaus in der Josephstadt veranstaltete Abendunterhaltung, deren Erträgnis dazu bestimmt war, „einem von der Natur mit vorzüglichen musikalischen Anlagen begabten armen Zöglinge des hiesigen Blindeninstitutes den zur Entwicklung seines Talentes erforderlichen Unterricht zu verschaffen". Er widmete auch sein Honorar von 60 fl. diesem Zwecke, und die Veranstaltung ergab ein Erträgnis von 710 fl. in Bankozettel.

erhöhten Gerüste und sang alles allein, anfangs ernsthafte Lieder, dann komische; an Zoten fehlte es eben auch nicht. Es gab viele junge Schriftsteller, welche ihm die Lieder verfaßten und sich nicht wenig darauf einbildeten, wenn eines zur Wiederholung verlangt wurde. Man erkannte die Verfasser leicht; denn sie standen meistens um ihn herum. Ich gestehe aufrichtig, daß auch ich einige Lieder für ihn verfaßte, und wenn ein solches gesungen wurde, so brachte mir der Wirt, der Vater meiner Geliebten, immer eine Extraspeise als Honorar.

Ich will hier eines dieser meiner Lieder, welches ich unter meinen alten Schriften fand, mitteilen, und bitte im voraus um Vergebung dafür; aber ich will dadurch nur zeigen, von welcher Art die Harfenistenlieder damals waren, da dieses unendlich gefiel und fast immer zweimal wiederholt werden mußte.

Der Italiener mit seiner Laterna magica.

Chor nach jeder Strophe.

Schöne Laterna magica,
Raritäten, ha ha ha!

Seh sie große Wienstadt! hier
Stell sie sick sein Großeit für,
Die Thurm ams lauter ohle Knöpf,
Die Leut ams lauter ohle Köpf.

Daß von so viele tausend Leut
Nit Alles kann sein brav und scheidt,
Versteht sich wohl, wie könnten denn
So viele Advokaten bsteh'n.

Seh Sie große Graben hier,
Wo sich Madel h'rumspazier,
Alles kriegt man auf der Welt,
So auch Madel hier um Geld.

Seh Sie hier groß General,
Tanz sie in Redoutensaal,
Thu sie lieber hier scharmir
Als vor Feind inaus marschir.

Seh Sie Mann mit große Bauch,
Aben Kupfernasen auch,
Wer sie sans, kann leicht errath,
San Sie gar geheime Rath.

Schau sie an gerechte Aus,
Mandel steht mit Wag eraus,
Ann Schaln steigt stark inauf,
Auf andere sans Dukaten drauf.

Schau Sie hier die viele Plätz,
Wo sie Hund auf Ochsen hetz,
Heiß sie Platz der Ochsenstand,
Wo sie Wiener schärf Verstand.

A voila die groß Gebäud,
Wo studir die junge Leut,
Ja studir, drum geh sie hin,
Aber lieber schlafen drin.

Jetzt sans Raritäten aus,
So saut großer Wienstadt aus,
Zeigen kann ich nixi mehr,
Zahl Sie Kreuzer, liebe Herr.

Um wieder auf meine Josephine zurückzukommen, so dauerte unsere Liebschaft fast zwei Jahre, dann mußte ich von Wien fort, wie man später lesen wird.

Den Abend vor meiner Abreise brachte ich noch bei Josephinen zu[1]. Der Abschied war herzbrechend, und das Bier, welches mir meine Hebe kredenzte, war mit Tränen gesalzen, aber es schmeckte mir doch. Wir gaben einander Versprechungen von Liebe und Treue, welche so weit gingen, daß sie sogar schwur, mir treu zu bleiben, und wenn ich auch drei Monate abwesend bleiben sollte. Die Gute hat ihren Schwur redlich gehalten, allein ich blieb leider sieben Monate abwesend, und sie ist mir daher auch untreu geworden.

Vergessen hat sie mich aber doch nie. Sie heiratete später einen Beamten und kam in sehr üble Umstände und am Ende sogar in Dürftigkeit.

In allen Lagen ihres Lebens nahm sie Zuflucht zu mir, und ich riet und half ihr, wo und wie ich konnte.

[1] Rosenbaum traf ihn mit ihr im Burgtheater. S. S. 149, Anm.

In ihrem Alter begab sie sich, da ihr Mann gestorben war, zu ihrer in Krakau verheirateten Tochter und sandte mir dort im Jahre 1857 von ihrer Hand noch in ihrem 70. Jahre gestickte Pantoffeln.

Im Jahre 1808 ließ ich mein erstes dramatisches „Sträußchen" erscheinen, und dieses erlebte zwanzig Jahrgänge[1]. Es enthält 73 größere und kleine, die meisten von mir nach französischen Originalen bearbeitete, und auf dem Hofburg- und den übrigen Theatern Wiens gegebene Stücke. Die meisten derselben haben bei der Aufführung großen, andere minderen Beifall gehabt, aber ausgezischt wurde auch nicht eines.

Dieses auch den Provinzbühnen sehr willkommene Bühnenrepertorium würde auch noch mehrere Jahrgänge erlebt haben, wenn der Verleger Wallishausser[2] nicht gestorben wäre; denn ich habe bis jetzt 199 Stücke geschrieben.

Ich hatte bereits mehrere Stücke und Opern sowohl für die Hofbühnen als auch für das Theater an der Wien geschrieben, welche sämtlich den Beifall des Publikums erhalten hatten, als der Hofkapellmeister Joseph Weigl mich aufforderte, für ihn eine Oper zu schreiben.

Ich kannte schon mehrere Opern von diesem Tonsetzer und wußte, daß er das Idyllische, das Natürliche, das Gemütliche durch seine zarte, innige und melodienreiche Komposition am besten wiederzugeben verstand, und suchte also einen passenden Stoff.

---

[1] „Dramatisches Sträußchen, ein Taschenbuch auf das Jahr 1809, von Castelli und Hassaureck. Wien, bey J. B. Wallishausser." Gestoch. Tit. u. 303 S. 12°. 4 kol. Kpf. — Der 2. Jahrgang erschien erst 1817, der letzte (20.) 1835. — Die Angaben bei Goedeke IX, 54 sind ungenau. — Im 1. Jahrgang: „Der kurze Roman od. die närrische Wette", L. 1 A. v. Hassaureck, wovon später des weiteren.

[2] Joh. Bapt. Wallishausser, Buchhändler und Buchdrucker, Verleger Grillparzers, geb. 1791, gest. 1831. — Castelli berichtet in einem Briefe vom 18. Oktober 1831: (an Hell?): „Am 14. dieß ist der Buchhändler J. B. Wallishausser an einer Gehirnentzündung gestorben. Er war ein rechtlicher Mann in seinem Geschäfte und ließ den Schriftsteller noch etwas mehr gelten als eine Maschine für ihn. Ruhe seiner Asche! Wie man hört, so wird seine Frau die Handlung einstweilen fortführen."

Da kam mir ein kleines, einaktiges, französisches Vaudeville, betitelt: Pauvre Jacques in die Hände, dessen Kern mir passend schien, und bei welchem mich die Hoffnung alsogleich erfüllte, etwas Gutes daraus machen zu können.

Ich brachte es Weigl, er las es, schien aber nicht viel Lust zur Komposition zu haben, weil er es für gar zu einfach hielt und nicht glaubte, daß sich passende und hervorstehende musikalische Situationen darin anbringen ließen. Er meinte, ich sollte das französische Vaudeville vor allem die beiden Sänger Vogl und Weinmüller, seine Freunde und Ratgeber, lesen lassen und ihre Meinung darüber einholen. Ich aber sagte ihm, daß ich das nicht tun, sondern die Oper früher nach meinem Sinne bearbeiten wolle, weil ich überzeugt sei, daß es mir glücken werde, ein das Gemüt treffendes Werk daraus zu gestalten.

Ich ging also an die Arbeit. Ich darf hier sagen, daß ich das Buch der „Schweizerfamilie" mit vollem Rechte mein Werk nennen kann; denn ich entnahm nur die Hauptidee dem französischen Vaudeville; Charakteristik, Szenenreihe, Dialog, Situierung und Ausführung der Musikstücke, alles dies ist mein Eigentum. Wollte man dieses eine Bearbeitung oder gar eine Übersetzung nennen, so gäbe es wenig Originalwerke in der Welt.

Als ich den ersten Akt Weigl überbrachte, fand er ihn außerordentlich gelungen, und besonders sprach ihn der Text zu dem Musikstücke: „Setz' dich, liebe Emmeline" und jener des Terzettes zwischen Vater, Mutter und dem Grafen so sehr an, daß er, ohne die übrigen beiden Akte abzuwarten, gleich zur Komposition schritt. Aber wird man mir es glauben, eben die herrliche Arie der Emmeline: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?" diese Arie, welche der Glanzpunkt des ganzen ersten Aktes wurde, schien ihm nicht zu gefallen, und er sagte mir, diese lasse sich gar nicht in Musik setzen. Erst als Vogl und Weinmüller den ersten Akt gelesen, welche erkannten, welche tiefe Wirkung bei einer passenden Komposition und gutem Vortrage in dieser Arie liege, und sie ihm zuredeten, sich diese Musiksituation ja nicht entgehen zu lassen, machte er sich an

die Komposition derselben, komponierte sie aber dreimal, bis sie so vortrefflich gelungen war, wie sie ist.

Ich muß hier erwähnen, daß Weigl bei allen seinen Opern die einzelnen Musikstücke, wie er sie komponiert hatte, gleich den Herren Weinmüller und Vogl, für welche er auch immer die vorzüglichsten Parte schrieb, am Klavier vorspielte und ihr Gutachten darüber einholte. Dabei wandte er sich aber auch an die kompetentesten Männer, welche die musikalische, dramatische und theatralische Wirkung ganz zu beurteilen verstanden. Weinmüller, der dramatische Sänger par excellence, der zugleich ein ganz vortrefflicher Schauspieler war, und der, obschon von der Natur nicht sehr vorteilhaft körperlich begabt, mit seinem dicken Körper und großen Kopfe, und obschon er stets nachlässig, ja oft schmutzig gekleidet erschien, doch einen solchen Schmelz in der Stimme, einen solchen Ausdruck im Vortrage besaß, daß er die Zuhörer bis zu Tränen rührte; und Vogl, der herrliche Schubertsänger und dessen erster Apostel, bei dem alles Körperliche eckig und unschön war, Bewegungen der Hände, der Füße und des ganzen Körpers, der alles eher war als ein Schauspieler, der aber durch die Kraft der Töne und durch die rechte Färbung derselben die außerordentlichsten Wirkungen hervorbrachte, so daß er die Zuhörer hinriß und sie ihm alles andere verziehen: das waren noch zwei Männer, wie man sie zu einer Oper braucht, welche eigentlich ein dramatisches Ganzes und nicht ein bloßer Ohrenkitzel sein soll.

Ich arbeitete nun auch die anderen zwei Akte und las dann die ganze Oper bei Weigl dem Trias der Richter vor. Alles gefiel, und nach den Worten des Duetts zwischen Richard und Jakob: „Es sind Tränen der innigsten Wonne" erhielt ich durch Weinmüller einen durch seine Hasenscharte am Munde etwas saftig gewordenen Kuß, und er sagte zu Weigl: Kapellmeister, wenn du mir diese nicht herzendurchdringend komponierst, so soll dich der Teufel holen. Weigl hat sie auch wirklich herzdurchdringend komponiert, und Weinmüller und Vogl haben sie herzdurchdringend vorgetragen.

Ich glaubte nun mein Werk vollendet zu haben, allein, es war nicht ganz so. Der Dichter muß mit dem Tonsetzer Hand

in Hand arbeiten, wenn ein tüchtiges Kindlein zur Welt kommen soll. Bald ersuchte mich Weigl, an dieser oder jener Stelle noch um ein paar Verse, bald mußte ich anderswo ein paar wegstreichen, bei diesen Versen bat er mich um einen männlichen und bei jenen um einen weiblichen Ausgang. Bei den Theaterproben endlich mußte bald eine Rede gekürzt, bald eine andere etwas verlängert werden. Die Kürzungen traten meistens im Parte Vogls ein, weil das Sprechen weniger seine Sache war als das Singen. Vogl hat sich auch jede seiner Rollen selbst mundrecht gemacht, weil sein Mund nicht der rechte war.

Endlich am 14. März im Jahre 1809 wurde die Oper im Kärntnertortheater zum erstenmal aufgeführt[1] und mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Besetzung war folgende:

Der Graf	Herr Saal.
Durmann, sein Verwalter	„ Demmer.
Paul	„ Hasenhut.
Richard Boll	„ Weinmüller.
Sein Weib	Mad. Lembert.
Emmeline	„ Milder.
Jakob Friburg	Herr Vogl.

Es war kein Beifall, es war ein Jubel im ganzen Hause, und die meisten Musikstücke mußten wiederholt werden.

Die Ehre hatte ich nun eingeerntet, wie sah es aber mit dem pekuniären Vorteil aus?

Schon lange ist es die allgemeine gerechte Klage in Deutschland, daß der dramatische Schriftsteller so geringen Ehrensold für seine Werke erhält, während in Frankreich sich die Schauspieldichter Häuser kaufen, Landhäuser bauen und noch außerdem von ihren gangbaren Werken eine jährliche Rente von 20,

[1] Der „Sammler" bringt in Nr. 34 vom 21. März 1809 einen kurzen Bericht über die Aufführung. — In Nr. 3 der „Thalia" vom 11. Juli 1810 findet sich über die Aufführung am 2. Juli bemerkt: „Im Kärnthnerthor-Th. — Die Schweizerfamilie. — Schon ist diese O. einige 30 Mal wiederholt worden, u. immer ist das Haus noch übervoll, so oft sie gegeben wird." Am 25. Oktober 1813 wurde die „Schweizerfamilie" im Theater a. d. Wien (einmal) aufgeführt. (S. M.)

50, 80—100 000 Franken, ja auch darüber, wie Scribe, beziehen. Ihr Undankbaren! wenn euch das Hofburgtheater in Wien und das Berliner Hoftheater Tantiemen gibt, und wenn euch die übrigen Hoftheater auch nur 6 Duk. und die kleineren Provinzialbühnen nur 3 Duk. für ein Stück bezahlen, was wollt ihr noch mehr? Hört die Geschichte meiner „Schweizerfamilie" und ihr werdet euch Krösusse dünken im Gegensatze zu mir.

Die „Schweizerfamilie" erfreute sich eines europäischen Rufes, welcher in größerem Maße der vortrefflichen klassischen Musik Weigls, aber nebenbei auch meinem Buche zu danken ist. Es ist keine, wenn auch noch so kleine Bühne Deutschlands, auf welcher diese Oper nicht gegeben worden ist, und wo sie nicht gefallen hätte. Lange war Emmeline das Steckenpferd aller Sängerinnen, welche sich zutrauten, daß sie nebenbei auch Schauspielerinnen seien. In Wien ist diese Oper über hundertmal gegeben worden. Sie ist in das Französische, Italienische, Russische, Dänische übersetzt; und was hab' ich für mein Buch eingenommen? — Ratet! — Nein, ihr könnt es nicht erraten. — Also hört und schaudert! Ich habe für das Buch meiner „Schweizerfamilie" in allem Summa Summarum in Konventions-Münze 8 fl. (ich muß es aber schon mit Buchstaben schreiben, sonst könntet ihr glauben, der Setzer habe ein paar Nullen weggelassen), sage also: acht Gulden Konv.-Münze Honorar erhalten.

Ihr wundert euch? Ihr lächelt? Ihr traut meinen Worten nicht? Ihr fragt, wie das möglich sei? Ich will es euch erklären: Ich erhielt von der Direktion einhundert Gulden in Bankozetteln. Nun dividiert diese 100 mit 5, so ergibt sich eine Summe von 20 fl. Wiener Währung, und diese wieder mit $2^1/_2$ dividiert, so zeigt sich das Fazit mit 8 fl. KM.

Ich glaubte schon ein reicher Mann zu sein, als ich diese 100 fl. in der Tasche hatte; denn ich lebte damals sehr kümmerlich, mein Schneider und mein Schuster freuten sich mit mir. Ich ließ den Text auch gleich bei der ersten Aufführung bei Wallishausser drucken und verlangte von diesem als Honorar nichts als 25 Freiexemplare. Lieber Himmel! Ich war ja ohne-

hin der allerglücklichste Schriftsteller, ich besaß 100 fl. und genoß die Ehre, mich gedruckt zu sehen, konnte hier ein Exemplar an Fräulein X. und dort eines an Fräulein Y. verschenken, die von nun an gewiß einen Respekt vor dem großen Dichter haben würden. Ach, was ging ich da an Tagen, wo mein Name an allen Straßenecken angeschlagen war, mit emporgestrecktem Kopfe auf dem Kohlmarkte und Graben herum und glaubte, jedermann müsse es mir an der Nase ansehen, daß ich der hochberühmte Verfasser der „Schweizerfamilie" sei. Wozu hätte ich noch Geld bedurft, da ich des Ruhmes genug — — zu haben mir einbildete.

Weigl hat seine Musik zur „Schweizerfamilie" an alle Theater verkauft, mein Buch ging mit in den Kauf, da es für 30 kr gedruckt zu haben war. Wallishaußer hat davon 6 Auflagen gemacht, und ich habe kein Honorar mehr gesehen, und das mit Recht, da ich bei der ersten Auflage keines forderte und auch keine Bedingungen für die folgenden festsetzte.

Und so blieb es denn auch bei den ausgewiesenen 8 fl. Der Schaum von Ehre ist nun verflogen, obwohl ich noch immer glaube, in meiner „Schweizerfamilie" eines der besseren Opernbücher geliefert zu haben; aber manchmal ärgert es mich doch noch, daß ich von einem so allbeliebten Werke so wenig Nutzen gezogen habe.

Weigl hat außer der „Schweizerfamilie" von mir noch komponiert: Franziska von Foix[1] in 3 Akten, und König Waldemar oder die dänischen Fischer in 1 Akt[2].

[1] „Franziska von Foix" wurde in der Hofoper zum erstenmal am 7. Febr. 1812 gegeben, wiederholt am 21. Juli. („Sammler" 1812, Nr. 18 vom 11. Febr.)

[2] „König Waldemar etc.", aufgeführt am 11. Mai 1821.

IX.

1809. — Mein Kriegslied. — Eine Audienz beim Kaiser Franz. — Meine Flucht. — Fahrt nach Pest. — Das Kreuzertheater. — Ein Traum. — Abreise von Pest. — Eine Zigeunerbande. — Mein Reisegefährte wird irrsinnig. — Ankunft in Baja. — Mein Reisegefährte kehrt zurück. — Eine Schiffersage vom Gelsenkönig. — Einzelheiten von Baja. — Ein höflicher Barbier. — Fahrt durch den Franzenskanal. — Ankunft in Török-Becse. — Table d'hôte. — Kaffeehaus. — Ein Pfarrer in Ungarn.

Im Jahre 1809 erhielt ich den ehrenvollen Ruf, mit dem damaligen ständischen Verordneten, Baron von Bartenstein[1], welcher zum Einrichtungs- und Verwaltungskommissär des durch die österreichischen Waffen eroberten Teiles von Bayern ernannt war, dahin abzugehen; doch das Glück floh schnell den österreichischen Adler[2], und die Reise unterblieb.

Allein, gleich darauf, als die wichtigsten ständischen Urkunden wegen Annäherung des Feindes nach Ungarn geflüchtet wurden, gaben mich die Stände zur Begleitung derselben bei.

Auch mich ergriff der allgemeine Enthusiasmus, welcher jeden, der sein Vaterland liebte, mit Allgewalt erfaßte, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, und da ich mit dem Schwerte für dasselbe nicht kämpfen konnte, so tat ich mit der Feder, was in meinen Kräften lag.

Ich verfaßte Aufrufe, Wehrmannslieder und Kriegsgesänge[3],

---

[1] Joh. Jos. B. v. Bartenstein, geb. 29. Mai 1771, niederösterreichischer Regierungsrat und Stadthauptmann in Wien, gest. 13. Juni 1848.

[2] Schlacht bei Regensburg; Regensburg wurde innerhalb weniger Tage zweimal erstürmt: am 19. April 1809 von den Österreichern und am 23. von den Franzosen, wobei Napoleon das einzige Mal in seinem Leben leicht verwundet wurde.

[3] Im Anhang zum 1. Bd. der Stl. W. (S. 229—246) finden sich unter dem Titel „Kriegs- u. Wehrmannslieder" sieben Gedichte, von denen nur die ersten zwei die Bezeichnung 1809 tragen. Das erste ist das „Kriegslied für die österr. Armee" (im Jahre 1809). — Es folgen: „Volksstimme", ein Lied mit Chor; „Wehrmanns Morgenlied"; „Wehrmanns Gebet"; „Wehrmanns Abschied"; „Wehrmanns Trinklied" und „Wehrmanns Glaube, Hoffnung und Liebe".

welche in meinen gesammelten Werken enthalten sind. Ich erlangte damals schon einen ziemlichen Grad von Popularität, und besonders ging ein Kriegslied für die österreichische Armee[1] in tausend Abschriften von Hand zu Hand.

Ich muß hier eine kleine Anekdote erzählen, weil sie unsere damalige Zensur im rechten Lichte zeigt.

Ich reichte dieses Lied bei der Zensurstelle ein und bat um das „Imprimatur".

Als ich nach einigen Tagen mein Gedicht wieder abholte, fand ich den Beschluß darauf: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen sein wird."

Zwei Tage später kam mir ein gedrucktes Exemplar desselben Gedichtes in die Hand. Ich forschte nach und erfuhr, daß man einem Fabrikanten am Schottenfeld, welcher auch eine Abschrift der Zensurstelle vorgelegt hatte, die Erlaubnis zum Drucke erteilte, welche man mir, dem Verfasser desselben, verweigert hatte.

Man kann daraus ersehen, welche Konsequenz in den Urteilen der Zensoren obwaltete, und daß Zulassung und Verweigerung nur nach den einzelnen Ansichten dieser literarischen Zuschneider erteilt wurden.

Nicht lange nachher ließ Erzherzog Karl mein Kriegslied (man sagte mir, in einer Auflage von 300000[2] Exemplaren) drucken und in der Armee verteilen.

---

[1] Das „Kriegslied", abgedr. in Robert F. Arnold u. Karl Wagners „Achtzehnhundertundneun. Die poet. Lyrik des Kriegsjahres" (Schriften des Literar. Vereins in Wien, XI. Wien 1909), S. 62ff. und an den dort S. 347 angeführten Stellen; außerdem im „Album oesterr. Dichter", Wien 1850, S. 228 ff. — Außer den bei Arnold-Wagner (o. O.) angeführten zwei Einzeldrucken (A. u. B.) liegt uns noch ein bisher unbekannter vor (Orig. im Besitz d. Hrn. Gust. Gugitz), den wir nebenstehend im Faksimile zum Abdruck bringen. Er unterscheidet sich von den bekannten durch das Fehlen der 3., 7. und 13. Strophe und einzelne Abweichungen im Text, und ist vielleicht jener, von dem Castelli weiter unten spricht, und den er (bei Arnold-Wagner, S. 347) „öffentlich für falsch" erklärte, weil er „darin so viele Fehler gegen die Scansion, den Sprachgebrauch, und selbst gegen die Orthographie entdeckte".

[2] Später (S. 288) spricht Castelli nur von 100000 Exemplaren.

welche in meinen gesammelten Werken enthalten sind. Ich erlangte damals schon einen ziemlichen Grad von Popularität, und besonders ging ein Kriegslied für die österreichische Armee[1] in tausend Abschriften von Hand zu Hand.

Ich muß hier eine kleine Anekdote erzählen, weil sie unsere damalige Zensur im rechten Lichte zeigt.

Ich reichte dieses Lied bei der Zensurstelle ein und bat um das „Imprimatur".

Als ich nach einigen Tagen mein Gedicht wieder abholte, fand ich den Beschluß darauf: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen sein wird."

Zwei Tage später kam mir ein gedrucktes Exemplar desselben Gedichtes in die Hand. Ich forschte nach und erfuhr, daß man einem Fabrikanten am Schottenfeld, welcher auch eine Abschrift der Zensurstelle vorgelegt hatte, die Erlaubnis zum Drucke erteilte, welche man mir, dem Verfasser desselben, verweigert hatte.

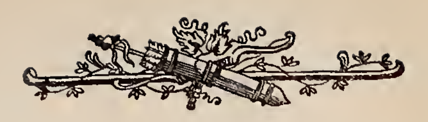
Man kann daraus ersehen, welche Konsequenz in den Urteilen der Zensoren obwaltete, und daß Zulassung und Verweigerung nur nach den einzelnen Ansichten dieser literarischen Zuschneider erteilt wurden.

Nicht lange nachher ließ Erzherzog Karl mein Kriegslied (man sagte mir, in einer Auflage von 300000[2] Exemplaren) drucken und in der Armee verteilen.

---

[1] Das „Kriegslied", abgedr. in Robert F. Arnold u. Karl Wagners „Achtzehnhundertundneun. Die poet. Lyrik des Kriegsjahres" (Schriften des Literar. Vereins in Wien, XI. Wien 1909), S. 62ff. und an den dort S. 347 angeführten Stellen; außerdem im „Album oesterr. Dichter", Wien 1850, S. 228 ff. — Außer den bei Arnold-Wagner (o. O.) angeführten zwei Einzeldrucken (A. u. B.) liegt uns noch ein bisher unbekannter vor (Orig. im Besitz d. Hrn. Gust. Gugitz), den wir nebenstehend im Faksimile zum Abdruck bringen. Er unterscheidet sich von den bekannten durch das Fehlen der 3., 7. und 13. Strophe und einzelne Abweichungen im Text, und ist vielleicht jener, von dem Castelli weiter unten spricht, und den er (bei Arnold-Wagner, S. 347) „öffentlich für falsch" erklärte, weil er „darin so viele Fehler gegen die Scansion, den Sprachgebrauch, und selbst gegen die Orthographie entdeckte".

[2] Später (S. 288) spricht Castelli nur von 100000 Exemplaren.



Die österreichischen Wehrmänner.

1.

Hinaus! hinaus mit frohem Muth!
Hinaus ins Feld der Ehre!
Damit der Feinde Uebermuth
Nicht uns'rer Brüder Hab und Gut,
Nicht unser Land verheere.

2.

Wehrmänner! laßt uns zieh'n mit Gott,
Wohin die Fahnen winken,
Sie nicht verlassen, wenn auch Tod
Durch tausend Feuerschlünde droht;
Wir siegen, oder sinken.

3.

Einst hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verschlungen;
Da tratten uns're Väter her,
Und stellten muthig sich zur Wehr,
Und Roma war bezwungen.

4.

Noch erbte euer Sinn sich fort
Von Vätern auf die Söhne;
Wir dulden auch kein schimpflich Wort;
Ein Schuft nur leidet es hinfort,
Daß man uns Deutsche höhne.

5.

Was Franken! euer Stolz entwarf,
Das sollt mit Blut ihr büssen.
Beweisen wollen wirs euch scharf,
Daß man nicht Jahre lernen darf,
Um auf den Feind zu schüssen.

6.

Dem Vaterland bleibt jeder treu
Im Tode, wie im Leben;
Und schleichet ihr mit Geld herbei,
So wollen wir mit unserm Blei
Euch kräftig Antwort geben.

7.

Was Franz befiehlt, das thun wir gern,
Und keiner wird da weilen;
Doch lassen wir, (Nein! das seye fern)
Von keinem andern fremden Herrn
Befehle uns ertheilen.

8.

Was ihr uns einst in Schlachten nahmt,
Damit müßt ihr nicht prahlen.
Wir handlen um das Rächeramt;
Ihr müßt uns alles insgesammt,
Und die Interessen zahlen.

9.

Vertrauet nicht der Völker List,
Die sich euch überliessen;
Denn wie ihr euren Freund begrüßt,
Wenn er euch nicht mehr nöthig ist,
Das habt ihr ja bewiesen.

10.

Baut nicht auf eure Siegerschaar
Auf jene leichten Kinder.
Oft dreht das Glück sich wunderbar;
Sie laufen schnelle vorwärts zwar,
Doch rückwärts viel geschwinder.

11.

Hoch lebe Unser Kaiser-Paar!
Es enden, Franz! die Leiden.
Du fühltest viele Jahre zwar
Der Krone Last nur immerdar,
Nun fühle auch die Freuden.

12.

Es lebe Karl der deutsche Held,
Dem neue Lorbeer grünen.
Er führt uns selber' hin ins Feld';
Auf Kameraden! zeigt der Welt,
Daß wir es auch verdienen.

13.

Ihr-Lieben! reicht uns noch die Hand,
Und weinet keine Zähre.
Ihr wollt ja nicht der Kinder Schand;
Es gilt für Fürst und Vaterland,
Für Eigenthum und Ehre.

14.

Nun auf ihr Brüder! was auch droht,
Hinaus, hinaus zur Rache!
Scheut keine Lasten, keine Noth,
Wir siegen! denn mit uns ist Gott
Und die gerechte Sache!

War's ein Wunder, daß dasselbe später bei Gefangenen vom Feinde gefunden wurde, und daß mich, da mein Name darauf stand, Napoleon in der sehr ehrenwerten Gesellschaft des Herrn von Collin[1], welcher auch Wehrmannslieder gedichtet hatte, und des Herrn Carpani[2], welcher sich als Intendant bei der italienischen Armee befand, proskribierte[3]?

Mein Freund, der Hofsekretär Armbruster[4], sandte mir das Blatt des „Moniteur" zu, in welchem die Ächtung mit den Worten: daß wir, wo wir gefunden würden, einem Militärgericht zu unterziehen seien, stand.

Als der Feind sich nicht lange hierauf der Hauptstadt näherte, sah ich wohl ein, daß ich ihn nicht abwarten, sondern fliehen mußte.

Ich war damals ein armer ständischer Akzessist mit 300 fl.[5] Gehalt und der großen Aussicht auf die bedeutende Verbesserung von 330 fl. Ich besaß daher nicht die Mittel, meine mir dennoch sehr teure Person in Sicherheit zu bringen. Ich wußte mir nicht Rat, da faßte ich endlich den Entschluß, mich an den Kaiser Franz zu wenden und ihn zu bitten, daß er mich einem der vielen Transporte, welche mit Kunstschätzen und wichtigen Staatsurkunden fast täglich nach Ungarn abgesandt wurden, als Begleiter beigebe.

Der Kaiser hatte die Residenz schon verlassen und befand sich in Totis. Ich machte mich zu Fuße dahin und erhielt durch

---

[1] Heinrich Joseph v. Collin, geb. Wien, 26. Dezember 1772, gest. daselbst, 28. Juli 1811, studierte seit 1790 die Rechte und trat 1795 in den Staatsdienst, 1809 Sekretär bei der Kredits-Hofkommission, dann Hofrat. Er machte den Krieg 1809 als Landwehroffizier mit.

[2] Joseph Carpani, geb. zu Villalbese bei Mailand, 28. Januar 1752, gest. Wien, 22. Januar 1825; studierte die Rechte in Pavia und kam 1796 nach Wien, 1800—05 Zensor und Direktor der Theater in Venedig, dann Hoftheater-Dichter in Wien. 1809 war er Begleiter des Erzherzogs Johann im Feldzug. Sein Werk über Haydn wurde von Stendhal (Beyle) unter dem Namen Alex. Cesar Bombet plagiiert. Zahlreiche Werke über Kunst und Musik, Operntexte und Dichtungen. — Wzb. 2, 289.

[3] Über die Frage der Ächtung siehe im Anhang 5 das Weitere.

[4] Über ihn später.

[5] Früher, S. 135, gibt Castelli seinen Gehalt mit 400 fl. an.

die Verwendung des humanen kaiserlichen Oberstkämmerers Grafen von Wrbna[1] Audienz bei dem Kaiser.

Sein Antlitz drückte deutlich den Kummer über das traurige Schicksal seines Landes aus, und daraus schöpfte ich Hoffnung.

Er fragte: „Wer sind Sie und was wollen Sie?"

„Ein armer, landständischer Akzessist, der noch nicht einmal seine ganze jährliche Besoldung von 300 fl. bezieht, weil ihm noch Karenz- und Charaktertaxe abgezogen werden."

„Das ist in der Ordnung, da kann ich nicht helfen."

„Ich bitte auch um eine ganz andere Hilfe, Eure Majestät! Ich bin leider von dem französischen Machthaber proskribiert worden, mit dem Beisatze, daß ich, wo ich zu finden sei, einem Militärgericht übergeben werden solle. Ich muß also die Flucht ergreifen."

„Natürlich."

„Da mir dieses aber nicht möglich wird, indem ich die Mittel hiezu nicht besitze, so wage ich es, zu bitten, Eure Majestät wollen gnädigst geruhen, mich bei irgendeiner Absendung als Begleiter zu verwenden."

„Sie sind also proskribiert worden, sagen Sie, und warum?"

Ich reichte de- und wehmütig das Blatt des „Moniteurs" hin und sprach: „Hier steht alles, bitte zu lesen."

Der Kaiser las, schüttelte den Kopf, zog die Stirne kraus und stieß dann, indem er mir das Zeitungsblatt zurückgab, barsch die Worte heraus: „Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen denn das befohlen?"

Ich stand wie niedergedonnert, verbeugte mich stumm und ging. Dessenungeachtet habe ich seit jener Zeit vieles unbefohlen getan, weil mir mein Herz diktierte.

Die österreichischen Landstände hatten mit ihrem armen proskribierten Akzessisten mehr Mitleid, und da auch sie Amtliches in Sicherheit zu bringen hatten, so bestimmten sie nebst einem

---

[1] Rudolf Graf v. Wrbna-Freudenthal, Sohn des Reichsgrafen Eugen Wenzel Joseph, k. k. Wirklicher Geheimer Rat und Chef des Geheimen Kabinetts, geb. Wien, 23. Juli 1761, gest. daselbst, 30. Januar 1823. Wurzb. 58, 190.

Rechnungsoffizialen auch mich und einen Amtsdiener zur Aufsicht und Begleitung desselben.

Vierzehn Kisten wurden mit Dokumenten, welche ebensogut hätten in Wien bleiben können, z. B. Landesmappen, die gewiß nicht so gut und genau waren als jene, welche die Franzosen besaßen, vollgepackt, es wurde uns das Verzeichnis dieser Heiligtümer übergeben und die treue und genaue Bewahrung derselben an das Herz gelegt. Eine fünfzehnte leere Kiste war für unser Reisegepäck bestimmt, und dann wurden wir samt unserem Transporte auf einem der größten Kelheimer Schiffe eingemietet, welches am nächsten Tage nach Ungarn absegeln sollte, und auf welchem auch ein Transport der k. k. Hofkammer und alle Maschinen der Bankozettelfabrikation samt dem ganzen dabei angestellten Personal in Sicherheit gebracht werden sollten.

Die Schiffsabfahrt war für den nächsten Morgen (24. April 1809) um 9 Uhr bestimmt[1]. Als ich am Schiffe anlangte, wohin mich meine guten Tanten weinend begleiteten, fand ich meine schöne bierwirtische Freundin schon am Ufer, um mir noch ein letztes Lebewohl zu sagen, was mich vielleicht traurig gemacht haben würde, hätte sie mir nicht zugleich ein Eimerfäßchen von ihres Vaters bestem Bier mitgebracht, welches sie schon auf das Schiff hatte bringen lassen.

Ich hatte früher keine größere Wasserfahrt gemacht, für mich war daher das sanfte Dahingleiten auf der Wasserfläche etwas Neues und sehr Angenehmes.

Es war ein heiterer warmer Frühlingstag. Wir hielten uns meist auf dem Verdeck auf, und da ich eine fröhliche Reisegesellschaft fand, mit welcher in einer Stunde schon Freundschaft geschlossen war, so hatten wir bis zum Abend unser Fäßchen Bier schon ausgeleert.

---

[1] Mittwoch den 12. April trifft Rosenbaum Castelli im Theater, am folgenden Tage schlendert er mit ihm herum und geht dann bayrisches Bier trinken; Sonntag, den 23. April, merkt Rosenbaum in seinem Tagebuch an: „Ich machte mich ins Burg-, dann Kärnt.-Theater. Im ersteren fand ich Compagnie, schwätzte und scherzte mit Castelli, der mit seinem schönen Mädchen war."

Nichts weiter über meine Fahrt nach Pest. Wir wurden in unserem Schiffe heimisch wie in einem wohleingerichteten Hause, bereiteten unsere Betten, welche wir mitgenommen hatten, auf großen Kisten, aßen, tranken, spielten Karten und schwammen langsam fort. Nur mein Vorgesetzter, der Rechnungsoffizial H—[1], saß allein auf dem Verdeck und starrte in die Wellen.

In Pest angekommen, wurde bestimmt, daß nur die Leute der Bankozettelfabrikation und die Dienerschaft während unseres Aufenthaltes auf dem Schiffe zu bleiben hätten, die Beamten sich aber Wohnungen suchen könnten, doch sollten abwechselnd immer zwei Beamte die Inspektion auf dem Schiffe haben. Ich und mein Rechnungsoffizial mieteten uns ein Zimmer hart an der Donau.

Was ich in Pest, welches vor fünfzig Jahren ganz anders aussah als jetzt, gesehen habe, ich weiß es nicht mehr, sowie ich auch von der ganzen damaligen Reise nur dunkle und unbestimmte Erinnerungen behalten habe. Ich werde daher auch keine Reisebeschreibung liefern, keine Gegenden malen usw. Dennoch haben sich aus jenem Lande bedeutende Erinnerungen in meinem Innern bewahrt und Ereignisse zugetragen, welche mir nicht unwürdig scheinen, mitgeteilt zu werden.

Von der damaligen Stadt Pest weiß ich nicht mehr, als daß eine Gasse Uza heißt, daß das Theater beiläufig aussah wie unser Narrenturm in Wien, nur nicht so hoch, daher man es auch die Ochsenmühle nannte, daß ich im Gasthause bei den sieben Kurfürsten[2] gut und nicht teuer speiste, und daß man mir im Kreuzertheater meine Brieftasche mit dem Miniaturporträt meiner geliebten Bierwirtischen und mit 50 fl. Bankozetteln — meiner ganzen Barschaft — stahl.

Doch habe ich in eben diesem Kreuzertheater etwas gesehen und gehört, was wenigstens seiner kolossalen Niederträchtigkeit wegen diese 50 fl. wert war.

---

[1] Joseph Haßlinger.

[2] Seinerzeit bekanntes Hotel in der Waitznergasse, heute nicht mehr bestehend. Es hatte einen großen Saal, der zu verschiedenen Veranstaltungen benützt wurde.

Man gab die ins Abscheuliche übersetzte Turandot oder die drei Rätsel, mit dem Beisatze: wobei Kasperl auch einen tüchtigen „Ratzen" loslassen wird.

Ich habe mir gleich nach meiner Nachhausekunft aus dem Theater eine Szene aufgeschrieben, um ein Dokument zu besitzen, wie tief ein Thespiskarren in den Kot versinken könne. Sie ist aber zu unflätig und equivoque, um hier mitgeteilt werden zu können.

Es gibt auch in der Dummheit und Schändlichkeit eine Größe, ich habe diese nur angedeutet, weil mir nie mehr in meinem Leben eine ähnliche vorgekommen ist.

Ich und mein Kamerad bewohnten in Pest nur eine Stube. Einst des Nachts wurde ich durch ein lautes Schluchzen geweckt. Ich horchte, H— weinte bitterlich. Ich fragte ihn, was ihm fehle, und er erzählte mir, er habe geträumt, sein Vater sei gestorben, darüber sei er erwacht und habe, als er die Augen aufgeschlagen, eine weiße Gestalt an seinem Bette stehen gesehen, er halte sich daher überzeugt, sein Vater sei tot.

Ich machte ihm Gegenvorstellungen, suchte ihn zu beruhigen, allein vergebens, er blieb bei seiner Meinung. Zwei Tage nachher erhielt er einen Brief aus Wien, darin ihm gemeldet wurde, daß sein Vater wirklich in dieser Nacht gestorben sei[1].

Meine Flucht im Jahre 1809.

Die Schlacht zu Raab[2] wurde zu Österreichs Nachteil geschlagen, und wir erhielten Befehl, uns mit unseren anvertrauten Gütern tiefer nach Ungarn zu begeben und fürs erste Baja zu unserem Standquartiere zu wählen.

Wir segelten also von Pest auf unserem Kelheimer Schiffe wieder ab.

---

[1] Diese Bemerkung ist der Zeit nach ungenau. Der Vater Joseph Ignaz Haßlinger, n.-ö. ständ. Registrator, aus Portugal gebürtig, starb, 71 Jahre alt, am 29. August 1809. Castelli konnte nach dem Folgenden um diese Zeit nicht mehr in Pest sein.

[2] Am 14. Juni 1809, die Franzosen zerstörten die Festung.

Die Reise war einförmig, die Donau mehr einem See als einem Flusse ähnlich. Stundenlang an beiden Ufern kein Hügel, kein Haus, und hier und da einander gegenüberliegende ärmliche Ortschaften. Wir unterhielten uns übrigens in unserem schwimmenden Hause so gut wir konnten durch Spiel und Gespräch, ja, wir hatten uns sogar, um doch einige Bewegung zu machen, in Pest ein Kegelspiel angeschafft und uns auf unseren großen Kisten eine Kegelbahn bereitet. Des Abends landeten wir gewöhnlich in einer Au, fingen Frösche, sotten und aßen sie mit großem Appetit, obschon sich manchmal auch ein paar Kröten darunter befunden haben mögen.

Ich erinnere mich nur, daß ich einmal, als wir nur ein paar hundert Schritte von einem Dorfe landeten, um mich etwas zu ergehen, an das Ufer stieg und meinen Weg nach diesem Dorfe nahm; kaum war ich aber den Häusern näher gekommen, so stürzten aus allen Toren große Wolfshunde mit fürchterlichem Gebelle auf mich zu, und ich kehrte schnell um, mein Asyl zu gewinnen.

Eines Abends, als wir wieder gelandet hatten, hörten wir ganz in der Nähe am Ufer Musik. Ich stieg mit noch ein paar Reisegefährten aus, und wir folgten den Tönen.

Plötzlich zeigte sich uns ein bisher noch nie erblicktes Schauspiel. Auf einer Ebene hatte sich eine große Karawane von Zigeunern gelagert. Es waren ihrer wohl über hundert; Männer, Weiber und Kinder. Sechs Zelte waren aufgeschlagen, und zwei Wagen, mit ihren Habseligkeiten bepackt, standen dabei. Man kann sich keinen Begriff machen von der Rührigkeit und Lebhaftigkeit, welche hier herrschte. Das Ganze glich einem Ameisenhaufen, der sich fort und fort untereinander bewegt. Die dunkelbraunen, bei manchen sogar ans schwarze streifenden Gesichter mit den feurig blitzenden Augen und den schmutzigen Hemden, die ganz nackten Kinder, die häßlichen alten Weiber und die eben auch nicht sehr appetitlichen jungen Mädchen, ein großes Feuer in der Mitte, wobei in einem großen Kessel Kartoffeln gebraten wurden, und dazu die Töne zweier Violinen mit Begleitung eines Hackbrettes, alles dieses zusammen bildete eine sehr interessante Nomadengruppe. Wir zögerten aus

Scheu, näher zu treten, allein, kaum hatten uns einige erblickt, so liefen sie zu uns und baten um ein Almosen. Wir beteilten sie und traten näher. Ein Mann, der an einem Zelte etwas höher saß als die übrigen und eine rote Mütze trug, schien mir der Oberste dieser Rotte zu sein. Ich trat zu ihm und grüßte ihn; er rauchte aus einer kurzen Pfeife und nickte nur mit dem Kopfe. Ich fragte ihn, ob er Deutsch verstehe, er antwortete mir: „So viel als muß." Ich erkundigte mich, wie lange sie sich schon hier befänden, er sagte mir: „Sechzehn Nacht." Ich gab ihm einen ganz neuen glänzenden Zwanziger, er küßte ihn, rückte seine rote Mütze und sagte etwas in seiner Sprache, was ich nicht verstand. Als wir uns dann zum Weggehen anschickten und er wohl bemerkt haben mochte, daß ich ein Zigeunermädchen, welches weniger häßlich war als die übrigen, öfters angesehen hatte, sagte er zu mir halb leise: „Kaluma ist mein, ich dir gib Kaluma bis Sonn kommt, wann du ihr gibst auch so schön Geld!" Und als ich ihm für Kaluma dankte, beschenkte er mich mit einer Wurzel gegen Zahnschmerz. Ich habe sie später versucht, und sie hat mir den Schmerz gemildert. Die Spielleute begleiteten uns noch bis an das Ufer.

H. war seit der Nachricht von dem Tode seines Vaters noch schweigsamer und tiefsinniger geworden als früher. Er saß den ganzen Tag mit entblößtem Haupte auf dem Verdeck, so daß sein halb kahler Kopf von den Sonnenstrahlen ganz rot gebrannt war. Wenn ich ihm davon abriet, so schüttelte er nur den Kopf und blieb sitzen.

Einmal des Nachts, als wir uns gerade in unsere Gelsenbetten legen wollten, entstand plötzlich ein Gepolter über uns auf dem Verdeck. H. wurde blaß wie eine Leiche, schmiegte sich wie ein Kind ängstlich an mich und sprach mit zitternder Stimme: „Hören Sie, jetzt kommen sie!"

„Wer denn?" fragte ich erstaunt.

„Die mich ins Wasser werfen wollen."

„Freund! was ficht Sie an? Das sind unsere Arbeiter, die oben vielleicht noch trinken."

„O nein, ich weiß es gewiß, ich habe sie heute belauscht;

sie haben es untereinander abgemacht, daß sie mich auf dem Schiffe nicht leiden und in die Donau stürzen wollen."

„Kommen Sie," sagte ich etwas barsch, „lassen Sie uns miteinander hinaufgehen, damit Sie sich von dem Ungrunde Ihres Wahnes überzeugen."

Er folgte mir. Es hielten zwei Arbeiter die Nachtwache auf dem Verdeck, denen ein Ruder, womit sie getändelt hatten, auf den Boden gefallen war, das jenes Gepolter verursacht hatte.

H. wurde ruhiger und wir legten uns wieder zu Bette. Ich blieb noch ein paar Stunden wach, denn mir war um so mehr unheimlich zumute, als ich vernahm, wie bei jedem kleinen Geräusch H. von seinem Lager emporfuhr und ängstlich stöhnte.

Am anderen Morgen, als ich ihm seine unnötige Angst vorhielt, erzählte er mir folgendes:

„Ich war", sprach er, „vor vielen Jahren in Triest. Leicht gekleidet stand ich im Hafen und sah, wie eben ein Schiff von dort nach Venedig absegelte. Die Lust ergriff mich, die Lagunenstadt zu sehen; ich dingte mich ein und fuhr mit. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich überhaupt furchtsamer Natur und leicht ängstlich zu machen bin. Ich kam auf dem Schiffe mit einem anderen Passagier ins Gespräch, der sich an mich drängte und mich bat, ihm beizustehen, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnen sollte. Ich fragte ihn, was ihm denn auf dem Schiffe Unangenehmes begegnen könne, und er gestand mir, er führe eine bedeutende Summe Geldes bei sich, sei übrigens ganz allein und unbekannt, und er habe vernommen, daß man oft schon derlei Passagiere beraubt und dann über Bord geworfen, ohne daß auch nur ein Hahn danach gekräht habe. Da überfiel mich", fuhr H. fort, „eine fürchterliche Angst; ich war eben auch allein und unbekannt, und in jedem Matrosen sah ich nun einen Mörder. Dieselbe Angst überfällt mich nun auch hier wieder auf dem Wasser; ich kann mir eigentlich keine Rechenschaft darüber geben, aber sie ist stärker als ich und macht mich fast verwirrt. Haben Sie darum, ich bitte Sie, Geduld mit mir und verlassen Sie mich nicht, ich hoffe, es wird sich schon geben."

Ich suchte H. Mut durch alle möglichen Gründe zu erwecken,

und er wurde ruhiger. Mir aber gab diese psychologische Wasserwirkung Stoff zum Nachdenken.

Am anderen Tage schien mir H. ganz gefaßt, doch hatte sein Auge etwas unheimlich Stieres, und er murmelte immer unverständliche Worte vor sich hin. Plötzlich aber stürzte er auf mich zu, zog mich beiseite und fragte mich mit glühenden Augen: „Sagen Sie mir, welchen Tod halten Sie für leichter, den Tod durch Feuer oder den Tod durch Wasser?"

Ich schauderte zusammen und fragte ihn, was er damit meine?

„Ja, sehen Sie," sagte er, „ich weiß nun ganz gewiß, daß sie mich ins Wasser werfen wollen, und bin nun willens, das Schiff anzuzünden, so gehen die Halunken doch mit mir zugrunde."

Es war kein Zweifel mehr, H. war irrsinnig geworden.

Welche Sorge lastete nun auf mir? H. war mein Vorgesetzter, in seinen Händen befand sich unsere Reisekasse; der Arme selbst lag mir am Herzen, er konnte sich in diesem Zustande das Leben nehmen, was auf dem Schiffe viel leichter geschehen konnte als auf dem festen Lande, ja, er konnte seinen Plan, das Schiff anzuzünden, wirklich ausführen. Ihn aussetzen und in ein elendes Dorf zu unbekannten Menschen bringen, wollte ich nicht, meine Lage war fürchterlich. Ich wußte nichts anderes zu tun, als dem Amtsdiener, den wir bei uns hatten, mitzuteilen, wie es mit H. stehe, und ihm aufzutragen, sorgfältig über ihn zu wachen, ihn auch nicht einen Augenblick zu verlassen, und wenn er bemerke, daß H. etwas tun wolle, was ihm oder uns gefährlich werden könne, mich sogleich zu Hilfe zu rufen.

Ich dankte dem Himmel, als wir in Baja ankamen. Auch hier, wie in Pest, mußten wir unsere Güter auf dem Schiffe lassen, welche von den Arbeitern bewacht wurden; wir Beamte aber wurden in Baja einquartiert.

Ich nahm für H. ein Zimmer im dortigen Gasthofe und gab ihm den Amtsdiener zur Aufsicht und Bedienung bei, ich selbst aber erhielt ein Quartier bei einem Färber in einem kleinen Häuschen.

Mein erstes Geschäft war nun, einen getreuen Bericht über H.s Zustand an die Kommission, welche über die Leitung aller Transporte niedergesetzt war, zu erstatten und darin die Bitte zu stellen, man möchte den armen Kranken zurückberufen; dies geschah auch alsbald, und nun fing ich erst frei zu atmen und meines Nichtstuns froh zu werden an[1].

Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, ist Baja ein Städtchen, ein Marktflecken oder ein Dorf[2], aber das weiß ich, daß ich einige Wochen recht angenehm dort verlebte. Des Morgens ging ich gewöhnlich ins Freie hinaus und schoß Stare, welche sich in dieser Gegend in solcher Menge einstellen, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie angeflogen kommen. Des Mittags aß ich im Gasthause wohlfeil und gut, und da dieses auch zugleich ein Kaffeehaus ist, fand sich da nachmittags auch ein Spiel. Des Abends saß ich gewöhnlich bei meiner Hauswirtin, der Färberin, einem jungen, kugelrunden, freundlichen Weibchen, und lernte von ihr ungarisch. Obwohl wir aber viel miteinander lernten, so habe ich es doch nicht weiter gebracht, als daß ich das „Vaterunser" ungarisch beten konnte und wußte, daß szivem asszon liebes Weibchen hieß.

Jede vierte Nacht mußte ich auf dem Schiffe Inspektion halten und dort schlafen. Dabei hatte ich aber stets eine ganz eigene Nachtmusik.

Die Gelsen (Schnaken) sind schlimme Tiere; der König der Schöpfung muß viel von ihnen erdulden, aber am größten und unerträglichsten sind sie in Ungarn, und namentlich in der Umgegend von Baja, wo, wie die dortigen Einwohner sagen, der Gelsenkönig residieren soll.

Mir konnten sie aber nichts anhaben die garstigen Tiere, sondern sie summten mich vielmehr recht anmutig in den Schlaf, denn ich lag behaglich im Gefühle meiner Sicherheit

---

[1] Haßlingers Erkrankung ist urkundlich festgestellt (s. Anhang 6); doch war sie vorübergehend, und wir finden ihn beim Tode seiner Mutter Anna H. am 8. Dezember 1812 in den Verl.-Akten als n.-ö. ständ. Rechn.-Rat.

[2] Baja, Marktflecken mit über 20 000 Einwohnern, Eisenbahnlinie Szabatka—B., Dampfschiffstation, Getreide- und Schweinehandel.

vor diesem lästigen Ungeziefer in meinem Gelsenbette, welches von außen oft ganz schwarz war, weil die Tiere, meinem Dunstkreise sich nähernd, sich an die Wände setzten.

Ich will ein solches Gelsenbett beschreiben: Wenn man sich auf dem Schiffe, etwa auf einer großen Kiste, eine Lagerstätte gewählt hat, so breitet man sein bißchen Bettgewand darauf aus, befestigt an den vier Ecken vier hölzerne Stangen und breitet darüber das Gelsengarn so, daß es überall genau schließt, dann liegt man darin wie das Kind in einem Gitterbette.

Ich finde es hier am Orte, eine interessante Schiffersage mitzuteilen[1].

Eines Tages hatte am jenseitigen Ufer des Donauarmes, an welchem unser Schiff stand, ein Schiff mit Tabak an einer dichten Au gelandet, und da der Abend sehr warm und angenehm war, so beschloß ich, mich zu diesem hinüberführen zu lassen, teils weil mir die Wasserfahrt eine angenehme Unterhaltung versprach, teils, um mir auf jenem Schiffe Rauchtabak zu kaufen. Für den unbedeutenden Betrag von 15 kr Bankozettel führte mich ein Schiffer auf seinem Kahne hinüber.

Die untergehende Sonne spiegelte sich in den sanften Wellen des Flusses, und unser Kahn schaukelte langsam dahin. Es wäre ein Seelenvergnügen gewesen, so auf der Spiegelfläche dahinzugleiten, aber — ach! — die Gelsen! Sie waren heute unverschämter als jemals. Ich wehte mit meinem Sacktuche, ich rauchte, — nein, ich qualmte Tabak, vergebens! Hände und Gesicht waren schon voll Beulen. Ich beklagte mich gegen meinen Führer, der, ungeachtet seiner braunen, unempfindsamen Haut, doch auch schon mit einem Terremtete sich ein paarmal das Gesicht gewischt hatte, und dieser antwortete mir verdrießlich: „Ja, Uram, heute regiert der Gelsenkönig wieder.“

Gelsenkönig! hm! sonderbar, dachte ich — eine Gelsenmajestät! und ich fragte meinen Schiffer, wie er das meine.

„Ja,“ antwortete er mir in seinem gebrochenen Ungarischdeutsch, „da drüben in Au, da logiert der Gelsenkönig, und

[1] Das Folgende abgedruckt in L. A. Frankls „Sonntagsblättern“, II. Jahrg., 1843, Nr. 27, vom 2. Juli, S. 629 ff. als: V. Der Gelsenkönig, eine Schiffersage; dann in den Stl. Wkn. XIV, S. 202 ff.

wann ist warme schöne Abend, da plagt er Mensch und Vieh mit seinem Gelsenvolk gar fürchterlich."

Ich verstand noch immer nichts davon und bat meinen Führer, mir alles zu erzählen, was er vom Gelsenkönig wisse, ich wolle ihm nach unserer Zurückkunft seine Erzählung mit gutem Slibowitza lohnen.

„Will ich gern verzählen, wie mir hat mein Vater verzählt," antwortete der Mann, „und wie ich kann Deutsch verzählen, wann Uram nur auch kapieren."

„Deine Worte, lieber Mann, will ich mir schon zusammenreimen", erwiderte ich; dachte mir aber dabei, ob ich auch so klug sein werde, den tiefen Sinn, der oft in einer einfachen Volkssage liegt, zu ergründen, dafür kann ich nicht bürgen.

Und er erzählte:

„Vor vielen Jahren, weiß ich nit wann, hat mein Vater auch nit gewußt — hat Baja und alles was is viel Ort um Baja gehört einem reichen Magyar-Fürsten, — ich weiß nit recht, was er hat Namen gehabt, hat mein Vater auch nit gewußt. Der reiche Magyar hat gehabt Mann auf sein Schluß, der hat alles machen für ihn, hat einnehmen Geld, hat ausgeben Geld, hat aussäen Korn und Haber und Kukeruz und Tabak, und hat einbracht in Scheuern wieder alles, wann is gewesen zeitig und gut. Terremtete! hat Fürst gar nichts gemacht und hat Mann alles gehabt über sich, weiß nit wie man solchen Mann haßt, hat mein Vater auch nit gewußt. Herr hat ihm anvertraut alles, denn hat ihm gehabt lieb und gern. Aber — eh batta' — Mann war Spitzbui, war schlechte Kerl, hat viel gesteckt in sein Sack, was hätt stecken sullen in Herrn Sack, hat ausgeben wenig, hat aufschrieben viel, hat einnehmen viel, hat aufschrieben wenig. Herr hat gehabt nicht Gedanken von Idee, und Mann is wurn reich, reich, aber schon wie reich. Auf anmal is Herr kummen drüber und drunter, hat visidiert Kisten und Kasten von sein Diener und hat funden Gold und Silber und Edelgestan und alles, alles, alles. Da is fuchtig wurn, hat in sein Gall befuhlen, soll man ihm wegnehmen Klader und soll man ihn binden nackend in Au durt an Bam. Is su getan, und is wurn mutternackend bunden an Bam, und

san kummen die Gelsen auf sein Leib und haben stuchen, aber su stuchen, daß man hat schreien hören bis in Schluß in Baja. Da hat Herr sich einsetzt in Schinakel und is fahren in Au, um zu schauen schlechte Spitzbui, wie ihm beißen Gelsen. Wie is kummen in Au, hat nicht geschaut Nackenden, sondern all schwarz, nix als Gelsen. Da hat Mitleid gehabt Herr und hat nummen sein Tüchelschnupf und hat jagen Gelsen furt von Leib. Arme Mann hat aber schreit: Um Willen Gottes! laß mir Gelsen, die sitzen auf mich, die san schon vull von mein Blut, und tun jetzt nit mehr so viel Schmerz, wann du aber jagst furt, so kummen wieder andere Gelsen, hungrige, die saufen wiederum neu Blut und tun wieder neu Wehtat. — Da hat Magyar-Fürst nachdenken und wieder sagen: Wann du jagst mir diese, so kummen wieder hungrige, die wieder saufen Blut, und auf anmal hat befuhlen, bindet lus Kerl und bringt wieder in Schluß, will ihn wieder haben zu Dienst, denn er hat vull schon sein Sack, nimm ich andere so füllt andere wieder sein Sack und stiehlt mich noch mehr; und so is getan, Mann hat denkt an Gelsen, is wurn brave Kerl, hat nit mehr stuhlen und hat lebt bis — bis is sturben, weiß ich nit wann, Vater hat auch nicht wußt."

So hatte mein Schiffer erzählt. Ich habe in seinem eigenen Dialekte nacherzählt, so gut ich konnte, weil ich darin eine ganz eigene Färbung der Sage fand. Wenn ich darin etwas verfehlte, so mag es mir derjenige verzeihen, welcher dieser Mundart mächtiger ist.

Ich fragte meinen Führer nur noch: „Aber lieber Freund, wie hängt denn diese Geschichte mit einem Gelsenkönig zusammen?"

„Recht gut", antwortete er: „Wie is sturben der Mann, hat müssen büssen sein Spitzbubereien nach Tudt, weil er hier nit hat abbussen genug, und ist wurn König von Gelsen, und muß saugen noch immer Blut, wie er aussaugen bei Leben sein Herrn, bis — bis — waß ich nit wie lang. Vater hat auch nit wußt."

Der Schiffer schwieg, ich schwieg auch und dachte nach. Die Sage erschien mir wie eine andere Fabel, nur daß sie statt einer

Moral eine Unmoral lehrt, nämlich: daß man Betrüger nicht von sich lassen soll, weil alles betrügt; aber bei jeder großen Gelse, welche ich in der Folge erschlug, fiel mir immer unwillkürlich ein, ob ich nicht etwa den Gelsenkönig erschlagen habe.

Von Baja weiß ich nun außerdem nur sehr wenig zu erzählen, wenn man nicht allenfalls noch wissen will, daß ich in der dortigen Kirche bei einer feierlichen musikalischen Messe ein Vokal-Quartett aus den Schwestern von Prag[1] mit dem unterlegten Texte exaudi me gehört habe; daß mir ferners der vortreffliche Sexarderwein dort sehr gut schmeckte, und daß ich mich nicht wenig darüber wunderte, in einem Glase voll von diesem Weine, das ich acht Tage hindurch auszuleeren vergaß, nach dieser Zeit am Boden einen fingerhohen Satz von weißer, kalkartiger Materie zu finden.

Noch fiel mir eine Sitte auf: Am Johannestage sah ich fast an jedem Hause einen oder mehrere Kränze hängen, ich fragte um die Ursache und erfuhr: An diesem Tage hänge jede Jungfrau einen Kranz vor ihr Fenster, so viel also Jungfrauen in einem Hause seien, so viele Kränze hängen auch an demselben. Ich dachte mir, ob man denn in Wien, wenn auch da dieser Gebrauch stattfände, recht viele Kränze sehen würde?

Ich habe bei meiner Reise durch Ungarn erst kennen gelernt, welch ein herrliches Weinland das ist. Weniger noch habe ich mich über die Güte des ungarischen Rebensaftes, als über seine Verschiedenheit gewundert. Ungarn kann Surrogate für die Weine aller übrigen Länder Europas aufstellen, und wenn man des Tages in drei oder vier verschiedene Gegenden kommt, so ist der Wein in jeder an Farbe, Geruch und Geschmack so sehr verschieden, daß man immer in einem ganz andern Lande zu sein glaubt. Seitdem pflege ich immer zu sagen: Es gibt nur zwei wirkliche Weinländer in Europa: Frankreich und Ungarn, alle übrigen sind entweder Essigländer oder Rosinenländer.

---

[1] „Die Schwestern von Prag", Singsp. in 2 A. von Wenzel Müller, Text von Perinet nach Hafner. — 1794 für das Leopoldstädter Theater komponiert. — Wzb. 19, 407.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen erhielten wir den Auftrag, von Baja, ebenfalls wieder zu Schiffe, nach Tö-rök-Becse abzugehen.

Der Abschied von meiner Färberin war herzbrechend, sie hatte mir während meiner Anwesenheit ein paar Halstücher und graue, schon abgeschossene Hosen schwarz gefärbt, welche aber die Farbe ließen.

Die Wasserstraße, welche wir nun zurücklegten, war sehr einförmig und uninteressant, und ich weiß mich auf dieser Fahrt nur mehr eines kleinen komischen Ereignisses an einem Orte (wenn ich nicht irre, so war es Földvar) zu erinnern.

Ich ließ mich dort rasieren. Ein kleiner Kerl kam und packte mit vielen Bücklingen und Versicherungen, daß ich gewiß mit seiner Kunst zufrieden sein werde, wohl 20 verschiedene Dinge auf dem Tische aus: Messer, Schere, Haarzange, Seife, Schleifstein, Abziehriemen, Haarpuder, Puderquaste, Bart-tücher, Öl und — ein kleines Äpfelchen.

Der Knirps war einer der höflichsten Menschen, welche mir im Leben vorgekommen sind. Sein drittes Wort war das Wort G n a d e n , sowohl objektiv als subjektiv genommen. So sprach er denn, als er einen Stuhl zurecht gestellt hatte, in seinem Dialekte: „Haben Gnade sich niederlassen," und als ich saß, band er mir ein schneeweißes Tuch um, dann machte er die Seife an, goß etwas Anisöl hinein, seifte mich ein und fragte selbstzufrieden: „Stinkt gut Gnaden, nicht wahr?" Dann zog er sein Messer auf dem Lederriemen ab und versicherte mir, er habe schon oft die Gnade gehabt, gnädige Herren zu bedienen, und nannte mir auch ein Dutzend her, von denen ich aber keinen kannte. Indessen war die Seife halb eingetrocknet und er seifte zum zweitenmal, mit der vermutlich für mich sehr schmeichelhaft sein sollenden Bemerkung: „Gnaden müssen sehr hitziger Herr sein, weil Seif so schnell eintrocknet," dann reichte er mir das Äpfelchen und bat: „Gnaden haben Gnad und neh-men Apfel in Maul, damit ausfüllt Wangen." Ich tat es, da der Apfel sehr appetitlich aussah, und nun rasierte er mich über den Apfel, ich muß sagen, vortrefflich, wusch und trocknete mich dann ab und puderte mir das Kinn mit Haarpuder.

Als ich aufstand und ihm meine Zufriedenheit mit einem Gulden-Bankozettel zu erkennen gab, bat er mich noch um den Apfel. Ich aber hatte das kleine Äpfelchen, welches einen sehr guten Geruch hatte, zerbissen und gegessen. Da sagte er mir, es habe zwar nichts zu bedeuten, allein, er habe schon mehrere Kunden mit diesem Äpfelchen rasiert und wisse nicht, woher er wieder ein so kleines bekommen sollte; da hätte denn nicht viel gefehlt, daß ich ihm sein Äpfelchen aus meinem Innersten heraus wiedergegeben hätte, allein, er ging.

Wir mündeten endlich in den Franzenskanal ein, und hier war es, wo ich mit Bedauern bemerken mußte, wie der Mensch sich für Geld auch zu den niedrigsten, früher den Verbrechern als Strafe auferlegten Diensten gebrauchen lasse. Es zogen nämlich Menschen, in ein Joch gespannt, gleich Ochsen unser Schiff durch Sümpfe, in welchen sie selbst bis über die Knie waten mußten.

Ich muß sagen, ich verschlief fast die ganze Zeit in meinem Gelsenbette; denn die Aussicht war einförmig und traurig.

Als ich wach wurde, mochte es elf Uhr mittags sein. Ich stieg auf das Verdeck, und nun breitete sich vor mir eine Ansicht aus, welche mich erbeben machte.

Wir fuhren noch immer auf einem Sumpfe dahin; (vielleicht war es auch schon die Theiß, wenigstens glich sie einem Sumpf), traniger Geruch stieg davon auf, Wasservögel aller Art krächzten um unser Schiff herum, ein solcher Qualm bedeckte den Gesichtskreis, daß die große Scheibe der Sonne ganz rot schien, und in der Ferne stieg ein spitzer Kirchturm mit einem roten Dache empor, welcher dem Anschein nach mitten im Wasser stand.

Dort, sagte unser Schiffführer, auf diesen Turm zeigend, ist Török-Becse, der Ort, wo wir landen und Ihr künftiger Aufenthalt. Das Blut gerann in meinen Adern bei dieser Mitteilung, und ich glaubte kaum, daß den Armen, welche nach Sibirien verbannt werden, schlimmer zumute sein kann, wenn sie in jenen wilden Steppen anlangen, als mir in diesem Augenblicke. Ich schloß die Rechnung mit meinem Leben ab; denn ich hielt mich überzeugt, hier das Ende desselben zu finden.

Wir schwammen langsam und mit großer Anstrengung der Ruderer und Schiffszieher auf dem Sumpfe fort und erreichten endlich unsere fürchterliche Residenz Török-Becse[1]. Einer sah den andern traurig an, und in aller Mienen war zu lesen, welchen betrübenden Eindruck unser neuer Aufenthalt auf sie machte.

In diesem Augenblicke schallte Trommelschlag. Überrascht fragten wir am Ufer Stehende, ob sich Militär hier befinde. Man sagte uns, Komödianten seien hier, welche ihre heutige Vorstellung durch Trommelschlag ankünden.

Da war denn doch plötzlich eine Aussicht auf gesellige Unterhaltung, und ein Ort konnte doch nicht gar so einsam sein, wo Komödianten hinziehen, um einige Gulden zu erhaschen.

Wir stiegen an das Land und gingen zuerst zum Stuhlrichter, damit er uns Quartiere besorge. Unser Schiff durfte auch hier nicht entladen werden, und die Arbeiter blieben zu dessen Bewachung darauf.

Während die Panduren herumgingen, uns Wohnungen zu besorgen, begaben wir uns, da es schon Mittag geworden war, in das Gasthaus, um zu speisen. Es war, so viel ich auf den ersten Anblick sehen konnte, das einzige stockhohe Haus im Orte. Ein langer Tisch war gedeckt, und wir erfuhren, daß sogleich table d'hôte gespeist werde. Ich konnte nicht begreifen, wie für einige 20 Gedecke, welche bereitet waren, an diesem Orte die Gäste herkommen sollten; allein es verging kaum eine Viertelstunde, so mußten noch einige Gedecke mehr aufgetischt werden.

Als wir uns um den Preis erkundigten, sagte man uns, es werde um zwanzig Kreuzer Bankozettel gespeist.

Es schien uns, daß wir nach diesem Preise auf ein sehr frugales Mahl hoffen durften; allein, wir überzeugten uns, daß wir uns geirrt hatten. Man trug vier recht wohlschmeckend gekochte Speisen auf: Suppe, Rindfleisch, Gemüse und Schweinsbraten, und als Dessert noch gebratenen Kukuruz (Mais).

Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß man in Ungarn fast bei jedem Mahle, auch in wohlhabenden Häusern, sol-

[1] Török-Becse, Gemeinde mit 7752 Einwohnern im Komitat Torontál.

chen gebratenen Kukuruz bekommt, welcher, besonders wenn er noch jung und daher die Körner nicht sehr hart sind, sehr gut, ähnlich den gebratenen Kastanien, schmeckt, und daß ich derlei Körner während meines Aufenthaltes in diesem Lande oft gleich Bonbons in der Westentasche herumgetragen habe.

Ich begehrte bei Tische Wein. Man brachte mir guten Karlowitzer, ich verlangte dazu auch Wasser; allein, als dieses kam, war es so trüb, daß man eine Kröte darin kaum bemerkt haben würde, und hatte einen so widerwärtigen Fischthrangeruch, daß es unmöglich war, es ohne Ekel zu genießen. Auf mein Begehren, mir besseres Wasser zu bringen, erhielt ich die traurige Auskunft, daß in ganz Becse kein Brunnen mit Quellwasser existiere, und daß man nur filtriertes Theißwasser habe. Man riet mir, wenn ich schon den Wein wässern wolle, was aber hier gar nicht der Brauch sei, daß ich den Saft aus Wassermelonen auspressen und dazu benützen möge. Ich tat es auch und habe es während meines ganzen Aufenthaltes in jener Gegend getan, und ich muß gestehen, ich genoß dadurch ein äußerst angenehmes, gesundes und kühlendes Getränk. Alle meine Reisegefährten, welche Wasser tranken, bekamen das Fieber, ich blieb davon verschont.

Als wir das Mittagsmahl eingenommen hatten und noch keine Nachricht unserer Quartiere wegen gekommen war, lud mich ein an der table d'hôte neben mir sitzender Ungar ein, mit ihm das Kaffeehaus zu besuchen. Ich folgte ihm, darüber erstaunt, daß es hier sogar ein Kaffeehaus gäbe.

Wir kamen gegenüber vom Gasthause zu einem ebenerdigen Häuschen, mit Rohr gedeckt und mit keinem Aushängschilde versehen, und gingen hinein. Ich hätte doch wenigstens ein Zeichen, daß hier Kaffee geschenkt werde, vor dem Hause einen hölzernen Mohren, mit einer Kaffeekanne in der Hand, vermutet, aber nichts war zu sehen. Wir traten in eine niedere, von Tabakrauch geschwärzte Stube, in deren Mitte ein Billard stand. An einem Tischchen beim Fenster saßen zwei Männer, welche Pikett spielten. Ich sah ihnen zu, sie spielten eben den letzten Queue. Als sie geendet hatten, sagte der eine: „Sie haben fünf Queus gewonnen", und zahlte dem Gewinner 50 fl. aus.

Sie hatten also den Queue um 10 fl. gespielt. Ich machte große Augen und fragte meinen Begleiter: „Wer sind denn die Herren, welche so hoch spielen?" „Es sind Fruchthändler", antwortete er mir und setzte hinzu: „Kommen Sie mit mir, Sie werden gleich noch was anderes sehen."

Ich folgte ihm, und wir traten in eine zweite Stube, in welcher an einem langen Tische wohl bei zwanzig Männer saßen und rauchten, daß die Stube voll Rauch war, und „halb zwölf" spielten. Es herrschte ein fürchterlicher Lärm, mit den gewöhnlichen Bassamaflüchen vermischt, und ich sah, wie auf jede Figur 50, 60 bis 100 fl. gesetzt wurden. Auf mein wiederholt geäußertes Befremden über das hohe Spiel sagte mir mein Begleiter, daß solches hier an der Tagesordnung sei, besonders zu jener Zeit, wo die Fruchthändler hieher kämen, um Körner einzukaufen. „Ist auch schon mancher mit einer vollen Brieftasche hierher gekommen", sagte er, „und mit einer leeren, aber auch ohne Frucht, wieder heimgekehrt."

Ich sah den leidenschaftlichen Spielern eine Weile zu und begab mich dann wieder in das erste Zimmer, setzte mich zu einem Tische und ließ mir Kaffee bringen.

Ein kleiner dicker Herr mit einem kugelrunden jovialen Gesicht und einem Schmerbäuchlein rückte mir näher, nahm sein Käppchen ab und redete mich mit den Worten an: „Salve sis frater!"

„Tu quoque salve sis!" antwortete ich und fragte, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen.

„Nichts Ehre," erwiderte der Unbekannte, „amicitia, Freundschaft. Bin ich lelke pastor, Pfarrer, und Freund der ganzen Welt, sage ich darum auch du zu ganzer Welt."

Ich. Das ist wahre Fraternität.

Pfarrer. Du bist wohl einer von den Beamten, die heute sind angekommen auf dem Schiff?

Ich. Ja.

Pfarrer. Wirst du lange hier bleiben, amice?

Ich. Ich weiß es nicht, amice.

In diesem Augenblick trat ein Pandur ein und meldete mir,

er habe ein Quartier für mich gefunden, ich möchte mit ihm gehen, es zu besehen.

Ich stand auf. „Valeas amice!“ sagte der Pfarrer, „und wann du willst haben Löffel Suppe und gut Gesicht, so komm zu mir auf Mittag, so oft du willst.“

Ich dankte mit einem Händedruck und folgte dem Panduren. Er führte mich durch eine lange Straße voll kleiner, mit Rohr gedeckter Häuschen, bis zu einem derselben, vor welchem zwei kleine Kinder sich herumbalgten, und als sie mich bemerkten, mit Kot nach mir warfen. Ich erfuhr von dem Panduren, daß dies die Kinder meines Quartiergebers, eines ehrenfesten Schusters, seien. Schöne captatio benevolentiae!

Wir traten in eine Stube, welche die Werkstätte des Schusters war, und in welcher er mit zwei Gesellen arbeitete. Er rückte kaum die Kappe, und er und sein Weib machten Mienen, die mir wohl zu verstehen gaben, daß ich ihnen höchst unwillkommen sei. An die Werkstätte stieß das kleine Zimmer, welches ich bewohnen sollte. Schon an der Tür desselben, wurde ich von einem unangenehmen Geruch wieder zurückgetrieben, und ich entfernte mich sogleich mit den Worten: „Hier kann ich nicht wohnen.“

„Aber wu denn sunst?“ fragte der Pandur, „umsunst ist nicht zu bekummen besser.“

„Gut,“ antwortete ich, „so sucht mir für mein Geld eine bessere Wohnung. Ich gehe indessen wieder in das Kaffeehaus, dorthin bringt mir die Nachricht, ich werde auch ein gutes Trinkgeld geben.“

„Ah, um Geld ist alles zu haben“, sprach der Pandur schmunzelnd, und eilte fort.

Im Kaffeehaus fand ich meinen lelke pastor wieder, und als ich ihm die mir bestimmte Wohnung mit grellen und etwas komischen Farben geschildert hatte, schrie er laut: „Pfui Teufel! Amice, du bleibst bei mir, wenn du willst, ich hab Zimmer frei, soll dir an nichts fehlen, und meine Wirtschafterin wird dir gute Suppe kochen und auf dich schauen, aber nur bitte ich dich, sag ihr nicht, daß sie dick ist, das kann sie nicht leiden; du wirst aber sehen, sie ist sehr dick.“

„Das ist wahrlich sehr freundschaftlich von dir gegen einen so nagelneuen Bruder, wie ich bin," antwortete ich, „aber ich nehme dein liebreiches Anerbieten an."

„Recht ist's, komm gleich", sagte er, und wir gingen.

Auf dem Wege begegneten wir dem Panduren, dem ich das ihm versprochene Trinkgeld gab und ihm auftrug, meinen Reisegefährten auf dem Schiffe zu melden, daß ich bei dem Herrn Pfarrer wohnen werde, und meinem Amtsdiener zu sagen, daß er mir mein Bettgewand dahin schaffe.

„Was Bettgewand?" schrie der Pfarrer etwas aufgebracht, „glaubst du, hab ich kein Bett? Hab ich fünf Bett, gute Bett, hochmächtige Bett, du dünne Fahnstangen kannst dich doppelt hineinlegen, du wirst liegen wie Prinz."

Das Pfarrhaus war eben auch ein ebenerdiges Haus wie alle übrigen, aber reinlich und wohnlich. Die allerdings sehr dicke Wirtschafterin schnitt keine Gesichter, als ihr der Pfarrer den Gast brachte, sondern nahm mich sehr freundlich auf und erschien schon nach einer halben Stunde in einem besseren Kleide.

Wir verzehrten alle drei ein gut zubereitetes Nachtmahl und tranken guten Wein, dabei mir aber der Pfarrer das Wässern nicht litt und die Frau Wirtschafterin mich entsetzlich zum Essen nötigte. Währenddem erzählte mir mein Hauswirt, daß er schon lange hier Pfarrer sei, aber ein sehr ruhiges Leben führe, da er nur Hirte von sehr wenigen Schäflein sei, da alle übrigen Einwohner sich zur griechischen Religion bekennen. Ich lese gewöhnlich am Sonntag meine Messe, sagte er, dann fahre ich, wenn ich keinen bedenklichen Kranken weiß, in die Nachbarschaft, und bleibe aus bis wieder zum Sonntag. Er empfahl mir nebstbei einige Einwohner von Becse, bei denen er mich einzuführen versprach, und lobte vor allen den Arzt, der sehr geschickt sei und eine wunderschöne Frau habe.

Als wir uns zu Bette begaben, bat ich ihn, mir ein Buch zu leihen, da ich jeden Abend im Bette zu lesen gewohnt sei. Ja, antwortete er, da wird es schlecht ausschauen, hab ich nichts als Bibel, Brevier, Predigtbücher und „Temesvarer Zeitung".

„Je nun," sagte ich, „morgen ist ja Sonntag, und da liest du Messe?"

„Muß ich."

„Nun, so gib mir Ministrierbüchel, ich will es heute noch auswendig lernen, und morgen dien' ich dir ‚ein frommer Knecht' bei der Messe."

„Das ist schön, das ist brav!" rief der Pfarrer, gab mir das Ministrierbüchel und begleitete mich in mein Schlafgemach.

Ich fand ein weißes Bett, sogar mit himmelblauen Schleifen geziert, und auf dem Nachttische zwei Flaschen, die eine mit Wein, die andere mit Wasser gefüllt, und ein Glas.

„Wozu das?" fragte ich lachend.

„Kann bei Nacht Durst auskommen," antwortete der Pfarrer, „ist schon so der Brauch bei mir. Hierauf fragte er mich noch, was ich morgen frühstücken wolle, Kaffee oder Schokolade; aber bevor ich noch geantwortet hatte, fiel die Frau Haushälterin schon ein: „Es ist nicht artig, Herr Pfarrer, darum zu fragen, es wird beides bereitet sein."

Sie wünschten mir eine gute Nacht und gingen, ich bettete noch mein Bett um und warf ein paar Unterbetten heraus, um nicht auf Flaumen zu liegen, legte mich dann nieder, lernte noch geschwind das Ministrieren auswendig, und schlief dann ruhig, bis man mich am hellen Morgen weckte.

X.

Grundherren in Ungarn. — Ungarische Gastfreundschaft. — Jagd. — Schauspielen. — Wieder eine Liebesgeschichte mit unheimlichem Ausgang. — Abreise von Becse und Ankunft in Temesvar. — Freunde daselbst. — Ich werde Theaterdirektor. — Rückkehr nach Wien. — Hartherzig wider Willen. — Unwiderstehliche Sehnsucht nach Wien. — Belohnung und Belobung.

Ein wohlwollender Freund kann uns jeden Winkel der Erde zum Paradiese machen, davon hat mir mein guter Pfarrer in Török-Becse einen Beweis geliefert. Er überhäufte mich mit Freundschaftsdiensten aller Art, führte mich abwechselnd in gesellschaftlichen Häusern und bei Grundbesitzern, hier Grundherren genannt, ein, wo ich mich, besonders bei einem derselben, namens Karaczony[1], sehr heimisch fand.

Ich muß doch das Leben eines solchen Grundherrn, der ein kleiner König auf seinem Gute war, ein wenig beschreiben. Mag wohl sein, daß es jetzt anders ist, damals war es so, wenigstens in der Regel, Ausnahmen gab es auch zu jener Zeit.

Man stelle sich einen Komplex von einer sehr großen Anzahl von Grundstücken: Äckern, Wiesen, Weingärten, Auen, Heiden usw., vor. Diese läßt der Grundherr durch seine Untertanen bearbeiten und genießt davon ein sehr reichliches Einkommen. In der Mitte dieser Besitzung steht, von mehreren ärmlichen Hütten umgeben, sein großes, bequem eingerichtetes, aber auch ebenerdiges und mit Rohr gedecktes Haus. Es schließt alles in sich, was zum Wohlleben gehört: Schlafgemach mit schwellenden Diwans, Gesellschaftszimmer, Spielzimmer, zwei Küchen (denn er hat Koch und Köchin), Billardzimmer, Fremdengemächer, Garderobe, Waffenkabinett. Ich habe bei einem dieser Grundherren zu Mittag gespeist, und es wurden dreißig der feinsten Speisen und zwölf verschiedene Weine aufgetischt. So ein Mann jagt, fischt, tafelt, fährt mit vieren, auch wohl mit

[1] Gemeint ist wohl Ladislaus (auch Ludwig) Karátsonyi, Vizegespan des Torontaler Komitates, dem „besonders administratives Talent, welches in Ungarn selten vereint mit soviel Rechtlichkeit und Unparteilichkeit anzutreffen ist, nachgerühmt wurde". Wzb. 10, 475.

sechsen spazieren; ja, man muß sagen, wenn das Glück bloß am Überfluß in körperlichen Genüssen besteht, so waren diese ungarischen Grundherren die glücklichsten auf der Welt. Mein Pfarrer führte mich zu einem, welcher sogar in einem eingehegten Platze Wildschweine besaß.

Was sie aber besitzen, das teilen sie auch gern mit. Ich habe nirgends so unbegrenzte Gastfreundschaft gefunden als im tiefen Ungarn. Man kann nicht eine Minute im ganzen Tage bei einem solchen Herrn sein, ohne daß der Tisch nicht voll Eßwaren und Getränken steht, und ich erinnere mich eines Grundherrn, bei welchem ich mit meinem Pfarrer vier Tage zubrachte, und der, als wir am fünften Abschied nehmen wollten, seinen Säbel zog und schrie: Wenn Ihr nicht noch bleibt bei mir, so hau ich euch zu Gulaschfleisch zusammen.

Alles das, was ich eben von den Gutsherren im allgemeinen sagte, läßt sich nicht aber auch auf Herrn Karaczony anwenden, von welchem ich früher sagte, daß ich mich in seinem Hause so heimisch fühlte. Hier herrschte gemäßigtere Genußsucht und feinere Sitte, woran wohl auch seine Gattin, eine sehr liebenswürdige Frau, Ursache war. In ihrem Schlafgemache fand ich auf dem Nachtkästchen sogar einen Band von Jean Paul aufgeschlagen.

So verfloß mir die Zeit, geleitet von meinem freundlichen Pfarrer, sehr angenehm. Er versäumte nicht, mir Unterhaltungen aller Art zu verschaffen, er führte mich im Hause des dortigen Arztes ein, er lud mir, wenn wir zu Hause speisten, Gäste. Wir gingen miteinander Vögel schießen, wozu man in dieser Gegend kein guter Schütze zu sein braucht. Es ist nicht weit von Becse eine Ebene, die man „bei den Kreuzen" nennt, wenn man sich da mit dem geladenen Gewehr im Arm hinsetzt und einschlummert, so wird man plötzlich durch ein lautes Gekrächze geweckt, man blickt empor und sieht über sich eine schwarze Wolke von vielen tausend Wasservögeln vorüberziehen, man braucht das Gewehr nicht an die Wange zu legen und zu zielen, man drückt dasselbe los, so wie es einem im Arme liegt, wenn nur der Lauf in die Höhe steht, und zehn bis zwölf Vögel fallen herab.

Ich habe in diesem Sumpf-Sibirien auch schaugespielt. Die ganze dortige dramatische Gesellschaft bestand aus Vater, Tochter und einem zum Künstler gepreßten Schneidergesellen. Sie führten aber demungeachtet auch größere Stücke auf, wie z. B. „Doktor Faust", in welchem der Schneider den Faust, der Vater Direktor den Mephisto und zugleich den Kasperl, Diener des Faust, und die Tochter das Käthchen und zugleich einen Engel vorstellte, welcher den Faust immer auf guten Weg zu locken sucht. Der Faust war ein echt ungarischer Faust, der bei jedem dritten Wort mit einem terremtete herumwarf, und den größten Effekt im Stücke machte eine Szene, in welcher Mephisto den Faust zu einer Schandtat verführen will, und der Engel, dessen Zureden nichts mehr helfen will, den Teufel hinten beim Appendix faßt, um ihn wegzuziehen und ihm endlich dieses ausreißt. Das verehrungswürdige Publikum brach dabei in ein wieherndes Gelächter aus, und nur ein kleiner Knabe, welcher sich fürchtete, fing zu heulen an.

Nun hatte der arme Teufel von Direktor das Fieber bekommen, der Schneider war durchgegangen und das arme Mädchen wußte sich nicht zu raten und zu helfen. Ich erbarmte mich ihrer, studierte mit ihr ein kleines Lustspiel „Domestikenstreiche"[1], worin nur zwei Personen beschäftigt sind, ein, und sie machte dadurch eine bisher unerhörte Einnahme von 19 fl. in Bankozetteln, wozu mein Pfarrer allein 5 fl. beitrug und mir nach der Vorstellung das ungeheure Lob erteilte, ich verdiente auf dem Theater in Temesvar zu spielen.

Der kleinste aller Götter lenkte hier in Becse mein Schicksal so, daß ich trauriger von dort wegging, als ich ankam.

Wenige Tage nach meiner Ankunft ging ich nachdenklich durch das Dorf. Das Wetter war mild, und vor vielen Häusern saßen die Bewohner auf ihren Bänken und genossen den lieblichen Abend.

Vor einer der nettesten Rohrhütten saß eine alte Frau und ein Mädchen, — ein Mädchen, wie ich keines mehr gesehen

[1] „Domestikenstreiche, oder fünf sind zwei, L. 1 A." von Castelli. Wien 1805.

habe. Ihre griechische Abkunft war an der herrlichen Linie, welche ihre Stirne mit ihrer Nase bildete, nicht zu verkennen. Dabei besaß sie das Auge und das Füßchen einer Französin, den üppigen Wuchs einer Italienerin und den unwiderstehlichen, gutmütigen Zug um den Mund einer Deutschen. Ich würde sie nicht bemerkt haben, hätte mir die Mutter nicht einen freundlichen „guten Abend" geboten, aber dieser Abend wurde für mich zum Morgen vieler herrlichen Tage.

Ich trat zu den Frauen, sprach mit ihnen, setzte mich dann zu ihnen auf die Bank, und ich glaube wahrhaftig, ich säße noch auf der kleinen Bank in Török-Becse, hätte die Mutter nicht gesagt: Jetzt komm, Katharina, der Nebel fällt sehr stark und es wird schon spät. Sie verzeihen, sprach sie dann zu mir gewandt und ging dann mit der Tochter ins Haus.

Ich weiß nicht, was ich antwortete, allein, das weiß ich, daß ich noch eine Glockenstunde auf der Bank sitzen blieb, aber genau auf das Plätzchen hinrückte, auf welchem Katharina gesessen hatte, daß ich nicht das mindeste von dem giftigen Nebel verspürt', und daß es mir einmal vorkam, als ob sich das Fenster hinter mir öffnete und eine süße Stimme mir noch eine gute Nacht zuflüsterte.

Ich zählte damals 28 Jahre und hatte ein leicht verwundbares Herz. Ich glaube, ich wäre in Becse selbst in ein häßliches Mädchen bloß aus Langeweile verliebt geworden; und nun gar in eine solche Schönheit!

Ich suchte Eintritt ins Haus und fand ihn durch meines Pfarrers Vermittlung ohne Schwierigkeit. Katharina war fröhlich und äußerst gutmütig, sie gestand mir, daß sie mich lieb habe und bald wandelten sich Becses Rohrhütten für mich in Paläste um, die Sumpfvögel sangen mir wie Nachtigallen, ich fand die Wassermelonen delikat, und die lehmigen Gassen hinderten mich nicht, täglich wenigstens viermal an Katharinens Haus vorüberzugehen, um von ihr einen Blick zu erhaschen. Ich glaube, wenn das gute Kind darauf gedrungen hätte, ich würde sie damals vom Flecke weg geheiratet haben, allein, mein Schutzgeist hat mich vor der Ehe auch in den gefahrvollsten Lagen bewahrt.

So lebten wir selig wie die Engel im Himmel von der Anschauung, zwei Monate in dieser Seligkeit, aber plötzlich ertönte der Ruf zum Aufbruche.

Man erlasse mir den Abschied zu beschreiben. Wir schwuren uns Liebe über die Ewigkeit, wir lagen einander in den Armen und weinten die bittersten Tränen. Ich schenkte Katharinen zum Andenken ein kleines goldenes Nadelbüchschen, ein teures Erbteil meiner verstorbenen Mutter[1].

Ich muß hier der chronologischen Ordnung, welche ich in meinen Memoiren beobachte, vorgreifen und die gewiß interessante Geschichte dieses Nadelbüchschens hier zu Ende führen.

Im ersten Jahre drängten sich die Briefe von beiden Seiten, jeder war zu kurz, jeder blieb zu lange aus. Im zweiten Jahre fing ich erst an zu bemerken, daß Katharina viel orthographische Fehler mache, im dritten schrieben wir uns jeden Monat einmal, im vierten alle Vierteljahre, endlich blieben die Briefe ganz aus, und nur manchmal tauchte noch die Erinnerung an jene Zeit, gleich einer Sternschnuppe auf, verschwand aber auch wie diese gleich wieder. Einmal brachte mir ein Kornlieferant aus jener Gegend einen Gruß von Katharina und nahm wieder einen von mir zurück.

Im Jahre 1816 erfuhr ich durch einen Wieselburger Fruchthändler, das gute Mädchen sei gestorben. Diese Nachricht ergriff mich tief, ich schrieb an die Mutter, um Gewißheit zu erlangen; es war wirklich so, die Jungfrau war hinüber gegangen. Ich muß gestehen, daß ich nun öfter an sie dachte, als früher, da sie noch am Leben war, und daß es mir oft ein inniges Vergnügen machte, mich in Gedanken in jene Zeit zu versetzen, wo mir das Mädchen ein unwirtbares Land zum Eden umschuf.

Im Karneval des Jahres 1820 besuchte ich die Redoute in Wien. Ich war erst ein paarmal den vollgepfropften Saal auf und ab gegangen, als zwei Frauenmasken vor mir stehen

---

[1] Das Folgende bereits in Nr. 8 vom 19. Februar 1843 der Franklschen „Sonntagsblätter", II. Jahrgang, S. 169ff., unter IV. „Das Nadelbüchschen" (mit einer Einleitung), und in den Stl. Wkn. VIII.

blieben und mich einige Augenblicke starr ansahen. Sie waren als Zauberinnen gekleidet.

„Warum betrachtet ihr mich so fest?“ fragte ich sie, „gefall' ich euch vielleicht?“

„Nicht im mindesten“, antwortete die eine, ohne ihre Stimme zu verstellen, aber in einem fremdartigen Dialekte. „Nicht im mindesten. Wie sollte uns auch ein Eidbrüchiger gefallen?“

„Eidbrüchig, ich?“ erwiderte ich lächelnd und hatte bereits den Arm der Maske gefaßt und war mit ihr weiter gegangen. „Ich schwöre nicht gerne, und wenn ich ein Wort gebe, auch ohne Eid, so halte ich es.“

Die Maske lachte so laut auf, daß alles um uns stutzte. „Hast du dieses Wort auch gehalten?“ fragte die Zauberin, drückte mir schnell ein Papier in die Hand, und indem ich meinen Arm aus dem ihrigen zog, um das Billett zu öffnen und zu lesen, war sie mit ihrer Freundin im Gewühle verschwunden.

Ich öffnete das Papier und erblickte meine Schriftzüge. Es war ein abgerissenes Stück eines Briefes, welches nur die Worte enthielt: „im Leben und Tode der Deinige“ und darunter meine Namensunterschrift. Ich konnte mich in diesem Augenblicke nicht besinnen, an wen ich diese Worte geschrieben haben mochte; denn — aufrichtig gestanden — ich hatte diese Endphrase wohl schon öfters gebraucht, allein, eben dadurch wurde mir dieses Abenteuer noch interessanter. Ich hielt keiner weiteren Intrigue von Masken mehr Stich, und suchte nur meine beiden Zauberinnen auf, die ich in der gedrängten Menge erst nach einer Stunde wieder fand.

Ich klammerte mich an sie, führte sie in die sogenannte Seufzerallee, wir setzten uns in eine Wandvertiefung, und hier versuchte ich nun alles mögliche, um zu erfahren, wer die Masken seien. Es sprach immer nur die eine, von der andern vernahm ich kein Sterbenswort. Die Rednerin sprach artig, angenehm, mitunter auch witzig, ich konnte aber aus allem, was sie sagte, auch nicht die kleinste Vermutung ziehen. Ja, sie schien vielmehr mich ausholen zu wollen, statt sich selber zu verraten.

Lange waren wir so gesessen, und ich war immer so klug als zuvor, als die rätselhafte Maske aufstand und mich bat, sie jetzt zu verlassen, da sie noch mit mehreren Bekannten sich einen Spaß machen wolle. „Nein!" rief ich aus, „ich verlasse dich nicht mehr, ich folge dir auf dem Fuße, ich muß erfahren, wer du bist, und sollte ich auch zu Fuße dem Wagen nachlaufen, der dich nach Hause bringt."

„Sei diskret," antwortete die Zauberin, mir mit dem Finger drohend, „ich will es auch sein. Wenn du mich jetzt allein läßt, so verspreche ich dir, mich um 5 Uhr früh wieder hier an demselben Platze einzufinden. Wir gehen dann miteinander zur Garderobe. Ich lege dort die Maske ab, hole meinen Mantel und du sollst sehen, wer ich bin. Damit du aber überzeugt bist, daß ich Wort halte, so gebe ich dir hier ein Pfand, das ich bei Gott nicht gerne zurücklassen würde." Sie griff in ihren Busen, nahm etwas heraus, drückte es mir in die Hand und sprang fort. Ich schaute, es war — ja, es war dasselbe Nadelbüchschen, welches ich im Jahre 1809 Katharinen zum Abschiede gegeben hatte.

Ich stand staunend, und ein unheimliches Gefühl preßte meine Brust. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, zu welcher mir die Maske das Stelldichein gegeben, und saß schon lange früher an der bezeichneten Stelle.

Die Masken erschienen richtig, wie sie es versprochen hatten. Die eine faßte mich am Arme und sprach: „Komm mit uns zur Garderobe, deine Neugierde soll befriedigt werden." Wir gingen zur Damengarderobe, welche damals im kleinen Redoutensaale, gerade unter dem Orchester bestand und nur einen Eingang hatte, der auch zugleich der einzige Ausgang war. Ich setzte mich hart vor demselben nieder, und die Damen gingen hinein, um sich zu demaskieren und ihre Mäntel zu holen.

Ich wartete mit der größten Ungeduld, ich sah jeder aus der Garderobe kommenden Dame ins Gesicht, musterte ihre Kleidung, meine Zauberinnen erschienen nicht. Ich wollte in die Garderobe schauen, der wachhabende ungarische Grenadier wies mich mit den Worten zurück: „Nix Mannsbild!" Der Saal

wurde nach und nach leer. Man fing schon an die Lichter auszulöschen, meine Masken erschienen nicht. Endlich trat auch die Garderobiere aus der Garderobe und schloß die Türe derselben. Es befand sich keine Maske mehr darin, meine Zauberinnen waren verschwunden und ich habe nie mehr etwas von ihnen gehört.

Ich kehre nun wieder nach Török-Becse zurück.

In meinen müßigen Stunden habe ich in Ermangelung anderer Bücher zwei aus der geistlichen Bibliothek[1] meines Pfarrers genommen und gelesen, welche die Quintessenz aller wahren Weisheit enthalten, und welche mich seitdem (der Pfarrer schenkte sie mir zum Angedenken) nie mehr verlassen haben. Diese Bücher sind: „Jesus Sirach"[2] und „Thomas von Kempis"[3]. Ich habe in diesen und in Zschokkes herrlichen „Stunden der Andacht"[4] Ermunterung, Mut, Trost, Rat und Beruhigung in allen Lagen meines Lebens gefunden.

Am Vorabende meines Namenstages regalierte mich mein lelke pastor auch mit einer Serenade und mit einem Tanze. Er hatte hiezu eine Zigeunerbande bestellt, welche ungarische Nationaltänze mit vieler Virtuosität aufspielte, allein ich vermißte doch mit wahrer Sehnsucht meinen gemütlichen österreichischen Ländler. Die ungarische Tanzmusik scheint mir mit dem ungarischen Tanze nicht ganz im Einklange zu stehen. Die Musik hat etwas Schwermütiges, weil ihr Grundton immer ein minor Ton ist, während der Tanz in lustigen Sprüngen und Zusammenschlagen der Füße, um die Sporen klingen

---

[1] Beachte den Widerspruch zu oben S. 167.

[2] Um 190 n. Chr. geschriebene Sammlung von Sittensprüchen, hebr. „Meschalim", d. h. Gnomen, der „Ecclesiasticus", deutsch mit Einleitung und Kommentar von Ryssel in den „Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments", Freibg. 1900.

[3] Der bedeutendste christl. Mystiker des Mittelalters, eigentl. Thomas Hemerken (Maleolus), 1379—1471; dessen vielgenanntes Werk: Die vier Bücher von der Nachfolge Christi, de imitatione J. Chr.

[4] Das seinerzeit allgemein gelesene Erbauungsbuch Heinrich Zschokkes (1771—1848): „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung", 1.—8. Jahrg., erschien zuerst in Aarau 1809—16 und zählte bis zum Tode des Verfassers bereits 27 Auflagen.

zu machen, besteht. Übrigens verstanden bei unserem Pfarrerballe auch einige Frauen recht gut zu walzen, und ich drehte aus Dankbarkeit auch die Frau Wirtschafterin mit ziemlicher Mühe im Kreise herum.

Endlich hatten wir Befehl erhalten, mit den uns anvertrauten Gütern nach Temesvar abzugehen. Zwei Tage nach dem Balle nahm ich herzlichen Abschied von meinem guten Pfarrer, der mir noch die früher erwähnten zwei Bücher und eine Wolfsmütze zum Andenken gab, seine Wirtschafterin aber hatte für mich Kuchen gebacken, welche mir dort geschmeckt hatten, und mir nebst diesen noch einen ganzen Schinken, ein Pfund Schokolade und ein Paar von ihr selbst gestickte Pantoffel in einen Bündel zusammengepackt und drückte mir wirklich mit Tränen in den Augen die Hand, vermutlich weil ich ihr die ganze Zeit meines Hierseins nicht gesagt hatte, daß sie dick sei, und sogar behauptet hatte, daß sie gut und leicht tanze.

Ihr lieben, freundlichen Leute! Ich sage euch jetzt nach fünfzig Jahren noch meinen verbindlichsten Dank für die Güte und Liebe, womit ihr mich bei euch aufgenommen und behandelt habt. Euch, die ihr damals nichts als die „Temesvarer Zeitung" gelesen habt, werden wohl diese Zeilen nicht zu Gesichte kommen. Ihr lebt wohl nicht mehr, und wenn ihr lebt, so denkt ihr doch nimmer auf den armen Flüchtling, aber er erinnert sich euer noch oft, und wie ihm auch in der Folge in seinem Leben gute, wohlwollende Menschen vorgekommen sind: so freundlich und zuvorkommend war doch keiner als der Pfarrer von Török-Becse und seine Haushälterin.

In Temesvar angelangt, meldete ich mich bei dem Hofrate, welchem die Leitung der Transporte übertragen war, und erhielt die Weisung, für mich eine Wohnung zu suchen und die ständischen Güter in einer zum kirchlichen Gebrauche jetzt nicht verwendeten Kapelle einzustellen. Eine Wohnung war bald gefunden und meine fünfzehn Kisten schon am nächsten Tage in sichern Gewahrsam gebracht.

So war ich denn nun ganz frei und sorgenlos, hatte nichts mehr zu überwachen als mich selbst und konnte mich ganz dem dolce far niente hingeben.

Ich hatte mir Temesvar als ein greuliches Nest, mitten in Sümpfen gelegen, vorgestellt, ich wurde daher sehr angenehm überrascht, als ich eine recht freundliche Stadt fand, welche die Einwohner nicht ganz ohne Grund „klein Wien" nennen; denn das Leben daselbst ist recht bewegt. Um die Stadt herum befinden sich Gasthäuser mit Gärten, in welchen Musik gehalten wird und welche stark besucht werden. Auch ein erträgliches Theater war da, und selbst ein Buchdrucker, welcher aber nichts als raizische Gebetbücher und rubrizierte Bogen für die Kanzleien druckte. Bei vielen Grundherren fand man in der Umgegend freundliche Aufnahme, darunter sich besonders die Herren Kis und Laszar auszeichneten, bei welchen ich sowie in dem nahen Dorfe Moschnitz viele angenehme Stunden zubrachte.

Was mir aber Temesvar vor allem angenehm machte, war, daß ich dort gute Gesellschaft und auch ein anmutiges Liebchen fand; denn nie ohne dieses!

Es befanden sich daselbst, ebenfalls auf der Flucht, mehrere Herren, welche ich schon von Wien aus kannte, unter anderen die ganze Familie des Hoffouriers Komper[1], Mann, Frau und drei Töchter. Bei diesen hielten wir Menage und kamen auch täglich abends zusammen, wo wir uns auf verschiedene Art mit Spiel, Musik, Gespräch usw. sehr angenehm unterhielten. Es befanden sich in dieser Gesellschaft die allgemein geachteten Herren von Hauer[2], jetziger Vizepräsident, und der k. Hofrat und Kabinettsdirektor von Schreibers[3].

Die Direktion des dortigen Theaters führte damals ein Herr Bladl, seine Frau war jene Madame Huber[4], welche

[1] Matthias Karl v. Komper, k. k. Hoffourier von 1804—16.

[2] Joseph R. v. Hauer, geb. Wien 1778, Sohn des Hofkriegsrates Jos. v. H., Kreiskommissär in Korneuburg, 1807 Hofsekr., 1812 Hofrat, 1832 Vizepräsident der Hofkammer, 1836 Geh. Rat.

[3] Karl Franz Anton R. v. Schreibers, Naturforscher und Direktor der Vereinigten Hof-Naturalien-Kabinette in Wien, geb. Preßburg, 15. August 1775, gest. Wien, 21. Mai 1852, unternahm 1799 eine große wissenschaftliche Reise durch Deutschland, England, Schottland, Frankreich und die Schweiz. 1809 machte er sich um die Bergung der Wiener Kunstschätze vor Napoleon verdient. 1835 Hofrat.

[4] Mme. Huber wurde im Oktober 1799 bei Schikaneder engagiert. (Sonnleithners Mat.)

früher bei dem Schikanederschen Theater auf der Wieden als Sängerin nicht unrühmlich bekannt war; deren beide Töchter, die ältere mit dem Bassisten Seippelt verheiratet, die jüngere, Mlle. Huber, später eine Zierde des in seiner Blüte gestandenen Leopoldstädter Theaters, waren ebenfalls Mitglieder der dortigen Bühne. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und da Direktor Bladl zu Gastrollen nach Pest reiste, vertraute er mir in seiner Abwesenheit die Theaterdirektion an.

Jetzt war ich so recht in meinem Esse. Theaterdirektor! Das Höchste, was mir in meiner Jugend vorschwebte. Wo ist der junge Mann, der sich nicht einbildete, ein Theater dirigieren zu können? Und wo ist der junge Mann, der es wirklich kann?

Was mich betrifft, so hatte ich mir seit meinen frühesten Jahren Erfahrungen genug zwischen den Kulissen gesammelt, ich hatte die Schauspieler und ihre Launen durch und durch kennen gelernt und ich habe immer gefunden, daß Geld und Festigkeit die zwei einzigen Mittel sind, sich als Theaterdirektor zu behaupten, denn ohne Festigkeit verliert man sein Geld, und ohne Geld nützt die Festigkeit nichts.

Ich übernahm also die Temesvarer Theaterdirektion auf zwei Monate an einem Donnerstage mit Schauspielern und Musikern, Garderobe und Bibliothek, aber — ohne Kreuzer Geld; denn Bladl besaß gerade noch so viel, um die Reise nach Pest bestreiten zu können, und ach! der nächstfolgende Sonnabend war schon der anberaumte Tag zur Auszahlung der Gagen. Leichtsinnig, wie ich war, und auf meinen Glücksstern vertrauend, kümmerte mich aber dies nicht sehr, besonders da ich mir auf meiner Reise bei dem wohlfeilen Leben in Ungarn von meinen Diäten ein Sümmchen erspart hatte, welches ich in die Schanze zu schlagen beschloß.

Gleich am ersten Tage war eben die Generalprobe von einem neuen Lokalstücke mit Gesang festgesetzt. Ich befand mich auf dieser Probe, und als das Orchester die Ouvertüre probiert hatte, ging man gleich auf die andern Musikstücke über, welche man alle nach der Reihe probieren und dann erst auf die Prosa übergehen wollte. Ich im Gegenteile verlangte, daß Prosa und

Musik im Zusammenhange, wie bei der Aufführung, probiert werden sollte. Der Herr Musikdirektor aber erklärte mir, das sei hier immer so der Brauch gewesen, und die Musiker könnten nicht so lange hersitzen, bis das ganze Stück probiert sei. Da ich auf meinem Willen bestand, so legten wirklich schon alle Musiker ihre Instrumente weg und nahmen ihre Hüte. Ich erklärte ihnen hierauf, wenn sie gehen wollten, so können sie es tun, aber für sie gebe es dann auch Sonnabends keine Gage. Sie sahen mich, dann einander großmächtig an, nahmen ihre Instrumente wieder, und das erste Scharmützel war durch Festigkeit gewonnen.

Das neue Stück war für den Sonntag zur Aufführung bestimmt, ich gab es am Sonnabend, da ich für den Sonntag ohnedies eine bessere Einnahme hoffen durfte, und war daher zwei Tage mit der Einnahme zufrieden.

Am ersten Gagentage mußte ich freilich ein bedeutendes Sümmchen darauf bezahlen und außerdem noch der Frau Bladl etwas auf ihre Haushaltung vorschießen, aber bald ging es besser. Es glückte mir, die Leute in das Theater zu locken. Ich arrangierte Tableaux, ich führte in jeder Woche zwei Neuigkeiten auf, ich stoppelte selbst ein kleines Vorspiel zusammen mit dem anziehenden Titel: „Temesvar, das kleine Wien". Da eben des Kaisers Namenstag fiel, so verfaßte ich ein Stück mit Musik und Tanz, Militär und Pantomime, Kränzen und Porträt, Wolken und griechischem Feuer; Seippelt komponierte die Musik dazu, und das Unerhörte geschah, ich mußte es auf allgemeines Verlangen zwei Abende nacheinander aufführen lassen.

Es wäre wohl auch meine Galle etwas in Aufregung gebracht worden, wenn ich überhaupt welche im Leibe gehabt hätte, allein, ich zog mich mit meinem Phlegma und meiner Entschlossenheit überall glücklich heraus. So z. B. war beim Theater auch eine recht hübsche Schauspielerin, welche sich erbärmlich darüber grämte, daß sie neben der Huber immer untergeordnete Rollen spielen mußte. Eines Morgens kam sie zu mir, weinte bittere Tränen, und Tränen aus den schönsten schwarzen Augen, welche man nur sehen kann. Weich-

herzig, wie ich bin, führte ich das nächstemal zwei Stücke auf, in deren einem sie, in dem andern die Huber eine Paraderolle hatte, beide wurden vorgerufen, und der Friede war wieder hergestellt und trug mir nebenbei noch zärtliche Händedrücke von beiden ein.

Ein anderes Mal wurde mir der Schauspieler, welcher abends den Rat Mirtenthal im „Seltenen Prozeß" spielen sollte, zu Mittag plötzlich krank[1]. Alles wunderte sich nicht wenig, als das Stück dennoch nicht abgesagt wurde, aber noch größer war die Verwunderung, als ich abends als Mirtenthal gekleidet in die Garderobe trat und die Rolle selbst spielte. Ich konnte das leicht tun, da ich diese Rolle schon oft auf Haustheatern gespielt hatte. Das Theaterpersonal bekam aber dadurch einen gewaltigen Respekt vor mir.

Einen sehr schweren Stand hatte ich mit einem der höheren Beamten in Temesvar. Der Mann hatte eine Loge ganz am Ende des Auditoriums, er wollte daher eine im Proszenium haben, welche ein Fremder für vier Monate abonniert hatte, und ersuchte mich, diesen Wechsel zu bewerkstelligen. Ich tat mein Möglichstes, aber der Fremde wollte von seinem Rechte nicht ablassen. Der Herr Beamte, welcher meinte, es müsse alles sich seinem Willen fügen, beschloß nun, am folgenden Abend um eine Viertelstunde früher in des Fremden Loge zu gehen und nicht mehr daraus zu weichen. Das konnte einen öffentlichen Skandal geben. Ich ging also zu dem Herrn Stadtkommandanten, setzte ihn von dem Ganzen in Kenntnis, und der wackere Mann war sogleich bereit, den Fremden in seinem Rechte zu schützen. Er ließ zwei Mann Wache, welche den Beamten persönlich kannten, schon um sechs Uhr zur Logentüre des Fremden stellen, mit der Ordre, den Beamten nicht in die Loge zu lassen. Dieser kam mit seiner Familie, aber ein fürchterliches: „Nix passiert!" donnerte ihm entgegen, er mußte sich in seine frühere Loge begeben, und der Fremde nahm die seinige. Etwas boshaft hatte ich den ganzen Vorfall unter das Publikum gebracht, das Theater wurde schon deswegen

[1] Castelli berichtet oben S. 116 dasselbe über sein erstes Auftreten.

stark besucht, und der arrogante Beamte wurde von dem ganzen Auditorium ausgelacht, als man ihn in die verschmähte Loge treten sah.

Nach zwei Monaten und vier Tagen mußte ich bei Vladls Zurückkunft von meinem Theaterthrone wieder herabsteigen, hatte aber das Vergnügen, die Direktion ohne rückständige Schulden und sogar mit einem baren Überreste von 152 fl. Bankozettel in die früheren Hände wieder zurückzulegen.

Sic transit gloria mundi.

Der für Österreich unheilvolle Krieg des Jahres 1809 war zu Ende, der Friede geschlossen, und alle Flüchtlinge erhielten Befehl, mit den ihnen anvertrauten Gütern wieder in die Hauptstadt zurückzukehren.

Auch ich erhielt diesen Befehl, und es wurden mir nebst meinen ständischen Gütern zu meinem Transporte auch noch Effekten der k. k. Hofkammer beigegeben.

Wer jemals eine Reise unter den fürchterlichsten Widerwärtigkeiten gemacht hat, eine solche, wie ich von Temesvar nach Wien, hat er doch nicht gemacht.

Mein Transport umfaßte zwanzig Wagen mit Kisten beladen. Das Gespann bestand aus Pferden, etwas größer als Katzen, welche statt mit Riemzeug mit Stricken angespannt waren, und die Kutscher waren Walachen, von denen keiner ein Wort Deutsch verstand. Ich bekam zu diesem Ende einen Schaffer mit, welcher nebst dem Walachischen etwas Deutsch radebrach.

Denke man sich nun, was es Entsetzliches ist, wenn man im November im Banate, wo die lehmigen Wege grundlos sind, und die Wagen oft bis an die Achsen stecken blieben, einem Train von zwanzig Wagen in seiner Kalesche immer im Schritte hinterdrein fahren muß, wenn von den zwanzig Wagen immer mehrere um einige hundert Schritte weiter vorwärts sind, und man sie aus dem Gesichte verloren hat, und das aus der Ursache, weil bei einem Gespann irgendein Strick gerissen ist, der wieder zusammengebunden werden muß, wodurch es geschieht, daß dieser Wagen und die nachfolgenden eine Viertelstunde auf offener Straße stehen bleiben müssen. Erwäge man

noch überdies, daß man oft in einem halben Tage kein Dorf erreicht, und daß ich mit meinem Train nur allein auf der Reise bis Pest dreimal die Nacht unter freiem Himmel zubringen mußte. Überdies bedurften wir zu unseren zwanzig Wagen fünfzig Pferde, und da wir mit Vorspann reisten, mußten die Pferde in jeder Station gewechselt werden. Kamen wir nun in einer Station an, und ich meldete mich beim Stuhlrichter mit meiner diesfälligen schriftlichen Legitimation um frische Pferde (wo es ein paar Mal geschah, daß ich vom Wirtshause zu dem gerade gegenüber wohnenden Stuhlrichter wegen des ungeheueren Kotes nicht einmal gehen konnte, sondern hinüber reiten mußte), so dauerte es stundenlang, ja auch einen halben Tag, bis so viele Pferde, welche meist auf den Feldern sich befanden, aufgebracht waren, und man wird es begreiflich finden, daß ich fünfzehn Tage brauchte, um die Strecke von Temesvar bis Pest (ungefähr dreißig Meilen) zurückzulegen.

Die ganze Verantwortung lag mit der Pflicht, die mir anvertrauten Effekten glücklich und unversehrt nach Wien zu bringen, auf mir, ich mußte daher gegen meine Fuhrleute, die armen walachischen Bauern, eine Strenge walten lassen, welche ganz gegen meine Natur ist, ja ich mußte sogar einen solchen armen Teufel prügeln lassen, obwohl ich eine solche Strafe nicht einmal gegen meinen Hund anwende; allein, ich konnte nicht anders, wollte ich anders mein Ziel erreichen.

In den ersten beiden Tagen geschah es, daß bald dieser, bald jener Kutscher an seinem Wagen oder an seinen Pferden etwas zu verbessern oder in Ordnung zu bringen hatte, und dadurch wurde der ganze Zug getrennt und in der Fahrt aufgehalten. Das durfte ich nicht leiden, ich ließ also alle Fuhrleute am vierten Tag morgens, bevor wir wegfuhren, zusammentreten und erklärte ihnen, daß ich den ersten, der unsere Fahrt aufhalten würde, auf der Straße niederlegen und ihm zehn Streiche werde geben lassen.

Was man verspricht, muß man halten. Bei dem nächsten Fall ließ ich also von den Kutschern auf der Straße einen Kreis schließen und den Schuldigen auf die Erde legen. Da

fielen die Walachen alle auf die Knie und baten für ihren Kameraden um Pardon. Der Schaffer aber bat mich, ich möchte mich ja nicht erweichen lassen. Der arme Teufel bekam also seine zehn Streiche, und ich hatte in der Folge nicht mehr Ursache, hart zu sein.

Wenn wir des Abends kein Dorf erreichten und unter freiem Himmel kampieren mußten, war meine Lage eine fürchterliche. Der feuchten Kälte ausgesetzt, mußte ich dennoch alle Stunden eine Runde um meine Wagen machen, um zu sehen, ob die ausgestellten Wächter nicht schliefen, und ob nicht etwa einer unter seinem Wagen liegend Tabak rauche, wie es diese Leute zu tun gewohnt sind.

Ich dankte Gott inbrünstig, als ich in Pest glücklich ankam; denn von hier aus ging die Fahrt besser und schneller vonstatten.

Ich habe von meiner ungarischen Reise nur noch eine kleine komische Episode jetzt zum Schlusse mitzuteilen.

Ich kam mit meinem Transport abends um 5 Uhr auf der letzten Post vor Wien in Schwechat an. Die Pferde waren schon ermüdet, und es war daher unmöglich, diesen Abend noch in die Residenz zu fahren.

Acht volle Monate war ich von meiner lieben Vaterstadt und von meinen lieben Freunden darin entfernt, und jetzt so nahe, in zwei Stunden konnte ich dort sein, es war erst 5 Uhr abends, und ich sollte hier bis am nächsten Morgen noch bleiben. Seit der ganzen langen Zeit war meine Sehnsucht nach meinem lieben Wien und meine Begierde, es wieder zu sehen, nicht so groß, als an diesem Abend.

Da geschah es auch noch, daß ein Wiener Fiaker vor dem Wirtshause stand, in welchem ich eingekehrt war, und mich mit dem bekannten Tone anrief: „Fahr' maumia Gnoden?" Da konnt ich nicht mehr widerstehen, ich rief meinem Kondukteur, befahl ihm, mit dem Wagentrain morgen punkt 6 Uhr aufzubrechen, und mich beim Gasthaus zum Mondschein[1] zu treffen, wo ich ihn erwarten würde, um mit dem Transport in die Stadt einzufahren.

[1] Auf der Wieden neben der Karlskirche.

Ich gestehe, es war eine Unbesonnenheit. Acht Monate verließ ich das mir anvertraute Gut nicht und in den letzten zwei Stunden ließ ich mich dazu verleiten. Zum Glücke hatte es keine unangenehmen Folgen.

Ich traf mit meinem Transport beim „Mondschein" zusammen, fuhr mit ihm ein, übergab meine mir anvertrauten Güter gehörigen Ortes und erhielt als Lohn für diese Reise von den Ständen eine Belohnung von 100 fl. Bankozetteln und von der k. k. Hofkammer — — — ein Belobungsdekret[1].

---

[1] S. Anhang 6: Dekret vom 24. Mai 1810.

XI.

Italienische Oper. — Meine Ernennung zum Theaterdichter. — Fürst Lobkowitz. — Humane Züge und Verschwendung des Fürsten. — Libretto. — Übersetzungen. — Graf Palffy und meine Entlassung. — Amtliche Untersuchungsreisen. — Der „Gschloßhof." — Verwalters Töchterlein.

Es gibt nur eines auf der Welt, was mir immer antipathisch war und es ist und bleibt, so lange ich leben werde: die italienische Opernmusik, und namentlich die sogenannte opera seria, die nichts weniger als seriös ist. Ich kann und will nicht leugnen, daß es eine herrliche Sache um eine schöne Melodie ist, und daß hierin die italienischen Komponisten Vorzügliches geleistet haben, ist nicht zu leugnen; allein ich halte dafür, was nicht wahr ist, kann auch nicht schön sein, und eine dem Ohre angenehm klingende Arie, ein mit Koloraturen aller Art aufgeputztes Duett und ein Finale, wo die Trompeter und Posaunisten sich die Lungen ausblasen und der Mann mit der großen Trommel sich die Arme aus seinen Gelenken schlagen muß, machen noch keine gute Oper. Die Oper soll ein dramatisches Ganzes sein, ein Kunstwerk; Text und Musik sollen Hand in Hand gehen und die letztere ist nur zur Verstärkung des ersteren da. Der Text ist das Prinzipale, die Musik das Akzessorium. Nur die älteren Italiener haben es verstanden, eine wirkliche opera seria zu komponieren, wie z. B. Sacchini[1] seinen „Oedipe a Colonos". Die neueren suchen nur das Ohr zu kitzeln, sie charakterisieren ihre Personen in der Oper nicht. Der Tyrann singt schön und lieblich wie die Primadonna, und der Held wie sein Schildknappe; sie lassen die verfolgte Unschuld mit Rouladen zum Tode gehen und noch im Sterben einen Triller herabgurgeln. Ros-

[1] Antonio Maria Gasparo Sacchini, geb. Pozzuoli bei Neapel, 23. Juli 1734, gest. Paris, 7. Oktober 1786, Direktor des Konservatoriums. — Grillparzer bemerkt über ihn in seinen Tagebüchern (15. November 1832): „wunderschön, häufig fugenartig hinreißend, Adagio schmelzender Gesang." — „Oedipe a Colonos", große Oper, 3 A., posthum Paris 1. Februar 1787 aufgef., Text von Guillard.

sini[1], der beste der Neuern, hat wohl gezeigt, daß er eine wahre Oper zu komponieren imstande wäre, sein dritter Akt des „Othello", einige Stücke in „Semiramide" und „Wilhelm Tell" sind wirklich voll ernst-erhabener Wirkung; allein es sind nur einzelne Bruchstücke, und gleich nachher hören wir wieder Töne, bei welchen man meinen sollte, es müsse alsogleich der Harlekin auf der Bühne erscheinen. Auch Rossini hat keine ganz reine heroische Opern-Komposition geliefert. Sein Todeswalzer in „Cenerentola" ist zum Sprichwort geworden. Das italienische Publikum verlangt ja auch gar keine ganze Oper. Man sieht es in ihren Theatern; sie hören einzelne Lieblingsstücke einer Oper aufmerksam an, aber während der übrigen machen sie Besuche in den Logen, schwätzen oder spielen sogar in den Nebenkammern.

Übrigens gilt alles dieses nur von der heroischen Oper. Komische Opern haben die Italiener vortreffliche geliefert, und Rossinis „Barbiere", „Italiana in Algeri", „Turco in Italia" sind Meisterstücke.

Ich vor allen liebe den frivolen Ohrenkitzel nicht. Haydns, Mozarts, Beethovens, Glucks, Mehuls, Cherubinis Tondichtungen haben einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, als daß neben ihren Brillanten die falschen Steine der Italiener mich blenden sollten.

Ich kann nicht leugnen, daß die italienischen Sänger vortreffliche Stimmen besitzen und Meister in der Gesangskunst sind; das ist aber eben ein Glück für das Schale und ein Unglück für das Gute. Man begnügt sich damit, schön singen zu hören und das Wie gilt mehr als das Was. Die Sänger bringen durch ihre Kunst das Erbärmlichste zur Geltung, und es heißt: „Die Oper ist herrlich," statt daß man sagen sollte: „Es wird vortrefflich darin gesungen."

---

[1] Gioacchino Rossini, geb. Pesaro, 29. Februar 1792, gest. Paris, 13. November 1868. „Othello", Text von Berio, Neapel 1816; — „Semiramide", Text von Rossi, Venedig 1823; — „Wilhelm Tell", Text von Hipp. Bis & Jouy, Paris 1829; — „Cenerentola", Text von Feretti, Rom 1817. — Letztere Oper „Aschenbrödel", bearb. v. Biedenfeld im Theater a. d. Wien, 29. August 1820, 13 mal.

Als ich in den Jahren 1810 und 1811 das Theaterjournal „Thalia[1] herausgab und redigierte, benützte ich es dazu, meine Meinung über die italienische Oper, weil ich sie für die richtige hielt, und manchmal sehr derb auszusprechen. Der „Tancredi"[2] hatte damals alle Welt zum Narren gemacht, und wenn Madame „Borgondio"[3] als Held die schale Liedelei: di tanti palpiti sang, so lösten sich alle Zuhörer fast in Entzücken auf. Einer meiner Freunde hatte eine Köchin, die den ganzen Tag dieses palpiti summte, das wurde ihm endlich zuwider und er verbot es ihr, sie aber sagte: Euer Gnaden, da muß ich aus Ihrem Dienst treten, denn ich kann's nimmer lassen.

Ich kämpfte nun gegen diese Verweichlichung und Verflachung des Kunstgeschmackes, und als später der Kastrat Velutti[4] alle Ohren bezauberte, trat ich gegen ihn und seine Künsteleien so gewaltsam auf, daß er sich verlauten ließ, er wolle mich, wo er mich immer träfe, niederstechen. Es wurde mir auch von der Polizei ein sogenannter Vertrauter bei-

---

[1] „Thalia", ein Abendblatt, den Freunden der dramatischen Muse geweiht. Herausgegeben von J. F. Castelli. 1810/11. Wien und Triest in der Geistingerschen Buchhandlg. 4⁰. Beide Jahrgänge enthalten 78 kolor. Kostümbilder (Expl. in der Wiener Stadtbibl.). — Die Zeitung begann mit Nr. 1 vom 4. Juli 1810 und schloß mit Nr. 104 vom 28. Dezember 1811.

[2] Tancredi al Sepolcro di Clorinda, O. von Nic. Ant. Zingarelli (Neapel 1805). — Wenzel Müller verfaßte eine Parodie darauf „Tankredi", 2 A., Wien 1817.

[3] Gentile Borgondio, geb. 1780 in Brescia aus einer adeligen Familie, kam 1815 nach Deutschland, war drei Jahre in Wien und ging dann nach Rußland. Sie sang noch 1824 in London und Paris und zog sich nach 1830 von der Bühne zurück.

[4] Giov. Batt. Velutti, geb. 1781 zu Monterone (Mark Ancona), gest. Padua, 10. Febr. 1861. — Grillparzer schildert in seinem Tagebuch vom 29. November 1810 den Eindruck, den Veluttis Gesang auf ihn gemacht: „Kaum hörte ich den ersten Ton aus dem Munde des Kastraten, als mich ein sonderbares unangenehmes Gefühl überfiel, ich suchte es gewaltsam zu unterdrücken, aber es wuchs bald zu einer solchen Stärke, daß ich auf dem Punkte war niederzusinken und halbtot das Schauspielhaus verlassen mußte. Ich erinnere mich mein ganzes Leben hindurch kein so widerliches Gefühl gehabt zu haben."

gegeben, um mich vor allenfallsigen Angriffen zu schützen, mir aber zugleich verboten, künftig etwas gegen Velutti und die italienische Oper zu schreiben[1].

Da erhielt ich plötzlich vom Fürsten von Lobkowitz, welcher damals das Hofoperntheater auf eigene Rechnung leitete, folgendes Anstellungsdekret[2]:

An Herrn Castelli!

Da Sie schon mehrere Jahre hindurch mit Ihren theatralischen Arbeiten dem Publikum nicht nur allein hinlänglich Genüge geleistet, sondern auch bewiesen haben, daß Sie leidenschaftlich Ihre Kunst betreiben, ich aber solche Männer ausgezeichnet schätze und sie nach meinen Kräften aufzumuntern suche, so glaube ich Ihnen, indem ich Sie zu meinem Dichter des k. k. Kärntnertor-Hoftheaters mit einem jährlichen Gehalte von 1500 fl. in Einlösungsscheinen ernenne, einen Beweis meines Zutrauens und Achtung zu geben.

Beiliegende Instruktion bestimmt Ihren Wirkungskreis, und ich hoffe mit Zuversicht, in dem Eifer, mit welchem Sie sich für die Kunst sowohl als für den Dienst zu meiner Ehre und dem Vergnügen des Publikums verwenden werden, und in der Anhänglichkeit, die ich mir von Ihnen verspreche, hinlängliche Gelegenheit zu finden, Sie in der Folge kräftiger aufmuntern und dadurch Ihre Zufriedenheit und Ihren Wohlstand befördern zu können.

Eisenberg, den 2. September 1811.

Fürst v. Lobkowitz m. p.

So war ich denn nun Hoftheaterdichter, allein, ich ersah wohl aus der Instruktion, daß die eigentliche Ursache dieser Anstellung war, der italienischen Oper einen gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen; denn ein Paragraph darin lautete, daß ich kein Theaterjournal mehr redigieren dürfe. Ich nahm diese Bedingung mit Vergnügen an, da ich dadurch vielen Verdrießlichkeiten aus dem Wege ging, setzte aber dagegen für mich die Bedingung, daß mich meine Geschäftsführung nur mit der deutschen, aber nie mit der italienischen Oper in Verbindung

[1] In der „Thalia“ konnten wir keine diesbezügliche Kritik finden.
[2] Original im Ehrenbuch, Fol. 40. — Anzeige davon im „Sammler“ vom 17. September 1811.

bringe, welche Bedingung der Fürst mir auch zugestand und als Dichter für die italienische Oper Herrn Rossi[1] engagierte.

Ich hatte nun Gelegenheit, mit dem Fürsten von Lobkowitz[2] in sehr nahe Berührung zu kommen, und lernte den Verstand, das edle Herz, die Humanität, die Liebe für die Kunst und die Großmut dieses verehrungswürdigen Fürsten kennen und hochachten. Ich mußte ihm täglich des Morgens Bericht über theatralische Vorfallenheiten erstatten, die Korrespondenz ging durch meine Hand, ich mußte neue Opern in die Szene setzen und französische bearbeiten. Der Fürst war bei allen Proben selbst gegenwärtig, und ich speiste täglich mit ihm.

Ich kann mich nicht enthalten, hier ein paar Vorfälle mitzuteilen, welche Beiträge zur Kenntnis seiner Gutmütigkeit und Großmut abgeben können.

Einem Arbeitsmanne war ein Versetzstück auf die Brust gefallen, er hatte hierauf Blut gespuckt und lag krank darnieder. Als ich dem Fürsten dieses berichtete, sandte er seinen eigenen Arzt zu dem Kranken und befahl mir, ihm zu sagen,

[1] Giuseppe (Joseph August) Rossi, geb. Verona 1790, gest. zu Linz, 19. (20.?) Juni 1865. — Er war jedenfalls nur kurze Zeit als Theaterdichter in Wien tätig, da das Wiener Polizeiarchiv (Nr. 62 ex 1814) ihn bereits 1814 als „ehemaligen hiesigen Theaterdichter aus Verona" bezeichnet. Kam 1819 nach Steiermark und wurde 1835 Professor an der Grazer Universität und Gerichtsdolmetsch, 1841 Lehrer an der ital. ständ. Sprachschule in Linz. Die „Vaterländischen Blätter" (Intell.-Bl. v. 8. Juli 1820) kündigen seine italienische Übersetzung von Grillparzers „Ahnfrau" an und erwähnen „Die Morlachen, Tancred und andere Operntexte" als von ihm verfaßt. Ebenso verzeichnet Friedr. Walter, Archiv und Bibliothek des Großherz. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, Leipzig 1899, II. 218, „Quinto Fabio Rutiliano, Dr. serio, von Gius. Nicolini und Gius. Rossi, Wien 1811, 8⁰" und „Federica ed Adolfo von Alb. Gyrowetz und Gius. Rossi, Wien 1812, 8⁰." — Wzb. 27, 81.

[2] Franz Jos. Ferd. Max Fürst Lobkowitz, geb. Prag, 7. Dezbr. 1772, gest. Wittingau i. B., 15. Dezbr. 1816, Generalmajor, 1807—11 Mitglied der „Theater-Unternehmungs-Ges.", Hoftheaterdirektor vom August 1812 bis Mai 1813; Violinist, Cellist, Sänger (Bassist). — Über ihn vgl. „Mein Leben" der Gräfin Lulu Thürheim, herausgegeben von René van Rhyn, i. gl. V. I. S. 137f. Er war ein Schwager des F. M. Fürsten Schwarzenberg.

er werde Arzt und Arzneien bezahlen, und wenn das Unglück wolle, daß er zum Dienste untauglich würde, so solle er von ihm seine Gage fort bekommen. Als ich mich nun entfernen wollte, rief er mich noch einmal zurück und sagte: „Hören Sie! da habe ich eben sechs funkelnde Dukaten, geben Sie diese der Frau des Armen und sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, sie möchte ihrem Manne dafür recht kräftige Süppchen kochen."

Bei Tische wurde für jeden Gast, sowie für den Fürsten selbst immer eine Bouteille Melniker Wein aufgesetzt. Ich liebte diesen Wein sehr, und der bei der Fürstentafel war besonders vorzüglich. Eines Mittags kam er mir schwächer vor als gewöhnlich. Der Fürst mochte bemerkt haben, daß ich beim Kosten den Mund etwas verzog. Alsogleich reichte er mir sein Glas und sagte: „Castelli! schenken Sie mir etwas von Ihrem Wein ein!" Ich tat es, er kostete, schüttete den Überrest seinem Haushofmeister ins Gesicht und schrie: „Wenn Sie sich unterstehen und meinen Gästen noch einmal einen andern, schlechtern Wein geben als mir, so sind Sie entlassen!"

Die Großmut des Fürsten ging aber so weit, daß sein bedeutendes Vermögen sich verringerte und es seinem klugen und sparsamen Sohn erst in einigen Jahren nach seines Vaters Tode gelang, wieder Ordnung in seine Zuflüsse zu bringen, die Schulden zu tilgen und sein Haus wieder auf jenen Glanzpunkt zu stellen, der ihm gebührt.

Ich kann hier auch ein Beispiel anführen, wie leicht, und ich darf es sagen, leichtsinnig Fürst Lobkowitz bedeutende Summen vergeudete.

Ich mußte einen Tenoristen (ich will ihn nicht nennen) zu 13 Gastrollen auf dem Hofoperntheater verschreiben, über welchen auswärtige Journale gewaltig in die Lobposaune stießen. Ich mußte ihm zugleich einen Kontrakt mitschicken, worin ihm für jede Rolle 25 Dukaten und wenn er gefiele und sich engagieren lassen wolle, eine Gage von jährlichen 3000 fl. zugesichert wurde. Er kam mit dem unterschriebenen Kontrakt an, trat auf und mißfiel so gänzlich, daß er ausgelacht wurde.

Als ich am andern Morgen zum Fürsten kam, war dieser in größter Verlegenheit. „Lieber Castelli!" sagte er, „was fangen

wir jetzt an? Wir können den Menschen unmöglich auftreten lassen, und er wird darauf bestehen, seine 12 Gastrollen zu geben oder dafür eine Entschädigung verlangen." Ich zuckte die Achsel und war selbst in großer Verlegenheit, doch versprach ich dem Fürsten, die Sache, wenn möglich um den billigsten Preis, zu schlichten. Der Fürst schrieb mir eine Anweisung auf 100 Dukaten und sagte: „Geben Sie ihm diese in's Himmels Namen und sehen Sie nur, daß Sie ihn von hier fortbringen, dann will ich das Geld gern verschmerzen."

Ich ging zu dem Tenoristen und fand ihn wie natürlich sehr niedergedrückt. Ich bedauerte ihn und sagte ihm, das Fatalste bei der Sache sei, daß der Fürst darauf bestehe, er müsse seine ganzen zwölf Rollen spielen, allein, ich fürchte für ihn einen öffentlichen Spektakel. Da bat er mich dringend, ich möchte bei dem Fürsten zu vermitteln suchen, daß er, ohne mehr aufzutreten, nur das Honorar für zwei Gastrollen erhalte, dadurch wäre seine Hin- und Rückreise gedeckt, und er wolle dann noch heute Wien verlassen.

Ich gab ihm 50 Dukaten und brachte dem Fürsten die übrigen 50 Dukaten zurück. Dieser aber rieb sich vor Freude die Hände und rief: „Gott sei Dank, daß wir den Menschen nur los sind. Diese 50 Dukaten behalten Sie, lieber Castelli, weil Sie die Sache so gut ausgefochten haben!"

Da kann man wohl mit Bertram ausrufen: „Ha, welche Großmut!"

Während ich nun Hofoperntheater-Dichter war, arbeitete ich mit dem größten Fleiße für diese Bühne, ich übersetzte den „Ferdinand Cortez"[1], den „Schnee"[2], „Johann von Paris"[3], das „Lotterielos"[4], die „Bajaderen"[5], den „neuen Guts-

[1] „Ferdinand Cortez", O., 3 A., von Spontini, Text von Jouy und Esménard nach Pirons Drama. Paris 1809.

[2] „La neige = le nouvel Eginhard", kom. O., 4 A., von Auber, Text von Scribe und Delavigne, Paris, 8. Okt. 1823.

[3] „Johann von Paris", O., 2 A., von Boieldieu, Text von Saint-Just, Paris, 4. April 1812.

[4] „Das Lotterielos", Singspiel in 1 A., Musik von Nicolo Isouard.

[5] „Die Bajaderen", O., 3 A., von Catel, Text von Jouy, Paris 1810.


ALB: RIE: R: RITTER v: RADMANNSDORF LITHO:
Ferdinand Graf Palffy von Erdö

herrn"[1], „Jeannot und Colin"[2], den „Kirchtag im benachbarten Dorfe" und noch mehrere andere. Ich hatte zwei gute Darsteller; denn damals verstanden die deutschen Operisten auch noch zu reden und zu spielen, und so gefielen alle diese Opern. Der Fürst war sehr mit mir zufrieden und vermehrte meine Jahresgage von 1500 fl. auf 2000 fl. Die Sänger hätten mir wohl manchmal gerne Galle gemacht, aber ich ließ mir keine machen, und der Fürst beschützte mich.

So blieb ich in dieser Stellung bis zum Jahre 1814, wo Graf Ferdinand Palffy die Direktion der Hoftheater übernahm, welcher gleich beim Antritte derselben mehrere Ersparnisse eintreten zu lassen bemüßigt war, und ich wurde mit folgendem ehrenvollen Schreiben entlassen[3]:

Nachdem die Hoftheaterdirektion mit Ihrer Dienstleistung jederzeit sehr zufrieden war, und ich insbesondere sowohl als Hoftheaterdirektor als in jeder anderen Beziehung[4] Ihren guten Eigenschaften immer Gerechtigkeit widerfahren lasse, so überschicke ich Ihnen anschlüssige Kleinigkeit[5], um Sie zu ersuchen, solche als Erinnerung annehmen zu wollen, [und als Zeichen][6], daß ich Sie nicht mit allen übrigen vermenge, sondern daß die Hoftheaterdirektion der aufgestellten Grundsätze wegen sich von Ihnen trennte, und Ihr Talent zu benützen, sobald Sie sich dazu bereit finden lassen, mit Vergnügen sich vorbehaltet.

Ich geharre mit Achtung Ihr ergebenster

Graf Palffy.

Den Landständen war, wie oben erwähnt wurde, die Steuerausschreibung und -einhebung im ganzen Lande Niederösterreich zugewiesen. Den Dominien wurden Zahlungsextrakte über die von ihnen selbst zu leistenden Dominikalsteuern und über von

---

1 „Le nouveau seigneur du village", O., 1 A., von Boieldieu, Text von Creuzé de Lessec, Paris, 29. Juni 1813.

2 „Jeannot und Colin", O., 3 A., von Isouard, Text von Etienne, Paris, 17. Oktober 1814. (Vorstehende Angaben nach H. Riemann, Opern-Handbuch.)

3 Das Original im Ehrenbuch, Fol. 22.

4 Im Orig. „Kathegorie".

5 Es war eine goldene Uhr mit goldener Kette. (Anmerkg. des Verf.)

6 Fehlt im Orig. — Das Orig. trägt das Datum „Wien, 17ten July 1814".

ihnen nach dem Steuergulden unter ihre Untertanen zu repartierenden, von den Dominien einzuhebenden und abzuführenden Rustikalsteuern hinausgegeben.

Wenn nun die Abfuhren nicht in den bestimmten Terminen geschahen, wenn sich bei einem Dominium größere Rückstände zeigten, oder wenn Untertanen über Steuerüberbürdung Beschwerde führten, so sendeten die Landstände Buchhaltungsbeamte ab, um die Steuergebarung des Dominiums zu untersuchen.

Derlei Untersuchungen waren oft sehr wichtig, langwierig und mit Verantwortung gegen den Untersuchten sowohl als gegen die Stände verbunden.

Auch mir wurden viele solche Untersuchungen aufgetragen, welche ich mit Vergnügen übernahm, da Diäten und Aufrechnung von Fuhrkosten damit verbunden waren, davon man die ersteren ganz ersparen konnte, da man Unterkunft und Atzung fast immer bei der Herrschaft mit Vergnügen fand, welche man zu untersuchen hatte, und da man bei den zweiten noch mehr aufrechnen durfte, als man nötig hatte.

Ich will einige der wichtigeren hier mitteilen, teils um die Schwierigkeiten zu zeigen, mit welchen sie verbunden waren, teils auch, um einen Begriff zu geben, in welchem Zustande sich damals das österreichische Steuerwesen befand.

Im Jahre 1813 wurde ich zum ersten Male nach mehreren Dominien abgeordnet, um dieselben wegen Steuerrückständen zu untersuchen und nötigenfalls die Spannung vorzunehmen. Unter Spannung verstand man die Beschlagnahme aller Einkünfte eines Dominiums und die Aufstellung eines beeideten Kommissärs, der dieselben einzuheben und insolange an die ständische Kasse abzuführen verbunden war, bis die Steuerrückstände gänzlich getilgt waren. Zu diesem Spannungskommissärsgeschäfte erwählte der Untersuchungskommissär meistens einen Beamten einer nahegelegenen Herrschaft.

Ich war bei dieser meiner ersten Untersuchung sehr glücklich. Einige Herrschaften hatten in der Zwischenzeit, als ich die Reise machte, ihre Rückstände schon getilgt, bei anderen fand ich das

Geld schon vorrätig. Nur allein bei der Herrschaft Lengenfeld gab es Hindernisse zu überwinden[1].

Als ich ankam, Journale und Kasse untersucht hatte, fand sich, daß die Herrschaft ihre Dominikalsteuern einbezahlt und nur die Rustikalsteuern noch aushafteten. Auch hierin konnte der Herrschaft nichts zur Last gelegt werden, denn sie hatte selbst von diesen Steuern alles an die ständische Kasse abgeführt, was die Untertanen wirklich einbezahlt hatten. Die ganzen Rückstände hafteten also noch unter den Untertanen.

Ich fragte den Verwalter, wie denn das käme? Er sagte mir: teils seien die Untertanen sehr arm und könnten daher ihre Steuern nicht entrichten, teils aber zahle der Bauer nicht, wenn er nicht dazu gezwungen werde. Sollten Sie wohl glauben, fuhr er fort, daß, wenn ein Gabentag ausgeschrieben wird, an demselben ein solcher Bauer mit seinen Gabenbücheln und dem nötigen Gelde im Sacke in die Ortskanzlei kommt, aber sich um andere Dinge Auskunft erbittet, und wenn man ihn nicht ganz besonders zur Zahlung anhält, mit seinem Gelde wieder nach Hause zurückkehrt. Und wenn man den Saumseligen auch Militärexekution einlegt, sie verpflegen den Exekutionsmann und zahlen doch nicht.

Nun, antwortete ich, ich will's versuchen, ob ich die Rückstände nicht hereinbringe. Seien Sie so gütig, Herr Verwalter, mir die Richter der Gemeinden für heute abends hieherrufen zu lassen, und auch mehrere Untertanen dazu, welche noch mit ihren Steuern im Rückstand haften.

Diese wurden einberufen, und ich ging abends schon im Dunkeln mit dem Verwalter in das Gemeindehaus, wo sie sich versammelt hatten, der Amtsdiener leuchtete uns mit der Stalllaterne vor.

Es war ein halbes Hundert Männer zugegen, Richter und Bauern; diese bildeten einen Halbkreis um mich, auf dem Tische, an dem ich stand, brannte die Stalllaterne, und ich

[1] Im Ehrenbuch (Fol. 85) befindet sich ein Belobungsdekret vom 14. Mai 1813 bezüglich der Spannung der Herrschaften Lengenfeld, Unterloiben, Kirchberg a. Walde und des Fürstenzellerhofes.

sprach beiläufig folgendes zu ihnen in dem ihnen eigenen Dialekte:

„Liebe Freunde!" sagte ich, „ich bin in einem wichtigen Auftrage hier. Die Landstände haben mich hieher geschickt, um die rückständigen Steuern von euch einzutreiben. Ich muß so lange hier bleiben, bis alles bezahlt ist. Bedenkt, liebe Kinder, ich habe jeden Tag 5 fl. Konv.-Münze Diäten. Je länger ich hier bleibe, je mehr 5 fl. beziehe ich, und das müßt ihr alles bezahlen, weil ihr schuld daran seid. Ich rate euch daher zu euerem eigenen Besten, seht, daß ihr die ausständigen Steuern zusammenbringt. Wenn einige sehr Arme unter euch sind, so mögen ihnen die Wohlhabenden für den Augenblick aus der Not helfen und ihnen die kleinen Beträge vorschießen, sonst kostet es euch noch viel mehr; ich gewinne dabei, je länger ich hier bleibe, aber ihr verliert, und es tut mir leid um euch. Wenn es gar zu lange dauerte, so müßte ich auch noch Militär kommen lassen und euch Exekution einlegen. Bedenkt das alles und tut, was ihr könnt, ich meine es wahrhaftig gut mit euch, der Kaiser braucht auch Geld."

Alles war stille, aber ich merkte es wohl an den Gesichtern, daß meine Worte Eindruck gemacht hatten. Als ich mich wieder entfernte, drängten sie sich, mir die Hand zu küssen, und viele sagten mir ein recht herzliches „Vergelt's Gott!"

Schon am folgenden Tage wurde die Amtskanzlei vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer von Zahlenden. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viel altes, schimmliges Geld gesehen als an jenen beiden Tagen, an welchen die Einzahlungen fortdauerten, und womit auch alle Rückstände getilgt waren.

Der Verwalter wunderte sich nicht wenig über die glückliche Wirkung meiner Anrede, und ich wiederholte ihm: Man müsse mit dem Bauer so reden, wie er selbst redet, dann gewinne man sein Vertrauen.

Als ich am dritten Tage von Lengenfeld fortfuhr, standen viele Bauern um meinen Wagen und bedankten sich bei mir, daß ich sie so geschwind wieder verlasse, und als ich in Krems ankam, sah ich hinten auf meinem Wagen ein Eimerfaß auf-

gepackt, und der Kutscher des Verwalters, der mich führte, sagte mir, in dem Eimerfaß sei ein sehr guter Wein, den mir der Richter von Lengenfeld aus Dankbarkeit verehre.

Im Jahre 1821 wurde ich wieder zu mehreren Untersuchungen abgeordnet, von denen ich manches Komische erzählen kann[1].

Es versteht sich, daß es für die zu untersuchende Herrschaft ein Geheimnis bleiben mußte, daß eine Untersuchung über sie verhängt worden sei. Sie durfte dies erst in dem Augenblicke erfahren, als der Untersuchungskommissär eintrat und sein Dekret vorzeigte. Was ich daher jetzt mitteilen werde, überraschte mich nicht wenig.

Als ich am späten Abend im November auf der Herrschaft S—n ankam, wohin ich auf einem so elenden Wege gelangte, daß ich dem Kutscher von zwei Laternenträgern vorleuchten lassen mußte, und in den Schloßhof einfuhr, wurde im ersten Stockwerk ein Fenster geöffnet und eine Stimme schrie herab: „Schön willkommen, Herr von Castelli, es freut mich, Sie bei mir zu sehen, ich werde sogleich mit Lichtern kommen.“

Diese Stimme kam von dem Pächter der Herrschaft, Herrn B—y, welcher auch sogleich selbst herabstieg und mir hinaufleuchtete. B— war ein korpulenter, kugelrunder Mann, mit einem sehr fröhlichen Gesichte und einem Kahlkopfe. „Ei,“ sagte ich zu ihm, „wußten Sie schon, daß ich kommen würde, da Sie mich vom Fenster herab in der Dunkelheit begrüßten?“ — „Freilich wußte ich es,“ antwortete B., „ein guter Freund bei den Landständen hat mich davon benachrichtigt.“ — „Nun, das ist mir lieb,“ erwiderte ich, „so bin ich überzeugt, hier alles in der schönsten Ordnung zu finden.“ — „So ist's auch,“ versicherte B., „meine Journale, meine Bücher, die Gabenbücheln der Untertanen, alles ist in der besten Ordnung. Aber“, setzte er hinzu, „heute nehmen wir nichts Amtliches mehr vor; es ist schon zu spät, jetzt gehen wir zum Essen.“

Es erwartete uns ein sehr gutes Abendmahl mit vortrefflichem Weine, und der Herr Pächter war von der heitersten

---

[1] Ein Aktenstück vom 29. Januar 1821, betreffend die Herrschaft Groß-Riedenthal, im Ehrenbuch, Fol. 82.

Laune; ich hoffte hier wirklich keine Unannehmlichkeit zu haben und schlief die Nacht vortrefflich.

Am Morgen, als ich erwachte, sah ich, daß es sehr stark schneite. Herr B. kam, mich zum Frühstück zu bitten, und dann begaben wir uns in die Amtskanzlei.

Ich durchsah die Steuerbücher, sie waren wirklich mit der größten Genauigkeit geführt, auch die Journale waren mit dem gestrigen Tage abgeschlossen. Ich bezeigte meine Zufriedenheit darüber und bemerkte: „Es werden also wohl die rückständigen Steuern noch bei den Untertanen aushaften?"

Gott bewahre! sagte B., meine Untertanen sind sehr brav. Keiner ist auch nur einen Kreuzer schuldig, sie haben alle ihre Steuern einbezahlt.

„Nun, versetzte ich, so muß sich das Geld in Ihrer Kasse befinden, warum haben Sie es denn nicht in die ständische Kasse abgeführt?"

Werde gleich die Ehre haben zu dienen, erwiderte er und trat zur eisernen Kassetruhe, schloß sie auf und — — — sie war leer.

Ich staunte und fragte: Wozu haben Sie dann dieses Geld verwendet?

Werde auch darüber alsogleich die nötigen Aufschlüsse geben, sagte der immer lächelnde Pächter, bitte mir nur zu folgen. — Und er führte mich hinaus ins Freie und um das Schloß herum. Ich bemerkte, daß fast alle Dächer neu mit Schindeln gedeckt waren, und darauf hindeutend, sagte B.: Sehen Sie, dazu habe ich die Steuergelder verwendet.

Ich stellte ihm vor, ob er denn nicht wisse, daß es verboten sei, Steuergelder zu anderen Zwecken zu verwenden, und daß das Vierfache der verwendeten Summe als Strafe darauf gesetzt sei?

Das weiß ich wohl, antwortete er, aber hätte ich mir ins Zimmer herein schneien lassen sollen? Soll nur die vierfache Strafe bezahlen, der Herr Besitzer der Herrschaft, warum ließ er mir auf vielfaches Ansuchen nichts reparieren.

B. gab mir dies alles mit seiner Namensunterschrift zu Protokoll, und somit war meine Amtshandlung zu Ende. Ich

speiste noch recht gut und fröhlich bei ihm und fuhr dann fort.

Dem Herrschaftsbesitzer wurde dann die vierfache Strafe auferlegt, aber auch wieder nachgesehen.

Bei einem andern Dominium fand ich eine gräßliche Unordnung.

Ich habe schon gesagt, daß die Dominien die untertänigen Steuern selbst nach dem Steuergulden zu repartieren hatten, und daß ihnen zu diesem Ende von der ständischen Buchhaltung ein Schlüssel, nach welchem sie die Repartition zu verfassen hatten, hinausgegeben wurde.

Bei dieser sehr großen Herrschaft hatte man gar keine Repartition gemacht. Man hatte einen Maurermeister als Steuereinnehmer gebraucht, und der verteilte die Steuern ganz nach seinem Belieben.

Ich war also genötigt, fürs erste selbst eine richtige Repartition zu verfassen, dann mußte ich mit jedem einzelnen Untertan liquidieren, um aus seinem Gabenbüchel zu ersehen, um wieviel er mehr oder weniger, als seine Schuldigkeit war, bezahlt hatte, und ihm das Plus zugute, das Minus aber in Anrechnung stellen.

Mit dieser zeitraubenden verdrießlichen Arbeit brachte ich sechs Wochen zu, und mein Ärger wurde dadurch, daß die Herrschaftsbesitzerin, eine hochadelige Frau, täglich zu mir in die Amtskanzlei kam und mir nicht selten in meine Amtshandlung Einsprache machte, noch vergrößert. Ich aber, meines Rechtes mich bedienend, sagte der stolzen Frau geradezu, ich hätte von ihr keine Lehren anzunehmen, ich wüßte was ich zu tun habe, und entweder müsse sie mir nichts mehr einreden oder ich müßte die Herrschaft verlassen. Sie erschien nicht wieder in der Kanzlei.

Was das für eine Frau war, mag man daraus ersehen, daß sie in ihrem ungeheuren Schlosse, worin sich wohl ein halbes hundert Zimmer befanden, ihrem Verwalter eine ebenerdige Wohnung gab, in welcher der Fußboden gar nicht gebrettert war, und wo die Kinder im Sande spielten.

Einmal mußte ich aber auch ungeachtet meiner üblen Laune recht herzlich lachen. Es befand sich bei dieser Herrschaft eine Gemeinde, welche Schloßhof hieß. Ich suchte nun im Index unter dem Buchstaben S Schloßhof und unter H Hofschloß, fand sie aber nirgends. Der Amtsschreiber, welcher bemerkte, wie ich herumblätterte, fragte demütig: Was suchen denn Euer Gnaden?

Ich suche Schloßhof, finde es aber weder unter S noch unter H.

Ja, es ist schon im Index, aber Euer Gnaden müssen es unter G suchen, ich hab's ja selbst indiziert: Gschloßhof.

So etwas ist entsetzlich; aber kann man von einem armen Amtsschreiber mehr begehren, der des Jahres 30 fl. Gage und die Kost mit den Knechten hat?

Eine meiner angenehmsten Untersuchungen hatte ich auf der Herrschaft S—k, und zwar wegen der freundlichen Aufnahme und des heimlichen Aufenthalts daselbst. Das herrschaftliche Schloß ist ein mittelalterliches Gebäude und liegt auf einem hohen Berge; aber die Bewohner desselben, ein alter Herr, sein Sohn, dessen Frau und Kinder waren so äußerst liebenswürdig, daß ich die Stunden, welche ich in ihrem Kreise zubrachte, zu den angenehmsten meines Lebens rechne. Schon nach ein paar Tagen meines dortigen Aufenthaltes waren wir, als ob wir schon jahrelang bekannt wären. Der Sohn des Gutsbesitzers wollte mich gar nicht arbeiten lassen, alle Augenblicke kam er zu mir in die Amtskanzlei und holte mich zu einer Spazierfahrt, zu einer Spielpartie oder zu einem Trinkgelage ab. Dessen Frau, eine Reiterin und Jägerin, wie mir noch keine vorgekommen ist, war zugleich die liebenswürdigste, zuvorkommendste Hausfrau, welche vortrefflich zu kochen und als Oberösterreicherin besonders die Dampfnudeln, meine Lieblingsspeise, sehr schmackhaft zu bereiten verstand. Diese brachte sie mir auch fast täglich vormittags 11 Uhr, frisch aus der Pfanne kommend, auf mein Zimmer. Die Kinder waren sehr lebhaft, aber gutmütig. Sie lärmten und schrien oft mörderlich, der Vater durfte aber nur auf den Stock sehen, der an der Tür hing, und der Spektakel hatte gleich ein Ende. Dem

größeren Knaben hatte ich für diese Gelegenheit ein Schnaderhüpfel verfaßt und eingelernt, welches lautete:

Mein Vater, der schaut nur
Auf'n Stock, redt nit viel,
Und da renn i glei fort,
Weil i weiß, was er will.

Als der Knabe dieses Liedchen zum erstenmale sang und davonrannte, meinte ich wirklich, es würden alle vor Lachen platzen.

Ein ganz ausgezeichnetes Exemplar von Jovialität und Gutmütigkeit, ja ein Unikum, war aber der Vater Gutsbesitzer.

Stelle dir einen Mann von einigen siebzig Jahren vor, korpulent, mit spärlichen Haaren, aber noch jugendlich lebhaft, der einen grauen Rock von Molton, graue Gamaschen und auch eine graue Pudelmütze trägt, der nur allein in seinen Füßen sein Alter fühlt und daher einen trippelnden Gang hat, aber doch täglich des Morgens vom Schlosse über den hohen Berg in den Meierhof herabtrippelt, bloß allein um die Katzen mit Mäusen zu füttern, welche er oben im Schlosse fängt. Nimm noch dazu, daß der Mann über alles und zu allem lacht, grüße ihn und er lacht, erzähle ihm die traurigste Geschichte und er lacht; ich glaube, du dürftest ihm sagen, sein Sohn sei gestorben, und er würde lachen; wenigstens hat er mir einmal von seinen fürchterlichen Gichtschmerzen erzählt und dabei immer gelacht. Und er lachte so laut, so herzlich, daß man unwillkürlich mitlachen mußte.

Ich hatte mich bei dieser Familie wirklich um einige Tage länger aufgehalten als meine Amtshandlung erforderte, ich denke aber immer noch mit Vergnügen daran.

Ich mußte aber auch eine Untersuchung führen, wobei ich meiner Pflicht gemäß, obschon ich sie so schonend als möglich ausübte, dennoch einen Menschen in das Unglück stürzen mußte, und welches daher meinem Herzen sehr wehe tat.

Ich wurde nach D—g abgeordnet, und zwar infolge einer Anzeige des Kreisamtes, daß bei der dortigen Steuerkasse große Rückstände haften. Ich fand in dem dortigen beeideten Steuer-

einnehmer einen stillen, gebildeten, liebenswürdigen Mann, dem ich aber einen verborgenen Kummer auf den ersten Blick ansah.

Ich schritt an die Untersuchung, Repartition, an die Journale, Einzahlungen der Untertanen und Abquittierungen derselben. Alles war in der besten Ordnung, nur in der Kasse war es nicht richtig. Ein Abgang wurde mir gleich klar, aber wie groß die Summe desselben sei, das konnte ich erst durch eine langwierige Liquidation mit allen Untertanen der großen Herrschaft herausstellen.

Auch war ich in meinem Innern überzeugt, daß es der Steuereinnehmer selbst sei, der die abgängige Summe defraudiert habe; denn ich sah wohl, wie ihm der helle Angstschweiß auf der Stirne stand, wenn er mit mir arbeiten mußte, um diese Summe ins klare zu bringen. Übrigens flößte mir dieser Mann so viele Teilnahme ein, daß ich mich heimlich um seine häuslichen Umstände genau erkundigte. Der Herrschaftsinhaber, welcher mit seiner Frau selbst auf dem Gute gegenwärtig war, gab ihm das Zeugnis eines äußerst braven, fleißigen Mannes, die Untertanen priesen seine freundliche Zuvorkommenheit, aber er hatte eine Frau und sieben Kinder, deren ältestes 11 Jhre alt war; konnte er wohl mit einem Gehalte von 300 fl. leben?

Endlich nach einer mühsamen Arbeit von einigen Wochen zeigte sich ein Abgang von 9000 fl., der von den Untertanen eingezahlten, aber in die ständische Kasse nicht abgeführten Steuergelder.

In dem Augenblicke, als diese Summe richtig gestellt war, hätte ich ihn vernehmen, um die Verwendung derselben befragen und ihn, wenn er sie selbst defraudiert hatte, dem Gerichte zur Bestrafung übergeben sollen; allein, ich hatte zu großes Mitleid mit ihm und suchte daher womöglich ihn noch zu retten. Ich hielt also das Resultat meiner Liquidation geheim, und da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß R—r einen Schwager habe, der ein sehr wohlhabender Mann und sogar selbst Gutsbesitzer sei, so schrieb ich an diesen und ersuchte ihn, mich mit seinem Besuche zu beehren, um in einer, seines Schwagers Ehre und Zukunft betreffenden sehr wichtigen Angelegenheit mit mir Rücksprache zu pflegen.

Der Herr kam, und sein Benehmen sowie seine Äußerungen flößten mir keine große Hoffnung ein. Indessen sagte er, er wolle die Sache überlegen, und versprach mir binnen einigen Tagen seinen Entschluß kundzugeben.

Als Einschiebsel zur traurigen Geschichte muß ich sagen, daß es mir nebenbei nicht unlieb war, meine Untersuchung so lange zu verzögern als möglich. Die Liebe war mit im Spiele, die Liebe, welche alles verschönert. Der Verwalter hatte ein Töchterlein, 18 Jahre alt, schön und frisch, fröhlich und liebenswürdig, wie mir kein zweites Mädchen mehr vorgekommen ist. Auf dem Lande nähert man sich schneller und leichter. Wir musizierten miteinander, wir gingen miteinander spazieren, wir liebten uns herzlich, innig, rein. Das war eine Liebe ohne Begierden, ohne Dornen, eine Glut, welche unsere Herzen erwärmte, ohne zu brennen. Wenn ich es überhaupt jemals bereut hätte, oder auch nur hätte bereuen *können*, nicht geheiratet zu haben, so würde ich es bereuen, *dieses* Mädchen nicht zu meiner Lebensgefährtin gewählt zu haben. Allein, auch in diesem Falle hätte mich ein tiefer Schmerz erwartet, denn sie starb schon im 24. Jahre ihres Alters.

Der Brief des Schwagers des Steuereinnehmers kam an und meldete, er könne für den Armen nichts tun, da er sein Erspartes für sich selbst und seine Familie brauche, und schloß mit der grausamen und hartherzigen Phrase: „Hat mein Schwager das Geld angebracht, so mag er selbst sehen, wie er es bezahlt."

Es war mir nun unmöglich, den Armen zu retten, und es blieb mir nichts übrig, als ihn zu verhören und ein Protokoll mit ihm aufzunehmen. Als ich ihn überwies, daß an den eingezahlten Steuergeldern 9000 fl. mangeln, brach er in ein lautes Schluchzen aus und sagte: Ich habe schon gewußt, daß die Summe sich so hoch belaufen würde; und als ich ihn fragte, wozu er das Geld verwendet habe, antwortete er: Die Not zwang mich dazu, es für meine Familie zu gebrauchen, ich konnte mit jährlichen 300 fl. nicht neun Personen erhalten. Es ist schon zwölf Jahre her, daß ich alle Jahre von den Steuergeldern etwas zu Hilfe nahm, ich wußte aber immer bei Kreis-

amtsuntersuchungen den Abgang mit fremden Geldern für den Augenblick zu decken. Jetzt ist mein Verbrechen offenbar, ich weiß, daß ich verloren bin, Gott sei meinem Weibe und meinen armen Kindern gnädig!

Ich mußte den Verbrecher nun an das Kriminalgericht abliefern, von welchem er zu acht Jahren Gefängnis verurteilt wurde, und er starb im dritten Jahre seiner Gefangenschaft. Doch gelang es mir noch, bei dem guten Herrschaftsbesitzer eine kleine Pension für seine Frau zu erwirken.

XII.

Die Theater in Wien. — Das Nationaltheater. — Die Schauspieler desselben. — Das Kärntnertortheater und seine Mitglieder.

Ich werde jetzt von den Theatern in Wien alles, was ich aus den älteren Zeiten davon weiß und dessen ich mich noch erinnere, mitteilen.

Ich weiß wohl, daß ich diesen Gegenstand nicht ganz erschöpfen kann; allein, man wird doch Einzelheiten darin finden, welche die jetzige Generation nicht weiß, und besonders werden ausführliche Charakterskizzen über beliebte verstorbene Schauspieler willkommen sein.

Diese Abteilung wird einen größeren Raum in meinen Memoiren einnehmen, aber theatralische Zustände und Personen waren ja immer beliebte Gegenstände der Konversation der Wiener.

Das k. k. Theater nächst der Burg, in den früheren Zeiten Nationaltheater genannt, stand immer unter der Ägide des Kaisers, und ein von dem Kaiser ernannter Intendant leitete es. Die Schauspieler desselben wurden unmittelbar aus der kaiserlichen Kasse bezahlt und waren wirkliche k. k. Hofschauspieler.

Von jener Epoche, wo Bernardon und Hanswurst ihre Lazzi machten, ist mir nichts mehr bekannt, und da ich in meinen Memoiren nur über das schreiben will, was ich selbst gesehen und gehört habe, so werde ich hier nur kleine Schilderungen von jenen Schauspielern entwerfen, an welche ich mich noch erinnere.

Als ich dieses Theater zu besuchen anfing, bildeten noch die alten Schröderschen[1] und Jüngerschen[2] Lustspiele, Rit-

[1] Friedr. Ludwig Schröder, der große deutsche Schauspieler, geb. Schwerin, 2. November 1744, gest. auf seinem Landgut Rellingen bei Hamburg, 3. September 1816, 1781—85 Mitgl. des Wiener Hofburg-Theaters, dann Direktor in Hamburg. — S. Berthold Litzmann, Friedr. L. Schröder, 2 Teile, Hamburg und Leipzig 1890/94.

[2] Johann Friedr. Jünger, geb. Leipzig, 15. Februar 1759, gest. Wien, 25. Februar 1797; der bedeutendste Lustspieldichter seiner Zeit, 1789—94 Hoftheaterdichter in Wien. Auch Romanschriftsteller.

terkomödien von Schlenkert[1] und Kalchberg[2] und einige Trauerspiele von Ayrenhoff[3] das Repertoire.

Herr Lange[4] war der erste Held dieser Bühne, und sein Andenken hat sich von allen am längsten erhalten. Noch jetzt hör' ich alte Kunstfreunde seufzen: „Ach, unser Lange, der war ein Schauspieler, wie nach ihm keiner mehr gekommen ist. Wer Lange nicht gesehen hat, weiß nicht, was Schauspielen heißt!" Die guten Leute urteilen nach dem Eindrucke, dem sie sich damals so willig hingaben, wo die deutsche Schauspielkunst noch in der Wiege lag, und Pathos, Tonfülle, Manier und Effekthascherei mehr galten als natürliche Darstellung. Ein Schauspieler durfte damals nicht sprechen, wie man im gewöhnlichen Leben spricht, er mußte schreien und die ganze Tonleiter herabsingen.

Wieder auf unseren Lange zu kommen, so besaß er vor allem ein besonders ausdrucksvolles Gesicht, sehr scharfe, hervortretende Züge und Tränensäcke an den Augen, wie ich in meinem Leben keine so herabhängenden bei einem Menschen gesehen habe. Er war von mittlerer kräftiger Statur, aber gut gebaut. Seine Vorzüge waren eine starke sonore Stimme, Deutlichkeit im Vortrage, und vor allem die Geschicklichkeit, sich in edlen, malerischen Stellungen zu präsentieren, welche er durch Drapierung seiner Gewänder in Kostümrollen noch auffallender zu machen verstand. Zu dem letzteren verhalf ihm

---

[1] Friedr. Christian Schlenkert, geb. 8. Februar 1757 zu Dresden, gest. zu Tharandt 1826, Staatsbeamter, seit 1791 privatisierend, seit 1815 Lehrer der deutschen Sprache an der Forstakademie zu Tharandt.

[2] Joh. Nep. v. Kalchberg, geb. auf Schloß Pichl in Steiermark, 15. März 1765, gest. Graz, 3. Februar 1827. Staatsbeamter, dann ständischer Vertreter.

[3] Kornelius Hermann v. Ayrenhoff, geb. Wien, 28. Mai 1723, gest. daselbst, 14. August 1819. Feldmarschalleutnant, 1803 in den Ruhestand.

[4] Joseph Lange, geb. zu Würzburg, 1. April 1751, gest. Wien, 18. September 1831, ursprünglich Maler, Sonnenfels bringt ihn zur Bühne; 1770—1810 am Wiener Hoftheater, pensioniert, 1817—21 neuerdings engagiert. Um 1780 vermählt mit Mozarts Schwägerin Luise Marie Antonie Weber. S. „Biographie des Joseph Lange, k. k. Hofschauspielers. Wien, bey Peter Rehms sel. Witwe, 1808."

sehr, daß er auch ein guter Maler war; von ihm befinden sich mehrere Porträte in der k. k. Schauspielergalerie[1].

Seine Deklamation war immer pathetisch, aber sehr unrichtig. So wie ein Teig die Form jenes Gefäßes annimmt, in welchem er gebacken wird, so wurde auch jede Rolle, welche er — meistens sehr schlecht — memorierte, nicht der Ausdruck des Charakters, den er darstellen sollte, sondern er spielte sich immer selbst. Römer und Griechen, Ritter und Amtleute, alle waren Langes. Verse konnte er durchaus gar nicht sprechen. Das Pathos hatte er sich so angewöhnt, daß er auch im gesellschaftlichen Leben das Unbedeutendste nicht ohne seinen gewöhnlichen Tonfall sprechen konnte. Ich begegnete ihm einst auf der Straße, mit einer wichtigen Miene faßte er mich am Arme und zog mich unter ein Haustor. „Stellen Sie sich vor, liebster Castelli," sprach er salbungsreich, „ich komme soeben vom Grafen Palffy, und — und" — „Nun?" fragte ich, Wichtiges ahnend, „und — er war nicht zu Hause."

Ungeachtet aller dieser Fehler, brachte es Lange aber bloß durch die Kraft und das Feuer seiner Rede und durch seine malerischen Stellungen dahin, daß er der Abgott der Wiener wurde.

Als er in Pension getreten war, spielte er noch mehrere Gastrollen im Theater an der Wien; allein, das Feuer war zum Rauch geworden, und der Schauspieler Ziegler sagte mit Recht von ihm: „Lange trägt sich selbst zu Grabe."

Ein Liebling zweier Musen, Melpomenens und Thaliens, war Brockmann. Die Darstellungen dieses vollendeten Künstlers in ernsten sowie in komischen Akten werden mir stets unvergeßlich bleiben. So schön reden und sogleich so zum Herzen sprechen konnte seit ihm kein Schauspieler mehr, selbst Anschütz nicht, der mehr breit redet als Brockmann[2].

---

[1] Sein Selbstporträt als Tellheim in „Minna von Barnhelm", dann die Porträte von Brockmann und der Betty Roose in der Porträt-Sammlung der General-Intendanz. — Von ihm ist auch das Porträt Ign. Sonnleithners im 2. Band dieses Werkes.

[2] Joh. Franz Hieronymus Brockmann, geb. zu Graz, 30. September 1745, gest. zu Wien, 12. April 1812. Neben Fleck der erste Heldenliebhaber und Charakterdarsteller Deutschlands. Besonders berühmt

Sein Ton schmeichelte sich sozusagen ins Innerste, und wenn er eine Erzählung vorzutragen hatte, so war es ein echtes deklamatorisches Meisterstück.

In Rollen tragischer Heldenväter, wie z. B. Regulus, Odoardo-Galotti, tragierte er nicht, fiel nie in die gewöhnliche Heldenmanier, aber er wirkte tief, und sah man ihn dann als alten Klingsberg, so stattete er diesen alten Lebemann mit den feinsten Schattierungen des Mutwillens aus. Es gab nur einen Brockmann und keinen mehr.

Neben ihm stand Madame Nouseul[1], die Gattin des im Theater auf der Wieden angestellten Herrn Nouseul[2]. Sie spielte Mütter und besaß alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, welche sie dazu befähigten: ein tiefes, volltönendes Organ, körperliche Fülle, ein sprechendes Auge und Gemüt.

Madame Adamberger[3] geborene Jaquet, die Mutter unserer später allgemein beliebten und geschätzten Mlle. Adamberger[4], war die personifizierte Grazie. Sie war im Besitz naiver Mädchen und junger Frauen, man kann sich nichts Anmutigeres und Reizenderes denken, als derlei Rollen von ihr dargestellt zu sehen, und ihre Kunstjugend blieb ihr bis in ihr

---

war sein Hamlet. Kam 1778 ans Wiener Hoftheater, dessen Direktor er von 1789—91 war.

[1] Rosalia Nouseul, geb. Lefèvre, geb. zu Graz, 5. Mai 1750, gest. zu Wien, 24. Januar 1804. (Totenprot. d. Stadt Wien.) Am Hoftheater von 1780—1804, ihr Gatte (seit 1770):

[2] Joh. Jos. Nouseul, geb. 1742, gest. zu Wien, 8. Dezbr. 1821 im Versorgungshause, Mitglied des Hoftheaters 1779—1781 und 1800 bis 1814. — (Totenprot. d. Stadt Wien.) Sonnleithner (Materialien usw.) führt ihn 1790—93 als Mitglied des Theaters auf der Wieden an. — S. „Gallerie von teutschen Schauspielern, Wien 1783", S. 169. — Bäuerle erzählt in seinen „Memoiren" (S. 181 f.) von dem Ehepaar eine romantische Liebesgeschichte, wonach N. ein Graf gewesen sei, und anderes Anekdotische.

[3] Maria Anna (Nanny) Adamberger, geb. zu Nürnberg, 23. Oktober 1752 (1753?), Tochter des Hofschauspielers Karl Jacquet, seit 1780 mit dem Hofsänger Jos. Adamberger vermählt, 1768 Mitglied des Hofburgtheaters, pensioniert 1804, gest. 5. November 1804 zu Wien.

[4] Über diese später.

spätes Alter treu; denn als sie von der Bühne abtrat, spielte sie noch als letzte Rolle die Gurli[1].

Wie Herr Müller[2] zu dieser Kunstanstalt kam und, was noch mehr, wie er sich den Ruf eines guten Schauspielers erringen konnte, das hab' ich niemals begreifen können. Der Mann war ein wahrer Kunstpedant, jeder Schritt ein abgemessener, sein Ton hatte einen Klang wie ein zerbrochener Tonkrug, und er hing an jedes Wort ein e an. So deklamierte er zum Beispiel im „König Lear": Jonerille! Jonerille! Tigere nicht Tochtere! Der Mann wollte auch gar nicht aufhören, Komödie zu spielen, in seinem hohen Alter hab ich selbst noch mit ihm und einer Dilettantengesellschaft im Schloßtheater zu Schönbrunn gespielt.

Ein Herr Bergopzoomer[3] spielte die Intrigants. Er suchte durch Gebärden, Ton, Gesichtsmalerei immer zu bewirken, daß das Publikum gleich bei seinem ersten Auftreten wußte, das ist der Spitzbube im Stücke, ja, er ging so weit, daß er sich Erbsen in die Schuhe legte, damit er ja nicht fest auftreten konnte. O Schauspielerei, wie warst du damals in der Kindheit!

An die übrigen Älteren weiß ich mich nur noch schwach zu erinnern; nur von Stephanie dem Jüngeren[4], der zugleich

---

[1] In Kotzebues „Die Indianer in England": L. 3 A. 1. Aufg. in Reval 1789. — Das Urbild von Claurens Romanheldinnen.

[2] Joh. Heinr. Friedr. Müller, genannt „Müller Vater", eigentlich Schroeter, geb. zu Halberstadt, 20. Februar 1738, gest. zu Wien, 8. August 1815. Am Hof- u. Nationaltheater 1760—1801; zu seinen besten Rollen gehört der „Just" in der „Minna von Barnhelm"; 1776 machte er die bekannte Reise durch Deutschland im Auftrage Kaiser Josephs II. Dramatischer Schriftsteller.

[3] Joh. Bapt. Bergobzoom, auch Bergopzoom(er), geb. zu Wien, 9. September 1742, gest. daselbst, 12. Januar 1804, Soldat im 7jährigen Krieg. Mitgl. des Hofburgtheaters 1774—82, dann 1791 ff. Dramat. Dichter. Als Richard III. war er der erste Schauspieler, der vom Publikum herausgerufen wurde.

[4] Gottlieb Stephanie, genannt der „Jüngere", geb. zu Breslau, 19. Februar 1741, gest. zu Wien, 23. Januar 1800, 1757 preußischer Husar, dann in österreichischer Gefangenschaft, Oberleutnant, 1769—99 Mitgl. d. Hofburgtheaters; Regisseur und fruchtbarer Theaterdichter.

Regisseur und Bearbeiter mehrerer Stücke war, weiß ich noch, daß er polternde Alte mit vielem Beifalle spielte.

Weidmann[1] war in meiner Jugendzeit der allbeliebte Komiker des Burgtheaters. Man erzählte, daß er durch folgenden derben Spaß zum Schauspieler geworden sei. Er war anfangs Statist, hatte Tische und Stühle auf die Bühne zu tragen und stumme Nebenpersonen vorzustellen. Dafür bekam er jedesmal einen Siebener (7 kr.). Einst hatte er mit mehreren anderen Diener vorzustellen, und als der Herr sie mit den Worten anspricht: „Warum redet ihr denn nicht?" worauf sie nichts antworten sollten, antwortete Weidmann: „Um einen Siebener kann man nicht viel reden!" Das ganze Publikum brach darüber in lautes Gelächter aus, man erkannte dadurch komisches Talent in ihm, vertraute ihm erst kleinere, dann größere komische Rollen, sein Talent bildete sich immer mehr aus, und er wurde ein tüchtiger Komiker und der Liebling des Publikums.

Weidmann war von mittlerer Statur, etwas korpulent und machte fast immer ein sehr verdrießliches Gesicht, und eben dadurch wurden seine Späße wirksamer; er stieß auch die Worte meist mit Heftigkeit heraus und sprach gewöhnlich in österreichischer Mundart. Als Charakterdarsteller war er nicht sehr bedeutend, er war als Bittermann und als Hippeltanz immer nur der spaßige Weidmann.

Er sang auch mit einer erbärmlichen Stimme in Operetten, namentlich machte das Singspiel „Der Faßbinder[2]" bloß darum viel Glück, weil Weidmann als betrunkener Winzer sich so äußerst komisch in einem Haufen von Reifen zu verwickeln verstand.

Ich sehe ihn noch mit seinem finstern, griesgrämigen Gesichte auf dem sogenannten Theaterbänkchen sitzen. Es ist dies das noch jetzt bestehende Bänkchen beim Eingange auf die Bühne auf dem Michaelerplatze.

---

[1] Joseph Weidmann, geb. zu Wien, 24. August 1742, gest. daselbst, 16. September 1810. 1757—60 als Groteskfänzer bei Bunian, 1762—65 in Salzburg, 1766—71 in Linz. 1772 Wien. 1779 Regisseur.

[2] „Der Faßbinder", Singspiel von Johann Schenk, 1802.

Klingmann[1] war der auf alle Fürstenrollen grundbücherlich vorgemerkte Darsteller. Der Fürst in „Kabale und Liebe", der Fürst in „Dienstpflicht" waren von ihm stets mit den gehörigen Haupt- und Staatsaktionen dargestellt. Er dankte dies seiner hübschen Gestalt und seinen noblen Bewegungen. Seine Deklamation war pedantisch, die Worte preßten sich immer aus seinem Munde, und wenn er in einer Rolle gefiel, so hatte er dieses entweder dem Verfasser oder seinem gemachten Pathos zu danken, welchen das damalige Publikum so leicht für Kunst nahm. Wie wenig Verstand er besaß, mag folgende wahre Anekdote beweisen. Im Theater an der Wien wurde „Kolumbus" gegeben, und da unter Baron Brauns[2] Direktion sowohl die beiden Hoftheater als auch jenes an der Wien standen, so spielte Klingmann den Kolumbus. Als er bei der Leseprobe an die Stelle kam: „Was seh' ich hier? Weiten Ozean!" so wendete er sich nach den Worten: Was seh' ich hier? zu dem neben ihm sitzenden Schauspieler und sagte zu diesem: „Weiter, Ozean." Er glaubte vermutlich, dieser heiße im Stücke Ozean.

Später haben sich folgende Männer und Frauen einen Ruf bei dem k. k. Hofburgtheater erworben, welche bereits alle tot sind, denn über die Lebenden will ich nichts mitteilen.

---

[1] Philipp Friedr. Klingmann, geb. Berlin, 30. November 1762, gest. Wien, 5. November 1824, spielte bei der Döbbelinschen und Seylerschen Gesellschaft. 1785—91 bei Schröder in Hamburg; Mitgl. des Hofburgtheaters 1791—1802; auch Regisseur. — „Dienstpflicht", Schauspiel in 5 Akten von Iffland. Leipzig 1795. — „Columbus od. die Entdeckung der neuen Welt", historisch-romantisches Schauspiel in 6 Akten von Dr. Aug. Klingemann, Musik von Blumenthal d. A. 1. Okt. 1810 Theater a. d. W. 8 mal. (S. M.)

[2] Peter v. Braun, seit 18. März 1785 Freiherr, geb. 1758, gest. zu Wien, 15. November 1819, Truchseß, Reichshofrat, Hofbankier, Pianist und Komponist („Leonore" von Bürger), Pächter der beiden Hoftheater mit dem Titel eines k. k. Hoftheater-Vizedirektors, 1. August 1794 bis 25. Oktober 1806. — Eine Sehenswürdigkeit war sein seltsamer Kunstpark in Schönau. S. darüber in den „Traditionen" des Friedrich Anton v. Schönholz und in „Mein Leben" der Gräfin Lulu Thürheim. (Beide in n. Ausg. i gl. Verl.)

Die Herren Ziegler, Ochsenheimer, Koch, Roose, Krüger, Wilhelmi, Korn, Heurteur, Baumann, Koberwein.

Die Frauen Sophie Müller, Roose, Schütz, Koberwein, Weissenthurn.

Ziegler[1] war ein schöner Mann und wackerer Schauspieler. Vor allem gelangen ihm Rollen, in denen er unterdrückte Leidenschaft darzustellen hatte. Sein Organ war freilich etwas nasetönend, aber er war doch immer verständlich. Er hat auch viele Stücke geschrieben, welche damals nicht nur auf unserem Hoftheater, sondern auch auf allen deutschen Bühnen sehr gefielen und Repertoirestücke wurden, und wenn auch seine Schauspiele, wie „Barbarei und Größe" und die „Parteiwut" wieder verschwunden sind, weil sie nicht mehr in unsere Zeit passen, so hat er doch ein Lustspiel geschrieben, welches noch immer gegeben zu werden verdiente, dieses ist: „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person".

Ochsenheimer[2] war von allen Schauspielern der wissenschaftlich gebildetste. Er war besonders ein anerkannter Naturhistoriker, und sein Werk über Schmetterlinge, nach seinem Tode von seinem Schüler Treitschke[3] fortgesetzt, gilt noch immer als eines der vorzüglichsten. Er war für Intrigants angestellt, und erwarb sich in diesen stets undankbaren Rollen,

---

[1] Friedr. Wilh. Ziegler, geb. zu Braunschweig 1759, gest. zu Wien, 21. September 1827. 1783—1822 am Hofburgtheater Regisseur und literar. Konsulent für deutsche Stücke. Dramat. Dichter. „Liebhaber und Nebenbuhler usw." Lustsp. in 4 Akten. (1792.) (Totenprot. d. Stadt Wien.)

[2] Ferdinand Ochsenheimer, geb. zu Mainz, 17. März 1767, gest. zu Wien, 1. November 1822, Mitgl. 1807—22, pensioniert; Dr. der Philosophie, Naturforscher. — „Naturgeschichte der in Sachsen einheimischen, noch nicht abgebildeten Schmetterlinge", 1. Bd. (Dresden 1803), dessen Fortsetzung: „Die Schmetterlinge Europas", 1.—4. Bd. (Lpz. 1807—16); der 5.—9. Bd. 1. Abt. (1825—32) von Treitschke.

[3] Friedr. Georg Treitschke, Dr. phil., geb. zu Leipzig, 29. Aug. 1776, gest. zu Wien, 4. Juni 1842, Operndichter und Opernregisseur 1801—11 und 1814—21, dann Hoftheatersekretär und Ökonom, 1841 provisorischer Leiter des Hofopherntheaters, dramat. Dichter u. Übersetzer.

wie Marinelli und Wurm, dennoch die allgemeine Anerkennung; später wurde er aber auch zu komischen Rollen verwendet, und gewöhnte sich in denselben ein hanswurstenartiges Grimmassieren an, welches er endlich auch in seine intriganten Rollen übertrug und dadurch fast unleidlich wurde.

Die Kochsche Familie kam auf Empfehlung Kotzebues, welcher damals eine Zeitlang Hoftheatersekretär war[1], nach Wien, und das Hoftheater konnte sich dazu nur Glück wünschen. Von der Zeit des Eintrittes dieser Familie an wurde der eigentliche Konversationston auf dieser Bühne heimisch, und die Natürlichkeit trat an die Stelle des auf Stelzen-Einherschreitens der Komödianterei.

Der Vater Koch[2] war früher Direktor mehrerer deutschen Bühnen und ein vortrefflicher Schauspieler in ernsten und komischen Alten. Die Natur hatte ihm nicht nur alles versagt, was zu einem guten Schauspieler notwendig ist, sondern ihn sogar mit dem beschwert, was ihn daran hindert. Er war unförmlich dick und seine Glieder waren ungelenkig. Seine Stimme war tief und hohl, und er hatte sogar einen Sprachfehler, wodurch seine Worte oft unverständlich wurden, so daß das Wiener Publikum von ihm das Bonmot machte: „Koch hat sich selbst (Koch) im Munde"; und dennoch wirkte er in vielen Rollen, wie z. B. als Abbé de l'Epée, Metellus im „Regulus" und Bürgermeister in den „deutschen Kleinstädtern", bloß durch seine Kunst, verbunden mit Natur, unwiderstehlich.

Seine Tochter, Frau Betty Roose[3], war eine schöne Frau

[1] Aug. v. Kotzebue war nach Alxingers Tode Hoftheatersekretär. (18. Oktober 1797 bis Dezember 1798.)

[2] Siegfried Gotthelf Koch (eigentl. Eckhardt), geb. zu Berlin, 26. Oktober 1754, gest. zu Alland bei Wien, 11. Juni 1831. Leiter des Frankfurter Theaters, dann Direktor des kurfürstl. Hoftheaters in Mainz. 1793—96 in Mannheim. Kommt 1798 nach Wien. Hauptrollen: Lorenz Stark, Abbé de l'Epée, Nathan.

[3] Betti (Elisabeth) Roose, geb. zu Hamburg, 20. Oktober 1778, gest. zu Wien, 24. Oktober 1808, seit 1798 in Wien. Liebling der Wiener, namentlich als Iphigenia, Ophelia, Polyxea, Jungfrau von Orleans. S. das Feuilleton von Gustav Gugitz „Ein Wiener Friedhofabenteuer (Der Kopf Betty Rooses)" im „Deutschen Volksblatt" (Wien) vom 1. November 1903, Nr. 5324.

mit einem herrlichen Kopfe und ausdrucksvollem Gesichte; sie war Darstellerin der ersten Rollen in Trauer- und Schauspielen, Gemüt und Sentimentalität (aber wahre, innige, nicht gemachte) waren ihre Hauptvorzüge, und dazu hatte sie die Natürlichkeit in der Darstellung von ihrem Vater geerbt. Schön und anmutig zugleich und im Besitz der besten Rollen, hatte sie das Publikum schnell für sich gewonnen. Sie starb in ihren besten Jahren, und man trauerte allgemein um sie. Ich selbst verfaßte folgendes Gedicht auf ihren Tod und ließ es bei ihrem Leichenbegängnisse verteilen.

Sie ist nicht mehr, die einzige, und düster
 Umfloret nun der Mimen Tempel sich,
Gesenkten Blickes stehen seine Priester
 Und trauern, daß sein schönster Schmuck verblich.
Da tönt aus Wolken plötzlich ein Geflüster,
 Und eine Stimm', die Äolsharfen glich,
Erscholl herab von hoher Himmelspforte,
 Verkündend den Betrübten diese Worte:
„Hört erst ihr Los und trocknet dann die Träne,
 Die euerm Aug' erpreßt gerechter Schmerz,
Thalia stritten sich und Melpomene,
 Wer diese Künstlerin — die Ernst und Scherz
Gleich herrlich dargestellt, — am ersten kröne.
 Da flog der Geist der Großen himmelwärts,
Dort werden beide nun — ihr sollt nicht weinen —
 Als Schwester sie zu krönen sich vereinen."

Herr Roose[1], ihr Gatte, war ein Musterdarsteller von Bonvivants und feinkomischer Bedienter. Kein deutscher Schauspieler wußte jemals den echten Konversationston so zu beherrschen wie er, und hätte unsere Hofbühne solche Schauspieler für alle Fächer im Lustspiele gehabt wie er, so würde sie mit der besten französischen Bühne haben in die Schranken treten können.

Was soll ich von dem liebenswürdigsten aller Schauspieler, von Max Korn[2] sagen? Er gehörte zu den ältern und zu den

[1] Friedrich Roose, eigentl. Roos, geb. zu Limburg 1767, gest. zu Wien, 29. Mai 1818, 1799 vermählt mit Betti Koch, Mitgl. des Hofburgtheaters seit 1798, seit 1802 Regisseur.

[2] Maximilian Korn, geb. zu Wien, 17. Oktober 1782, gest. daselbst, 23. Januar 1854, Mitgl. des Hofburgtheaters 1802—50, dann pensioniert.



BETTY ROOSE
geborne Eckart genannt Koch
K. K. Hof=Schauspielerin.

neueren Schauspielern, er war der Liebling der frühern und der gegenwärtigen Generation. Ich selbst spielte mit ihm noch auf Haustheatern. Mit Recht hieß und war er der erste Liebhaber, denn alle Welt mußte ihn lieb haben. Seine edle Gestalt, sein offenes, freundliches Gesicht, sein feines, anständiges Benehmen, welches nie mit dem Firnis der Komödianterei übertüncht war, die herzliche Gutmütigkeit im Vortrage, alle diese Eigenschaften hätten ihn auch ohne seine Kunstbegabung zum Liebling jedes Publikums machen müssen. Er war aber auch über alles dies noch ein vortrefflicher Mensch, brüderlich, zuvorkommend gegen alle seine Kollegen, nicht nach den besten Rollen schnappend, und niemals intrigierend. Als Redner war er noch vortrefflicher wie als Schauspieler, darum war auch Julio Romano in Ölenschlägers „Correggio" eine Glanzrolle von ihm.

Korn spielte durch 40 Jahre Liebhaber, und noch bei seinem Abgang von der Bühne war er als solcher immer noch lieber gesehen als alle Jüngern.

Krüger[1] war eine Zierde des Wiener Hoftheaters sowohl im Rührenden als im Komischen. Alte Gecken, wie den Hofmarschall Kalb und den alten Wallenstein im „Spieler" hab' ich mit dieser Wahrheit nie mehr darstellen gesehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß er etwas nach Effekt haschte und daß ihm kein Autor den Vorwurf machen konnte, er habe in einer Rolle zu wenig getan; aber seine dargestellten Charaktere waren doch immer ein schönes, kunstgerechtes, abgerundetes Ganze.

Nicht auf dieser hohen Kunststufe stand der Krüger in seinen Rollen nachfolgende Wilhelmi[2], aber er füllte seinen Platz doch ehrenvoll aus und wußte sich durch Fleiß die Gunst des Publikums zu gewinnen.

---

[1] Karl Friedr. Krüger geb. zu Berlin, 18. Dezember 1765, gest. zu Wien, 21. April 1828; Schüler Flecks in Berlin, 1791—93 unter Schillers und Goethes Leitung in Weimar, 1795 bei Spengler in Prag, 1800 Direktor in Leipzig, seit 1802 in Wien; Regisseur.

[2] Friedr. Wilhelmi, eigentl. von Panwitz, geb. zu Schlicha in Preußen, 21. April 1788, gest. zu Wien, 2. Mai 1852; 1822—52 am Hofburgtheater. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

Heurteur[1], der Heldenspieler, hatte sich ganz nach Lange gebildet; ein kräftiges, wohlklingendes Organ, eine männliche Gestalt und die Kunst, durch eindringende Deklamation und die gehörigen Heldenaktionen dem Publikum Sand in die Augen zu streuen, waren seine Vorzüge. Er war anfangs bei dem Theater an der Wien angestellt und gewann die allgemeine Aufmerksamkeit zuerst durch die Rolle des Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau". Von nun an spielte er auf dieser Bühne, auf welcher die Ritterstücke zu Hause waren, alle diese Helden mit zunehmendem Glücke. Um einen Beweis zu geben, wie genau dieser Mann sein Publikum kannte, will ich erwähnen, was mir selbst mit ihm begegnete.

Ich befand mich während der Aufführung eines Ritterstückes in der Garderobe und sagte zu Heurteur im Zwischenakte: „Nun, lieber Heurteur, Sie werden ja heute wieder ganz ohne Ende applaudiert." — „Ja," antwortete er mir, „wenn ich loslege, so müssen sie applaudieren. Es hängt nur von mir ab, ob und bei welcher Stelle meiner Rolle ich applaudiert werden will"; da ich darüber einige bescheidene Zweifel äußerte, trug er mir eine Wette um eine Bouteille Champagner an, er wolle bei einem gewissen Worte, welches ich ihm in seiner Rolle bezeichnen werde, applaudiert werden. Ich nahm die Wette an, ergriff seine Rolle, suchte mir eine lange Tirade darin aus und bezeichnete mitten in derselben das Wort „und". Er trat auf die Bühne, sprach die Tirade mit immer heftigerem Pathos, stieß dann das Wort und fürchterlich heraus, ließ dann, als ob ihm seine Stimme den Dienst versagte, diese langsam verhallen, ein Sturm von Applaus ging im Publikum los, und ich hatte meine Wette verloren.

Später wurde Heurteur im Burgtheater engagiert und gefiel auch hier, aber nur in jenem Rollenkreise. Man versuchte

[1] Nikolaus Heurteur, geb. zu Wien, 22. Mai 1781, gest. daselbst, 8. März 1841. Der erste Darsteller des Jaromir in der „Ahnfrau", und des Rudolf v. Habsburg im „Ottokar". Mitgl. des Hofburgtheaters 1802—07, 1811—16, 1821—42; 1819 Regisseur am Theater a. d. Wien.

es auch im bürgerlichen Schauspiel mit ihm, aber darin war er nicht anzusehen.

Herr und Frau von Koberwein[1] kamen beide noch jung zum Hofburgtheater. Er spielte Liebhaber und naive Burschen, wurde aber in den ersten Rollen von dem beliebten Korn in den Schatten gestellt, und zu den letzteren hatte er zu wenig Gewandtheit, auch ein gewisses Etwas in seinem Organ, das ihm die Darstellung erschwerte. Er gefiel anfangs durchaus gar nicht. Seine Frau wußte sich in sentimentalen jugendlichen Rollen früher die Gunst des Publikums zu erringen, denn sie war eine hübsche Blondine und weinte ein Erkleckliches. Erst nach ein paar Jahren drang Koberwein durch, teils weil Frau v. Weissenthurn, wie z. B. in ihrem Lustspiel: „Beschämte Eifersucht", ihm durch gute Rollen Gelegenheit gab, sich in günstigem Lichte zu zeigen.

Die Gunst des Publikums wird schwer erworben, wenn man sie aber einmal errungen hat, so wuchert sie fort, und die Geblendeten sehen sogar Gebrechen für Vorzüge an. So schwang sich auch Koberwein immer mehr empor. Auch sogar im Trauerspiele, in den Rollen des Corregio, des Wallenstein machte er ungeachtet einiger Manieriertheit Wirkung, und wurde unter die vorzüglichen Künstler gezählt. Er spielte bis in sein hohes Alter, wurde dann pensioniert und starb erst im 81. Lebensjahre.

Aus der sentimentalen Frau Koberwein wurde später ein recht liebliches Mütterchen, das seine gutmütigen alten, geschwätzigen Wirtschafterinnen und Bürgersweiber recht wirkungsreich herabspielte, aber meistenteils des Guten zu viel tat.

Sophie Müller[2] war eine tüchtige Schauspielerin, durch

[1] Joseph Koberwein, geb. zu Kremsier in Mähren 1774, gest. zu Wien, 30. Mai 1857, Sohn des Schauspieldirektors Simon Friedr. Koberwein (geb. zu Wien 1733), am Hofburgtheater 1796—1847. Pensioniert. Regisseur. — Sophie Wilh. Marie Koberwein, geb. Bulla, seit 1808 vermählt mit d. v., geb. zu Karlsruhe, 5. März 1783, gest. zu Wien, 20. Januar 1842. Kam 1803 von Frankfurt a. M. nach Wien. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

[2] Sophie Müller, Tochter des badischen Hofschauspielers Karl Müller, geb. zu Mannheim, 19. März 1803, gest. zu Hietzing b. Wien, 20. Juni 1830. Kam 1822 von Mannheim nach Wien.

ihr eigenes tiefes Gemüt fand sie den Weg zum Gemüte des Publikums. Das hübsche, anmutige Mädchen half der Schauspielerin empor. Rollen wie Olga und die blinde Gabriele spielte sie mit vielem theatralischen Aplomb. Sie wurde zu früh der Bühne und dem sie schätzenden Publikum durch den Tod entrissen.

Frau Löwe[1] war eine hübsche Frau und für Anstandsdamen ganz geschaffen, besonders verstand sie es, sich immer sehr vorteilhaft und nach der letzten Mode zu kleiden. Sie galt den Wiener Frauen als ein lebendes Modebild. Ihrem Spiele kann man nicht vorwerfen, daß sie übertrieb, sie fiel sogar in den entgegengesetzten Fehler, sie wurde ihrer Rolle aus übertriebener Dezenz selten ganz gerecht. Sie stellte ihre Charaktere fast immer grau in grau dar und wußte Schatten und Licht nicht geschickt zu verteilen. Doch war sie eine sehr beliebte Schauspielerin des Hofburgtheaters.

Frau v. Weissenthurn[2] war Schauspielerin und dramatische Dichterin. Als Dichterin hat sie mehrere Schauspiele, die aber ins Hypersentimentale ausarteten, und viele Lustspiele, welche besser waren, geschrieben. Ihre Stücke: „Welche ist die Braut?", „Beschämte Eifersucht" und einige andere haben sich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten. Als Schauspielerin war sie entsetzlich weinerlich und sang ihre Rollen in allen Tönen herab. Als Frau war sie sehr anständig, im Umgange anziehend und hatte sehr wenig Komödiantisches an sich.

Ich habe nun die verstorbenen Hofschauspieler, welche sich einen Namen machten, der noch jetzt oft genannt wird, nach meinem besten Wissen und Gewissen charakterisiert.

---

[1] Julie (Juliana) Sophie Löwe, Schwester Ludwig Löwes, geb. zu Dresden 1786 [Wurzbach] [Th.-Lex. 1790], gest. zu Wien, 11. Novbr. (Okt.?) 1852 (?). 1810—12 am Theater a. d. Wien, Hofburgtheater 1815—42.

[2] Johanna Franul v. Weißenthurn, geb. Grün(e)berg, geb. zu Koblenz 1773, gest. zu Wien, 17. Mai 1847, 1789—1842 am Hofburgtheater, 1791 verehelicht, 1839 erhielt sie die goldene Ehren-Zivilmedaille. Fruchtbare Bühnendichterin.

Die größte Gage eines Hofschauspielers war jährlich 2000 fl. Man wußte nichts von Spielhonorar, Garderobegeld, freien Einnahmen usw. Doch geschah es manchmal, obwohl äußerst selten, daß Kaiser Joseph, wenn er mit dem Spiele eines Schauspielers zufrieden war, ihm die ganze Tageseinnahme zu geben befahl.

Es wurden sowohl Schauspiele als Opern, sowohl im Burg- als im Kärntnertortheater gegeben. Die Dekorationen dazu mußten immer von einem Theater in das andere transportiert werden. Als Kotzebue die „französischen Kleinstädter" übersetzt und die „deutschen Kleinstädter" verfaßt hatte, wurden an demselben Tage die letzteren im Burg- und die ersteren im Kärntnertortheater gegeben.

So wie jetzt am Allerseelentage in allen Theatern „Der Müller und sein Kind" gegeben wird, so wurde damals in allen Nebentheatern „Don Juan", im Burgtheater aber stets „Rudolf von Felseck oder die Schwarztaler Mühle"[1] aufgeführt, worin die Zuseher das Vergnügen des haarsträubenden Entsetzens genossen, Herrn Lange über Totenschädeln wandeln zu sehen.

Schauspieler durften auch im Burgtheater damals noch herausgerufen werden und erscheinen. Auch erschien nach der Vorstellung immer einer der Schauspieler und kündigte an, was am nächstfolgenden Abende gegeben wird.

Das Kärntnertortheater und seine Mitglieder.

Die älteste Zeit, deren ich mich des Kärntnertortheaters zu erinnern weiß (und ich kann es nicht oft genug wiederholen, ich schreibe in meinen Memoiren keine Geschichte der Theater, sondern nur das, was ich selbst erlebte), sind die Jahre von 1791 angefangen.

In dieser Zeit wurden Schauspiele und Opern im Burg- und Kärntnertortheater wechselweise gegeben, Ballette aber nur im Kärntnertortheater allein.

---

[1] Von Joseph Korompay, Schauspieler; über ihn s. Wzb. 12, 470.

Von den italienischen Opern, welche früher mehrere Jahre ganz allein gegeben wurden, rede ich nicht, ich habe keine gehört.

Das Opernpersonal bestand früher aus folgenden: Madame Cavalieri[1], sie sang die Konstanze in Mozarts „Entführung aus dem Serail"; Dlle. Teyber[2], sang das Blondchen. Herr Adamberger[3], Belmonte; Herr Dauer[4], Pedrillo; Herr Fischer[5], Osmin.

Noch sangen in früheren Zeiten Mad. Stierle[6], Herr Ruprecht[7], Herr Fuchs[8], Herr Arnold[9], Dlle. Weber[10] (nachherige Mad. Lange, Frau des Schauspielers Lange), Herr Schindler[11], Herr Brenner[11]. Herr

---

[1] Katharina Cavalieri, geb. zu Währing (Wien) um 1760, gest. zu Wien, 30. Juni 1801, Mitgl. d. Oper 1778—1793; die erste Konstanze in Mozarts „Entführung aus dem Serail", zum erstenmal aufgeführt 12. Juli 1782 (O. Jahn, Mozart, III, 69).

[2] Therese Arnold, geb. Tayber (Teyber), geb. zu Wien 1765, Mitgl. 1778—91, pensioniert.

[3] Valentin Joseph Adamberger, geb. 1743, gest. 1803, Mitgl. (Tenor) 1780—1794; Gatte von Nanni Jacquet-Adamberger, s. d.

[4] Joh. Ernst Dauer, geb. Hildburghausen 1746, gest. Wien, 27. September 1812, Mitgl. d. Hofburgth. 1779 ff.

[5] Ludwig Karl Fischer, geb. Mainz, 18. August 1745, gest. Berlin 11. Juli 1825, Mitgl. (Baß) 1780—83.

[6] Marie Henr. Wilh. Stierle, geb. Mirk, geb. Hamburg 1762, Witwe 1783, gest. nach 1799, Mitgl. (1777—96) des Hofburgth., auch Sängerin.

[7] Jos. Martin Ruprecht, geb. Wien 1756, gest. daselbst, 7. Juni 1800; Mitgl. der Oper (Tenor) 1778—87, dann Hofkapellsänger; auch Schauspieler.

[8] Fux (Fuchs), Mitgl. 1778—83, auch Schauspieler, nachher bei Schikaneder am Th. a. d. Wien; gest. in Ungarn um 1785.

[9] Ferdinand Arnold, geb. zu Wien, Mitgl. (Tenor) 1778—79, dann 1785—88; Opernsänger in Hamburg, Berlin, Warschau, 1792 in Riga (dessen Gattin s. o. [2]).

[10] Aloisia Lange, geb. v. Weber, Gattin des Hofschauspielers Jos. Lange, die Schwägerin Mozarts, geb. Mannheim, 1759, gest. Frankfurt a. M. 1830, Mitgl. 1779—94.

[11] Irrtümlich; gemeint sind wohl: Dlle. Schindler, Mitgl. 1779 bis 1783, und Therese Brenner, geb. Szegedin 1763, Mitgl. 1779 bis 1782, dann 1784—87.

Walter[12], Mad. Fischer[13], Herr Günther[14], Herr Weiß[15], Herr Hofmann[16], Mlle. Gottlieb[17], Herr Distler[18].

Hofoperisten, welche ich selbst noch gesehen habe und über welche ich auch noch etwas mitteilen kann, sind folgende:

Mad. Willmann[19], eine hübsche, aber etwas hagere Frau, mit einer nicht sehr starken, aber reinen Stimme und geläufigen Kehle; da sie einige Verzierungen nicht übel machen konnte, so hielt man sie damals schon für eine große Bravoursängerin. Ihr Gatte war Violinspieler im Wiedner Theater.

Dlle. Gaßmann[20] die ältere, nachmalige Mad. Rosenbaum, starke aber etwas quiekende Stimme; sehr dicke Frau. Von allen Parten, welche sie sang, war nur die einzige Königin der Nacht jene, welche ihr die Ehre verschaffte, als solche

---

[12] Joseph Walter, geb. in Böhmen, Mitgl. 1779—83, auch Schauspieler.

[13] Barbara Fischer, geb. Strasser, Gattin des L. K. Fischer (s. o. [5]), geb. Mannheim 1758, gest. 1825, Mitgl. 1780—83, auch im Schausp. verwendet.

[14] Friedr. Guenther, geb. 1768, gest. 1800, Mitgl. (Baß) 1780—83, auch Schausp.

[15] Irrtümlich; gemeint ist wohl Anna Maria Weiß, geb. 1749, gest. Wien, 21. April 1811; Mitgl. 1779—80, dann 1786—87.

[16] Joh. Bapt. Hofmann, Mitgl. (Baß) 1778—94, zugl. Chordirigent.

[17] Josepha Doppler (Dobler), Tochter des Christoph Gottlieb, geb. Wien 1767, gest. daselbst, 18. Juli 1825, Mitgl. 1785—1814, auch Schauspielerin.

[18] Gemeint ist wohl die Frau des Schauspielers Jos. Anton Thomas Distler, Franziska, geb. Goebel, Mitgl. 1785—87, dann Sängerin im Rellstabschen Konzert zu Berlin.

[19] Willmann, seit 1798 verehelichte Galvani, geb. 1768, gest. Wien, 12. Januar 1802, Mitgl. 1795 ff.

[20] Therese Maria Gaßmann, um 1800 verehelichte Rosenbaum, geb. Wien, 1. April 1774, gest. daselbst, 8. September 1837, Mitgl. 1790—1824. — Halbfig. als „Königin der Nacht", fo. Leybold del. 1802, C. Rahl sc. in der Porträt-Sammlg. der k. k. General-Intendanz der k. k. Hoftheater.

in Kupfer gestochen zu werden. Von ihren übrigen Rollen wird andern ebensowenig im Gedächtnis geblieben sein als mir.

Ihre Schwester, Dlle. Gaßmann[1] die Jüngere, war ganz unbedeutend und nur zu Nebenrollen brauchbar.

Mad. Tomeoni[2] sang in der italienischen Oper, aber auch in der deutschen. Sie war eine liebliche Erscheinung und verband in der italienischen Oper mit einem hübschen Gesang auch ein artiges Spiel. In dem Singspiele „Die Müllerin" war sie vorzüglich.

Madame Sessi[3], italienische Manier, Sand in die Augen, kein Kern.

Dlle. Tepser[4] in Soubrettenparten nicht übel, üppige Gestalt.

Herr Saal[5], welcher noch vor zwanzig Jahren die Oberpriester sang, kommt schon im Jahre 1781 unter dem Personal der Hofoper vor. Ich kann nicht umhin, eine Äußerung zu erwähnen, welche ein Witzbold über diesen gravitätischen Sänger, der außer seinen Noten, welche er allerdings rein und mit sonorer Stimme sang, keine entfernte Idee von der Schau-

---

[1] Maria Anna Gaßmann, geb. Wien 1771 (ist also eigentlich die ältere), gest. daselbst, 27. August 1852, Mitgl. 1790—1824, mit dem Hofkapellmeister Peter Fuchs (Fux) vermählt.

[2] Irene Tomeoni, Witwe des Florido Tomeoni, dann verehel. Dutillieu, geb. Neapel 1760, gest. Wien, 12. Oktober 1830, Mitgl. der italienischen Oper 1791—1805, 1809—10; früher Primadonna in Neapel.

[3] An der deutschen Oper sangen zwei Sessi: Anna Maria, verehel. Neumann, geb. Rom 1790, gest. Wien, 9. Juni 1864, Mitgl. 1811 bis 1815, dann in Pest und Leipzig; — und Maria Theresia, geb. 1796, gest. nach 1834, Mitgl. 1812, dann Gesangslehrerin in Wien.

[4] Dlle. Tepser Mitgl. 1796—97; Debütierte im Theater a. d. Wien am 23. April 1804. (Sonnleithners Mat.)

[5] Ignaz Saal, geb. zu Geiselhöring in Bayern, 26. Juli 1761, gest. Wien, 30. Oktober 1836, Mitgl. (Baß) 1782—1821, als „k. k. Hofschauspieler" angestellt und pensioniert, auch Hofkapellsänger. — Dessen Sohn, Franz Saal, geb. um 1782, gest. Brünn, 15. Juni 1862, war Mitgl. 1808—11. — Es ist ungewiß, wann Castelli diese Stelle geschrieben hat.

spielkunst hatte, so bezeichnend laut werden ließ. Er behauptete, Saal sei auf alle Oberpriester grundbücherlich vorgemerkt, und wenn er bei irgendeinem Mönchkloster vorübergehe, so schreie der Pater Pförtner immer: „Gewehr aus!“

Herr Vogl[1] war schon im Jahre 1794 Mitglied des Hofoperntheaters. Später wurde er einer der beliebtesten deutschen Sänger. Seine Vorzüge und Schwächen habe ich besprochen in dem Aufsatze über meine Oper: „Die Schweizerfamilie“.

O Baumann, du mein lieber, lustiger Adam, der du in einem und demselben Stücke, dem „Dorfbarbier“, über zweihundert Male ganz Wien vergnügt hast! Es ist nicht sehr lange, daß du von der Bühne und von der Welt abgetreten bist, und viele deiner Bewunderer leben noch und unterhalten sich jetzt noch, wenn sie von deinen Darstellungen sprechen. Diesen werde ich wenig Neues von dir sagen können, und nur mein Lob wird in ihrem Innern widerhallen.

Der jüngere Baumann[2] war früher ebenso wie sein älterer Bruder, Schauspieler jener Bühne, welche ausschließlich dem Komus gewidmet war, nämlich der Leopoldstädter Bühne. Er war damals mittlerer Statur, mager; aber sein Gesicht war voll Ausdruck und dessen Muskeln von außerordentlicher

---

[1] Joh. Michael Vogl, geb. Steyer in Oberösterreich, 10. August 1768, gest. Wien, 20. November 1840, Mitgl. 1794—1821, genannt „der deutsche Barde“, Schubertsänger. R. H. Bartsch hat ihn in seinem Schubert-Roman „Schwammerl“ charakterisiert.

[2] Friedrich Baumann, der „Jüngere“, geb. zu Wien 1763, gest. daselbst, 12. April 1841. Wirkte bei der Eröffnung des Leopoldstädter Theaters unter Marinelli mit; dann in den beiden Hoftheatern und im Theater a. d. Wien. Mitgl. des Hofth. 1. März 1795 bis 1. Juli 1822, dann pensioniert. F. C. Weidmann schrieb für ihn den „Dorfbarbier“ (Musik von Schenk), den er mehr als 300 mal spielte. — Der „ältere“ Baumann, Anton, gest. in Wien 1808, war fast ausschließlich am Leopoldstädter Theater und einer der besten Komiker Wiens. „Prinz Schnudi“ in „Evakathel“; „besoffener Hausmeister“ im „Neusonntagskind“. — „Die Schwestern von Prag“, Singspiel, 2 A., von Wenzel Müller, Wien 1794; Text von Perinet nach Hafner.

Beweglichkeit; sein Vortrag war abgestoßen, hingeworfen, keck möchte man sagen, das R trat besonders schnarrend hervor. Er sang auch, zwar nicht schön, aber gerade so, wie er es zu seinen Rollen brauchte, und in einer seiner Forcerollen, dem Schneider Wetzwetz in den „Schwestern von Prag", konnte die Arie, welche er als Schwester sang, für eine der gelungensten Parodien auf alle großen Bravour-Arien gelten. Baumanns komische Gewalt lag in einem präzios komischen Ernste, in einer Art lustigem Ingrimme; er brachte seine Reden meist in kurzen Absätzen vor, was wir in unserer Lokalsprache „jemanden abschnalzen" nennen.

Als mehrere Kavaliere die beiden Hoftheater und das Theater an der Wien übernahmen, wurde er für alle drei Bühnen zugleich gewonnen und trat von der Leopoldstadt zu diesen über. Anfangs wurde er nur in kleinen Opern im Kärntnertortheater verwendet, darunter der „Dorfbarbier" die ausgezeichnetste war. Diese Operette hatte sich bloß durch Baumanns und Weinmüllers komisches Spiel so sehr die Gunst des Publikums gewonnen, daß das Haus bloß ihretwegen oft ganz gefüllt war und der umgekehrte Fall von jetzt eintrat. Wenn nämlich jetzt kleine Opern vor Balletten gegeben werden, so kommen die Leute gewöhnlich erst nach der Oper zum Ballett; damals kamen sie zum „Dorfbarbier" und gingen nach demselben fort. Ich bin auch nicht imstande, zu beschreiben, welches Vergnügen dieser „Dorfbarbier" und Baumann in demselben gewährten. Es war keine Darstellung mehr, es war die derbe, komische Natur selbst. Ein Souffleur war dabei vollends unnötig, denn die beiden Hauptpersonen, der Dorfbarbier und Adam, sprachen kaum ein vorgeschriebenes Wort, sondern extemporierten das ganze Stück hindurch. Es war ein Wettstreit zwischen zwei Komikern, ein Privatspaß, den sie sich miteinander machten, an dem aber das Publikum den lebhaftesten Anteil nahm. Es fehlte dabei nicht an Derbheiten aller Art, aber das Publikum nahm das nicht übel, sondern wollte sich nur einmal recht satt lachen.

Später, als das Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde,

trat Baumann ausschließlich zum Hofburgtheater über, und man kann sagen, er war der letzte Schauspieler im niedrig komischen Fache, den diese Bühne besaß. Keiner hat ihn nachher erreicht. Sein Gerichtsdiener in den „Deutschen Kleinstädtern", sein Bedienter im „Intermezzo", sein Peter Gutschaf in den „Organen des Gehirns" sind Rollen, in denen er lustig war und lustig machte, und die selbst die gewissen Herren mit Vergnügen ansahen, die jetzt gleich die Nasen rümpfen, wenn ein etwas markiger Spaß auf dieser Bühne vorkommt und vornehmtuend sagen: „So was gehört nicht auf das Burgtheater!"

Fräulein Sonntag[1], diese Perle der deutschen Oper, hatte sowohl den innern Wert als auch den äußern Glanz einer echten Kunstperle. Gesang und Spiel, Stimme und Geläufigkeit, Anmut und Gemüt vereinigten sich in ihr zu einem unwiderstehlichen Wesen. Jetzt entzückte sie durch ihre Kunstfertigkeit, und die Töne gleiteten wie rollende Edelsteine von ihren Lippen, jetzt sang sie sich wieder auf schmelzenden Tönen in die Herzen, jetzt erheiterte sie wieder durch ihr munteres, anmutiges Spiel. Dabei war sie auch ein hübsches Mädchen und hatte ein sehr feines, stets anständiges Benehmen. Ich weiß keinen Part, den sie nicht durch ihren Gesang und ihre Darstellung gehoben hätte, und wer sie nicht gehört und gesehen hat, darf bedauern, einen der glänzendsten Sterne am Himmel der Kunst nicht schimmern gesehen zu haben.

Von den Herren Weinmüller[2] und Vogl findet man in dem Aufsatze über meine Oper: „Die Schweizerfamilie" eine ausführliche Beurteilung.

---

[1] Henriette Son(n)tag, Tochter der Sängerin Franziska Sonntag, geb. zu Koblenz, 3. Januar 1806, gest. in Mexiko, 17. Juni 1854 an der Cholera. 1822 Gastspielausflug nach Wien, Mitgl. der Hofoper 1823—25, Kammersängerin, 1830 vermählt mit Graf Rossi.

[2] Karl Friedr. Klemens Weinmüller, geb. Dillingen in Preußen, 8. November 1764, gest. in Ob.-Döbling (Wien), 16. März 1828. Mitgl. d. Hofoper 1796—1821. Kammersänger und Ehrenbürger von Wien. Über Vogl s. o.

Fräulein Vondra, nachmalige Frau Treml[1]. Dieses sehr brauchbare Mitglied der Hofopernbühne besaß nur wenig Stimme, aber verstand sie gehörig zu gebrauchen und war dabei eine ganz gute Schauspielerin. In einaktigen Operetten, deren damals sehr viele, meistens französischen Ursprungs, zu Balletten gegeben wurden, füllte sie ihren Platz vortrefflich aus.

Herr Siboni[2] war ein italienischer Tenor, welcher sich aber die deutsche Sprache so zu eigen gemacht hatte, daß man ihn genau verstand, auch war er dem figurierten Gesang nicht so hold wie seine übrigen Landsleute, er suchte mehr durch Kraft als durch musikalische Verzierungen zu wirken und liebte die charakteristische dramatische Oper mehr als die immerwährende melodiöse Tändelei. Licinius in der „Vestalin" und „Ferdinand Cortez" waren seine vorzüglichsten Leistungen.

Fräulein Laucher[3] war mittelgut; sie sang und spielte nicht übel und war in der komischen Oper gut brauchbar, um so mehr, da sie auch ein hübsches Mädchen war. Als Agnes Sorel in der gleichnamigen Oper von Gyrowetz exzellierte sie.

Das Ballett war in seiner Glanzperiode, als Aumer[4] und Duport[5] Ballettmeister und die beiden Töchter Aumers,

---

[1] Therese Vondra, die „ältere" (zum Unterschied von Anna V.), geb. 1795, gest. zu Wien, 5. Januar 1816, 1813 Gattin des Hofth.-Dekor. Direktor Friedr. Treml. Mitgl. seit 1811.

[2] Giuseppe Siboni, geb. Bologna 1784, gest. Kopenhagen, 29. März 1839, Mitgl. 1810, k. k. Kammersänger, zuletzt Gesangsprofessor und Direktor der Singschule in Kopenhagen.

[3] Antonie Laucher, Mitgl. 1803—21, als „k. k. Hofschauspielerin" angestellt und pensioniert; außerdem eine Dlle. Cäcilie Laucher, Mitglied 1804—12.

[4] J. Aumer, gest. 1832; Ballettmeister 1814—20, dann in Paris, Brüssel; Ballettdichter („Alfred der Große"). Dessen Töchter: Theodora, seit 1818 vermählt mit Jean Rozier; Mitgl. 1814—28, und Julie, Mitgl. 1814—21.

[5] Louis Antoine Duport, geb. 1783, gest. zu Paris, 18. Oktober 1853, ehemals Tänzer und Ballettmeister, dann Pächter des Hofopern-Theaters, als Geschäftsführer Barbajas 1826—28, selbständig 1830—36.

die Bigottini[1], Aimée[2]; Herr Rozier[3] und Deshayes[4] Tänzer waren.

Aumers Ballette hatten immer eine interessante Handlung, jetzt wird der mimische Teil ganz verwahrlost, und das durch ein paar Stunden immerwährend fortdauernde Tanzen ermüdet. Jetzt füllen die Ballette immer den ganzen Theaterabend aus, dazumal wurde immer eine kleine niedliche Oper dazu gegeben.

Ich habe nie ein Ballett gesehen, welches nebst den Sinnen auch sogar aufs Herz und selbst auf die Ohren wirkte, wie dies bei dem Aumerschen Ballett „Nina" der Fall war. Mit der größten mimischen Meisterschaft spielte Frau Bigottini die wahnsinnige Nina; ihr großes, schwarzes, ausdrucksvolles Auge sprach deutlicher, als Worte es vermocht hätten. Dabei war ihr Tanz einfach, ohne viele Sprünge und Krafttouren, aber immer graziös. Eine Menuette, welche sie mit Deshayes tanzte, gefiel so außerordentlich, daß sie jedesmal wiederholt werden mußte.

---

[1] Emilia Bigottini, geb. Toulouse 1783, gest. Paris, 29. April 1858; Mitgl. 1814—15; berühmte Tänzerin in der Kongreßzeit, genannt „Das Ohr der Tauben" (über sie siehe Graf de La Garde, Gemälde des Wiener Kongresses, herausgegeben von Gust. Gugitz i. gl. V. 1912, I. Bd., 255 f., II., 257, an ersterer Stelle auch ihr Porträt).

[2] Gemeint ist Aimée Petit, Mitglied 1814—20; sie war die Geliebte des Oberstallmeisters Fürsten Ferd. Trauttmannsdorff während des Wiener Kongresses. (S. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, 1913, S. 272.) — Über sie: Fr. v. Gentz, Tagebücher, Leipz. 1873, I. 333; Vehse, Gesch. d. öst. Hofes. 1852, 9. T. S. 325. — In den vertrauten Berichten des Kommissärs Clement (im Polizei-Archiv d. Min. d. J.) lesen wir: „Die Tänzerinnen Bigottini, Aimée petite und die beiden Aumer machen auf den Fürsten Kaunitz, Grafen Trauttmannsdorff und Franz Palffy so tiefen Eindruck, daß Palffy Mittwoch, den 3. August 1814, abends, während die Tänzergesellschaft im Theater war, zwei Wagen Möbel vor dem Hotel vorfahren ließ, die aus Bettstätten, Kästen, Sofas, Sesserln und vier Matratzen mit Hirschhäuten überzogen und mehr dgl., alles von prächtiger Qualität, bestanden, deren Wert auf 4000 fl. angegeben wird."

[3] Jean Rozier, geb. Paris 1789, gest. München, 2. Januar 1861, Mitgl. 1815—26, 33, 34, dann Hofballettmeister in München.

[4] Deshayes, Mitgl. 1814—15.

Und auch die Musik zu diesem Ballett von Persuis[1] war meisterlich. Als Hauptmotive hatte er verständig Melodien aus Dallairacs[2] „Nina“ gewählt, um die Situationen dadurch verständlicher zu machen.

Ich habe dieses Ballett wohl zehnmal gesehen, aber andere zehnmal auch bloß gehört. Ich setzte mich nämlich auf die hinterste Bank im dritten Stockwerke, wo man nichts mehr sehen kann, und hörte bloß die Musik an, welche einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Neben den Aumerschen ernsten Balletten wirkten die mythologischen und idyllischen von Duport, worin er selbst und Fräulein Neumann[3], seine nachherige Gattin, wie die Elfen schwebten, auch allgemein.

Ein recht angenehmer Tenor und zugleich ein guter Schauspieler war ein Herr Lippert[4]. Den Bedienten im „Doktor und Apotheker“ z. B. sang und spielte er vortrefflich.

Kapellmeister und Kompositeure, von welchen Opern gegeben wurden, waren Schenk[5], Süßmayer[6], Mozart[7], Tey=

---

[1] Louis Luc Loiseau de Persuis, Direktor der Gr. Oper in Paris, geb. Metz, 4. Juli 1769, gest. Paris, 20. Dezember 1819; schrieb 20 Opern und Ballette.

[2] Nikolas D'Alayrac, geb. Mouret bei Toulouse, 13. Juni 1753, gest. Paris, 27. November 1809.

[3] Therese Neumann, seit 1812 Fr. Duport, Tochter des Anton Neumann, geb. Wien, gest. Baden bei Wien nach 1840, Mitgl. des Hofopernballetts 1807—15.

[4] Friedr. Karl Lippert, geb. Neuburg a. d. Donau in Bayern 1758, gest. Wien. 25. Mai 1803; Mitgl. (Tenor) 1786 bis 1790, 1796—1803, dramat. Dichter. (Totenpr. d. St. Wien.)

[5] Johann Schenk, geb. Wiener Neustadt 1753, gest. Wien, 29. Dezember 1836, Schüler von Wagenseil, der heimliche Harmonielehrer Beethovens, Komponist des „Dorfbarbier“ (1796), lebte ohne Anstellung nur der Komposition und dem Privatunterricht und starb in Dürftigkeit.

[6] Franz X. Süßmayer, geb. Schwanenstadt in Oberösterreich 1756, gest. Wien, 17. September 1803, Opernkapellmeister am Hoftheater 1792 ff., Schüler und Freund Mozarts.

[7] (Johann Chrysost.) Wolfgang Amadeus Mozart, geb. Salzburg, 27. Januar 1756, gest. Wien, 5. Dezember 1791.

ber[1], Dittersdorf[2], Wranitzky[3], Winter[4], Salieri[5], Joseph[6] und Thadä Weigl[7].

Die ältesten Opern, welche ich hier gesehen habe, waren folgende:

„Iphigenie", „Alceste" und „Orpheus" von Gluck[8]; „Das Irrlicht" von Umlauff[9]; „Der blaue Schmetterling"

---

[1] Franz Teyber (Tayber), geb. Wien, 15. November 1756, gest. daselbst, 22. Oktober 1810, dirigierte zuerst die Schikanedersche Theatertruppe auf ihren Wanderungen in Süddeutschland und der Schweiz, sodann in Wien; kurz vor seinem Tode k. k. Hoforganist. — „Die Dorfdeputierten" 1785.

[2] Karl Ditter v. Dittersdorf, geb. Wien, 2. November 1739, gest. Rothlhotta in Böhmen, 24. Oktober 1799. Forstmeister und Landeshauptmann von Freiwaldau (Schlesien), Musikschriftsteller. S. dessen Selbstbiographie (Leipzig 1801; in neuer Ausg. von Edg. Istel bei Reclam, Nr. 5103/4).

[3] Paul Wranitzky, geb. Neureusch in Mähren, 15. März 1756, gest. Wien, 28. September 1808; Hoftheater-Orchester-Direktor.

[4] Peter v. Winter geb. Mannheim 1755, gest. München, 17. Okt. 1825, Theaterkapellmeister daselbst, dann in Wien 1794—96, London, Paris.

[5] Antonio Salieri, geb. Legnano, 19. August 1750, gest. Wien, 7. Mai 1825, Kapellmeister am National-Hoftheater (nachmals Hofoperntheater) 1782—1824.

[6] Joseph Weigl, geb. Eisenstadt in Ungarn, 28. März 1766, gest. Wien, 3. Februar 1846, 1795 ff. k. k. Vize-Hofkapellmeister; 1804 erster Hofkapellmeister, 1805 bis um 1830 Musikdirektor der deutschen und italienischen Oper. Komponist der „Schweizerfamilie".

[7] Thaddäus Weigl, Zwillingsbruder des vor., gest. Wien, 10. Februar 1844, 1804 Kapellmeister am Hofoperntheater, dann Kunst- und Musikalienhändler.

[8] Christoph Willibald Ritter Gluck, geb. Weidenburg (Oberpfalz), 2. Juli 1714, gest. Wien, 15. November 1787; Hofkapellmeister Wien 1754 ff.; Musikdirigent Paris 1774—79.

[9] Ignaz Umlauff, geb. Wien 1756 (52), gest. daselbst (Meidling), 8. Juni 1796, mehrere Jahre Kapellmeister der deutschen Oper am National-Hoftheater; 1789 Substitut Salieris. Seine „Bergknappen" waren das erste deutsche Singspiel, das in Wien aufgeführt wurde. (17. Februar 1778.)

von Ulbrich[1]; „Die Entführung" von Mozart; „Zemire und Azor" von Gretry[2]; „Die Dorfdeputierten" von Teyber; „Der Schauspieldirektor" von Mozart; „Apotheker und Doktor" und der „Betrug durch Aberglauben" von Dittersdorf; „Der Baum der Diana" von Martini[3]; „Axur" von Salieri; „Don Juan" und „Nozze di Figaro" von Mozart und „Der Strazzensammler" von Weigl.

Im Jahre 1791 fing man an, in diesem Theater mit Opern und Schauspielen abzuwechseln.

Ballettmeister waren Vigano[4] und Muzarelli[5]. Die Gattin des ersteren[6], eine üppige Gestalt, glänzte besonders in zwei unbedeutenden Divertissements, wovon eines das rosenfarbene und das andere das weiße Pas des deux benannt waren, und welche durch die Farbe der Kleider, welche Madame Vigano trug, ihre Benennung erhielten und der Durchsichtigkeit dieser Kleider, wodurch sich der ganze üppige Körper zeigte, ihren Beifall dankten.

Im Jahre 1798 war Graf Colloredo[7] Intendant, Baron

---

[1] Maximilian Ulbrich, geb. Wien 1752, gest. daselbst 1814, war k. k. niederösterr. Landschaftsbeamter, Schüler Wagenseils. „Der blaue Schmetterling", heroisch-komische Oper in 3 Akten (Handschr. im Archiv der Ges. d. Musikfreunde in Wien).

[2] André Erneste Modeste Gretry, geb. Lüttich, 8. Februar 1741, gest. Montmorency bei Paris, 24. September 1813, französischer Opernkomponist von erstaunlicher Fruchtbarkeit.

[3] Joh. Paul Egyd Martini, eigentl. Schwarzendorff, geb. Freistadt (Oberpfalz), 1. September 1741, gest. Paris, 10. Februar 1816, Inspektor am Musikkonservatorium in Paris. Kirchenstücke, Opern.

[4] Salvatore Vigano, geb. Neapel 1769, gest. Mailand, 10. Aug. 1821; von ihm stammt das Buch zum Ballett „Prometheus", zu dem Beethoven die Musik schrieb. Ballettmeister am Wiener Hofth. 1793 bis 1798, dann 1803—06; auch Komponist und Maler.

[5] Antonio Muzarelli, geb. 1744, gest. Wien, 7. August 1821, Mitgl. 1791 ff. Ballettmeister seit 1794, k. k. Hoftanzmeister.

[6] Dessen Gattin Josepha Maria, geb. Medina (eigentl. Mayer), geb. Wien 1756, gest. 1821, Mitgl. 1793, 94, genannt „Terpsichore".

[7] Franz Graf Colloredo, geb. 28. Mai 1731, gest. Wien, 27. Oktober 1807, Oberstkämmerer, Oberster Hoftheaterdirektor 1796 bis 1806.



Die Tänzerin Vigano

(Anon. Stich)

von Braun[1] Direktor, Herr von Kotzebue[2] Sekretär, Herr Hägelin[3] Zensor.

In den späteren Jahren erhob sich das Hofoperntheater mit einem jeden Jahre auf eine höhere Stufe. Die größten Komponisten schrieben für dasselbe Opern, die ausgezeichnetsten Künstler in Gesang und Tanz waren bei demselben engagiert, das Orchester mit den größten Virtuosen besetzt, anerkannte Ballettmeister setzten Ballette in die Szene, immer war diese Bühne die vorzüglichste in ganz Deutschland, und — sonderbar genug — immer waren die Wiener damit nicht ganz zufrieden.

In der ganz neuesten Zeit aber, in welcher die Komponisten mehr mit Massen als mit Melodie, die Sänger — die Italiener nachahmend — mehr mit Schreien und Gurgeln als mit dem wahren dramatischen Gesang zu wirken suchen, hat sich eine Gattung von Opern, nämlich die echte komische, fast ganz verloren, nur wenige vermögen mehr ein Rezitativ zu singen oder ein Lied vorzutragen, wie es diese erfordert, sie sprechen keine Worte aus und wollen kein Wort mehr reden, sondern immerfort nur singen und trillern, und so haben wir keine eigentlichen dramatisch-musikalischen Darstellungen mehr, sondern nur Konzerte im Kostüm, und das Publikum, durch italienische Musik und Gesang verwöhnt, applaudiert dem, der am meisten schreit!

Gott besser's!!!

---

[1] Peter v. Braun s. o.

[2] August v. Kotzebue, geb. Weimar, 3. April 1761, ermordet zu Mannheim, 23. März 1819, Kaiserl. russ. Kollegien-Assessor, dramat. Dichter; k. k. Hofth.-Sekretär in Wien 1797—1798.

[3] Franz Karl Haegelin, geb. Freiburg i. B. 1735, gest. Wien, 16. Juni 1809, Regierungsrat; von Kaiser Joseph bei den Klosteraufhebungen verwendet; Theater-Zensor 1772—1805. S. über ihn: Carl Glossy, „Zur Geschichte der Wiener Theaterzensur", im Grillp.-Jahrbuch VII, 1897. S. 266ff. — Wzb. 7, 174.

XIII.

Das alte Theater auf der Wieden, dann an der Wien. — Drei ohne ihre Schuld verunglückte Schauspiele.

Das alte Theater auf der Wieden im Freihause wurde im Jahre 1786 von dem Baumeister Christian Roßbach[1] erbaut und auch einige Zeit von ihm geleitet. Dann kam es in die Hände eines Schauspielers namens Friedel[2], welcher es nur bis 1788 leitete. Hierauf übernahm es Anton Edler von Bauernfeld, mit welchem im Jahre 1789 Emanuel Schikaneder in Kompagnie trat. Vom Jahre 1790 bis zum Jahre 1801, wo das neue Theater eröffnet wurde, führte es Schikaneder allein.

Das Theater im Freihause war beiläufig so groß als das Josephstädter Theater, hatte aber nur zwei Stockwerke und sah einer großen länglich viereckigen Kiste nicht unähnlich. Wenn man von der Schleifmühlgasse in den Hof tritt, so steht uns ein langer Quertrakt gegenüber, die Hälfte dieses Quertraktes rechts nahm das Theater ein. Man konnte von dieser Seite hineingehen, von der entgegengesetzten Seite befand sich vor dem Tore, welches auf den sogenannten Naschmarkt

[1] Christian Roßbach, Schauspieler (1760—1793), eröffnete das von ihm erbaute Theater am 7. Oktober 1787 „mit einem Zauberstück", und übergab die Direktion am 24. März 1788 an den Schauspieler Joh. Friedel und Frau Schikaneder. Friedel starb am 31. März 1789 in Wien; Eleonore Schikaneder und ihr neuer Kompagnon, Anton v. Bauernfeld führten die Direktion, bis Hr. Schikaneder von Regensburg nach Wien kam (1789); dieser wurde am 1. April 1789 Mitdirektor und erhielt die erneuerte Konzession am 11. Juni 1790. — S. darüber Egon v. Komorzynski, Emanuel Schikaneder, ein Beitrag zur Gesch. d. deutschen Th. Berlin 1901, S. 24 f. — Die lange umstrittene Frage nach dem Standorte des Freihaustheaters mag nunmehr, und zwar im Sinne Castellis, als gelöst zu betrachten sein. S. Hermine Cloeters Feuilleton „Mozarts Zauberflöte im Freihaus". in der N. Fr. Presse vom 29. November 1912, worin nach einem Stadtplan von Maximilian v. Grimm aus dem Jahre 1797 der Beweis geführt wird. Über die verschiedenen Ansichten siehe Stieböcks „Alt-Wien", VI. Jahrg., 1897, Nr. 2 und 3; die Literatur bei Komorzynski s. o.

[2] Über ihn s. G. Gugitz biogr. Studie im Grillparzerjahrbuch XV., S. 186 ff.


Emal: Schikaneder
als Fremder.
Löschenkohl in Wien

führt, bis zum Theater durch den ganzen langen Hof ein von Holz aufgeführter bedeckter Gang.

Der Zuseherplatz war nur ganz einfach bemalt, und auf der Bühne standen zu beiden Seiten des Portals zwei Figuren in Lebensgröße, ein Ritter mit einem Dolch und eine Dame mit einer Larve. In das Parterre war der Eintritt mit 17 kr, und im letzten Stock mit 7 kr festgesetzt.

Ich werde hier erst von Schikaneder[1] sprechen, und zwar in dreifacher Hinsicht: von dem Direktor, dem dramatischen Dichter und dem Schauspieler Schikaneder.

Als Direktor kannte er sein Publikum, und die Kasse war sein Hauptaugenmerk. Sie mußte es wohl auch sein, denn er brauchte viel Geld, da er ein außerordentlicher Lebemann war und besonders das schöne Geschlecht liebte; daher sah er auch vor allem darauf, bei seinem Theater schöne Schauspielerinnen zu haben, und fragte wenig darnach, ob sie auch gute waren. Er verstand es, selbst Mädchen, die er aus dem bürgerlichen Leben herausnahm und auf die Bühne brachte, so zu verwenden und ihnen meist selbst solche Rollen zu schreiben, daß sie dem Publikum sehr bald gefielen und am Ende sogar Lieblinge desselben wurden. Ein Beispiel davon war Fräulein Forst[2], eines der schönsten Mädchen, welche Wien jemals aufzuweisen hatte.

Schikaneder war ein herzensguter Mann, der seine Schauspieler wirklich wie seine Kinder behandelte, immer offene Tafel hielt, zwar keine großen Gagen bezahlte, aber besonders junge Anfänger zu poussieren verstand. Körperliche Wohlgestalt galt ihm vor allem als Grund zur Aufnahme bei seinem Theater. Ich weiß mich recht gut zu erinnern, daß er einen

---

[1] Emanuel Schikaneder, geb. Regensburg (Tag und Jahr nicht sichergestellt, um 1751), gest. zu Wien, 21. September 1812 („61 Jahre alt an einer Nervenschwäche"). Wurde auf dem Währinger Friedhofe begraben. 1785—86 am Hofburgtheater. S. Komorzynskis Buch.

[2] S. Wiener Theater-Almanach für d. Jahr 1794, S. 39. Lisette Forst heiratete später den Schauspieler Wieland (s. [Voll], Chronolog. Verz. usw. 1807, S. 108, 165); ferner: Neue Annalen d. Lit. usw. Wien 1807, II. Int.-Bl. Sp. 21.

Jüngling engagierte, bloß weil er einer der schönsten in Wien war. Dieser Jüngling war Herzfeld[1], der nachmalige Direktor des Hamburger Theaters und Vater des jetzigen Mitgliedes[2] unserer Hofbühne. Ich war zugegen, als dieser Jüngling zum ersten Male als Reitknecht auftrat, das Stück ist mir entfallen. Es war nur eine sehr untergeordnete Rolle, er hatte kaum einige Worte zu sprechen, aber von allen Seiten ertönte aus dem Munde der Frauen und Mädchen: „Ach! der schöne Mensch! Der liebe Mensch!"

Schikaneder als dramatischer Schriftsteller war zu seiner Zeit bedeutend. Er besaß vor allem eine fruchtbare Phantasie, das beweisen seine Opern: „Die Zauberflöte", „Babylons Pyramiden[3]", „Der Spiegel von Arkadien[4]" und noch viele andere. Auch in komischen Opern war er glücklich, seine 7, sage sieben Teile des „Dummen Gärtners[5]", seine „Waldmänner[6]", sein „Tiroler Wastl[7]" usw. haben viele Vorstellungen erlebt und allgemein gefallen. Auch in Ritterstücken hat er sich versucht und auch darin den Anforderungen seiner

[1] Jakob Herzfeld, geb. Dessau, 3. Januar 1763, gest. Hamburg, 24. Oktober 1826. Seit 1792 Schauspieler in Hamburg, gehörte während Schröders 2. Direktion dem Ausschusse an, dem Schröder zeitweilig die Geschäfte übertrug. 1796 trat er zum christlichen Glauben über; 1811 Schröders Mitdirektor und sein Nachfolger 1812. — Nach Sonnleithner (Materialien usw.) war er nur im Jahre 1790 Mitglied des Theaters auf der Wieden.

[2] Dessen Sohn Adolf Herzfeld, geb. Hamburg, 9. April 1800, gest. Wien, 24. März 1874, Mitgl. d. Hofburgtheaters 1829—1869.

[3] Musik des 1. Aktes von Gallus (Joh. Mederitsch), des 2. von P. v. Winter (1755—1825); 1. Aufführung 25. Oktober 1797, gedr. Wien 1800. (S. Komorzynski, S. 146.)

[4] Oper in 2 Akten. Musik von Süßmayer; 14. November 1794, gedr. Wien 1795. (Ebenda S. 141.)

[5] „Anton der dumme Gärtner oder Der Name tut nichts zur Sache" (auch „Der dumme Anton oder Die beiden Antone"), komische Oper in 2 Akten. Musik von Schack u. a. 1789, gedr. 1790. (Komorzynski führt 6 Fortsetzungen an. S. 158 und 184.)

[6] Komische Oper in 3 Akten. Musik von J. B. Henneberg, 4. Okt. 1793, gedr. Wien 1793. (Ebd. S. 160.)

[7] Komische Oper in 3 Akten. Musik von J. Haibel, 14. Mai 1796, gedr. Leipzig 1798. (Ebd. S. 166.)

Zeit Genüge geleistet. „Hans Dollinger mit dem Riesen Krako[1]" und „Philippine Welserin" haben die Schaulust befriedigt und die Tränendrüsen geöffnet. Als ein Vorbild für Lokaldichter stehen aber auch jetzt noch immer seine „Fiaker in Wien[2]" und seine „Bürgerlichen Brüder[3]" da; das sind wirkliche Gemälde aus dem Wiener Leben, wirkliche Charakterstücke aus dem Volke.

Schikaneder war eigentlich ein Naturdichter, hätte er wissenschaftliche Vorbildung genossen, so würde er auch der Ästhetik mehr Genüge geleistet haben; die Verse in seinen Opern waren wirklich haarsträubend und enthielten nicht selten Unsinn. Sehen wir einmal den Text der „Zauberflöte" etwas durch. Als Tamino die Flöte bläst und durch ihre Zaubertöne Tiere aller Art herbeigelockt werden, singt Tamino:

Holde Flöte, durch dein Spielen
Selbst wilde Tiere Freude fühlen,
Nur Pamina bleibt davon;

also nur das wilde Tier Pamina!

Als Tamino die Genien fragt, wo ist Pamina, geben sie die Antwort:

Sie ist von Sinnen,

was gar nicht zur Frage paßt.

Die beiden fürchterlichen Streckverse, welche die Wächter der Elemente singen, konnte nur ein Mozart in Musik setzen, sie lauten:

Der, welcher wandelt diese Straße voll Beschwerden,
Wird glücklich gehn durch Feuer, Wasser, Luft und Erden.

In seiner Oper „Alexander" kommt sogar ein Vers vor, welcher so lautet, als ob man gähnte; er heißt:

Sprichst du o Alexander usw. (u o a).

Schikaneder war ein erbärmlicher Sänger, daher er in seinen Opern die Melodien zu jenen Stellen, welche er selbst

---

[1] „Hanns Dollinger oder Das heimliche Blutgericht", Schauspiel in 3 Akten, in Regensburg 1788 geschrieben. (Ebd. S. 98.)

[2] „Die Fiaker in Wien", 1793. (Ebd. S. 161.)

[3] „Die bürgerlichen Brüder oder Die Frau aus Krems", 24. Mai 1797. (Ebd. S. 175.)

zu singen hatte, selbst machte oder dem Komponisten vorschrieb. So sind die Melodien in der „Zauberflöte" zu den Liedern: „Der Vogelfänger bin ich ja", und „Ein Mädchen oder Weibchen", sowie zu dem Duette: „Bei Männern, welche Liebe fühlen" von Schikaneder; Mozart hat sie erst durch sein herrliches Instrumentale zu Kunstwerken gemacht.

Der verstorbene Bassist Sebastian Meyer[1] hat mir erzählt, daß Mozart das Duett, als sich Papageno und Papagena zum ersten Male erblicken, anfangs ganz anders komponiert hatte, als wir es gegenwärtig hören. Beide riefen nämlich ein paarmal staunend aus: Papageno! Papagena! Als aber Schikaneder dieses hörte, rief er ins Orchester hinab: „Du, Mozart! Das ist nichts, da muß die Musik mehr Staunen ausdrücken, beide müssen sich erst stumm anblicken, dann muß Papageno zu stottern anfangen: Pa — papapa — pa — pa; Papagena muß dies wiederholen, bis endlich beide den ganzen Namen aussprechen. Mozart folgte diesem Rat, und das Duett mußte so immer wiederholt werden.

Ferner, als im zweiten Akte die Priester sich versammeln, geschah dies bei der Generalprobe ohne Musikbegleitung, Schikaneder aber verlangte, daß ein pathetischer Marsch dazu komponiert werde. Da soll Mozart zu den Musikern gesagt haben: „Gebt her eure Kaszetteln!" und in die Stimmen sogleich diesen prächtigen Marsch hineingeschrieben haben.

Lächerlich ist, was Schikaneder einem Freunde, der ihm nach der ersten Aufführung der „Zauberflöte" Lobsprüche über sein Werk machte, geantwortet haben soll. Er soll gesagt haben: „Ja, die Oper hat gefallen, aber sie würde noch mehr gefallen haben, wenn mir Mozart nicht so viel daran verdorben hätte."

Es ging zu jener Zeit im Publikum das Gerücht: Ein Geistlicher, ein Freund Schikaneders, verfasse ihm die Stücke, die er dann unter seinem Namen erscheinen lasse. Hierüber weiß ich folgendes als Gewißheit zu sagen: Es lebte damals auf der Kur zu St. Stephan ein Geistlicher mit Namen

[1] Von ihm später.

Wüst, welcher auch in dem Hause meiner Großmutter aus und ein ging und da „Herr Vetter" genannt wurde[1]. Der Mann befaßte sich mit dramatischen Arbeiten, vorzüglich mit Zauberspielen, wozu er gewöhnlich auch die Modelle zu den Maschinen verfertigte. Ich weiß, daß Wüst mit Schikaneder bekannt war und auch oft zu ihm kam. Es kann also wohl sein, daß er sein Mitarbeiter war; aber so viel ich Wüst kannte, so war er wohl ein Mann, der über Szenerie Rat erteilen und dabei Hilfe leisten konnte, aber Phantasie und Erfindungsgabe habe ich nie bei ihm bemerkt.

Schikaneder, als Schauspieler betrachtet, war nur in Lokalstücken ein Charakterdarsteller, und hierin gewann das Gemüt fast immer die Oberhand über die Komik. Den Fiaker in seinen „Fiakern in Wien" spielte er so wahr, so ganz aus dem Leben gegriffen, daß ich diese Rolle eine Meisterrolle nennen kann. Die Szene, in welcher er leichenblaß aus dem Kabinett stürzt, weil er sein närrisches Weib, da nichts mehr fruchtet, endlich wider seinen Willen und gegen sein Herz schlagen muß, wäre eines Iffland würdig gewesen. Als Komiker habe ich nie herzlich über ihn lachen können. Er schrieb sich seine meisten Rollen selbst und schuf sich gewöhnlich eine Art Naturmenschen, wie Papageno in der „Zauberflöte"; er wollte für einen feinen Komiker gelten, und dadurch wurde seine Komik so superfein, daß man wenig davon merkte. Indessen weiß ich doch eine komische Rolle von ihm, die er eigentümlich und echt komisch darstellte, und diese war der Dorfschuster in seiner Posse „Das abgebrannte Haus". Da er, wie gesagt, sich seine Rollen meist selbst schrieb, so legte er in jede derselben eine Art Sonderbarkeit, wodurch sie ohne komisches Zutun gefiel. So z. B. machte das Federgewand Papagenos mehr Aufsehen als das was er sprach. So wirkten in dem Stücke „Lumpen und Fetzen" die absurden Eigenheiten eines Engländers, den er darstellte, das meiste.

Schikaneder war groß und dick, hatte einen watschligen Gang, aber ein sehr lebhaftes, sprechendes Auge. Mit diesem

[1] Darüber s. o. S. 32.

letzteren wußte er nicht selten durch einen Blick seinen Worten eine Zweideutigkeit zu geben, die gefiel.

Schikaneder hat sich auch in ernsten, ja tragischen Rollen versucht, aber mit geringer Wirkung; so sah ich ihn den Morland in Kotzebues „Verleumdern" (damals „die Schlangenzunge" genannt) spielen.

Folgender Mitglieder weiß ich mich bei dem Theater im Freihause zu erinnern:

Herr Kettner[1], der Ritter und Held par excellence. Er spielte nie seine biederben Recken, ohne mit beiden Händen die Luft zu jagen, zu schreien, was er aus der Kehle bringen konnte, und die derbsten Manieren anzunehmen; so setzte er sich oft auf einen Tisch statt auf einen Stuhl. Folgende Anekdote von ihm ist buchstäblich wahr. Ein Anmelder trat heraus und sollte sagen: Vor der Burg sieht man Reisige, statt dessen sprach er: Vor der Burg sieht man viele verdächtige Haufen, und Kettner riß sein Schwert aus der Scheide und rief wütend: Hinaus auf sie!

Fräulein Wimmer, nachmalige Frau Liebich, und noch später Frau Stöger, eine anmutige Schauspielerin, welche besonders in sentimentalen Rollen Verdienstliches leistete.

---

[1] Joseph Kettner, geb. 1758 (nach Bermann, Alt- und Neu-Wien, S. 1069, wäre er schon 1790 gestorben); er war nach Sonnleithner l. c. im Jahre 1790 Mitglied des Theaters auf der Wieden, 1791 Direktor des Landstraßer Theaters (nach Bäuerle, Memoiren, 1858, S. 113ff. [Vorsicht!] auch Direktor des Penzinger Theaters. — Perinet schreibt im „Theatr. Guckkasten usw. Wien 1807, S. 7:

„ . . . Das Theater auf d. Landstraße von Rautenstrauch;
Dort treibt in der Folge auch Kettner seine Flausen,
Brüllt und rauft sich das Haar und ruiniert seine Krausen." —

Am 13. August 1791 besuchte Leopold II. sein Theater. (S. Wiener Kommunal-Kalender 1902, S. 551.) Im Jahre 1792 war seine Frau Elise Eigentümerin des Theaters (s. Katalog d. theatergesch. Ausstellg. d. Stadt Wien, 1892, S. 53). Kettner wird noch 1800 (s. Nähere Beleuchtung des wienerischen Sokrates usw. Wien 1800, S. 44, u. Sonnleithner) als Mitglied des Theaters auf der Wieden angeführt, wo von ihm als „einem durch so viele Jahre rühmlich bekannten Schauspieler" gesprochen wird.

Die beiden Schwestern Fräulein Constantini[1], zwei hübsche, junge, üppige Mädchen, welche Soubretten und naive Mädchen nicht übel spielten.

Herr Neukäufler[2] gab ernste und komische Alte mit einem wirksamen, aber manchmal sehr outrierten Spiele, besonders rollte er die Augen fürchterlich und grimassierte mit dem Gesichte.

Frau Schikaneder[3], Gattin des Direktors, eine ungeheuer dicke Frau mit etwas schielenden Augen, zu nichts brauchbar als zu bürgerlichen Weibern, wie sie denn auch die Fiakerin meisterlich spielte.

---

[1] Die Schwestern Constantini, von denen die ältere Therese hieß, kommen 1796 zum erstenmal im Personal vor. (S. M.) — Die ältere war dort bis 1798; die jüngere (deren Taufname Anna) ging dann mit Schikaneder ans Theater an der Wien mit, wo sie Sonnleithner noch bis 1805 erwähnt. — Vielleicht die Töchter eines gewissen Joseph Constantini, den J. H. F. Müller (Theatr. Neuigkeiten, Wien 1773, S. 176) als Tänzer anführt.

[2] Ferdinand Neukäufler d. Ä. (zum Unterschied von seinem gleichnamigen Sohne) war 1777—78 in Augsburg tätig (s. F. A. Witz, Versuch einer Gesch. d. theatr. Vorstellungen in Augsburg [1876], S. 153 und 264). 1781—82 treffen wir ihn in Linz, wo er schon „zärtliche Väter" gab (s. K. Schiffmann, Drama und Theater in Öst. ob d. Enns, S. 189), 1787 wieder in Augsburg, ebenso 1791—92 (s. Witz, l. c.), seit 1795 erscheint er (bei Sonnleithner, Materialien usw.) im Theater auf der Wieden, wo er noch 1806 erwähnt wird. Von 1807—9 spielte er wieder in Augsburg. Auch als Theaterdichter tätig (s. [Voll] Chronolog. Verz., S. 73, 80).

[3] Frau Eleonore Schikaneder, geb. Ardtin (Artin), geb. um 1746 zu Stadt Steyr in Oberösterreich, seit 1777 mit Schikaneder vermählt. Sie lebte zeitweilig von ihm getrennt als Geliebte des Dichters und Schauspielers Johann Friedel, mit dem sie von 1786—87 das Klagenfurter Theater leitete (s. Kärntnerische Zeitschr., Klagenfurt, 1832, 7. Bdchn., S. 88), ebenso das in Laibach und Triest (s. „Briefe buntschäkigten Innhalts usw., Frkft. u. Lpz. 1788", S. 103), zuletzt das Theater an der Wien. Nach Friedels Tode, der sie zu seiner Erbin einsetzte (s. G. Gugitz über ihn im Grillparzer-Jahrb. XV., S. 247) berief sie ihren Gatten als Direktor. Sie starb zu Wien, 76 Jahre alt, am 22. Juni 1821 „am Schlagfluß". (Totenprot. d. Stadt Wien.)

Fräulein Forst, wunderschön und liebenswürdig, darüber man ihr alles übrige nachsah.

Herr Perinet spielte Intrigants und war nebenbei Theaterdichter. Ich habe von ihm bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher gesprochen.

Herr Gerl[1], Bassist, der erste Sarastro.

Herr Schack[2], Tenorist, der erste Tamino.

Frau Hofer[3], erste Bravoursängerin, nachmalige Meyer; sie war eine Schwägerin Mozarts, und da sie besonders im Stakkato in den höchsten Chorden exzellierte, so hat er auch für sie die Königin der Nacht geschrieben und darum in den beiden Arien die Stakkato-Passagen angewendet.

---

[1] Franz Xaver Gerl, Sänger und Komponist, vielleicht aus Salzburg stammend, nach Sonnleithner von 1787—94 Mitglied des Theaters auf der Wieden. Nach Chr. d'Elvert (Gesch. d. Theaters in Mähren, S. 115) hätte er aber auch unter der Direktion Joseph Roths in Brünn 1792—95 gewirkt, wahrscheinlich aber noch über diese Zeit hinaus, da ein „Trauergesang zu Rollas Tod" (Brünn 1796) von ihm im Jahre 1796 in Brünn beifällige Aufnahme fand. (S. Wzb. 5, 154.) R. Eitner (Quellen-Lex.) hält ihn mit einem Organisten, der später in Wien wirkte, identisch.

[2] Benedikt Schack, Sänger und Komponist, geb. 1758 zu Mirowitz i. B., ursprünglich Mediziner, seit 1780 Musikdir. beim Fürsten Carolath; er spielte 1786 und 87 unter Schikaneder schon in Augsburg (s. F. A. Witz, l. c. S. 144) und kam 1788 nach Wien, bis 1793 am Theater auf der Wieden; 1796 kam er als Sänger ans Hoftheater nach München, wo ihn Hasenhut (s. Launen des Schicksals usw., S. 189) trifft, und wo er auch am 24. März 1826 starb. (S. R. Eitner, Quellen-Lex., Lpz. 1903, 8. Bd.)

[3] Mad. Hofer, geb. Weber Josepha, erscheint im Jahre 1791 zum erstenmal als Mitglied des Theaters auf der Wieden, ebenso 1792, sodann scheint sie sich vom Theater zurückgezogen zu haben. Seit 30. April 1794 widmete sie sich aber wieder dem Theater und gehörte abermals durch eine Reihe von Jahren dem Theater auf der Wieden und an der Wien an. Nach dem Tod ihres ersten Gatten, Hofer, heiratete sie den berühmten Sänger Sebastian Mayer. Nach 1806 scheint sie sich vom Theater an der Wien zurückgezogen zu haben, Sonnleithner führt sie nicht mehr an. (Über sie auch Mozarts Briefe, Salzburg, 1865, s. Index.)

Fräulein Gottlieb[1], erste Sängerin, die erste Pamina, sie lebte noch im Jahre 1851.

Madame Gerl[2], Sängerin, die erste Papagena.

Herr Rouseul spielte alte Chevaliers, sprach gut französisch, sang auch etwas; der erste Mohr Monostatos. Er war der Gatte der später in Rollen edler tragischer Mütter im Hoftheater so berühmt gewordenen Frau Rouseul.

Herr Giesecke[3] hatte kein eigentliches Fach und spielte, was er eben mußte. Er schrieb auch mehrere Stücke, darunter aber nur „Der travestierte Äneas" außerordentlich gefiel. Nebenbei war die Naturwissenschaft sein Lieblingsstudium, worin er später so große Fortschritte machte, daß er an der Edinburger Universität zum Doktor und Professor promoviert wurde. Als solcher machte er eine naturhistorische Reise nach Lappland, blieb dort zwei Jahre und kehrte dann mit gesammelten Schätzen aller Naturreiche zurück. Der einstige arme Schauspieler erschien auf seiner Durchreise in Wien als berühmter Gelehrter, mit vielen Orden geziert.

Herr Haibel[4] sang kleinere Parte im Singspiele und kom-

[1] Anna Gottlieb führt F. C. Kunz im „Allmanach d. k. k. National-Schaubühne in Wien auf d. J. 1788. Wien, S. 51, 61" schon an. Nach Sonnleithner l. c. wirkte sie seit 1790 am Theater auf der Wieden und starb hochbetagt, 88 Jahre alt, i. J. 1856 in Wien.

[2] Mad. Gerl, Frau des Sängers Gerl; die „Vertrauten Briefe zur Charakteristik von Wien, Görlitz 1793, II, S. 50" erwähnen sie. Seit 1791 im Theater auf der Wieden (nach Sonnleithner).

[3] Karl Ludwig v. Giesecke, eigentl. Metzler, Sohn eines Schneiders, geb. Augsburg 1775, gest. Dublin, 5. März 1833. — Studierte die Rechte und kam 1790 zur Bühne, von welcher er sich schon 1804 zurückzog, um sich mineralogischen Studien zu widmen. Er wurde Professor in Dublin und kam 1819 wieder nach Wien, wo er das Naturalienkabinett durch manches merkwürdige Stück bereicherte. Mitglied der Ludlam s. 2. Bd., S. 41. — Wzb. 5, 180; Göd. V. 331. — Über ihn und seine Sammlungen schreibt Ferd. Ochsenheimer in d. W. Zeitschrift 1818, S. 1087.

[4] Jakob Haibel, geb. Graz 1761, kam 1789 zum Schikanederschen Theater. 1804 verschwand er und soll später Kapellmeister bei einem Bischof in Ungarn gewesen sein. Haibel war der Schwager Mozarts. Er starb 1824.

ponierte auch selbst. Die Musik zum „Tirolerwastl" ist von ihm.

Herr Brenner[1] war ein untergeordneter Schauspieler, aber gemeine Naturen stellte er mit seltener Wahrheit dar. Sehr komisch war seine Sprache, er stieß mit der Zunge an, dabei sprach er sehr schnell und überstürzte sich in Worten. In den „Fiakern in Wien" spielte er einen Fiakerknecht, der sich gegen einen angeschuldigten Diebstahl verteidigt, mit so außerordentlicher Wahrheit, daß er diese Szene jedesmal wiederholen mußte.

Herr Stegmayer[2] spielte nicht sehr oft, war aber Schikaneders Faktotum, er hat sehr viele Stücke verfaßt und zu vielen einzelne Musikstücke komponiert. Sein „Rochus Pumpernickel" wird noch manchmal auf Bühnen gegeben, und mehrere komische Stücke von ihm sind in neuerer Zeit von anderen Volksdichtern umgearbeitet worden, weil der Fond gut war; so der „Eulenspiegel" von Nestroy. Er schrieb auch Operntexte, wie „Wladimir von Nowgorod", welchen Bierey[3] in Musik setzte.

Herr Wallerschenk[4] und Herr Herzfeld spielten untergeordnete Rollen.

Die beiden Kapellmeister dieser Bühne waren Henne-

---

[1] Felix Brenner, spielte 1784—1788 in Linz (s. K. Schiffmann, Drama und Theater in Österreich ob der Enns, S. 191, 192, 193), kam dann nach Wien und erscheint im Jahre 1790 (nach Sonnleithner) als Mitglied des Theaters auf der Wieden.

[2] Matthäus Stegmayer, geb. Wien, 29. April 1771, gest. daselbst, 10. Mai 1820, Sohn eines Bürgers, Sängerknabe bei den Dominikanern, kommt 1792 ans Josephst. Th., seit 1796 bei Schikaneder, im Hofburgth. 1801—19, Opernkomponist und dramat. Dichter.

[3] Gottlob Benedikt Bierey, geb. Dresden, 25. Juli 1772, gest. Breslau, 5. Mai 1840, anfangs Musikdir. bei wandernden Operntruppen; die Aufführung seiner Oper „Wladimir" in Wien (1807) verschaffte ihm den Ruf als Theaterkapellmeister nach Breslau; 1808 als Nachfolger C. M. v. Webers, 1824—1828 Pächter des dort. Theaters; dann einige Jahre in Weimar und abermals in Breslau.

[4] Jakob Wallerschenk (Wallaschek), geb. 1753, gest. Wien, 16. Oktober 1802, Mitgl. der deutschen Oper 1796, auch im Schauspiel 1784, dann bei Schikaneder.

berg[1], nebenbei Regenschori bei den Schotten, und Ignaz Ritter von Seyfried[2]. Von ersterem weiß ich keine Oper, die er ganz komponiert hätte; der zweite aber hat sehr viele geschrieben und sich später durch seine Kirchenkompositionen den Ruf eines tüchtigen Komponisten und eines vortrefflichen Kompositionslehrers erworben.

Da ich von dieser Bühne spreche, so will ich auch von einem Ereignisse mitteilen, welches damals eben nicht große Sensation erregte, aber dessen jetzt mit einer Pietät für den verewigten Meister gedacht wird. Mehrere Einzelheiten, die mir davon bekannt sind, werden daher auch Interesse erregen; ich meine die erste Aufführung der „Zauberflöte".

Die „Zauberflöte" wurde zum ersten Male am 30. September 1791 gegeben. Auf dem Komödienzettel war ganz einfach angegeben: Herr Mozart wird heute persönlich dirigieren.

Die Besetzung[3] war folgende:

Sarastro	Herr Gerl.
Tamino	Herr Schack.
Pamina	Dlle. Gottlieb.
Königin der Nacht	Mad. Hofer.
Papageno	Herr Schikaneder.
Papagena	Mad. Gerl.
Monostatos	Herr Nouseul.
Erster Genius	Nanny Schikaneder.
Zweiter Genius	Handelgruber

[1] Joh. Bapt. Henneberg, geb. zu Wien, 6. Dezember 1768, gest. daselbst, 26. November 1822, zuerst Organist am Schottenstift, 1790—1803 Kapellmeister bei Schikaneder, dann beim Fürsten Esterhazy, 1818 Kais. Hofkapellorganist.

[2] Ign. R. v. Seyfried, geb. Wien, 15. August 1776, gest. daselbst, 26. August 1841. Kapellmeister des Theaters im Freihaus 1797—1801, dann an der Wien bis 1825. Opernkomponist.

[3] Die von Castelli gebrachte Besetzung stimmt mit jener in Sonnleithners Mat. und der bei O. Jahn, Mozart IV. 592 nach dem Orig.-Theaterzettel wiedergegebenen überein. Die drei Damen waren Mlle. Klöpfer, Mlle. Hofmann (Mad. Haselböck) und Mad. Schack (Mad. Gerl). — Dlle. Gsur erscheint bei Sonnleithner erst 1799—1802 im Personal verzeichnet.

(nachmaliger Konventual des Stiftes Göttweih, dann durch mehr als vierzig Jahre Pfarrer in Hainfeld, jetzt im Stifte).

Dritter Genius Herr Maurer[1]

(nachher berühmter Bassist).

Die drei Damen habe ich mir leider nicht aufgemerkt, nur glaube ich mich erinnern zu können, daß eine davon Dlle. Gsur und eine andere Dlle. Constantini war.

Mitglieder dieses Theaters, welche sich Ruhm erworben haben, waren auch noch folgende:

Herr Simoni[2], ein Italiener, Tenor, mit einer etwas schmetternden Stimme, und ein tüchtiger Rouladenjäger. Zu den französischen Opern, welche auf dieser Bühne gegeben wurden, paßte er nicht. Von angemessenem Spiele war gar keine Rede, und die deutsche Sprache radebrechte er so erbärmlich, daß man meist Unsinn zu hören bekam; so lauteten z. B. die Worte „auf was Art, Elende?" in seinem Munde, wie „Auf was Sardellentee?" Dennoch gefiel dieser Sänger, musikalische Kenner fanden in seinen Leistungen zwar nicht das Wahre, aber erfreuten sich an seinen Künsteleien.

Frau Campi[3], ebenfalls eine Italienerin und eine der

---

[1] Franz Anton Maurer, geb. um 1777 zu St. Pölten (N.-Öst.), trat am 8. Oktober 1795 zum erstenmal im Theater an der Wien auf (als Sarastro), 18 Jahre alt. (S. M.) Bis dahin wurde er wohl nur in kleineren Rollen verwendet. Er ging 1800 nach Frankfurt a. M. und sodann nach München. — Hasenhut erwähnt in seiner Selbstbiographie (Launen des Schicksals usw., S. 194) seiner Grabschrift auf dem Friedhof zu München: „Ein Freund der Kunst und des Verstorbenen: Franz Anton Maurer — widmet diesen einfachen Stein seinem Andenken. Maurer starb in seinem 25. Jahre als churfürstlicher Hof- und Kammersänger den 19. April 1803." —

[2] Joseph Simoni, eigentl. Schimon, geb. Zittow i. Böhmen, 13. Februar 1764, gest. Wien, 22. Sept. 1832, Mitgl. der ital. Oper 1796—1804, der deutschen Oper (Tenor) 1808—10, k. k. Hofkapell- und Kammersänger, k. k. Kammersingmeister. — Über ihn siehe in „Mein Leben" der Gräfin „Lulu Thürheim", I. 126.

[3] Antonia Campi, geb. Miklasiewitz, geb. zu Dubin in Preußen, 16. Dezember 1770, gest. München, 1. Oktober 1822. Mitgl. der Hofoper 1805 ff., auch k. k. Kammersängerin, Gattin des Sängers Gaetano Campi.

ausgezeichnetsten Koloratursängerinnen. Ihre Kehlengeläufigkeit war wirklich wunderbar, sie konnte alles damit machen was sie wollte, ja, selbst wenn sie etwas heiser war, konnte sie noch die schwersten Partien singen; sie besaß keine Brust-, sondern eine etwas spitze Kopfstimme. Gehaltene Töne waren bei ihr weder voll noch schön, aber das musikalische Feuerwerk brannte sie bewunderungswürdig ab. Sie sang den Part der Königin der Nacht in der hohen Tonart, in welcher ihn Mozart ursprünglich schrieb, und das Stakkato klang wie springende Perlen. Mit Virtuosität sang sie auch die Donna Anna im „Don Juan", und die Konstanze in der „Entführung". Von einem angemessenen Spiel konnte aber keine Rede sein.

Sebastian Meyer[1]. Dieser Mann war als Sänger (Baß) nicht sehr bedeutend, aber ein wackerer Schauspieler, und als Opernregisseur ein ganz ausgezeichneter Schützer und Verbreiter des wahrhaft Guten und Schönen. Niemand hat in Wien für die Verbesserung der Opernmusik und daher auch für die Verbesserung des Geschmackes in musikalischer Hinsicht so Bedeutendes gewirkt als er. Mit tiefen musikalischen Kenntnissen ausgestattet, war es weniger die Pflicht, die ihm als Regisseur oblag, sondern mehr seine Liebe für die Kunst, daß er im Theater an der Wien eine Oper zustande brachte, die nicht nur mit der Hofoper wetteifern konnte, sondern diese bei weitem übertraf. Er war es, welcher die besseren französischen Opern verschrieb, sie übersetzen ließ und dann mit großer Sorgfalt in die Szene setzte. Cherubini[2], Catél[3], Dal-

---

[1] Sebastian Meier (Mayer), geb. 1773, gest. Wien, 9. Mai 1835, Mitgl. der Hofoper 1815(3)—27; pensioniert; „ging den 14. Juni d. J. als k. k. Hofth.-Sänger u. Schauspieler ab" (Theater-Journal oder vollständige Übersicht aller Opern, Schauspiele . . ., welche im Jahre 1817 im k. k. pr. Theater a. d. Wien aufgeführt wurden. Wien, 1818).

[2] Luigi Cherubini, geb. Florenz, 14. September 1760, gest. Paris, 15. März 1842. — „Lodoiska", Theater a. d. Wien, 23. März 1802, 29 mal.

[3] Charles Simon Catél, geb. L'Aigle (Dep. Orne), 10. Juni 1773, gest. Paris, 29. November 1830. — „Die vornehmen Wirte" 3. Februar 1813, 16 mal.

layrac[1], Mehul[2], Boieuldieu[3], Isouard[4] wurden durch ihn zuerst den Wienern bekannt und bei ihnen beliebt. Wer „Lodoiska", „Semiramis", den „Bernhardsberg", den „Turm von Gotenburg", „Johann von Paris", „Aschenbrödl", die „Beiden Füchse", „Johanna", die „Vornehmen Wirte" usw. auf dieser Bühne gesehen hat, wo sie unter Meyers Leitung ebensogut gesungen als gespielt wurden, der wird das Vergnügen, welches sie ihm gewährten, nie vergessen; ja, Meyer wußte den Geschmack so zu fesseln, daß selbst kleine Operetten, wie der „Schatzgräber", „Pächter Robert" usw. dieses große Schauspielhaus zehn-, zwanzigmal füllten. Dabei unterstützten ihn die beiden Brüder Seyfried ganz außerordentlich. Joseph v. Seyfried[5] war ein schneller und glücklicher Übersetzer, und Ignaz v. Seyfried einer der tüchtigsten Kapellmeister, nach Sechter[6] wohl der größte Kontrapunktist, was seine gediegenen Kirchenkompositionen beweisen, und wovon seine vielen Schüler, welche er in der Kom-

---

[1] D'Allayrac s. o. — „Turm von Gothenburg", 31. März 1803, 18 mal.

[2] Etienne Henri Méhul, geb. Givet, 21. Juni 1763, gest. Paris, 17. Oktober 1817, Inspektor des Konservatoriums. — „Die beiden Füchse", 24. Mai 1803, 28 mal. — „Die Schatzgräber", 10. August 1803, 17 mal.

[3] François Adrien Boieldieu, geb. Rouen, 15. Dezember 1775, gest. Jarry bei Grosbois, 8. Oktober 1834; Komponist der „Weißen Dame".

[4] Niccoló Isouard, auch bloß Niccoló de Malta, geb. auf Malta, 6. Dezember 1775, gest. Paris, 23. März 1818, kam 1799 nach Paris, Kapellmeister des Malteserordens. Schrieb gegen 50 Opern. — „Aschenbrödel", 2. April 1811, 39 mal.

[5] Jos. R. v. Seyfried, geb. Wien 1779, seit 1805 Theaterdichter bei Schikaneder; unermüdlicher Übersetzer von Operntexten aus dem Italienischen, Französischen und Englischen; er verfaßte die Texte zu Spontinis „Vestalin" und Bellinis „Norma". 1811 begründete er die Zeitschrift „Der Wanderer", die er bis 1843 redigierte. Gest. zu Wien, 29. Juni 1849. Über seinen Bruder s. o.

[6] Simon Sechter, Tonsetzer und ausgezeichneter Kontrapunktist, geb. 11. Oktober 1788, gest. Wien, 10. September 1867.

position gebildet hat, Zeugnis geben. In der Komposition von Opern war er nicht so glücklich, doch geschah es oft, daß er auf Anordnung Meyers ältere französische Opern, wie z. B. „Richard Löwenherz[1]“, vortrefflich neu instrumentierte und zu anderen ein neues Musikstück komponierte, welches als das beste der Oper anerkannt wurde.

Ich war mehrere Jahre täglich abends nach dem Theater bei Meyer und lernte diesen Mann ganz kennen. Da sah er gewöhnlich neuere französische Opernpartituren durch, und ich mußte ihm — da er nicht Französisch verstand — den Inhalt erklären; dann gab er entweder Seyfried oder mir die Oper zu übersetzen und deutete uns zugleich die Abänderungen an, welche wir damit zu treffen haben, bezeichnete uns die Stellen, wo neue Musikstücke einzuschalten seien, und ließ diese, von uns gedichtet, von den Kapellmeistern Seyfried oder Fischer komponieren. Ältere Opern, wie „Richard Löwenherz“ und „Raoul der Blaubart[2]“, ließ er ganz neu instrumentieren; so kam es, daß das Theater an der Wien stets Neuigkeiten, gut dargestellt, brachte und zu jener Zeit das beliebteste Theater in Wien war.

Noch in seinem Alter, wo er als Opernsänger nicht mehr wirken konnte, verließ ihn seine Leidenschaft für gute Musik nicht, er sang bei Oratorien und in Kirchen im Chor mit, und ich habe öfters bei ausdrucksvollen Stellen Freudentränen über seine schon gefurchten Wangen laufen gesehen.

Sebastian Meyer hätte für sein Verdienst, den Geschmack des Publikums für gute Opernmusik gebildet zu haben, eine Auszeichnung verdient; später haben derlei Auszeichnungen jene erhalten, die durch gemein-italienische Tändelei den Geschmack wieder verschlechtert haben.

---

[1] „Richard Löwenherz“, Oper in 3 Akten, von Dr. Schmieder, Musik von Gretry, 14. Juni 1800, 14 mal.

[2] „Raoul der Blaubart“, große Oper in 3 Akten, von Dr. Schmieder, Musik von Gretry, neu überarbeitet von Fischer, 14. August 1804, 27 mal.

Fräulein Buchwieser[1]. Eine junonische Gestalt, große, sprechende Augen, eine nicht üble, aber nicht selten etwas distonierende Stimme und ein gutes Spiel waren die Eigenschaften dieser beliebten Sängerin, welche Beliebtheit sie sich dadurch erhielt, daß Regisseur Meyer recht gut wußte, auf welcher für sie passenden Stelle er die Mitglieder zu verwenden habe. Ihre Glanzrolle war die Prinzessin in „Johann von Paris".

Fräulein Eigensatz[2], ein reizendes Geschöpf, weniger Sängerin als Schauspielerin, wußte sich aber doch in diesen beiden Künsten geltend zu machen. Die Beliebtheit des Publikums errang sie sich durch die Rolle der Marie im „Blaubart", welche sie mit so vorzüglicher Wärme darzustellen wußte, daß kein Auge trocken blieb. Sie heiratete später einen reichen italienischen Gastwirt, namens Pedrillo, und als dieser starb, wurde sie die Geliebte des Grafen Herberstein[3].

Forti und Frau[4]. Ein liebliches Sängerpaar. Bei beiden ging auch eine gute Stimme mit angemessener Schauspielkunst

---

[1] Kathinka Buchwieser, gebürtig aus Koblenz, gest. Wien, 9. Juli 1828, 39 Jahre alt. — Ihr Gatte war Niklas Lacsny von Folcusfalva, Bevollmächtigter des Fürsten Palffy. (Totenprot. d. Stadt Wien.) 1809—1817 Mitglied der Hofoper. — Sie war die Geliebte des Fürsten Rosenberg. Ihre Mutter sagte im Jahre 1814: „Meine Tochter hat einen dummen Streich gemacht, daß sie mit dem Fürsten Rosenberg sich eingelassen hat; sie hätte sollen bei dem Fürsten Ghika bleiben, der bezahlte besser." (S. Aug. Fournier, Die geh. Polizei auf dem Wiener Kongreß, W. 1913, S. 272.)

[2] Christina Dorothea Eigensatz, spätere Frau Pedrillo, geb. Kassel, 1781, gest. Graz (?), 10. Juni 1850; war Mitgl. der Hofoper 1804—07 und 1808—11; auch Geliebte von Gentz.

[3] Gemeint ist wohl Joseph Graf v. Herberstein (-Moltke), geb. 13. November 1757, seit 1816 Präsident der Hofkammer. Siehe über ihn „Österreichs Pantheon" (Wien 1830—31), II, 92, wo seine große Menschenfreundlichkeit gerühmt wird.

[4] Anton Forti geb. Wien, 8. Juni 1790, gest. daselbst, 16. Juli 1859, Mitgl. der Hofoper 1814—29 und 1838—42; dessen Gattin, Henriette, geb. Teimer, geb. 1796, vermählt 1814, gest. zu Heiligenstadt bei Wien, 11. Juli 1818, Mitgl. der Hofoper 1809 ff.; Grillparzers Jugendliebe.



Demoiselle Eigensatz K. K. Hof-Schauspielerin als Marie in der Oper: Raul der Blaubart

Wien

Hand in Hand. Besonders frisch und rein war die Stimme der Frau, man konnte keinen lieblicheren Pagen in Mozarts „Figaro" und keinen neckischeren Pagen in „Johann von Paris" sehen, als Frau Forti war. Herr Forti sang Bariton, wenn auch nicht kräftig, doch angenehm und zierlich; frivole Charaktere, wie z. B. jener des Grafen im „Figaro", gelangen ihm sehr gut. Das Ehepaar wurde später im Hofburgtheater engagiert, wo sie sich ebenfalls ehrenvoll behaupteten. Frau Forti starb in ihren besten Jahren. Herr Forti genoß aber noch lange nach seinem Austritt von der Bühne eine bedeutende Pension und hatte auch das Glück, den großen Treffer bei einer Güterlotterie zu gewinnen.

Die Herren Caché[1], Schmidtmann[2] und Scholz[3] waren drei gute Schauspieler, welche sich aber mitunter auch in der Oper verwenden lassen mußten, weil Regisseur Meyer recht gut wußte, daß in der komischen Oper ein gutes Spiel oft besser wirke als eine gute Stimme. Diesen drei Herren mußten ihre Singpartien gewöhnlich eingegeigt werden, bevor man sie zu einer Probe zuließ, und zu diesem Eingeigen wurde gewöhnlich ein Musiker aus dem Orchester verwendet. Caché spielte komische Bediente und Bonvivants mit Auszeichnung. Schmidtmann Charakterrollen. Scholz, der Vater unseres unvergeßlichen Komikers (ein geborener Baron Plümicke), Soldatenrollen, ernste und komische Alte. Caché, später auch im Hofoperntheater angestellt, dürfte in Rollen wie der Bediente im „Neuen Gutsherrn" und in den „Beiden Füchsen" keinem Franzosen weichen, man konnte ihn mit Recht den

[1] Joseph Caché, geb. 1770, gest. Wien, 26. Januar 1841, Mitgl. des Hofburgtheaters 1814—31 (pensioniert); auch Bühnendichter.

[2] Karl Schmidtmann, geb. 1773, gest. zu Pest, 14. Januar 1822; Mitgl. der Hofoper 1815, dann Opernsänger in Pest.

[3] Der alte Scholz, v. Plümeke, aus einem adeligen preußischen Geschlecht; geb. zu Prag 1744, widmete sich 1760 der Bühne; vermählt mit der Schauspielerin Dlle. Tilly. In Prag, Linz, Innsbruck (wo Wenzel Scholz 1788 geboren wurde) tätig. Spielte damals Chevaliers, Stutzer, Valets; auch im Singspiel; dann unter Schikaneder in Wien.

deutschen Martin nennen. Schmidtmann war als Blondel in „Richard Löwenherz" und in mehreren anderen derlei Partien gut. Scholz spielte mehr in Schauspielen als in Opern, denn er besaß keine Stimme. Wenn er aber auch als Farbenreiber in den „Beiden Füchsen" und als Bader Scapel im „Pachter Robert" krähte, statt zu singen, so wirkte er doch durch sein gutes Spiel außerordentlich zum Gelingen des Ganzen. Die Opern in diesem Theater, welche nur leidlich gesungen, aber vortrefflich gespielt wurden, gewannen immer den Sieg über jene im Hofoperntheater.

Die Familie Demmer[1]. Eine ausgezeichnete Künstlerfamilie in allen ihren Zweigen. Zwei Brüder Demmer waren als Sänger, der eine im Hofoperntheater, der andere im Theater an der Wien angestellt; sie spielten alle Chevaliers, sie sahen sich im Gesichte so ähnlich und hatten so gleiche Manieren und eine so gleiche Sprache, daß man sie fast nicht auseinander kannte. Sie spielten und sangen zu gleicher Zeit, jeder in seinem Theater, den Seneschal in „Johann von Paris". Die Frau des einen spielte im Schauspiel nicht übel bürgerliche Mütter. Der Sohn, Fritz Demmer[2], war ein sehr braver, fleißiger Schauspieler, welcher im Theater an der Wien als Liebhaber, oft auch als Held das Publikum für sich gewann. Die Töchter Johanna, Josepha und Thekla. Johanna[3] spielte gemeine und karikierte Weiber mit Glück, Jo-

---

[1] Karl Demmer, geb. Köln, gest. nach 1824, Tenor, anfangs in Amsterdam; Mitgl. des Wiener Hoftheaters 1804—22, von 1811 an auch im Schauspiel verwendet; dessen Gattin Karolina Friederike Wilhelmine, geb. Krueger, geb. Berlin 1764, gest. Wien, 14. April 1813. Mitgl. des Hofburgtheaters 1804 ff.

Christian Demmer, geb. in Deutschland 1768, gest. Prag, 22. September 1835, Mitgl. der Hofoper 1809—24, dessen Gattin war gleichzeitig mit ihm engagiert.

[2] Friedrich Demmer, geb. 1786, gest. Wien, 14. April 1838, Mitgl. der Hofoper 1829—34, dann Oberregisseur am Theater a. d. Wien.

[3] Jeanette Demmer, verehelichte Schmidt, Mitgl. der Hofoper 1808 bis um 1816, dann im Josephst. Theater.



Wenzl Scholz

sepha[1], jetzt Frau Scutta, erwarb sich durch ihre hübsche Gestalt, ihr niedliches Spiel und ihren Gesang schon mit sechzehn Jahren die Gunst des Publikums in der Rolle der „Aschenbrödel" in Isouards herrlicher Oper. Die jüngste, Thekla[2], war die nachmalige verehelichte Kneisel, welche als Lokalschauspielerin sich großen Beifalls erfreute.

Küstner. Ein eminenter Schauspieler, sowohl in intriganten als auch komischen Rollen. Zu den ersteren gab ihm die Natur alles: ein Gesicht, welches zugleich Verschmitztheit und Entschlossenheit ausdrückte, ein lauerndes unstätes Auge, welches von buschigen Brauen überwölbt war. Küstner war ein wissenschaftlich gebildeter Mann und früher Lehrer am Plebanschen Knabenerziehungsinstitut. Es war bemerkbar, daß er sich bei seinen intriganten Rollen Ochsenheimer zum Vorbild genommen hatte, ohne ihn eben sklavisch zu kopieren. Es ist wohl schwer, in so abschreckenden Rollen das Publikum für sich zu gewinnen, und dennoch gelang es ihm. Ich kannte Küstner sehr genau, denn ich wohnte mit ihm, bevor er Schauspieler ward, ein paar Jahre in einem Zimmer. Er stieg immer höher in der Gunst des Publikums und wurde Regisseur des Schauspiels. Sein Ehrgeiz strebte aber immer nach einer Anstellung im Hofburgtheater. Endlich ergab sich eine Gelegenheit dazu, und es wurden ihm sogar vom Hofburgtheater Anträge gemacht; allein, sein Kontrakt mit dem Theater an der Wien hielt ihn noch mehrere Jahre bei dieser Bühne fest. Man behauptete daher, er habe diesen Kontrakt verfälscht, und als er eines Tages — er vermutete in dieser Angelegenheit — zum

---

[1] Josephine Therese, Gattin des Sängers Andreas Scutta (1806 bis 1863), geb. 1797, gest. Wien, 28. Dezember 1863, Mitgl. des Theaters a. d. Wien 1811. Am Leopoldst. Theater 1831 ff.

[2] Thekla, geb. 1802, gest. Wien, 23. August 1832, 1817—24 an der Hofoper, dann als Madame Kneisel Mitgl. des Hofburgtheaters 1824—26, hierauf Lokalsoubrette am Theater in der Leopoldstadt und a. d. Wien.

Kriminalgerichte vorgefordert wurde, erschoß er sich auf dem Glacis neben dem Verbrennungshause[1].

So viel ist gewiß, Küstner spielte nicht nur Intrigants, er war auch ein Intrigant.

Fräulein Müller. Eine gar liebliche Schauspielerin und brave Sängerin war Fräulein Müller[2], besonders im heiteren Fache. Ihre Soubrettenrollen wußte sie mit einer Dezenz auszustatten, daß sie alles für sich einnahm, aber auch in ernsteren Partien wußte sie ihren Platz mit Ehren auszufüllen.

Welche Einwirkung äußere Zufälle auf ein Theaterstück haben können, davon mögen folgend drei Fälle, von denen ich Augenzeuge, ja, bei einem derselben sogar der Mitbeteiligte war, einen Beweis geben.

Im alten Theater auf der Wieden im Starhembergschen Freihause wurde ein neues Lustspiel: „Kopf, Magen und Herz[3]", gegeben. Es gehörte zur Gattung der Charakterlustspiele, und ein Gelehrter, ein Feinschmecker und ein Empfindsamer waren die Hauptcharaktere desselben. Schon bei der zweiten Szene hörte man von außen den Donner rollen, gleich darauf strömte ein Platzregen vom Himmel, so daß man es bis in das Schauspielhaus vernahm. Sogleich wurde das Publikum unruhig. Viele gingen hinaus und brachten die Nachricht zurück, es regne fürchterlich. Die Exposition des Stückes wurde nicht gehört, und das gute Lustspiel fiel durch.

* *

*

---

[1] Joseph Reichel, auch Küstner, Schauspieler und Regisseur des Theaters a. d. Wien, geb. zu Stopfenreith bei Floridsdorf (Niederösterreich) 1787, erschoß sich am 19. November 1821. (Toten-Prot. der Stadt Wien.) — Weder der „Sammler" noch die „Theaterzeitung" brachten darüber eine Notiz.

[2] Über sie s. o.

[3] Am 22. März 1801. (Voll.)

Es werden wohl alle Musiker den Namen Vogel[1] kennen. Der Mann hat nur eine Oper komponiert: „Demophoon“, aber es ist eine klassische Komposition, und man kann das Gleichnis vom Löwen darauf anwenden; die Löwin legt auch nur ein Junges, aber es ist ein Löwe. Diese Oper nun hatte ich für das Theater an der Wien bearbeitet. Als sie zum ersten Male gegeben wurde, gefiel die Ouverture schon so außerordentlich, daß sie wiederholt werden mußte; auch ein nachfolgendes Duett zwischen Vater und Tochter und eine Arie der letzteren gefielen allgemein. Nun aber trat der Held der Oper, Timantes, auf. Dieser war der Tenorist Herr Gottdank[2]. Mit Dirce heimlich vermählt, fragt er sie um das Pfand ihrer Liebe, und sie beginnt eine Arie mit den Worten:

Ach! der liebe holde Kleine,
Ganz ist er dein Ebenbild!

Wer nun den kleinen dicken Herrn Gottdank mit dem großen Kopf und den kurzen Füßen, mit dem schielenden Blick und den linkischen Körperbewegungen kannte, den wird es nicht wundern, daß das ganze Auditorium bei jenen Worten in ein homerisches Gelächter ausbrach, welches immer mehr um sich griff und endlich auch die Sängerin Buchwieser erfaßte, welche ihre Arie nicht zu Ende singen konnte. Von diesem Augenblicke war das Publikum nicht mehr zur Ruhe zu bringen; sooft Timantes erschien, wurde von neuem gelacht, besonders als seine Rolle immer größeres Pathos erforderte; genug, die herrliche Oper war verloren.

* * *

[1] Joh. Christoph Vogel, begabter, jung gestorbener Komponist, geb. zu Nürnberg 1756, gest. Paris, 26. Juni 1788, Schüler von Riegel in Regensburg, kam 1776 nach Paris. — Castellis Bemerkung trifft nicht zu. Vogels erste Oper war „La toison d'or“, 1786, hierauf komponierte er „Démophon“, dessen Aufführung er nicht erlebte. Er starb in Dürftigkeit. — Demophoon, 1789, Text von Desriaux, mit Einlagen von Seyfried, wurde am 11. Mai 1808 im Theater a. d. Wien gegeben u. fünfmal aufgeführt (Sonnleithners handschriftl. Material).

[2] Joseph Gottdank, geb. 1779, gest. Wien, 14. Juli 1849, Mitgl. d. Hofoper 1806—09, 1814—21; Regisseur, belletristisch. Schriftsteller.

Des größten Beifalls hatten sich einst im Theater an der Wien Horschelts[1] Kinderballette zu erfreuen. Ein neues Kinderballett konnte als ein Ereignis angesehen werden, und man riß sich um die Sperrsitze. Mit noch mehr gesteigerten Erwartungen sah man der ersten Aufführung des „Berggeistes" entgegen, weil die Theaterfama schon viel über neue Dekorationen, Maschinen, Flugwerke usw. getrompetet hatte.

Endlich erschien der Tag der ersten Aufführung[2]. Das Haus war zum Brechen voll und die Erwartung aufs höchste gestiegen. Vor dem Ballette wurde ebenfalls zum ersten Male gegeben: „Der kurze Roman oder die närrische Wette[3]", ein Lustspiel in einem Akte, welches die Direktion von Berlin verschreiben ließ, weil es dort sehr gefallen hatte und über zwanzigmal gegeben worden war.

---

[1] Friedrich Horschelt, geb. 14. April 1793, gest. München, 9. Dezember 1876, Mitgl. des Hofopernballetts 1815—20; begründete das epochemachende Kinderballett, das bis 1821 bestand; später Hofballettmeister in München. — Über die Auflösung des Kinderballetts bemerkt F. R. v. Seyfried (Rückschau in das Theaterleben Wiens, Wien 1864, S. 4): „Aber der Zynismus einiger Feinschmecker, an der Spitze der berüchtigte Fürst K[aunitz], war so groß, daß man endlich den Aufhebungsbeschluß des Kinderballetts über Antrag Ihrer Majestät der Kaiserin als berechtigt anerkennen mußte." — Das Kinderballett wurde abgeschafft mit kaiserl. Entschließung vom 31. Oktober 1821.

[2] Auch hier lassen sich Castellis Angaben mit den Tatsachen kaum in Einklang bringen. — „Der Berggeist", Zauber-Pantomime in 3 Aufzügen, nach einem Volksmärchen (Musäus' Rübezahl), Musik von Riotte; der „Sammler" bringt in Nr. 58 vom 14. Mai 1818 den Bericht über die erste Aufführung, welcher das Kotzebuesche Lustspiel „Das Posthaus in Treuenbrietzen" vorherging: „Herr Demmer gefiel als Blumenau. Im übrigen wollte die Darstellung nicht recht ansprechen." Die Aufführung fand am 7. Mai 1818 statt, und „Der Berggeist" wurde 34 mal gespielt. Die kleine (11jährige) Angioletta Mayer spielte die Prinzessin. (Sonnleithners Mat.) A. Mayer starb zu München 1880 und war die Mutter des Schriftstellers Hans Hopfen.

[3] „Der kurze Roman oder Die närrische Wette. Ein Lustspiel in 1 Akt von F. J. Hassaureck." Gedr. im 1. Jahrgang des „Dramatischen Sträußchens" (1809), S. 87—140. — Die erste Szene ist ähnlich, aber völlig verändert wiedergegeben.

Um das unglückliche Schicksal dieses Lustspielchens genau zu beschreiben, muß ich den Anfang desselben wörtlich mitteilen.

Die Kurtine geht auf und eine Dame sitzt mißmutig in einem Lehnstuhl am Tische und ruft: Lisette!

Lisette: Madame!

Dame: Mein Strickzeug!

Lisette bringt es, die Dame wirft es aber gleich wieder weg und ruft: Lisette!

Lisette: Madame!

Dame: Mein Buch!

Lisette bringt es, die Dame blättert darin, wirft es aber auch wieder weg und ruft neuerdings.

Lisette: Madame!

Dame: Meine Gitarre!

Mit einem Male schreit eine Stentorstimme im Parterre: „Werden wir heute gar nichts mehr zu hören bekommen als: Lisette und Madame? Vorhang herab!" — Allgemeines Gelächter, — fürchterliches Geschrei: Aufhören, Aufhören! — Nichts mehr Lisette und Madame; Vorhang herab! Pfeifen, Toben und — der Vorhang fiel.

XIV.

Das Leopoldstädter Theater. — Das Theater in der Josephstadt. — Das Komödienbierhaus. — Künstler von damals.

Österreich überhaupt und Wien insbesondere waren von jeher das Land und die Stadt, in welchen die Komik sich vorzugsweise zeigte, ausbildete und ihren Gipfel erreichte. Die meisten Österreicher sind geborene Spaßmacher, wozu ihr Dialekt nicht wenig beiträgt. Ich will dadurch nicht sagen, daß das Ausland nicht auch tüchtige Komiker besitze; allein, es ist eine gemachte Komik, sie lassen meistens kalt oder übertreiben. In der sogenannten feinen Komik, in folgerechter Darstellung eines komischen Charakters haben es manche norddeutsche Schauspieler bis zur Virtuosität gebracht, und zu oberst steht hierin Iffland. Allein, gelacht, so recht herzlich gelacht, daß es mich schüttelte, habe ich doch nur über österreichische Komiker. Es geht mit der komischen Darstellung wie mit der österreichischen komischen Literatur. Daher habe ich auch zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß im Auslande anerkannte und hoch gepriesene komische Schauspieler, wenn sie in Wien Gastrollen gaben, selten ganz befriedigten, während österreichische Komiker, wenn sie sich im Auslande zeigten, das ganze Haus bloß durch ihr drolliges Wesen und ihren Dialekt zum Lachen bewogen. Ein Beispiel davon lieferte Hasenhut. Als die Franzosen in Wien waren, war das Haus, wenn dieser Komiker spielte, immer überfüllt, und die fremden Gäste lachten aus vollem Halse über ihn, obschon sie kein Wort von dem verstanden, was er sagte.

Ich werde jetzt bei Gelegenheit des Leopoldstädter Theaters versuchen, einige charakteristische Skizzen verstorbener komischer Schauspieler dieser Bühne zu entwerfen und anzugeben, auf welche Art und durch welche Mittel sie auf das Publikum wirkten, worin ihre Eigentümlichkeiten bestanden und was eigentlich die Grundessenz ihrer komischen Gewalt war. Ich habe von Jugend auf eine Vorliebe für dieses Theater gehabt;

ich habe die Schauspieler, die ich vorführen werde, alle selbst, oft und in verschiedenen Rollen gesehen; ich habe mich mit ganzer Seele den Eindrücken hingegeben, und noch jetzt schweben mir die bunten, lustigen Gestalten vor den Augen. Ich habe meist selbst herzlich mitgelacht, wenn die Zuseher in ein lautes Gelächter ausbrachen, manchmal aber kaum begriffen, wie man lachen konnte. Immer aber habe ich nachzuforschen gesucht, woher der Eindruck rühre, wodurch dieser oder jener Spaß auf das Publikum einwirkte, und diese Bemerkungen will ich mitteilen. Sie können wohl einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Dramaturgie geben und werden zugleich kleine Denksteine für die verewigten Künstler liefern.

Es war eine gute Zeit, als das Publikum noch bloß um sich zu unterhalten das Theater besuchte, als es das Licht, womit es Fehler hätte beleuchten können, selbst auslöschte, um diese nicht zu sehen und sich so selbst sein Vergnügen zu verkümmern. Es war eine gute Zeit, als man noch nicht am folgenden Tage nach der ersten Vorstellung eines neuen Stückes die Journale fragte, ob uns das Stück gefallen dürfe oder nicht, sondern selbst sah, selbst urteilte. Es war eine gute Zeit, als man, wenn man lachen konnte, dafür dankbar war und nicht hinterher die Nase rümpfte und sagte: „Das ist eine entsetzliche Dummheit." Zu dieser guten Zeit war das Leopoldstädter Theater das besuchteste von allen. Es wurde allgemein das Kasperltheater genannt, weil Laroche (in jedem Stücke Kasperl geheißen) der beliebteste Komiker dieser Bühne war. Wie sehr dieser Kasperl das Publikum für sich gewonnen hatte, mag der Umstand beweisen, daß man die damals kursierenden Viertelkronen, welche 34 kr. galten, allgemein Kasperln nannte, und zwar darum, weil auch der Eintrittspreis in das Parterre des Leopoldstädter Theaters auf 34 kr. festgesetzt war.

Ihr jetzigen Bühnendirektoren, die ihr meist bei euren Anstalten der großen Anforderungen der Schauspieler und des Publikums wegen zugrunde geht, ich will euch eine kleine Anekdote erzählen, welche sich zu jener Zeit ereignete, und ihr werdet, voll Wehmut darauf zurückblickend, mit mir ausrufen: Ja, das war eine gute Zeit!

Ich ging eines Tages durch die Praterstraße (Jägerzeile) spazieren und sah vor dem noch geschlossenen Theatertore eine große Menge Menschen stehen, welche auf das Aufsperren wartete. Ich besah den daneben ausgehängten Zettel, man gab: „Kasperl, der Mandolettikrämer"[1]. Die Versammelten waren in einen dichten Knäuel zusammengepfercht und lärmten, stießen, schrien und drängten, weil jeder der nächste am Tore sein wollte, um ja gewiß einen guten Platz zu bekommen. Das Getöse drang auch zu den Ohren des Direktors Marinelli[2], der seine Wohnung gerade über dem Eingangstore hatte. Plötzlich öffnete sich ein Fenster, Marinelli erschien an demselben mit einem Stock in der Hand und schrie auf das Publikum herab: „Wenn das Lärmen nicht auf der Stelle aufhört, so lass' ich heute gar keine Komödie spielen!" — Und auf dieses Donnerwort war sogleich die Ruhe hergestellt. Niemand muckste mehr, um nur die Komödie zu sehen. Oh, da war es leicht, Theater zu dirigieren und dabei reich zu werden.

Das Leopoldstädter Theater war von jeher die eigentliche Volksbühne. Zu allen Zeiten befanden sich bei dieser Bühne vorzügliche Komiker und Schriftsteller, welche für diese zu schreiben verstanden. In der frühesten Zeit waren nur die Skizze eines Stückes und dessen Szenierung und Arien geschrieben, die Gespräche dazwischen waren den Schauspielern überlassen; dann kam Hafner[3], der schon ordentlich gegliederte und dialogi-

---

[1] L. in 3 A. von Ferdinand Eberl.

[2] Karl Edler v. Marinelli, geb. Wien 1744, gest. daselbst, 28. Januar 1803. Erhielt 1781 von Joseph II. das Privilegium für das Theater in der Leopoldstadt und eröffnete dasselbe am 21. Oktober desselben Jahres mit dem von ihm verfaßten Gelegenheitsstücke „Aller Anfang ist schwer" und dem Lustspiele „Der Witwer mit seinen Töchtern". — 1801 geadelt.

[3] Philipp Hafner, der Schöpfer der Wiener Posse, geb. Wien 1731 als Sohn eines Amtsdieners. Studierte die Rechte und wurde Assessor beim Wiener Stadtgericht. Seine Possen verdrängten die Stegreifkomödien. Seine ungeregelte Lebensweise brachte ihm ein frühes Ende. Er starb 1764 an der Schwindsucht.



(Anon. Stich)

sierte Possen schrieb; später Hensler[1] mit seinen komischen Zaubersingspielen, ferner Bäuerle[2], Gleich[3], Meisl[4], endlich Raimund. Jeder von diesen hat große Verdienste um das Volkstheater, aber die größte Anziehungskraft bewirkten doch dessen komische Schauspieler, und von diesen — nur von den verstorbenen — will ich jetzt, und zwar von jedem einzeln, sprechen.

Laroche[5] (Kasperl) war ein gedrungener Mann, mittlerer Statur, mit lebhaften Augen und stark markierten Zügen. Alle seine Bewegungen waren eckig und wurden eben dadurch lächerlich. Sein Dialekt war der gemeine Wiener Dialekt, nur sprach er mehr breit als flüssig und hing oft an einzelne Worte,

---

[1] Karl Friedr. Hensler, geb. 2. Februar 1761 zu Schaffhausen, gest. Wien, 24. November 1825, Sohn eines württembergischen Leibarztes; kam 1784 nach Wien, 1803—13 Direktor des Leopoldstädter Theaters, 1817 übernahm er die Direktion des Theaters a. d. Wien, 1818 der Bühnen in Preßburg und Baden, 1822 des Theaters i. d. Josephstadt.

[2] Adolf Bäuerle, geb. Wien, 9. April 1786, gest. Basel, 19./20. September 1859, Gründer und Eigentümer der vielgenannten „Theaterzeitung". 1808—28 Sekretär beim Leopoldstädter Theater. Schrieb Wiener Romane unter dem Pseudonym Otto Horn.

[3] Jos. Alois Gleich (Dellarosa), geb. Wien, 14. September 1772, gest. daselbst, 10. Februar 1841 in Dürftigkeit. 1790—1830 im Staatsdienst; Theaterdichter des Josephst. Theaters und des Leopoldst. Theaters. Zauberpossen und Volksstücke, Ritterromane, „Wendelin v. Höllenstein" (1822); Raimunds Schwiegervater.

[4] Karl Meisl, geb. Laibach, 30. Juni 1775, gest. Wien, 8. Oktober 1853, bis 1840 Staatsbeamter.

[5] Johann Joseph Laroche, geb. 1. April 1745 zu Preßburg, ursprünglich zum Barbier bestimmt, befand sich schon 1764 in Graz bei der Brunianschen Gesellschaft, wo er „den Kasperl, die Hausknechte und Bediente" gab. Er blieb in Graz bis 1768 und soll dann bei Noverre im Kärntnerthortheater (als Tänzer?) tätig gewesen sein. Bald findet er sich bei der Menningerschen Gesellschaft, die hauptsächlich in Baden spielte, wo er als „Badner Kasperl" seinen Ruf erlangte. Als Marinelli die Menningersche Truppe übernahm und mit ihr das Leopoldstädter Theater am 20. Oktober 1781 eröffnete, wurde Laroche die Hauptstütze des Theaters bis zu seinem Tode am 8. Juni 1806. — (S. G. Gugitz in der „Öst. Rundschau 1906, Bd. VII, Heft 82, 83; dann dess. Feuilleton im „Deutschen Volksblatt" vom 8. Juni 1906.)

besonders an das Wort Er, ein a an, worüber man stets lachte. So z. B., wenn ihm sein Herr befahl: „Kasperl, geh' jetzt in jenes Haus und trage den Brief hinein", und er sich ein paarmal gegen diesen Befehl geweigert hatte, der Herr ihm dann mit dem Degen drohte, so antwortete er: „Laßt's stecken, er a geht schon!" Und hierauf ging er mit langen Schritten, die beiden Arme vor sich ausstreckend, in das Haus.

Laroche war der unmittelbare Nachfolger des Hanswurstes (den ich selbst nicht mehr gesehen habe und daher auch nicht charakterisieren kann), und hatte auch viel noch von dessen Lazzi in Gebärden und Körperstellungen angenommen. Seine Rollen waren immer dumme Bediente oder Schildknappen in Zauberstücken. In den letzten hieß er Käsperle. Er sang auch Couplets, aber ganz entsetzlich.

Um Beispiele von Laroches Komik anzuführen, erwähne ich folgendes:

In einem Stücke kniet Kasperls Herr vor seiner Geliebten und erklärt ihr seine Liebe; da öffnet Kasperl die Türe und schreit herein: „Steh' auf, alter Bettelstudent, d' Hosen g'hört nit dein!" und ist wieder verschwunden.

In einem anderen Stücke spielt Kasperl einen verstellten Stummen; als man ihn aber fragt, wie lang er stumm sei, antwortet er, sich vergessend: „Vier Jahre!" Da er aber dann dies Versehen wieder gut machen will, so antwortet er im ganzen Stück auf alle an ihn gestellten Fragen nur immer dieselben Worte: „Vier Jahre!"

Kasperl wird von den Türken gefangen. Er spricht mit ihnen, sie verstehen ihn aber nicht. Nun möchte er gerne hinausgehen, deutet daher auf die Türe und spricht: „Aussi! Aussi! Aussi!" Die Türken verstehen ihn noch immer nicht. Da wird er zornig und schreit: „Wart's, ös türkischen Wascheln, ös werd's mi glei' verstehn, ih wir nur mein' türkische Sprach' loslassen, also hört's: Anari Manari Canari, aussi, aussi!" Und nun laufen die Türken und öffnen ihm selbst die Tür.

Käsperle kommt als Diener mit seinem Herrn, dem berüchtigten Don Juan, in einen Wald, in welchem sie einen Einsiedler vor seiner Strohhütte sitzend finden, und hier entspann sich

ein Gespräch, welches ich wörtlich mitteilen will, um zu zeigen, welche Albernheiten damals das wiehterndste Gelächter hervorbrachten.

Juan: „Käsperle! Geh' hin und frag' ihn, wer er ist!"

Käsperle: „Das g'schieht nit."

J.: „Geh' hin, ich befehl' es dir."

K.: „Era geht doch nicht hin."

J. (zieht den Degen): „Wirst du gehen?"

K.: Steckt's den Bratspieß ein, era geht schon." (Tritt mit vielen Lazzi von Furcht gegen den Einsiedler). „Wer seid's ös?"

Einsiedler (mit dumpfer Stimme): „Ich bin ein frommer Waldbruder."

K. (zurückprallend, daß er seinen Herrn fast niederstößt): „Ui! Gnädiger Herr, gehen wir g'schwind fort."

J.: „Was hat er gesagt?"

K.: „Er hat gesagt, er ist ein Waldluder."

J.: „Du wirst ihn falsch verstanden haben, geh' hin, frag' noch einmal."

Wiederholte Lazzi der Weigerung, endlich fragt Käsperle wieder: „Mein Herr läßt noch einmal fragen, wer's ös seid's."

E.: „Ich bin ein Eremit."

K.: „Ui! Gnädiger Herr, da bleiben wir, er ist der Bruder Kredit."

J.: „Frag' ihn noch einmal."

K.: „Seid's amal g'scheit und sagt's aufrichtig, wer seid's?"

E.: „Ich bin ein Einsiedler."

K.: „Ja, gnädiger Herr, wir bleiben schon da, da geht's lusti zu, denn er is a Biersiedler."

J.: „Frag' ihn, wovon er lebt."

K.: „Von was lebt's?"

E.: „Ich lebe von Wurzeln und Kräutern."

K.: „Ui! Gnädiger Herr, fahr'n ma ab, er lebt von Husaren und Reitern, er könnt' uns zwa ah fressen."

Kann man sich einen größern Unsinn denken als diese Szene? Und doch wurde sie von unausgesetztem Lachen begleitet.

Was Laroche überhaupt für eine Gewalt bloß durch den Ton seiner Stimme auf das Publikum ausübte, mag auch folgender

Umstand beweisen. Manchmal geschah es, daß Kasperl noch nicht angekleidet war, wenn er schon auf die Szene treten sollte. Wenn nun ein Schauspieler schon extemporierte, um statt dessen die Lücke auszufüllen, und der Theaterinspizient in die Garderobe lief und ängstlich rief: „Herr Laroche, ich bitte Sie, es ist schon höchste Zeit", da antwortete Laroche ganz phlegmatisch: „Mach' die Türe auf!" Und nun schrie er aus vollem Halse: „Auwedl! Auwedl! Auwedl!" und in diesem Augenblicke hörte man auch das schallende Gelächter des Publikums, welches an diesen Worten, womit er fast immer aufzutreten pflegte, seinen Liebling erkannte, bis in die Garderobe hinauf.

Außer der Bühne soll Laroche ein ernster, ja griesgrämiger Mann gewesen sein, wie viele Komiker. Er extemporierte viel, aber meistens nur Spaßiges, niemals Witziges, und der Beifall galt mehr dem Gesichterschneiden, den Lazzis und der geschickten Unbehilflichkeit, womit er sich zu benehmen wußte. Ich möchte Laroche die personifizierte populäre Komik nennen, und eben weil er dieses war, hat auch seit ihm kein Komiker mehr so ganz die Populace für sich zu gewinnen gewußt.

Anton Hasenhut[1] (genannt Taddädl). Die zweite stehende komische Person in den älteren Stücken im Leopoldstädter Theater war der Taddädl, von Anton Hasenhut dargestellt. Taddädl war gewöhnlich ein Geselle oder Lehrjunge, läppisch, furchtsam, dumm, dabei vorwitzig und jung, der den Zopf hinten ganz oben am Kopfe festgebunden und wagrecht wegstehen hatte. Hasenhuts größte Eigentümlichkeit als Taddädl war der Ton seiner Sprache. Es klang immer wie das Schmettern eines Kindertrompetchens, wenn er redete, und dadurch allein bewirkte er schon Lachen. Auch diese komische Figur hatte sich im

---

[1] Anton Hasenhut, geb. Peterwardein in Ungarn 1766, gest. Wien, 6. Februar 1841, 1793—1803 am Leopoldst. Theater, 1803—09 am Theater a. d. Wien, 1814—17, 1822—27, 1831—36 auch am Hofoperntheater; vorübergehend Direktor des Theaters in Mödling. Siehe seine Selbstbiographie: „Launen des Schicksals oder Szenen aus dem Leben und der theatr. Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut. Bearbeitet von F. J. Hadatsch, Wien 1834".

Publikum so charakteristisch festgestellt, daß man einen jungen läppischen Burschen mit einer feinen gellenden Stimme noch jetzt einen Taddädl nennt. Hasenhut besaß aber auch außerdem eine unwiderstehliche komische Kraft. Man kann ihm nicht vorwerfen, daß er jemals eine Zote gesagt hätte, aber auch das Gewöhnlichste wußte er so komisch vorzubringen, daß er mächtig auf unser Zwerchfell wirkte. Ich habe Franzosen, welche kein Wort von dem verstanden, was Hasenhut sagte, dennoch unmäßig über ihn lachen gesehen, und Grillparzer[1] hat mir gestanden, er habe später über keinen Komiker mehr so herzlich lachen können als über Hasenhut. In einem Stücke, ich weiß es nicht mehr zu nennen, geht Taddädl (ein Müllerjunge) mit seinem Meister über einen Berg herab; plötzlich springt er auf die Seite und fängt ein jämmerliches Geschrei an, so daß sich die Zuseher fast mitfürchten, und als ihn der Meister fragt, was es ist, bewirkt die Antwort: „An Adaxel" (eine Eidechse) das allgemeinste Gelächter.

Als Hasenhut später das Theater der Leopoldstadt verließ und auf jenem an der Wien spielte, trat er aus seinen äußeren komischen Eigentümlichkeiten hinaus und behielt nur die innere Vis comica bei. Er sprach nicht mehr in seiner früheren feinen, schmetternden sogenannten Taddädlstimme, da er älter geworden war; agierte weniger rührig, da er beleibter geworden war; er hieß auch nicht mehr Taddädl, sondern erhielt in jeder Rolle andere komische Namen; aber darum wirkte er nicht weniger, er war auch auf dieser Bühne der Liebling des Publikums, und seine freien Einnahmen waren immer die vollsten im ganzen Jahre. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen seiner Darstellungen als Lorenz im „Hausgesinde", als Hafnerlehrjunge Poldl in den „Bürgerlichen Brüdern". Die Parodie der Szene aus „Richard III." war das Komischeste, was man sehen konnte, und dies war die erste Szene, deren Wiederholung ich in meinem Leben von dem Publikum ungestüm fordern sah. Auch bei Ha=

[1] Grillparzer steuerte zu Hasenhuts Selbstbiographie ein Gedicht bei. S. „Launen des Schicksals usw.", S. 310: „Dem Komiker Hasenhut". Abgedruckt in Grillparzers stl. Wkn. 5. Aufl. (Sauer) I, 264.

senhut war, wie bei Laroche, keine Rede von Witz, sondern nur von Spaß, und Hasenhuts Spaß, wenn nicht so derb, so platt, so tölpisch wie jener Kasperls, war feiner, anständiger, sittsamer, runder möchte ich sagen. Es ist für diejenigen, welche ihn selbst nicht sahen, kaum glaublich, welche komische Wirkung er mit einem Worte, mit einer Bewegung, ja mit einer Gebärde hervorzubringen verstand. Besonders war er geschickt in Darstellung der Ungeschicklichkeit. Wenn er bei einer Türe hinausging und stolperte, wenn er sich auf einen Tisch oder Stuhl lehnte und ausglitschte, so machte er dies alles so natürlich, daß man glauben mußte, es wäre zufällig geschehen.

In den letzten Jahren verlor er sein Gedächtnis und war nur noch der Schatten seiner selbst; aber so wie er in seiner Glanzperiode war, wird er mir und gewiß allen, die ihn damals sahen, unvergeßlich bleiben.

Baumann d. Ä.[1]. Der ältere der beiden Baumann, Schauspieler des Leopoldstädter Theaters, war einer der vorzüglichsten komischen Schauspieler, welche die Wiener Bühne betraten. Er besaß das, was man mit Recht die trockene Komik heißt, und welche so unwiderstehlich hinreißt. Jener Komiker, dem man es abmerkt, daß er komisch sein wolle, oder der sich wohl gar Mühe gibt, komisch zu sein, ist es nicht.

Baumann war immer voll Ernst, und eben dieser Ernst war es, der so außerordentlich wirkte. Kein Schauspieler hat wie Baumann Rede und Gebärde so in Kontrast zu bringen verstanden. Darum war er auch am allervorzüglichsten in der Parodie. „Prinz Schnudi" war bei seiner Darstellung ein personifiziertes komisches Heldengedicht. Er wußte eine Karikatur so fest, so scharf, ich möchte sagen so unkarikiert zu zeichnen, daß sie ins Leben trat und als ein wirklicher Charakter dastand. Da war denn auch keine Kleinigkeit vergessen, welche zu diesem Ziele führen konnte, und Sprache, Körperhaltung, Kostüme, Gang, Gebärden, alles war im Einklange. Wer den besoffenen Hausmeister im „Neusonntagskind" von Baumann gesehen,

---

[1] Baumann s. o.



FRIED. JOS. KORNTHEUER

wird zugestehen, daß dies eine der vollendetsten Darstellungen im niedrig-komischen Genre war.

Joseph Korntheuer[1]. Du komischester aller Komiker! Du Inbegriff alles Lächerlichen, der das Bizarre, Barocke und Groteske so in eines zu vermischen wußte, daß eine Radikalarznei gegen die Hypochondrie daraus wurde: wie soll ich beschreiben, was und wie du es geleistet? Man muß dich selbst gesehen haben, um dein außerordentliches komisches Talent gehörig zu würdigen; denn, wollte man deine Darstellungen analysieren, so würde man am Ende auf ein Nichts zurückkommen, aus welchem Nichts du alles hervorzubringen wußtest, was keinen Widerstand litt und den Grämlichsten mit hineinriß in den Veitstanz des Gelächters.

Korntheuer, ein geborner Wiener, begann seine theatralische Laufbahn beim Hofburgtheater, bei welchem er, seiner imposanten Gestalt wegen, zu ernsthaften Rollen und besonders zu Tyrannen und Bösewichtern verwendet wurde. Er gefiel sich auch in diesen Rollen und vorzüglich als Lasarra ganz außerordentlich selbst, aber dem Publikum gefiel er nicht. Es ist doch wirklich etwas Auffallendes, daß so viele tüchtige Schauspieler sich eben in einem Fache für vorzügliche Darsteller halten, in welchem sie am wenigsten leisten können. So glaubte auch Korntheuer noch in den letzten Jahren seines Lebens, in welchem er sich als Komiker schon die höchste Gunst des Publikums errungen hatte, er hätte seinen Beruf verfehlt und sei eigentlich für gemütliche Rollen, gutherzige Alte und rührende Greise geschaffen. — So spielte er mit einer Wut, möchte ich sagen, den Lorenz Stark, den armen Poeten, den Greis in „Menschenhaß und Reue". Ich habe diese Rollen von ihm gesehen und muß gestehen, es war durchaus nur gemachtes Wetter, jenes süßliche Rührei in der Darstellung, wodurch die Menge bestochen wird, jener singende Vortrag, der besonders den süddeutschen Schauspielern eigen ist;

[1] Friedr. Jos. Korntheuer, geb. Wien, 15. Februar 1779, gest. daselbst, 28. Juni 1829, Mitgl. des Hofburgtheaters 1804—08, 1811—13, dann Komiker am Leopoldst. Theater 1821—28, 1819 Regisseur am Theater a. d. Wien, dramat. Dichter.

man sah dem guten Korntheuer an, wie sehr er beflissen sei, Tränen zu erpressen, kurz, es waren komödiantische Kniffe, aber keine Schauspielkunst.

Solche Rollen spielte Korntheuer vorzugsweise in Brünn, wo er längere Zeit Pächter und Direktor des dortigen Theaters war und daher auch alles spielen durfte, was er wollte. Als er aber dann bei dem Leopoldstädter Theater angestellt wurde, welches eben zu seiner Zeit die ersten komischen Kräfte vereinigte und der wahre Tempel des Komus genannt zu werden verdiente, da ging er in sein eigentliches Fach, in das Komische, über und wurde der auserwählte Liebling des Publikums.

An Korntheuers Körper war alles lang. Gesicht, Nase, Füße, Arme, Hände, und er verstand es, besonders das erste und die letzteren durch Ausdehnung noch länger zu machen, als sie waren. In seinem Vortrage lag etwas Langsames, Schleppendes, Faules, in seinen Bewegungen ein unbeschreibliches Phlegma, und er ließ sich immer gehen, wie es ihm eben behagte. Man hätte glauben sollen, Korntheuer spiele gar nicht für die Zuseher, sondern für sich selbst. Daher geschah es öfter, daß er, während die andern Schauspieler auf der Bühne sprachen, ganz ruhig in einer Ecke stand und sich einen aparten Spaß machte. Seinen Mitschauspielern mag das wohl nicht recht gewesen sein, da er dadurch die Aufmerksamkeit von ihnen ab- und auf sich lenkte; aber dem Publikum, welches sich nur mit ihm unterhielt, war es sehr willkommen, und auch die mit ihm Beschäftigten mußten oft mitlachen. Er stand z. B. in einer Ecke der Bühne, hielt sich seine beiden Hände vor die Augen und schien erraten zu wollen, wer ihm das tue; oder er foppte sich selbst, indem er sich mit der rechten Hand auf die linke Schulter tippte, sich dann umsah und sich nicht wenig verwundert zeigte, niemand hinter sich zu erblicken. Ich habe gesehen, wie er während einer Liebesszene alle Knöpfe seines ganzen Anzuges an Rock, Beinkleid und Weste zusammenzählen wollte und damit nicht zu Ende kommen konnte. Die vorzüglichsten Rollen Korntheuers waren ganz bornierte Alte, Ehemänner, welche unter dem Pantoffel stehen, und sehr karikierte Charaktere. Er extemporierte sehr viel und machte sich, wie der Kunstausdruck bei den Schauspielern

lautet, seine Rollen selbst zurecht, das heißt, er modelte sich die Konstruktionen so, wie sie ihm zu Munde paßten und schrieb sich Späße hinein. Ich war einst Zeuge einer Darstellung von ihm, bei welcher er nicht zehn Worte von denen sprach, die in der Rolle vorgeschrieben waren. Es war nämlich eine Gesellschaft Bekannter abends im Gasthause neben dem Theater versammelt, darunter sich auch Korntheuer befand, der eben jenes Abends (man gab „Die falsche Primadonna") nicht zu spielen hatte. Plötzlich stürzte der Theaterdiener in die Schenke, erzählte, daß der Schauspieler, der den Bürgermeister von Krähwinkel spielen sollte, unvermutet krank geworden sei, und bat Korntheuer im Namen des Direktors, diese Rolle, die er früher schon in Brünn gespielt hatte, für heute zu übernehmen, weil sie sonst gezwungen wären, das Theater ganz zu schließen. „Wohlan!" sagte Korntheuer, „ich will's tun, obschon ich nicht ein Sterbenswort mehr von der Rolle weiß, aber ich bitte euch, Freunde, geht alle ins Theater, damit ihr doch einmal seht, wie man ganz aus dem Stegreif spielt." Wir gingen alle, und ich kann sagen, ich und das ganze Publikum mit mir haben nie so herzlich gelacht als an diesem Abend. Spaß drängte sich auf Spaß, und die Schauspieler selbst konnten vor Lachen kaum sprechen. Das Theater drohte aber einzustürzen bei folgendem extemporierten Spaße.

Sperling (tritt auf): „Herr Bürgermeister! Die fremde Sängerin kommt schon."

Bürgermeister (Korntheuer): „Kommt schon? Kommt schon? Was tun? Was machen? Was anfangen und was hernach wiederum zu beginnen?"

Sperling: „Ich habe ihr Blumen auf den Weg streuen lassen. Dazu habe ich alle Gärten geplündert, und da sie mir nicht genug Blumen boten, so habe ich ihr auch Salat streuen lassen."

Bürgermeister (sehr ernsthaft): „Recht, Sperling, und lassen Sie von mir aus noch zwölf harte Eier sieden und auf den Salat legen."

Vielseitig war Korntheuer nicht, aber die eine Seite, die er zeigte, war eine vollkommene und verfehlte ihre drastische Wirkung nie. Sein Geisterkönig im „Diamant des Geisterkönigs",

sein Gisperl in „Gisperl und Fisperl", sein Geselle in der „Ballnacht" waren Hogarthsche Karikaturen, welche von einem geschickten Maler festgehalten zu werden verdient hätten.

Korntheuer war, wie wenige Bühnenkomiker, auch ein sehr unterhaltender Gesellschafter und verstand die Kunst, die Eigentümlichkeiten fast aller in Wien beliebter Schauspieler, besonders in Ton und Sprache, so täuschend nachzuahmen, daß man dieselben wirklich zu hören glaubte.

Ferdinand Raimund[1]. Ich habe es hier nicht mit Raimund dem Dichter, sondern mit Raimund dem Komiker und Schauspieler zu tun. Seine Stücke sind allgemein gegeben, allgemein beliebt, und ich kann mich hier nur nicht enthalten, zu bemerken, daß ich glaube, die Kunstrichter, welche Raimund als Dichter so hoch stellten, haben ihm einen schlechten Gefallen getan und ihn an sich selbst und seinem Talente irre gemacht; und hätte Raimund noch länger gelebt, er würde vielleicht den Weg, den er als Dichter eingeschlagen und worin er das Komische mit dem Romantischen so glücklich zu verschmelzen wußte, gänzlich verlassen und sich nicht in ein Reich verstiegen haben, in welchem er selbst nicht heimisch war, und das er auch uns niemals heimisch gemacht haben würde.

Nachdem Raimund als Lehrling von der süßesten aller Künste, von der Zuckerbäckerkunst, davongelaufen war und sich bei kleinern wandernden Truppen herumgetrieben hatte, bei welchen er alles spielen mußte, am liebsten aber Intrigants spielte, wurde er endlich im Josephstädter Theater engagiert, und dort fand er den rechten ihm passenden Pfad des theatralischen Wirkens. Als Adam Kratzerl in Gleichs „Musikanten am hohen Markt" machte er sich zuerst bemerkbar und gewann sogleich die Liebe des Publikums, in welcher er später im Leopoldstädter Theater in fremden, dann in eigenen Stücken immer mehr stieg, bis er der erklärte Liebling des Publikums war.

---

[1] Ferdinand Raimund, geb. Wien, 1. Juni 1790, gest. 6. September 1836 zu Pottenstein (Niederösterreich) durch Selbstmord. 1814 bis 1817 am Josephst. Theater, dann bis 1830 am Leopoldst. Theater, seit 1821 Regisseur, seit 1828 auch Direktor dieser Bühne.

Raimunds Komik war eine eigene, von allen andern verschiedene und sogar aus sich sonst widerstreitenden Elementen zusammengesetzte. Es war eine Heftigkeit in seinen Bewegungen und Gebärden, ein Herumwerfen der Hände und des Kopfes, ein Rollen seines großen und lebhaften Auges, ein schnelles Abstoßen der Worte, daß man ihm einen fortwährenden inneren Grimm hätte zumuten müssen, wenn dies alles nicht wieder von der andern Seite durch die tiefste Gemütlichkeit gemildert worden wäre: so wie in seinen Dichtungen immer eine Wehmut, welche, wenn sie sich auch nicht vordrängte, doch wie ein mattes Wetterleuchten nach einem Gewitter ganz in der Ferne erschien. Ich erinnere hier nur an den „Aschenmann" und an die vorzüglichste seiner Rollen, des „Valentin" in seinem letzten Werke: „Der Verschwender". Sein Organ litt früher an Undeutlichkeit, welchen Fehler er aber durch unermüdeten Fleiß und Bewachung seiner selbst zu vermindern wußte. Raimund ließ sich nie einen Gedächtnisfehler zuschulden kommen; er wußte seine Rollen immer genau auswendig, und in seinen eigenen Stücken nicht nur die seinige, sondern auch die Rollen aller übrigen, da er ihnen meistens die Rollen einstudierte oder sie wenigstens mit ihnen durchging. Er hielt auch mit großer Strenge darauf, daß andere die Rollen in seinen Stücken aufs Und auswendig wußten. Korntheuer hat mir erzählt, daß er sich einmal wegen des einzigen kleinen Wörtchens „immer" fast mit ihm entzweit hätte. Er sprach nämlich als Geisterkönig: „Jetzt hab' ich die Agnes Bernauerin schon zwanzigmal gelesen und weiß halt noch nicht, warum sie ins Wasser gestürzt worden ist." Raimund wollte aber, er sollte sagen: „. . . und weiß halt noch immer nicht, warum usw." Korntheuer meinte, das sei ja gleichgültig. Raimund aber antwortete: „Nein, das ist nicht gleichgültig, das Wort immer verstärkt den Spaß", und da Korntheuer noch etwas dagegen einwendete, verließ er ihn zornig mit den Worten: „Meinetwegen, wenn du aber das ‚immer' ausläßt, so bleibst du immer ein dummer Kerl!"

Wenn Raimund in einem Stücke mehrere Charaktere darzustellen hatte, so suchte er sie in der Darstellung scharf zu sondern, allein dies glückte ihm nicht immer, und die ihm eigen-

tümliche Darstellungsweise blickte überall durch. Etwas Polterndes, durch grelles Abstoßen der Worte hervorgebracht, wurde überall bemerkbar, und die großen rollenden Augen trugen noch mehr dazu bei.

Raimund war ein vortrefflicher Mensch, und es ließen sich hundert Züge seiner Herzensgüte erzählen. Er liebte die Gebirgsnatur über alles und bekam, wenn er sich längere Zeit in der Residenz aufhalten mußte, stets eine unaussprechliche Sehnsucht nach den Bergen. Er hatte sich auch in der herrlichen Gebirgsgegend von Guttenstein ein Haus gekauft, welches er im Sommer bewohnte.

Zum Schlusse mag hier eine kleine Anekdote stehen, welche ihn ganz charakterisiert und welche mir ein Freund mitteilte. Dieser ging eines Vormittags durch das Pernitzertal spazieren, und als er eben durch ein Gehölz wandelte, sieht er von weitem eine sonderbare Gestalt sich nähern. Sie war in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, trug eine grüne Kappe auf dem Kopfe, hinter jedem Ohr stak eine Schreibfeder, aus jedem Sacke quollen Päcke Papiers hervor, im Busen staken ein paar Bücher, eine Feldflasche hing an einem Bande um den Leib, und in einer Hand trug er einen dicken Stock, auf welchem sich statt des Knopfes ein Tintenfaß befand. Als die Gestalt näher kam, erkannte er in ihr Raimund und rief ihm entgegen: „Herr im Himmel! Raimund, wie sehen Sie aus?" — „Wie soll ich denn ausschauen," antwortete dieser, „wenn ich auf den Bäumen sitz' und dicht'?"

Johanna Huber. Bei dem alten Theater auf der Wieden war eine Sängerin engagiert, namens Huber, von der man behauptete, sie sei eine Geliebte Schikaneders gewesen. Diese Madame Huber hatte zwei Töchter und heiratete später einen Schauspieler namens Bladl, welcher im Jahre 1809 Pächter und Direktor des Theaters in Temesvar war. Die ältere der Töchter hatte den Baßsänger Seippelt[1] geheiratet, die

[1] Joseph Seipelt, geb. Raika in Ungarn 1787, gest. Wien, 21. Februar 1847, Mitgl. der Hofoper 1822—24, 1831—41, dann Chorregent der Pfarrkirche zu Mariahilf und zu St. Joseph auf der

jüngere war J o h a n n a H u b e r, von welcher ich hier sprechen will.

Auf meiner Flucht im Jahre 1809 traf ich die ganze Familie in Temesvar, und Johanna wußte mich durch ihre körperlichen Reize und durch ihr fröhliches und anziehendes Benehmen im Umgange so zu fesseln, daß ich ihren Stiefvater Bladl mit Geld unterstützte und selbst einige Zeit das Theater dort dirigierte.

Schon in Temesvar habe ich Johannas Schauspielertalent, besonders in komischen Lokalrollen, erkannt, sie ward auch bald darauf bei dem Leopoldstädter Theater engagiert und wurde zur Zeit, als diese Bühne durch die Schauspieler S c h u s t e r, R a i m u n d, K o r n t h e u e r eine wahre Volksbühne in ihrem höchsten Glanze war, nebst den eben Benannten ein Liebling des Publikums.

J o h a n n a H u b e r[1] war üppig gebaut, hatte sehr angenehme, obwohl außer der Bühne schon etwas verwelkte Züge. Über alle ihre Gebärden und körperlichen Bewegungen war eine einnehmende Anmut verbreitet, mit einer gemütlichen Schalkhaftigkeit vermischt. Sie sprach den Wiener Dialekt und wußte ihn etwas angenehmer zu machen, indem sie ihn weniger derb und gemein vortrug; sie verstand es, ihren Rollen kleine Schattierungen und Farbenabstufungen zu geben, und sowohl durch diese als auch durch ein immer glückliches Extemporieren den Fehler ihres Gedächtnisses zu verdecken. Selbst ihre Geziertheit schien Natürlichkeit.

Sie trat in ihren besten Jahren und in der Glanzperiode ihrer Beliebtheit von der Bühne ab und heiratete einen reichen Ungar.

Laimgrube, Chordirektor des Theaters an der Wien. — Über ihn s. Chr. d'Elvert, „Geschichte des Theaters in Mähren", Brünn 1852, S. 147, 149; Klingemann, „Kunst und Natur", 1821, II. 134, 137, 139 f., 170, 206.

[1] Johanna H u b e r, die früher in Baden bei Wien spielte, debütierte am 3. August 1815 als Dido in Gieseckes travest. Äneas im Theater an der Wien, welcher Bühne sie bis 1819 angehörte. 1820 gastierte sie im Leopoldstädter Theater und war seit 9. August 1821 Mitglied dieser Bühne. Am 23. Januar 1824 trat sie zum letztenmal in der „Fee aus Frankreich" auf; dann heiratete sie. (Sonnleithner, Materialien usw.; Taschenbuch des Leopoldstädter Theaters 1820—25.)

Ich zweifle, daß sie mit ihm glücklich war, noch mehr aber zweifle ich, daß sie ihn glücklich machte.

Ignaz Schuster[1]. Dieser Komiker verdient den Namen eines ausgezeichneten Charakterdarstellers. Er war immer natürlich, übertrieb nie, und alle Stücke Bäuerles und viele auch von Perinet danken ihm die Wirkung, die sie durch viele Jahre machten. Staberl, die echte Karikatur eines Wiener Bürgers, welche sich gleich dem einstigen Hanswurst als eine bleibende komische Figur in vielen nachfolgenden Possen behauptet hat, war für ihn geschrieben und von ihm einesteils so drastisch-komisch, andernteils mit solcher Gemütlichkeit dargestellt, daß die Wiener Bürger, welche sich durch die komische Seite leicht verletzt hätten fühlen können, doch der gemütlichen Seite wegen hundertmal hineinliefen und ihr eigenes Karikaturbild applaudierten.

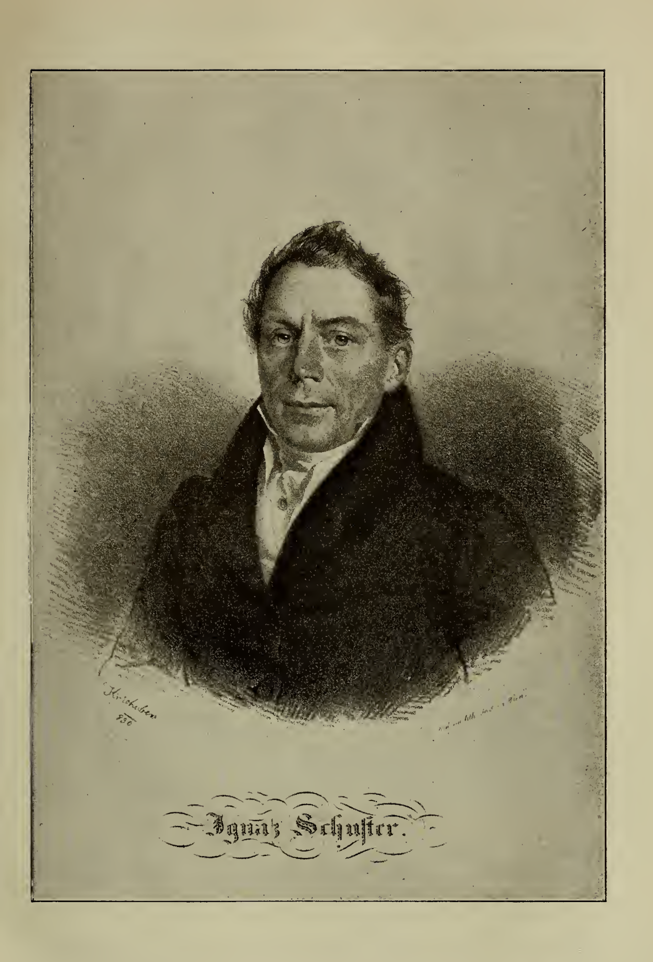
Schuster war gut musikalisch, was schon seine Nebenanstellung als Hofkapellsänger beweist; als solcher wirkte er aber immer nur im Chore mit, da seine Stimme eben nur hinreichte, um die unbedeutenden Gesänge in den Possen vorzutragen. Er komponierte selbst mehrere Singspiele.

Schuster und Raimund konnten recht gut auf derselben Bühne nebeneinander stehen und glänzen, ohne einander Abbruch zu tun, denn beide komische Talente waren ganz verschieden. Raimund möchte ich den Tragikomiker, Schuster den Hauskomiker nennen. So kam es, daß die Leute in Stücke liefen, in denen Schuster spielte, und in jene, worin Raimund spielte. Die Direktion aber war so klug, sie nie miteinander in demselben Stücke auftreten zu lassen[2].

Schuster war klein und bucklig; allein das Mißgestaltete seiner Figur machte mit dem Ernste in seiner Darstellung die komische

[1] Ignaz Schuster, geb. Wien, 20. Juli 1779, gest. daselbst, 6. November 1835, 1804 ff. Komiker am Leopoldst. Theater; kais. Hofkapellensänger; Komponist (Lieder, Messen u. a.).

[2] In Otto Horn's (Bäuerle's) Roman „Therese Krones" I., 82, macht Schuster gegen Therese dieselbe Bemerkung und setzt hinzu: „Es ist dies eine von den vielen Borniertheiten, mit welchen er (der Direktor) den Wünschen des Publikums entgegentritt."


Ignaz Schuster.

Wirkung noch größer; besonders komisch nahm er sich in fremdem Kostüm aus.

Ich kannte ihn auch als einen sehr guten und mit seinen Kollegen sehr verträglichen Menschen.

Therese Krones[1] hat eine große Berühmtheit durch ihre künstlerischen Leistungen und noch mehr nach ihrem Tode dadurch, daß man sie zur Heldin eines Romans und eines Schauspieles machte, erlangt. Was mich betrifft, so war ich mit dieser Berühmtheit weder in Rücksicht auf ihre Kunst noch auf ihren Charakter einverstanden. Sie holte ihre Komik aus der Hefe des Pöbels und aus der Kloake der Unsittlichkeit, sie kokettierte mit ihrer eigenen Nichtswürdigkeit.

Was ihren Körper anbelangt, so war sie fürchterlich mager und abgelebt, und alles war schlaff und welk an ihr, mit Ausnahme von zwei schönen großen Augen, mit denen sie aber auch zu kokettieren verstand. Alle Bewegungen ihres Körpers waren eckig, die beiden Arme dünn wie zwei Leimruten, aber sie verstand durch Kleider nachzuhelfen und jene Teile des Körpers, welche besonders die Lorgnetten alter Roués so gerne in Bewegung setzen, durch Schwingungen und Biegungen aller Art in das rechte Licht zu bringen. Ich habe Leute gekannt, welche alles an ihr graziös fanden. Ich fand das Gegenteil und bin überzeugt, daß jene Leute, wenn sie den Kern dieser Hülle gekannt hätten, zurückgeschreckt sein würden.

Was war es denn also, was sie zu einem der Lieblinge des Leopoldstädter Theaters machte? Es war die Freiheit, ja, die Frechheit ihres Spieles; es waren Worte, welche oft aus ihrem Munde gingen und die man einem Manne nicht verziehen hätte, welche sie aber so hervorzulispeln verstand, als wenn sie gar nicht wüßte, was sie ausdrücken; es waren wollüstige Körper-

[1] Therese Krones, geb. zu Freudental in Schlesien, 7. Oktober 1801, gest. Wien, 28. Dezember 1830, Tochter eines wandernden Schauspielers debütierte am 7. Oktober 1821 in „Evakathel" von Perinet im Leopoldst. Theater; auch Possendichterin, „Sylphide, das Seefräulein" u. a. — „Therese Krones, Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn (Adolf Bäuerle). Wien 1852." 5 Bde.

bewegungen, darin sie eine Meisterin war; es waren Anspielungen auf sich selbst und ihr Leben, welche sie sich nicht scheute, zur Öffentlichkeit zu bringen; kurz, es war ein Etwas, das die wahre Kunst verdammt, aber wodurch die Künstelei, verbunden mit Schamlosigkeit, auf lüsterne Menschen eine Wirkung hervorbringt. In diesem Einzigen war sie auch originell, in allem übrigen eine Nachahmerin. Hätte keine Huber und kein Korntheuer existiert, so würde auch nie eine Krones existiert haben. Sie suchte die erste zu kopieren, was aber bei jener natürliche Anmut war, das wurde bei ihr Ziererei, und die Späße, welche Korntheuer machte, schnappte sie auf und brachte sie im nächsten Stücke selbst.

Man hat sie die deutsche Dejazet[1] genannt. Mag sein, daß sie mit ihr eine Ähnlichkeit hatte, aber gewiß nur in den Schattenseiten.

Vom Charakter will ich schweigen, denn ich könnte viele Tatsachen aufzählen, über die ich beim Schreiben erröten müßte; nur so viel ist gewiß, daß sie und ihre hübsche Freundin, die Schauspielerin Frau Walla[2], die beiden liederlichsten Frauenzimmer in Wien waren.

---

[1] Pauline Virginie Dejazet, französische Schauspielerin, geb. Paris, 30. August 1798, gest. daselbst, 1. Dezember 1875; über sie: Henry Lecomte, V. D. L'artiste, la femme, Paris 1902.

[2] Julie Walla und ihren Gatten erwähnt Sonnleithner (Materialien usw.) zum erstenmal im Jahre 1802 als Mitglied des Theaters in der Josephstadt, ebenso 1816 und 17. Nachdem sie am 26. März 1818 im Leopoldstädter Theater gastiert hatte, trat sie am 3. Mai in den Verband dieser Bühne. Am 23. Mai 1819 trat sie zum letztenmal dort auf und ging für mehrere Jahre nach Pest, von wo aus sie vom 24. Juni bis 15. Juli 1826 am Leopoldstädter Theater zu Gast war. Vom 27. Dezember 1827 bis 18. Mai 1828 (Schluß des Theaters) Mitglied des Josephstädter Theaters. Im selben Jahre finden wir sie bei Sonnleithner auch als Mitglied des Theaters an der Wien verzeichnet. Doch scheint sie bald wieder nach Pest gegangen zu sein, wo sie schon am 26. August 1832 an der Cholera starb. — Ferd. R. v. Seyfried nennt sie (in seiner „Rückschau in das Theaterleben Wiens usw.", W. 1864, S. 313) „eine der schönsten, aber auch der leichtsinnigsten und liederlichsten Schauspielerinnen, die Wien gesehen".



Therese Krones

(Lith. Albin Decker)

Dieses Theater hat von allen Theatern Wiens das ausgedehnteste Privilegium. Es dürfen auf demselben alle Gattungen von Spektakeln gegeben werden: Trauer-, Schau- und Lustspiele, Opern und Ballette.

Die Bühne dankt dieses Privilegium einer vor länger als sechzig Jahren darauf erschienenen ausgezeichneten Tänzerin, ich glaube, sie hieß Campilli[1], welche größeres Aufsehen erregte als das Ballett im Operntheater.

Dieses Theater nahm immer einen sekundären Rang ein und hatte kein großes Personal.

Karl Mayer[2] war Eigentümer und Direktor des Josephstädter Theaters. Er war zugleich sein eigener Komiker. Er war von großer Statur, hatte besonders lange Füße und stieg auf der Bühne gewöhnlich herum wie ein Pfau. Aber eben in seinen eckigen Bewegungen lag etwas unwiderstehlich Lächerliches. Er war kein bedeutender Schauspieler, er stellte keine Rolle, keinen Charakter dar, er spielte immer sich selbst, den komischen Mann. Wenn er extemporierte, so geschah dies meistens auf Kosten seiner Schauspieler oder seiner selbst. Er brachte Unarten der ersteren, fehlgeschlagene eigene Hoffnungen, Kulissenintrigen usw. zur Öffentlichkeit; und wenn ein Stück, in welchem er mitspielte, mißfiel und er es an der Unruhe des Publikums bemerkte, so hieb er auf Dichter, Darsteller, Dekorateurs und auf sich selbst unbarmherzig los und spielte dem

---

1 Die „Wiener Zeitung" vom 26. Juli 1794, S. 2198, bringt den Bericht über eine Aufführung („Sonntag, 20.") des türkischen Balletts: Die stolze Sklavin „von der Erfindung und Ausführung des Herrn Campilli". „Insonderheit riß Mlle. Giovama Campilli, die Tochter des Kompositeurs, alle Zuschauer zur Bewunderung hin. Sie ist erst 16 Jahre und wird sich durch ihre außerordentlichen Talente und unermüdbaren Eifer gewiß zu einer der ersten Künstlerinnen dieser Kunst in kurzer Zeit emporschwingen" usw. — Über sie auch Wiener Theateralmanach 1795, S. LVI.

2 Karl Mayer, geb. 1750, gest. 13. Mai 1830, erbaute das Theater 1788 und eröffnete es am 22. November desselben Jahres.

Publikum auf diese Art eine Komödie in der Komödie. Ich hörte ihn einst zu einem Schauspieler, der den Sohn eines reichen Mannes vorstellte und einen ärmlichen Rock anhatte, sagen: Hören Euer Gnaden, der Herr Vater mit seinem Gelde könnte Ihnen auch einen besseren Frack spendieren oder wenigstens diesen Knopf annähen lassen.

Man könnte sagen, er setzte eine Force darein, Unsinn zu schwätzen und die Redesätze so zu verdrehen oder Zeitwörter und Bindewörter wegzulassen, daß man den Sinn mit Mühe erriet. So sprach er einst, als er nach einem neuen Stücke vorgerufen wurde, an das Publikum wörtlich folgendes:

„Verehrungswürdiges Publikum! — gewesen sein! Gehabt haben! werden! — Pfitschipfeil schießen von drüben und drunten (hiermit spielte er auf die Theater auf der Wieden und in der Leopoldstadt an), aber nichts zu sagen haben das! — Kleines Tischel haben — wenig Speisen darauf — aber verehrungswürdiges Publikum zufrieden sein — Vivat!" Und er wurde noch einmal herausgerufen.

Die Josephstädter Bühne besaß an einem Herrn Voll[1] einen Theaterdichter, der die Mittel und Bedürfnisse derselben kannte und Stücke schrieb, wie sie den Kräften derselben angemessen waren. Ich weiß mich eines Lokalstückes von ihm, betitelt: „Der Haushofmeister", zu erinnern, welches so sehr gefiel, daß er zwei oder drei Fortsetzungen davon schrieb.

Es gab in der frühesten Zeit noch zwei Theater in Wien;

---

[1] Matthäus Voll war Registratur-Direktions-Adjunkt bei der obersten Justiz-Stelle und starb am 1. März 1822 im Alter von 62 Jahren am Nervenfieber; er war ein geborener Wiener. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

Nach Sonnleithner wurde Voll im Mai 1800 als Theaterdichter am Theater an der Wien entlassen; nach dem Wiener Theater-Almanach war er Anfang des Jahres 1804 „Ökonom" dieses Theaters. — (Behrisch) „Die Wiener Autoren", 1784, S. 236, erwähnt von ihm folgende Schriften: „Einladungsschreiben der sämtlichen Handelsjuden usw. 1782"; „Die Heiligen, 1782"; „Die entlassenen Kanzleybeamten usw."; „Ueber die Ohrenbeichte der Katholiken, von M. Islein, 1782". — Bei Goedeke und Wzb. nur spärliche biographische Notizen.

eines auf der Landstraße[1] und ein sehr kleines auf dem Neubau beim Fasan[2], aber beide erhielten sich nur so kurze Zeit, daß ich es nicht der Mühe wert halte, davon zu sprechen.

Auch ein Groschen- und ein Kreuzertheater befanden sich in der ältesten Zeit in Wien. Das waren hölzerne Buden, die erstere auf dem neuen Markt, die zweite auf dem Graben; durch Trommeln und durch Karikaturen, welche von außen bei dem Eingange hingen, suchte man die Leute anzulocken. Es versteht sich, daß sich in jedem derselben ein Kasperl befand, der die derbsten, unsinnigsten, gemeinsten, oft sogar unsittlichsten Späße machte.

Lassen wir den Vorhang fallen über diese Niederträchtigkeiten, woran das gemeine Volk damals Gefallen fand.

Noch will ich nur anführen, daß dabei immer eine Prellerei mit im Spiele war. Wenn man nämlich in der Meinung, ein ganzes Stück zu sehen, seinen Groschen oder seinen Kreuzer an der Kasse beim Eingange bezahlt hatte und der erste Akt eines Stückes von drei Akten zu Ende war, so erschien Kasperl und verkündete, es würde gleich wieder angefangen, wer aber den zweiten Aufzug auch anschauen wolle, der noch viel schöner sei

---

[1] Das Theater auf der Landstraße wurde 1789 erbaut und 1790 eröffnet. Der erste Direktor war Johann Rautenstrauch, sodann folgte Franz Scherzer mit Massetta Ferdinandi, Joseph Kettner und dessen Frau Elise; seit 5. Mai hatte der wackere Christoph Seipp die Direktion inne, nach dessen baldigem Tode seine Frau Sophie sie weiterführte. Im Sommer 1794 (s. Bozenhard, „Bemerkungen auf einer Reise von Kopenhagen nach Wien", 1795, S. 116, 180) wurde noch im Landstraßer Theater gespielt, worauf es für immer geschlossen wurde (s. G. Gugitz, „Zur Geschichte des alten Landstraßer Theaters" in der „Öst. Rundschau" vom 7. Dezember 1905).

[2] Das Theater „Zum weißen Fasan" in der Neustiftgasse Nr. 67 wurde durch H. Fel. Berners Kindertruppe am 12. Mai 1776 eröffnet und bis zu seinem Untergang im Jahre 1795 von den verschiedensten Truppen bezogen. Besonders trieb der Direktor Georg Wilhelm dort sein Wesen, aber auch eine begabte Dilettantengesellschaft unter der Führung von Ahlen, Gewey und Perinet gab Vorstellungen (s. G. Gugitz, „Das Theater zum weißen Fasan" in der „Deutschen Zeitung" vom 31. März 1907).

als der erste, der müsse noch einmal bezahlen. Dann wurde abgesammelt, und so auch wieder beim dritten Akte.

Ich weiß mich aus jener Zeit noch mehrerer theatralischer Begebenheiten zu erinnern, welche auch Staffagen zu dem allgemeinen Bilde der damaligen dramatischen Zustände, welche ich soeben geschildert habe, liefern können, darum teile ich sie hier mit.

Das Komödienbierhaus[1]. Zu jener Zeit wurde die Schauspielerei wie eine Innung, wie ein Handwerk betrieben. Selbst in größeren Städten gab es noch wenige stehende Theater, und ich habe sogar in Wien gehört, daß man nicht sagte: Die Hofschauspieler, sondern die Komödianten des Nationaltheaters. Damals sah man nur äußerst selten einen Schauspieler in einer noblen Abendgesellschaft oder bei einem glänzenden Diner. Die Schauspieler waren zwar nicht mehr, wie noch früher, verachtete, aber doch gemiedene Menschen. Die Hauptursache dieser Zurücksetzung mochte wohl darin liegen, daß der größere Teil der Schauspieler nie hauszuhalten verstand und tief in Schulden steckte. Auch sah man jeden Schauspieler für eine Art Gaukler an, den man für ein paar Groschen behandeln konnte, wie man wollte.

Zu jener Zeit nun hatten die Komödianten auch eine Art von Innungshaus oder Herberge, wenn man es so nennen will, und dies war das sogenannte Komödienbierhaus. Es war im Komödiengäßchen gegenüber vom Ausgange der Bühne des Kärntnertortheaters, und die noch jetzt an derselben Stelle befindliche Bierschenke führt auch noch immer diesen Namen. Aber die Schenke selbst sah damals ganz anders aus als jetzt. Dumpfe Stuben mit weißen Wänden und braunem Täfelwerk, Tische und Stühle von weichem Holze, blecherne Leuchter mit stinkenden Unschlittkerzen, das war die ganze Einrichtung. Vom Decken eines Tisches war keine Rede,

[1] Der Wirt hieß Franz Riedl, geb. 1724, gest. 3. Februar 1793, die Kneipe „Zum ewigen Licht" oder beim „Lustigen Bruder". Später wurde die Komödiantenherberge in die Dreihufeisengasse auf der Wieden verlegt. S. Bermann, Alt- und Neu-Wien, S. 1070.

dieses Recht war nur den eigentlichen Speisehäusern eingeräumt, und das Bier wurde in blechernen oder zinnenen Kannen aufgesetzt, welche Zimente hießen. Es gab damals nur dreierlei Biere. Das braune, welches so dick war, daß man eine Kröte darin nicht bemerkt hätte, und das, sonderbar genug, Weißbier genannt wurde; das Mailänderbier, eine lichtere Sorte, und das Hornerbier, ein Haferbier, welches gelblich aussah, in steinerne Krüge abgezogen wurde und stark moussierte. Zu essen bekam man in einer solchen Bierschenke nichts als Brot, geselchte Würstel und Quargelkäse, höchstens noch des Abends einen Rostbraten, Lungenbraten oder saure Nieren. Wirt und Kellner standen zur Bedienung noch in Jacken mit blauen Vortüchern da, und nur der erstere hatte ein grünsamtenes Käppchen auf, welches er aber vor jedem Gast demutsvoll abnahm. Diese Bierhäuser waren auch eine Eigentümlichkeit von Wien, und ich habe sie in dieser Art in keiner Stadt Deutschlands getroffen.

So und nicht anders war auch das Komödienbierhaus beschaffen, in welchem sich die dienstlosen Schauspieler einfanden, um Engagements zu suchen, und wohin auch die Impressare der Provinzbühnen und der ambulierenden Truppen kamen, um Schauspieler zu finden und zu werben.

Willst du, mein lieber Leser, ein Stündchen in dieser Kneipe verweilen, so wirst du erfahren, was wir zu sehen und zu hören bekommen. Du wirst manches für übertrieben halten, aber ich beteuere dir, es war genau so, wie ich dir erzähle.

Wir treten ein, an jedem der drei Tische sitzt eine Person; die erste ist ein Jüngling von beiläufig zweiundzwanzig Jahren, groß, hager, seine Augen haben blaue Ränder, aber sie sind feurig, sein Haar ist etwas unordentlich; er trägt einen knapp anliegenden, etwas abgeschabten blauen Frack, Beinkleider von gelbem Nanking, eine Weste, die einst weiß war, und um den Hals ein geblumtes Leinentuch nachlässig geschlungen. Seine Kopfbedeckung besteht aus einer ledernen Kappe, welche neben ihm auf der Bank liegt. Er hat ein leeres Seidelglas vor sich stehen, da er das Bier schon ausgetrunken hat, und liest in einem Buche, enthaltend Schillers „Räuber“.

Der zweite Gast ist ein kleiner dicker Knirps mit kurzen Füßen, langen Armen und einem kleinen Schmerbäuchlein; er schielt etwas, und auf seiner Nase hat vermutlich der Wein einige Ansätze von Kupferfarbe hervorgebracht. Er diskutiert sehr eifrig mit dem Kellner, von welchem er soeben sechs Würsteln mit Kren begehrt.

Die dritte Person ist ein schon sehr bejahrter, im Gesicht und in seiner Kleidung erbärmlich aussehender Mann, er sitzt ganz an der Ecke des Tisches, als ob er sich nicht getraute, sich besser hinein zu setzen, weil er auch nichts vor sich liegen hat als noch ein kleines Stückchen Brot, womit er die Brosamen vom Tische sorgfältig auftupft.

Jetzt tritt noch eine vierte Person ein, es ist ein großer, robuster, bengelhafter Mann, mit einem Kahlkopf, welcher mit einer sehr tiefen Stimme Bier begehrt und sich dann setzt.

Kurz nachher wird die Tür mit großem Geräusch geöffnet, und ein stattlicher Mann mit einer Perücke, in grauem Überrock, kurzen Beinkleidern und Schnürstiefelchen, welche nur soweit reichen, daß man auch die stattlichen Waden sieht, tritt ein; er trägt einen Ring mit glänzenden Steinen, welche man für Rauten halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Glas sind, an dem Zeigefinger seiner rechten Hand; auch hat er Uhrkette und einen Stockknopf, welche von Gold — weit entfernt sind. Der Wirt macht ihm eine tiefe Verbeugung und wischt sogar mit seinem Vortuche den Tisch ab, an den er sich setzt.

Der Mann ist Direktor einer ambulanten Truppe und spricht: „Herr Wirt, ich brauche einen Liebhaber, ist einer da?"

Wirt (auf den jungen Mann deutend): Dort sitzt so was.

Jüngling (steht auf und tritt vor): Ich bin zu Ihren Diensten.

Direktor (nachdem er ihn lange stillschweigend gemessen): Nun, das Wachstum ist nicht übel, da laßt sich was reden. Was spielt denn der Herr?

Jüngling: Feste Liebhaber.

Direktor: Wo waren wir denn zuletzt engagiert?

Jüngling: Zu Bruck an der Leitha.

Direktor: Schlechte Wirtschaft dort! Bei mir geht's genauer zu. Wie lange ist der Herr schon beim Theater?

Jüngling: Drei Jahre.

Direktor: Wer waren wir denn früher?

Jüngling: Buchdrucker.

Direktor: Hat der Herr einen schwarzen Frack?

Jüngling: Ja, einen schwarzen, diesen blauen und auch einen Überrock.

Direktor: Das läßt sich hören. Kann der Herr die sieben Aktionen des Königs?

Jüngling: Ich verstehe Sie nicht.

Direktor: Man wird mich gleich verstehen. Zeig' mir der Herr, wie wird er gehen, wenn er einen König spielt?

Jüngling (schreitet pathetisch auf und nieder).

Direktor: Nicht übel! Wie grüßt der König?

Jüngling (nickt herablassend mit dem Kopfe).

Direktor: Bravo! Ich sehe, das geht schon. Wenn der Herr also bei mir engagiert sein will, so muß ich ihm folgendes sagen: Er kriegt bei mir Mittagsmahl, Suppe, Rindfleisch und Zuspeis, zwei Gulden alle Wochen Gage, und in jedem Ort, wo wir spielen, wird auf seinen Namen eine Vorstellung gegeben, wo er das davon bekommt, was die Leute über den gewöhnlichen Eintrittspreis herschenken. Nur muß der Herr auch die Zettel schreiben und austragen, und versteht sich alles spielen, was ihm zugeteilt wird. Ist dem Herrn das recht?

Jüngling: Es muß mir wohl recht sein, damit ich Verdienst bekomme. Wo spielen Sie denn jetzt, Herr Direktor?

Direktor: In Wilhelmsburg, es ist recht schön dort und hat viele Kunstkenner; der Herr ist engagiert, die Hand darauf. Heute abends um sechs Uhr komme der Herr zum Blauen Bock zu Mariahilf, da fahren wir miteinander mit einem Kälberwagen nach St. Pölten, und von dort gehen wir zu Fuß nach Wilhelmsburg.

Jüngling: Ich möchte Sie noch um einen kleinen Vorschuß bitten.

Direktor: Da hat der Herr einen Gulden, und Sie, Herr Wirt, geben Sie dem Mann noch eine halbe Bier, ein Brot und ein Rostbratl. (Er steht auf.) Ich will gleich bezahlen.

Der Schielende tritt zu ihm, schneidet ein paar komische Gesichter und fragt: Brauchen Sie keinen Komiker?

Direktor: Komiker bin ich selbst.

Der Erbärmliche nähert sich untertänig und fragt mit heiserer Stimme: Haben Euer Gnaden keinen Souffleur nötig?

Direktor: Soufflieren tut mein Weib. (Droht dem Jüngling mit dem Finger.) Aber gewiß um sechs Uhr beim Blauen Bock sich einfinden. (Er geht fort.)

Später kommt noch ein Impressar, der einen Baßsänger für seine Provinzbühne sucht. Der große Mann stellt sich ihm vor. Der Direktor fragt ihn, ob er das tiefe „Doch" singen könne, und da er ihm die Töne aus der „Zauberflöte" auf die Worte:

Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen,
Doch geb' ich dir die Freiheit nicht!

recht tief herabbrüllt, so wird er auf ähnliche Art engagiert wie der vorige.

So stand es einst in Wien mit der Schauspielerkunst.

XV.

Graf Sedlnitzky und die Zensur[1]. — Zensor und Korrektor. — Zensuranekdoten. — Mein Kriegslied und die Zensur. — Zensor und Dichter. — Mein Taschenbuch Selam. — Theodor Körner. — Emanuel Veith. — Dilettanten in Schönbrunn. — Ein gespenstisches Abenteuer. — Ein Donnerwort.

Wenn die früheren Zensurakten aufbewahrt worden wären[2], so würden sie ein lächerliches Kompendium des Unsinns, der Willkür und der Geistesknechtung sein; allein, es war doch besser, sie zu vernichten, und zwar nicht darum, um Sedlnitzky[3] zu schonen, wohl aber, um spätern Zeiten nicht den

---

[1] Siehe Anhang 7.

[2] Zensurakten befinden sich noch im Polizei-Archiv des Min. d. Innern.

[3] Joseph Graf v. Sedlnitzky, geb. 8. Januar 1778 zu Troplowitz in Schlesien, gest. zu Baden bei Wien, 22. Juni 1855; von 1817 bis 1848 Präsident der obersten Polizei- und Zensurhofstelle.

„Der Volkswitz sagte: Graf Sedlnitzky vereinigt die Namen der beiden berühmtesten Fortepiano-Verfertiger Graf und Streicher in sich und nannte ihn kurzweg Graf Streicher. Boshaft humoristischer bezeichnete J. F. Castelli seine beiden Hunde, „indem er einen Sedl und den andern Nitzky taufte und zum Gelächter seiner Gäste sie gemeinschaftlich heranrief." (L. A. Frankl, Erinnerungen, herausgegeben von Stephan Hock, Prag 1910, S. 249.) — Siehe auch Bauernfeld, Ges. Schriften, Wien 1873, XI. S. 83:

„Du hieltst dir auch zwei Hunde,
(Die Rache ist so süß!)
Wovon der eine „Sedl",
Der andere „Nitzky" hieß."

Jul. Schneller an seine Frau, 8. Oktober 1821: „Eben komme ich vom Grafen Sedlnitzky! . . . . Als ich eintrat, sah ich in ihm einen freundlichen, wirklich hübschen Mann zwischen dreißig und vierzig, sehr einfach, aber würdevoll gekleidet; mit schönen Locken um den Kopf, und das ganze Antlitz mit dem Ausdrucke von Ernst und Milde."

Die frohen Hoffnungen, mit denen der vertrauensvolle, zum Enthusiasmus geneigte Schneller nach Wien gekommen, mochten wohl einigen Anteil an diesem Gemälde haben — wenn wir uns dabei nicht etwa jener Zeilen erinnern wollen, die Schneller später aus Freiburg an Castelli schrieb: „6. Februar 1827. — Doch bewahre dies Geheimnis außer der Polizei, welche wahrscheinlich diesen Brief lieset." — (Julius Schnellers hinterlassene Werke, herausgegeben von Ernst Münch, I. S. 210 und 323.)

Augiasstall zu zeigen, und noch mehr, um uns geduldigen Schafen das Umwenden im Grabe zu ersparen, wenn unsere Enkel einst aus vollem Halse lachen und sagen werden: Himmel, und das haben sich die E— —hrenwerten Väter so lange gefallen lassen?

Es ist die Pflicht eines jeden, einzelne Züge, deren er sich erinnert, zu erzählen und so der späteren Zeit Daten zu erhalten, ohne welche die unsrige frühere nie ganz begriffen werden kann.

Wir alle, die einen Kiel bewegten, haben lange und viel von der Zensur gelitten, allein, so lange ist keiner gemartert worden als ich. Ich besitze Sammelgeist, und so wie ich Dosen, Anekdoten und Bücher sammelte, so sammelte ich mir auch Zensuralbernheiten und könnte mit mehreren Faszikeln voll aufwarten. Ich schreibe für die Öffentlichkeit sechzig Jahre; man kann sich also denken, wie viele Rotstifte an mir verstrichen worden sind und wie oft ich — Gott verzeihe mir's! — geflucht habe, daß sich der Erdboden hätte auftun mögen; aber durch alle diese sechzig Jahre mußte ich jedes Jahr sagen: Ach, im vorigen Jahre war's doch noch besser! Es ist sonderbar, beim Guten gibt's einen höchsten Punkt, aber das Schlechteste kann immer noch schlechter werden.

Ich will hier nur einige Leidensstationen von meinem Kreuzwege zum Kalvarienberge, genannt Parnaß, aufstellen.

Als ich anfing zu schreiben, war ein gewisser Hager[1] Vorstand der Zensur. Das war ein Engel gegen Sedlnitzky; allein, dieser Engel verbot mir gleich mein erstes Stück: „Der travestierte König Lear" mit dem Bemerken, daß ein König nicht lächerlich gemacht werden dürfe. Übrigens hatte der gute Mann doch noch Achtung für Werke und Schriftsteller von Bedeutung, und wenn man die Komödienzettel jener Zeit durch-

---

[1] Franz Freiherr Hager von und zu Altensteig (Allentsteig), geb. 1764, seit 1813 Wirklicher Präsident der obersten Polizei- und Zensurhofstelle, er starb am 31. Juli 1816 auf dem kais. Schloß zu Strá in Italien. Über ihn s. Gräfin Lulu Thürheim „Mein Leben", I. S. 103 ff.



Castellis Hunde „Sedl“ und „Nitzki“

(Aquarell von Karl Fichtner aus der Dosensammlung)

gehen will, so wird man sich wundern, welche Stücke damals noch aufgeführt werden durften und was in den Journalen zu schreiben gestattet war. Ich hätte später den alten Hager gerne aus der Erde herausgekratzt, im ganzen war er so übel nicht, er hatte nur seine eigenen kleinlichen Marotten. So z. B. durfte nur in den Hoftheatern „o Gott!" gesagt werden; bei Stücken der Vorstadtbühne wurde der liebe Herrgott immer gestrichen und dafür „o Himmel" hingeschrieben. Am spaßigsten nahm sich eine solche Zensurkorrektur bei Stellen aus, welche gereimt waren. So hieß es z. B. in meinem Drama: „Salomonäa und ihre Söhne":

Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk', es lebt ein Gott.

Die Korrektur lautete:

Treibe nicht mit Heil'gem Spott,
Und bedenk', es lebt ein Himmel.

Der gute alte Hager war auch, und zwar mit vollem Rechte, ein Feind aller Zoten und Zweideutigkeiten. Wo er eine witterte, suchte er ihr ein Mäntelchen umzuhängen, das tat er aber meistens so ungeschickt, daß dadurch eine größere Zweideutigkeit zum Vorschein kam; so weiß ich mich z. B. zu erinnern, daß statt: „sie besitzt einen weißen, üppigen Busen" korrigiert wurde: „sie ist vorne sehr schön gebaut." Selbst Anmerkungen, welche nur den Schauspieler betrafen und gar nicht gesprochen wurden, veränderte er; so litt er z. B. niemals die Worte: „Er küßt sie", sondern schrieb immer dafür hin: „Er gibt ihr einen Kuß."

Ich habe in der Folge mehrere Zeitschriften herausgeben wollen und die Programme dazu der Zensurhofstelle vorgelegt, aber keine ist mir bewilligt worden. Auf mehrere derlei Ansuchen erhielt ich gar keine Antwort, und wenn ich den Expeditsdirektor bat, meine Sache zu betreiben, antwortete er mir: „Ich habe dem Grafen schon öfter Ihr Gesuch zur Erledigung zu oberst auf seine Akten gelegt, er wirft es aber

immer wieder hinunter." Man sieht, ich war kein Liebling des Grafen.

Ich will jetzt noch einige Zensurkorrekturen mitteilen, wie ich mich deren erinnere.

Schillers „Don Carlos" war lange Zeit zur Aufführung verboten, und als die Burgtheater-Direktion um Zulassung einschritt, erhielt sie den Bescheid, daß das Stück gestattet würde, wenn man es so veränderte, daß der Prinz nicht in seine Stiefmutter verliebt wäre.

Ein Kompositeur reichte eine Sonate ein, welche den Manen Hummels dediziert war (denn auch Musikalien mußten der Zensur unterbreitet werden). Da nun eine Vorschrift bestand, daß keine Dedikation zulässig sei, wenn nicht die Bewilligung hiezu von jenem, dem etwas dediziert war, beigebracht wird, so forderte ein taktloser Zensurbeamter von dem Kompositeur die Bewilligung von — — den Manen Hummels.

In den „Räubern" von Schiller mußte der Vater Moor in einen Oheim verwandelt werden. Man kann denken, was es für einen Eindruck machte, wenn Karl Moor das fürchterliche „Oheimmord" ausrief.

Der Präsident in „Kabale und Liebe" mußte Vizedom, der Kapuziner in „Wallensteins Lager" eine Magistratsperson heißen.

Beliebte Schauspieler und hübsche Schauspielerinnen durften nur mit Samtpfötchen gestreichelt werden.

Die Zensoren strichen nicht nur nicht wenig, sondern sie setzten auch statt des Gestrichenen nach Belieben etwas anderes hin. So z. B. erhielt ich von einem Freunde eine wissenschaftliche Abhandlung zugesandt mit dem Ersuchen, deren Aufnahme in ein Wiener Journal zu bewerkstelligen. Die Abhandlung begann mit den Worten: „Montesquieu sagt", und nun war eine Stelle des Montesquieu angeführt, deren ich mich nicht mehr genau erinnere; aber nie werde ich vergessen, welche Korrektur ich fand, als ich den Aufsatz von der Zensur zurückerhielt. Die Worte Montesquieus waren ihnen vermutlich zu freisinnig, sie strichen sie also weg, setzten gerade das Gegenteil davon hin, aber den Eingang „Montesquieu sagt" ließen

sie stehen; sie wollten nun einmal, er müsse es so gesagt haben, wie sie wollten.

In einer meiner Novellen fragt einer den andern: Wo sind Sie geboren? — Dieser antwortet: Zu Köln am Rhein. Dieses war weggestrichen und dafür hingeschrieben: Zu Nürnberg. Es ereignete sich nämlich dazumal eben die unliebsame Geschichte mit dem Erzbischofe von Köln[1], und da besorgte man, daran gemahnt zu werden.

Selbst für zwei zensurierte Aufsätze, welche ich in ein ausländisches Journal schickte und welche dort abgedruckt wurden, wurde ich zur Rechenschaft gezogen und bestraft. Es stand nämlich in der „k. k. Wiener Zeitung" unter den Verstorbenen eine „Marianna H—, Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborene Hölzl[2]." Ich ließ dies unter meinen Fresko-Anekdoten in der „Dresdner Abendzeitung" mit dem Beisatze drucken: „Nach dieser sinnentstellenden Wortversetzung müßte die Kaiserin eine geborene Hölzl sein." Die zweite Anekdote enthielt die Ankündigung einer Akademie zum Besten „der in

[1] Der Erzbischof Klemens August Freiherr v. Droste zu Vischering (1773—1845) geriet wegen der gemischten Ehen in einen Konflikt mit der Staatsgewalt, wurde seines Amtes enthoben und am 20. November 1837 nach der Festung Minden abgeführt.

[2] In der „Wiener Zeitung", Nr. 17, vom 22. Januar 1823, findet sich unter den Todesanzeigen: „17. Jänner. — Frau Katharina Hofinger, der Arzneykunde Doctors Witwe, u. Kammerfrau bey Allerhöchstihrer Maj. der Kaiserin, geb. v. Hölzl, alt 65 J. in der k. k. Hofbg. Nr. 1 an der Lungenentzündung." — (Am selben Tage starb auch Zacharias Werner.)

Castelli hat zu verschiedenen Malen sich in Fresko-Anekdoten über die „Wiener Zeitung" lustig gemacht: So „Dresdener Abendzeitung". 1819, Nr. 127, vom 28. Mai: „In der ‚Wiener Zeitung' bot ein junger Mensch seine Dienste als Schreiber an, und man las folgende Worte gedruckt: Ein junger Mann, welcher gegenwärtige Handschrift schreibt usw." — Ferner ebendort 1820, Nr. 149, vom 23. Juni: „Im Intelligenzblatte der ‚Wiener Zeitung' lesen wir schon mehrere Male: Arbeiterinnen in Strohhüten werden gesucht; — auch unterschreibt sich bei dem Anbot eines bewährten Mittels zur Erhaltung der Schönheit die Verkäuferin: befugte Gesichtsmittelfabrikantin."

dem Bürgerspital verarmten Bürger". Schönes Spital, worin die Bürger erst verarmen! Ich hatte bei Gericht gut sagen, ich habe nicht gegen das Gesetz gehandelt, ich habe nichts Unzensuriertes in das Ausland geschickt, indem die „k. k. Wiener Zeitung" und das Plakat doch ganz gewiß zensuriert waren. Ich wurde zu 50 fl. Strafe verurteilt und mußte sie bezahlen; denn es stand gleich im Urteil, daß keine Appellation dagegen stattfindet. Wenigstens habe ich dadurch Kaiser Franz einen Spaß gemacht, denn er soll, nachdem er die Anekdote gelesen, die Kaiserin öfters im Scherze „Hölzlin" genannt haben.

Zuletzt wurde die Sache gar arg, es mußten alle Manuskripte bei der Zensur in duplo eingereicht werden, davon das eine mit dem hinausgegebenen gleichmäßig gestrichen und zurückbehalten wurde. Man kann sich vorstellen, welche Kosten bei großen Werken von vielen Bänden dem Autor verursacht wurden.

Ich will hier einer ganz absonderlichen Begebenheit erwähnen, welche mir im Jahre 1809 begegnete. Ich hatte, als der französische Krieg ausbrach, ein Kriegslied gedichtet, welches so außerordentlichen Beifall fand, daß es in tausend Abschriften zirkulierte. Ich reichte es bei der Zensur zum Drucke ein und erhielt es binnen drei Tagen mit der Weisung zurück: „Kann gedruckt werden, wenn der erste Schuß geschehen ist." Auf dem Heimwege von der Zensur begegnete mir ein Freund und zeigte mir ein gedrucktes Kriegslied, welches er soeben gekauft hatte. Es war das meinige Wort für Wort und sogar mit meinem Namen unterfertigt. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß es die Zensur einem Fabrikanten, welcher eine Abschrift besaß und diese zum Drucke einreichte, erlaubt, und mir, dem Verfasser, verboten hatte. Vermutlich war diese einem weniger strengen Zensor zugeteilt worden, und man sieht daraus, wie viel auf die Willkür der Zensoren ankam. Dieses Lied war dasselbe, welches dann Erzherzog Karl in 100 000 Exemplaren abdrucken und unter die Armee verteilen ließ, und wegen dessen ich später die Ehre hatte, von Napoleon geächtet zu werden. Wer es nachlesen will, der findet es im ersten Bande meiner sämtlichen Werke[1].

[1] Vgl. darüber o. S. 145 ff.

Graf Sedlnitzky wurde von Prag nach Wien berufen, um — wie man allgemein sagte — sich zu verteidigen, warum er dort die wichtigsten Geschäftsstücke so lange unerledigt ließ; und siehe da — er wurde zur Strafe (für uns) Polizei- und Zensurpräsident. Was ich von Sedlnitzkys Charakter weiß, ist nur wenig und stützt sich nur auf Hörensagen und auf Schlußfolgen, die ich mit Recht aus dem, was er getan, ziehen kann. Ich habe ihn nie gesprochen. Wenn man sich bei ihm melden ließ, so war es seine Gewohnheit, durch den Kammerdiener bedeuten zu lassen: „Wenn es eine Zensurangelegenheit betreffe, so möge man nur mit dem Hofrate Ohms[1] sprechen." Während er aber Schriftsteller auf diese Art abwies, ließ er Schauspieler und besonders Schauspielerinnen immer vor und unterhielt sich mit ihnen oft stundenlang. Durch Fürsprache der letzteren gelang es manchem, bei Sedlnitzky eine schnellere Entscheidung zu erzielen. Ich meinesteils habe mich dieser Mittelspersonen nie bedienen mögen. Überhaupt war der Herr Polizeipräsident mehr der Direktor des Hofoperntheaters als der Unternehmer selbst, und alle hübschen Figurantinnen kannten ihn.

Ich habe Sedlnitzky ein paarmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten[2]. Er war mir überhaupt nicht gewogen, was wohl aus dem Folgenden erhellt:

Als der Hofsekretär Armbruster[3] starb, reichten unser drei um die dadurch erledigte Hofkonzipistenstelle ein: Mat-

---

[1] Anton R. v. Ohms, k. k. Hofrat bei der Polizei- und Zensurhofstelle, geb. zu Erfurt i. Pr. 1763, gest. Wien, 9. November 1843, an der Lungenschwindsucht.

[2] Siehe im Anhang 7 Sedlnitzkys Brief an Castelli.

[3] Joh. Mich. Armbruster, geb. Sulz a. Neckar, 1. November 1761, war 1782 Sekretär bei Lavater in Zürich, kam 1801 nach Wien, 1802 bei der Zensur, 1805 Hofsekretär, gründete 1808 die „Vaterländischen Blätter", 1809 den „Wanderer". Er endete durch Selbstmord am 14. Januar 1814. Sein Sohn war der Buchhändler und Leihbibliothekar Karl Armbruster.

thäus von Collin[1], damals ohne Anstellung, Alois Zettler[2], Kasseoffizial bei den Landständen, und ich. Collin erhielt gleich darauf einen Ruf als Lehrer zu dem Herzog von Reichstadt, fiel also als Bewerber weg, und Zettler erhielt die Stelle. Man hat mir nachher gesagt, der Herr Präsident habe sich verlauten lassen, ich besäße wohl die nötigen Kenntnisse dazu, aber ich sei ein Freigeist und besuche schlechte Gesellschaften, wie z. B. — die Ludlamshöhle[3].

Als Gräffer[4] plötzlich die bei Gerold erschienene Zeitschrift

---

[1] Matthäus v. Collin, Bruder Heinrichs v. Collin, geb. Wien, 3. März 1779, gest. daselbst, 23. November 1824, 1804 Dr. der Rechte, 1808 Professor an der Universität Krakau, ging 1810 nach Wien und wurde hier 1812 Professor der Geschichte und Philologie. 1814 übernahm er die Redaktion der „Wiener Literaturzeitung", 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt, gründete 1818 die „Wiener Jahrbücher".

[2] Alois Zettler, Lyriker, geb. Brüx i. B. 1778, gest. Wien, 7. November 1828. War ein Jahr im Kreuzherrnorden zu Prag, 1799 nach Wien, wo er 1801 Lehrer an der Orientalischen Akademie wurde. Dann Landschaftsbeamter, Landschafts-Obereinnehmer, Hofkonzipist, Hofsekretär, Zensor. Seine „Nachgelassenen Gedichte" gab 1836 Christoph Kuffner heraus.

[3] Diese bestand damals (1814) allerdings noch nicht. Doch gab es andere ähnliche Vereinigungen. S. 2. Bd. Anh. 1.

[4] Franz Gräffer, Sohn des Buchhändlers August Gräffer, geb. 6. Januar 1785 in Wien, starb in geistiger Umnachtung am 8. Oktober 1852, zeitweise Sekretär und Bibliothekar, dann Verleger und Antiquar. Lokalnovellist. — Das „Konversationsblatt, Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung", erschien 1819—21, der 1. Jahrgang im Verlag von Wallishausser, der 2. Jahrgang, Bd. 1 und 2 bei Gräffer, von da ab bei Gerold. — In Nr. 21, vom 14. März 1821, erschien eine von J. F. Castelli gezeichnete und vom 10. März datierte „Bekanntmachung", womit dieser die Übernahme der Redaktion anzeigte. — Die letzte Nummer war jene vom 29. Dezember 1821 (Nr. 104), am Schlusse ein dankendes Nachwort Castellis. — Der obige Vers findet sich unter „Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande von J. F. Castelli" auf S. 1240 der letzten Nummer und trägt die Nr. 38; die erste Zeile lautet dort: „Sie grübeln oft so lang herum in Sachen, . . ."
Julius Schneller schreibt an seine Frau am 27. September 1821: „Castellis Konversationsblatt muß mit Anfang des neuen Jahres aufhören. Es ist unglaublich, was dieser vielbekannte Mensch getan hat, um es zu retten, alles ist vergeblich. Man wünscht die Zahl der Zeitschriften überhaupt vermindert." (E. Münch, J. Schnellers Lebensumriß und

„Das Konversationsblatt" aufgab, mußte dieselbe, da dies mitten im Pränumerationsjahre geschah, fortgesetzt werden. Ich übernahm die Redaktion, und es gelang mir, diesem Journal bis zu Ende des Jahres über 800 Pränumeranten zu gewinnen, wodurch bereits ein ansehnlicher Gewinn erzielt war. Plötzlich aber erhielt ich eine Weisung der Zensurhofstelle, das Blatt habe aufzuhören. Ich schritt dagegen ein, führte an, daß das Blatt rein wissenschaftlichen Inhalt habe, daß es nichts Zensurwidriges enthalten haben könne, da jedes Blatt der Zensur unterbreitet wurde, und daß es mir und der Verlagshandlung Gewinn abwerfe. Vergebens! Der Bescheid war derselbe ohne Angabe eines Grundes. Sit pro ratione voluntas! Ja, man gestattete mir nicht einmal, dem Publikum zu sagen, daß ich zur Auflassung des Blattes gezwungen worden sei. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich am Schlusse des letzten Blattes folgendes Sprichwort anführte:

Sie graben so lange herum in Sachen,
Bis sie, wie die Mäuse, ein Loch drein machen.

Da ich jetzt von der Zensur gesprochen habe, so will ich das Bild eines Zensors aus den frühesten Zeiten aufstellen.

Joseph Freiherr v. Retzer[1] war Zensor und Dichter. Für das letztere galt er bloß darum, weil er mit Blumauer[2], Ratschky[3], Alxinger[4] und Ayrenhoff in freundschaft-

vertraute Briefe usw. [1. Bd. der hinterlassenen Werke], Leipzig und Stuttgart 1834, S. 203.)

[1] Jos. Friedr. Freiherr v. Retzer, geb. 1754 zu Krems, 1762—74 in der Theresianischen Ritterakademie, 1782 Hofkonzipist; er starb als Wirklicher k. k. Hofsekretär und Bücherzensor zu Wien am 15. Oktober 1824, unvermählt. (Totenprotokoll der Stadt Wien.)

[2] Alois Blumauer, geb. Steier in Oberösterreich, 21. Dezember 1755, gest. Wien, 16. März 1798, der populärste Dichter der Aufklärungsepoche, Verfasser der travest. Aeneis, für den geistlichen Stand bestimmt, dann Zensor bis 1793, später Buchhändler.

[3] Jos. Franz v. Ratschky, geb. Wien, 21. August 1757, gest. daselbst, 21. Mai 1810, trat 1780 in den Staatsdienst und war zuletzt Wirklicher Staats- und Konferenzrat. Gab 1777—80, 1790—96 (seit 1781 mit Blumauer) den Wiener Musenalmanach heraus.

[4] Joh. B. v. Alxinger, geb. Wien, 24. Januar 1755, gest. daselbst, 1. Mai 1797, kais. Hofagent, seit 1794 Hoftheatersekretär. Baron Braun setzte ihm im Park von Schönau ein Denkmal.

lichem Verhältnisse stand. Nie hat auf jemand das Sprichwort „Wenn man will wissen, wer jemand ist, so schaue man, wer seine Gesellschaft ist" mehr gepaßt als auf Netzer. Er mußte nun einmal ein Dichter sein, weil alle seine Freunde Dichter waren. Was er aber für einer war, mag folgende Stelle aus einem seiner Gedichte, betitelt: Des deutschen Ritters N. N. Geburtsfeier, beweisen:

Ob deiner blutigen Geschichte
 Starrt mir das Herz.
O Freunde, glaubt mir, was ich dichte,
 Ist Ernst, nicht Scherz.
Der Freiherr, welcher schwimmt im Blute,
 In Mautern war
Geboren, wenn ich recht vermute,
 Vor fünfzig Jahr.
Er wollte lieben und nicht morden,
 Und über Schrems
Zog er, nicht wider wilde Horden,
 Er zog nach Krems[1]!

und so weiter; ich will nicht das ganze lange Gedicht abschreiben, es könnte dem Leser so fade werden, als es jetzt mir geworden ist, da ich es nach vierzig Jahren, wo es in meinem Selam (wohl nur captandi benevolentiae causa) gedruckt wurde, wieder las. Und diesem Dichter hat seine Vaterstadt Krems, als er sie einst besuchte, zu Ehren eine allgemeine Beleuchtung veranstaltet.

Der Mann selbst war ebenso hölzern als seine Gedichte. Man stelle sich eine große, ziemlich korpulente Figur mit einem großen Kopfe und sehr markierten Gesichtszügen vor, welche kerzengerade, als ob sie an einen Stab gebunden wäre, mit kleinen Schritten dahintrippelt, beide Arme straff hängen läßt

---

[1] Das Gedicht findet sich im 1. Jahrgang des „Selam", 1813, S. 75—78. „In einem transparenten Gemählde war die Geschichte vorgestellt. Die Romanze wurde von einem maskierten Savoyarden abgesungen." Bis Zeile 8 der Anfang, die weiteren 4 Zeilen = Zeile 21—24. Das ganze Gedicht umfaßt 76 Zeilen. Mit dem Ritter mag vielleicht Netzer selbst gemeint sein.


F. Linder pinx.
J. Keller sculp.
Joseph von Retzer
geb: zu Krems in Oesterreich
unter der Ens 1754, d. 25. Jun.

und fast immer selbstgefällig lächelt: und man hat ein ziemlich getroffenes Porträt von dem Freiherrn von Retzer[1].

Als Mensch war Retzer äußerst gutmütig und zuvorkommend, und ich kann wahrlich nicht begreifen, wie er mit diesen Eigenschaften zu dem Amte eines Zensors gekommen ist. Freilich war die Zensur, welche unter Kaiser Joseph ganz aufgehoben war, als sie später wieder eingeführt wurde, ganz eine andere als jetzt, und es galt allein der Grundsatz, unzulässig sei nur das, was gegen den Staat, gegen die Religion und gegen die guten Sitten sei.

Auch Blumauer war Zensor, und ich besitze sein Geschäftsprotokoll, darin er alle Werke, welche er zu zensieren bekam, samt seinen Voten darüber aufzeichnete; und man sieht daraus, wie jene Männer das gute, wenn auch etwas freie Wort zu verteidigen wußten. Ich bin überzeugt, ein damaliger Zensor brauchte in zehn Jahren nicht so viel Rotstifte zum Ausstreichen, als vor dem Jahre 1848 ein Zensor in einem Monate brauchte.

Retzer war einer der allernachsichtigsten. Man durfte nur zu ihm gehen, wenn man wußte, er sei der Zensor eines Werkes, welches man geschrieben hatte, so zeigte er dem Autor selbst die Stellen, die er streichen zu müssen glaubte, und ließ sich die Unzulässigkeit derselben leicht abdisputieren.

Vom Jahre 1812 bis 1817 gab ich bei Strauß alle Jahre ein Taschenbuch, also sechs Jahrgänge, unter dem Titel „Selam" heraus, welches Beifall fand[2].

---

[1] Über Retzer s. auch: Aug. Sauer, „Goethe und Österreich", in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, 18. Bd. Weimar 1904. 2. T., wo Briefe Retzers an Goethe abgedruckt sind, und S. 342ff. Schillers Bemerkung an Goethe (8. Mai 1798): „Ein klägliches Subjekt, das aber durch die Erinnerung an ein bereits vergessenes Zeitalter einigermaßen merkwürdig wird"; Xenion 731: „An einen Herrn *z*"; Goethe an Schiller (12. Mai 1798): „Der Edle v. Retzer war eine Erscheinung, die man mit Augen gesehen haben muß, wenn man sie glauben soll."

[2] „Selam. Ein Almanach für Freunde des Mannigfaltigen auf d. J. . . . Wien. Gedr. und im Verlage bey Anton Strauß." Der 1. Jahrgang war „Meinem Freunde F. J. Hassaureck gewidmet"; „Ein

Man suchte damals noch nicht in Taschenbüchern nur schöne Bildchen und einen glänzenden Einband, man sah die Taschenbücher nicht bloß an und legte sie dann auf den Tisch im Sitzzimmer, um sie auch von anderen ansehen zu lassen. Man las sie wirklich und forderte daher auch einen interessanten Inhalt. Daß ich einen solchen bieten zu können so glücklich war, mögen die Namen derjenigen beweisen, welche mich mit Beiträgen beehrten: Emanuel Veith, Collin, Theodor Körner, Treitschke, Pilat[1], Graf Dietrichstein, Karoline Pichler, Deinhardstein, Meinert[2], Kalchberg, Stoll, Kuffner, Weißenbach, Hammer, Steigentesch[3]; lauter Namen von gutem Klang[4].

Mehrere junge Autoren habe ich hier nicht genannt, weil es meist die Erstlinge ihres literarischen Strebens waren, welche sie in diesem meinem Taschenbuche der Öffentlichkeit übergaben, es sind aber aus ihnen viele achtbare Schriftsteller hervorgegangen.

Übrigens war ich so glücklich, durch Herausgabe meiner Journale und Taschenbücher jungen Talenten den Weg zur

---

paar Worte als Vorrede . . . Wien, im August 1811". — 1813 mit Widmung an die Fürstin Lobkowitz; 1816: „Antonien Adamberger, der allgemein geschätzten Künstlerin gewidmet."

[1] Joseph Anton Edler v. Pilat, geb. Augsburg, 20. Februar 1782, gest. Wien, 2. Mai 1865; 1801 Privatsekretär Metternichs in Berlin, übernahm 1811 die Redaktion des „Österreichischen Beobachters" von Friedr. Schlegel und führte sie bis 1848, 1818 Wirklicher k. k. Hofsekretär, 1831 geadelt.

[2] Jos. Georg Meinert, geb. Leitmeritz 1775, gest. 17. Mai 1844, studierte in Prag, wurde dort Gymnasialprofessor und lehrte 1806 Ästhetik an der Universität. Seit 1811 im Ruhestand, lebte er teils in Wien, teils auf dem ihm von der Gräfin Pachta geschenkten Gute Partschendorf im Kuhländchen.

[3] August Ernst Freiherr v. Steigentesch, geb. 12. Januar 1774 zu Hildesheim, war Militär und Diplomat, Adjutant des Fürsten Schwarzenberg, Gesandter, Generalmajor, Geheimer Rat. Gest. Wien, 30. Dezember 1826. Lyriker, Lustspieldichter, Novellist. „Gesammelte Schriften", Leipzig und Darmstadt, 1819, 5 Teile.

[4] Von den übrigen a. a. O.

Bekanntwerdung zu öffnen, und ich habe dies immer mit großem Vergnügen getan. Viele jetzt sehr beliebte Schriftsteller erinnern sich noch daran und nennen mich ihren literarischen Taufpaten.

Da ich Theodor Körner[1] und Emanuel Veith als meine Mitarbeiter genannt habe, so finde ich es hier am Platze, von beiden mitzuteilen, was ich von der Zeit ihrer Unbekanntschaft mit der Welt und der Unbekanntschaft der Welt mit ihnen noch zu erzählen weiß. Der edle, hochherzige Jüngling Körner braucht sich darum im Grabe nicht umzukehren, und der noch lebende Kanonikus und berühmte Kanzelredner Veith bei seiner jetzigen geistlichen Würde nicht über das zu erröten, wozu Jugend und Talent ihn trieben.

Es gibt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte so für sich einnehmen, und mit denen man

---

[1] Karl Theodor Körner, ein Sohn von Schillers Freund, geb. 23. September 1791 zu Dresden, besuchte die Kreuzschule, ging 1808 an die Bergakademie nach Freiberg, 1810 an die Universität Leipzig, 1811 nach Berlin, seit 1812 war er Theaterdichter am Hofburgtheater; gefallen bei Gadebusch am 26. August 1813. — Castelli veröffentlichte in dem von ihm herausgegebenen „Wiener Hoftheater-Taschenbuch auf das Jahr 1815", 12. Jahrgang, Wien, Wallishauser, Körners Singspiel „Haß und Liebe" mit einer einleitenden Bemerkung. (Siehe dort S. 63—109.) — Darüber und zum Folgenden vgl. Hans K. Freiherr v. Jaden, „Theodor Körner und seine Braut, ein Beitrag usw.", Dresden 1896, S. 68f. — Am 12. März hatte ihm Castelli aus Anlaß seiner bevorstehenden Abreise ein vierstrophiges Gedicht gewidmet (s. W. E. Peschel und E. Wildenow, Th. Körner und die Seinen. II. Lpz. 1898, S. 9.) — Das Gedicht ist abgedruckt in (Rudolf Brockhaus) Th. Körner, zum 23. September 1891, Lpz. 1891, S. 86f. „An meinen Freund Theodor Körner bey seiner Abreise von Wien":

„Lebe wohl, dich treibt der Sturm von dannen,
Der in deinem Busen sprüht,
Nichts vermag dich in den Kreis zu bannen,
Wo ein still'res Leben blüht,
Ehre ruft, da mußte sich ermannen,
Wem die Ehr' im Busen glüht: —
Wer der Deutschen Paradies gesehen,
Folgt, wo ihre Fahnen Freiheit wehen" usw.

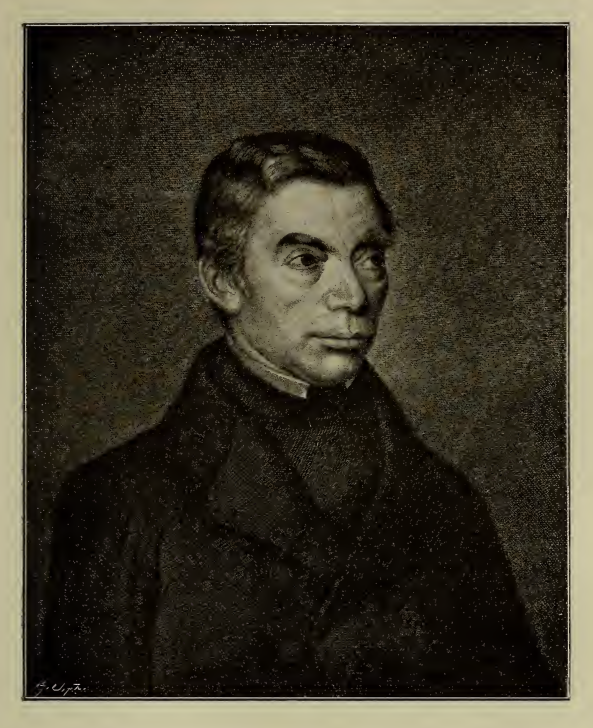
sich so sympathisierend fühlt, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling mit jener Körperfrische, die sogleich ein Beweis ist, daß der giftige Hauch der Ausschweifung über diesen reinen Körper noch nicht Macht gehabt hat. Er war verständig und bescheiden, Zutrauen einflößend und selbst zutraulich. Wie in einem offenen Buche konnte jeder in seinem Innern lesen. Zweizüngigkeit und Hinterlist waren ihm ganz fremd. Er besaß eine Feuerseele, welche für Recht und Wahrheit hell entbrannte, aber dabei ein so tiefes Gemüt, daß jeder Verkannte oder wie immer Leidende einen Verteidiger und — wenn es ihm möglich war — auch einen Helfer in ihm fand. Er war ernst mit den Ernsten und lustig mit den Lustigen, kurz, er wurde von der ganzen Welt geliebt, und er liebte die ganze Welt.

Mehr aber als die ganze Welt liebte er die vortreffliche Schauspielerin, die nicht nur ihrer Kunst, sondern auch ihres tadellosen Wandels wegen ebenfalls von der ganzen Welt geliebte und geachtete Hofschauspielerin Antonie Adamberger[1]. Das wäre ein Paar nach dem Herzen Gottes, nach ihren eigenen und nach jenen der Menschen geworden; aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders.

Ich wohnte damals im Ballgäßchen im „Blumenstock". Ich und mehrere meiner Freunde kamen gewöhnlich abends in dem Gasthause, welches sich in diesem Hause befand, zusammen. Da aber auch viele Fremde dahin kamen und wir nicht ungestört und unbelauscht unsere Meinung austauschen konnten, so machte ich den Vorschlag, meine Freunde sollen sich bei mir versammeln, ich wolle ihr Bierwirt sein. Da brachten denn Körner, Meyerbeer, der Deklamator Sydow, Benedikt, jetzt Kapellmeister des Drurylane-Theaters in London, Moscheles, C. M. v. Weber, Deinhardstein und mehrere andere die Abende bei mir zu. Speise und

---

[1] Antonie Adamberger, 1812 Theodor Körners Verlobte, 1819 Gattin des Kustos Joseph Arneth, Mutter des Historikers Alfred v. Arneth, geb. Wien, 31. Dezember 1790, gest. daselbst, 25. Dezember 1867, erster Versuch 1804, Mitgl. der Hofbühne 1807—17, Vorleserin der Kaiserin Karoline Auguste 1820.



Joh. Em. Veith

(Gem. von Jos. Binder, gest. von Alois Petrak)

Trank wurde aus dem Gasthause geholt. Jeder bezahlte das Seinige, und wir verlebten sehr vergnügte Abende.

Plötzlich drohte Körners Vaterlande Gefahr. Sein König rief zu den Waffen, und er zauderte nicht einen Augenblick, diesem Rufe zu folgen. Am letzten Abende vor seiner Abreise waren wir noch beisammen, und er schrieb mir in mein Album:

Die Freundschaft hat uns verbunden,
Das Schwert zerschneidet das Band,
Doch was sich im Liede gefunden,
Das bleibt sich im Liede verwandt.

Und darunter schrieb er seinen Wahlspruch, der ihn ganz charakterisierte, er hieß: „Durch!"

Ich komme nun auf Emanuel Veith[1] zu sprechen. Wie und wo ich ihn kennen lernte, weiß ich nicht mehr genau anzugeben, allein, er war noch ein Jüngling, als wir uns fanden, arm, unbekannt, aber voll Talent und Fleiß. Soviel mir bekannt, studierte er damals Medizin. Die ersten Proben seines Talentes legte er in meinem „Selam" und in meiner Zeitschrift „Thalia" nieder. Seine vortrefflichen Erzählungen voll Humor, treffender Satire und Gemüt sind später von Armbruster[2] gesammelt herausgegeben worden. Schneller habe ich nie jemanden schreiben gesehen (nicht physisch, sondern erfinden, entwerfen und zu Papier bringen) wie Veith. Ich durfte ihm nur sagen, ich hätte eine Erzählung nötig, oder ein Gedicht für diese oder jene Gelegenheit, oder eine Rezension, so stellte er sich zu meinem Pulte und schrieb, bis der Aufsatz

---

[1] Joh. Emanuel Veith, geb. zu Kuttenplan in Böhmen, 10. Juli 1787, jüdischer Abkunft, studierte in Prag und Wien Philosophie und Medizin, 1812 Dr. der Medizin, 1816 Professor und Direktor des Tierarznei-Instituts, trat zum Christentum über und studierte Theologie, 1821 in den Redemptoristenorden, wirkte als Seelsorger und Prediger, später als Weltpriester und Arzt. 1832 Domprediger bei St. Stephan, 1847 Ehrendomherr von Salzburg, 1873 Ehrenbürger von Wien. Er starb zu Wien an Altersschwäche am 6. November 1876.

[2] Seine „Erzählungen und kleinen Schriften" erschienen „Wien 1831 und 1832 bei J. P. Sollinger", 2 Bde., die 2. Auflage als „Erzählungen und Humoresken" bei Braumüller und Seidel, 1842, 3 Teile.

fertig war. Prosa oder Verse, er schrieb beides mit derselben Leichtigkeit und Schnelligkeit.

Veith ist auch der Verfasser der Oper „Der Augenarzt[1]", die durch das Gemütliche des Textes, durch Gyrowetz' melodiöse Musik und durch Vogls seelenvollen Gesang so großen Beifall errang. Auch zum Benefiz des Komikers Hasenhut hat er ein Stück geschrieben, welches bei der Aufführung Glück machte, aber ich habe dessen Titel vergessen[2]. Veith

---

[1] „Der Augenarzt. Ein Singspiel in 2 Aufzügen. Nach dem Französischen frey bearbeitet von Emanuel Veith. Die Musik ist von Herrn Adalb. Gyrowetz, Kapellmeister der k. k. Hoftheater. Für die k. k. Hoftheater. Wien, 1811." — Siehe den sehr günstigen Bericht über die 1. Aufführung im Hofoperntheater am 1. Oktober 1811 im „Sammler" (Nr. 121 vom 8. Oktober 1811) ohne Nennung des Verfassers.

Franz v. Holbein hat in der Vorrede zu seiner Oper „Die beiden Blinden" (Theater, II. Bd.), unter dem Titel „Merkwürdige Industrie eines Opern-Fabrikanten in Wien", in der schärfsten Form Veith des literarischen Diebstahls beschuldigt. Da er „nicht weiß, ob der jetzt entdeckte Herrn Veiths erster Diebstahl, und ob er nicht willens ist, noch mehrere zu begehen", verspricht er dem Publikum einen Steckbrief nebst Porträt, „denn man kann nicht wissen, inwieferne sich Herrn Veiths hohe Anlagen zum Stehlen noch vervollkommnen können!!!" — Veith erwiderte hierauf in einer Notiz nach dem Personen-Verzeichnis in der 2. Auflage des Stückes („Wien, bei Wallishauser 1812"): „Bei gegenwärtiger 2. Auflage dieser Oper findet der Bearbeiter, der von der ersten viel zu spät unterrichtet worden war, daß derselben eine Nachdichtung aus dem Französischen von Franz v. Holbein, betitelt „Die beiden Blinden", zugrunde liegt, deren gänzliche Umstellung und Vermehrung, um für Komposition und Aufführung geeignet zu sein, ihm von der hohen Hoftheaterdirektion aufgetragen wurde."

[2] Von Veith ist weiter nur ein Singspiel bekannt: „Die Rückfahrt des Kaisers", welches mit der Musik von J. N. Hummel am 15. Juni 1814 im Theater a. d. Wien zur ersten Aufführung gelangte. Der „Sammler" vom 21. Juni bringt einen wohlwollenden Bericht über diese Vorstellung, bei welcher Hasenhut mitwirkte. — Es ist „Seinem geehrten Freunde, Herrn J. F. Hassaureck", gewidmet und erschien 1814 im Druck.

Hasenhut führt in seiner Selbstbiographie („Launen des Schicksals usw."), S. 245 ff., ein eigens für ihn von Veith verfaßtes und von Hasenhut bei einem Konzert in Karlsbad mit Beifall vorgetragenes Gedicht an: „Der gute Valentin" (30 Strophen). Vielleicht ist im Obigen dieses gemeint.

hat die Medizin vollständig gehört und den Gradum erlangt. Er wurde später Direktor im Tierarznei-Institute und hat sich auch durch sein homöopathisches Heilverfahren berühmt gemacht.

Später hat sich unser freundschaftliches Band gelöst, aber wir haben uns deshalb nicht entzweit. Veith wählte den geistlichen Stand und hat sich auch auf diesem zur höheren Würde emporgeschwungen, und es dürfte ihm auf jeder Bahn, welche er gewählt haben würde, ebenso geglückt haben; denn er besaß schon als Jüngling Talent zu allem, festen Willen und Ausdauer in allem, was er sich als Ziel vorgesteckt.

Ich folgte allen seinen Verhältnissen mit der freundschaftlichsten Teilnahme, welche ich noch immer für ihn empfinde, und ich schmeichle mir, er auch für mich.

Die Jahre, welche nun folgten, waren die fröhlichsten meines Lebens. Bei Hassaurek und seinem Freunde Appel, der auch mit uns in demselben Hause wohnte, gab es mitunter Gesellschaft, splendide Gastmahle und andere Lustbarkeiten. Wir spielten im Winter Komödie und im Sommer im kaiserlichen Schloßtheater zu Schönbrunn.

Einen Sommer wohnte ich im sogenannten Erzherzog-Karlhause in Penzing, und da trug sich eine Begebenheit zu, welche ich erzählen will[1].

Als im Herbste die Abende kühler wurden und die Blätter zu fallen begannen, brachte ich die Stunden von acht bis elf Uhr abends gewöhnlich in dem sehr besuchten Kaffeehause zu Hietzing zu, wo ich eine angenehme Gesellschaft fand. Wir schwatzten, tranken unsere Kanne Bier und trennten uns meistens erst gegen Mitternacht. Um dann nicht den längeren, oft sehr staubigen Weg um den Schönbrunner Garten nehmen zu müssen, hatte ich mir einen Schlüssel zum kleinen Garten-

[1] Das Folgende als erste der „Drey komischen Gespenstergeschichten" unter dem Titel „Die Erscheinung", zum erstenmal in Schickhs „Modezeitung" 1827 gedruckt, dann in den „Erzählungen von allen Farben", 4. Bdchn., und im „Wanderer". Siehe Anmerkung S. 65.

türchen — welches um zehn Uhr geschlossen wird — zu verschaffen gewußt und ging auf diese Art durch die lange Linden- und Kastanienallee, welche, mit der Gartenmauer eingeschlossen, schnurgerade zum Schlosse führt. Die Bäume, welche diese Allee bilden, sind sehr alt und stark, und die Allee ist daher selbst bei hellem Tage dunkel, des Nachts aber, wenn die Laternen verlöscht sind, sieht man keinen Stich und muß sich sorgfältig fein in der Mitte halten, um sich den Kopf nicht gegen einen Baum zu stoßen.

Es war gegen Mitternacht, als ich in einer trüben, nur sehr spärlich vom wolkenverschleierten Monde erleuchteten Septembernacht das Kaffeehaus verließ und mit meinem treuen Begleiter, meinem Pudel Kastor, durch die Allee dem Schlosse zuwandelte. Kastor war so dressiert, daß er immer vor, nie hinter mir lief, und nur manchmal in Sprüngen wieder zu mir zurückkehrte, um zu sehen, ob ich ihm folge, und auch zugleich mir die Überzeugung zu verschaffen, daß er sich nicht verloren habe.

Wir hatten diesen Abend im Kaffeehause eben über Gespenster gesprochen, mehrere Histörchen dieser Gattung waren erzählt worden, und ich schlenderte, von dem Abenteuerlichen noch ganz erfüllt und aufgeregt, langsam meinen Weg dahin. Da schlug die Turmuhr des Schlosses Mitternacht, und noch hallte der letzte Schlag dumpf nach, als ich plötzlich aus meinen Träumereien durch ein lautes Gebelle meines Kastors geweckt wurde. Diesem Gebelle folgte, bevor ich noch Zeit gewann, dem Hunde zu pfeifen, ein Geheul, und also heulend und winselnd lief der Hund hinter mir zurück, so weit er nur konnte. Jetzt rief ich ihn beim Namen und pfiff ihm, aber der sonst sehr gehorsame Hund war nicht mehr zu bewegen, zu mir hervor zu kommen, sondern immer heulend schlich er zwar näher, blieb aber in einer Entfernung von einigen Schritten hinter mir zurück.

Dadurch aufmerksam gemacht, blieb ich stehen, sah vor mir in die Dunkelheit hin und lauschte: da vernahm ich fernen dumpfen Schall, wie Tritte eines ungewöhnlich kräftigen Wesens, und alsbald wurde ich auch in einer Höhe von andert-

halb Klaftern ein Lichtchen gewahr, welches sich so bewegte, als ob es von jemand getragen würde, der sich gegen mich bewegte. Ich stutzte, es schauerte mir eiskalt über den Rücken; aber gewohnt, etwas Unbegreiflichem immer kühn entgegen zu gehen, blieb ich, unverwandten Blickes auf das ferne Lichtlein starrend, das mir jetzt wie ein vollendetes Feuerauge vorkam, mitten im Wege stehen. Und langsam bewegte sich nun das Flämmchen immer näher, und näher hallte auch der schwere Tritt, welcher Schall sich auch mit einem Schnauben mischte, das ich jetzt deutlicher vernahm, und — plötzlich wurde mir ein ungeheurer behaarter Kopf im Dunkel hart vor mir sichtbar, der sich hin und her bewegte. Er schien einem ganz behaarten Manne anzugehören, der das Lichtlein auf einer Stange trug, und noch ängstlicher heulte mein Kastor. Das Ungetüm öffnete einen fürchterlichen Rachen, ich aber war meiner nicht mehr mächtig und sank seitwärts auf eine steinerne Bank, unter welche sich der Hund heulend verkroch.

Als ich meine Hände, die ich unwillkürlich vor die Augen gedrückt hatte, wieder wegnahm, war das Ungetüm schon vorüber. Mit neuem Mute rief ich ihm nach: „Wer ist da?" — und eine Stimme von oben herab antwortete mir: „Nun! — Ich bin's, der Kamel-Joseph!" Da erklärte sich mir das ganze Rätsel. Man hatte an diesem Tage in der Stadt auf dem Theater ein Prunkstück aufgeführt, wozu man aus der Menagerie in Schönbrunn das Kamel gebraucht hatte. Das Stück endete spät, und der Wärter kam mit dem schwerfälligen Tiere, auf welches er sich, seine Laterne in der Hand haltend, gesetzt hatte, erst um Mitternacht nach Schönbrunn zurück.

Heute konnte ich unmöglich mehr lachen, aber am folgenden Tage lachte ich über mein Abenteuer recht herzlich. Wer hätte aber auch in Österreich nachts um zwölf Uhr vermuten können, einem Kamele zu begegnen?

In den Jahren 1813 und 1814 spielte unsere — ich darf kühn sagen — berühmte Dilettantengesellschaft auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn jeden Sonntag. Die Bewohner von Hietzing, Penzing und Meidling rissen sich um Eintrittskarten, und jeden Sonntag war das Haus voll; nur wenn

wir Vorstellungen gegen Bezahlung für die Armen gaben, war es etwas leer[1].

Daß wir uns etwas Großes auf unsere Schauspielerei (welche ich damals auch noch Kunst nannte) einbildeten, versteht sich; und wenn wir am Sonntage um die Mittagsstunde in den großen Schönbrunner Alleen mit der eleganten Welt Promenade machten, trugen wir den Kopf gewöhnlich um einige Zoll höher.

Die Dilettantengesellschaft war dieselbe, wie sie bei Tomeoni, Piro und Kerner war, und wir waren wirklich so eingespielt miteinander, daß wir zum größten Stücke kaum einer oder zwei Proben bedurften.

Ich und ein gewisser Walter spielten Väter, Hassaureck und Stutz[2] (der später unter dem Namen Remye bekannte Schauspieldirektor im Auslande) Liebhaber, Kronenfels Intrigants und Komiker, ein älteres Fräulein Teimer Mütter, zwei jüngere Fräulein Teimer (die erste nachmalige Frau Forti) und ein Fräulein Ehmeyer Liebhaberinnen. Zu kleineren Rollen standen uns Jünglinge und Mädchen in Menge zu Gebot; denn sie hielten es für eine große Ehre, mit uns spielen zu dürfen. Auch der k. k. Hofschauspieler Müller Vater und die Hofschauspielerin Frau von Weissenthurn spielten einige Male mit uns.

Die Kunstwiege der nachmals so gefeierten Sängerin Unger-Sabatier war ebenfalls unsere Dilettantengesellschaft.

---

[1] In Frankls „Sonntagsblättern", Nr. 45 vom 8. November 1846, S. 1079 f. [= Stl. Wke. XVI.], lauten diese Zeilen:

„Es war in den Jahren 1812—15, als ich mit einer Gesellschaft von Freunden (eitel eitle Dilettanten) auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn jeden Sonntag Komödie spielte." — Doch fanden schon 1811 Vorstellungen statt. Siehe Anhang 8.

[2] Klemens Stutz war Administrationsoffizier bei der Bankalgefällen-Administration und erscheint als solcher zum letztenmal im Hof- und Staatsschematismus von 1812; Bäuerle erwähnt ihn in seinen „Memoiren" (Wien 1858), I. (einz.) Bd., S. 124ff. — Er betrat zum erstenmal in Linz die Bühne und war später Theaterdirektor in Mainz.

Ein Donnerwort[1].

An einem dieser Sonntagsabende, als ich auf der Bühne meinen alten Dallmer in Ifflands „Dienstpflicht“ heruntergearbeitet hatte, ging ich nach Ende des Stückes durch den Schönbrunnergarten nach Hietzing hinüber, wo ich den Sommer über wohnte. Es war im September, sehr mildes Wetter, aber ganz finster, so was man in unserer Lokalsprache stock-pech-marter-rabenfinster nennt. Ich schlenderte langsam, recht seelenvergnügt mit dem Beifall, den ich erhalten hatte, durch die große Allee dahin, als es mir auf einmal so vorkam, als hört' ich eine Frauenstimme. Ich horchte, richtig eine Frauenstimme trillerte die Melodie des Liedes: „O Schwester, die du sicher dich auf den Bäumen wiegst“[2], nur schien die Sängerin noch ziemlich weit von mir entfernt. Ich ging leise vorwärts, um den Vogel nicht zu verscheuchen, und immer näher und lieblicher tönte der Gesang. In dem Augenblicke, als er schwieg, sah ich auf einer Bank etwas Weißes sitzen. So etwas Weißes, und wär's auch ein Gänschen, ist für einen jungen Mann sehr gefährlich; ich konnte mich nicht enthalten näher zu treten und sah eine weiß angekleidete Frauengestalt auf einer Bank — sitzen? nein! darauf hingegossen, deren Gesicht ebenfalls mit einem weißen Schleier bedeckt war.

„Ich danke Ihnen für das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihren lieblichen Gesang gewährten“, sprach ich die Fremde an.

„Nichts zu danken, mein Herr“, erwiderte mir eine sehr angenehme Stimme im reinen deutschen Dialekte. „Ich singe gerne, wenn ich glaube, daß mich niemand hört.“

„Bescheidenheit! — Gnädiges Fräulein — oder gnädige Frau!“ —

„Keines von beiden, ich bin Witwe.“

„Ein herrlicher Stand, sich der Erfüllung des weiblichen

---

[1] Frankls „Sonntagsblätter“, l. c. XII. „Ein Donnerwort“. — Feuilleton des „Wanderer“, Nr. 166 vom 20. Juli 1860. — Sämtliche Werke XVI. — Hier zum erstenmal in den „Memoiren“ gedruckt.
[2] S. S. 36, Anmerkg. 2.

Zweckes bewußt und doch frei zu sein." Mit diesen Worten trat ich näher zur Bank und setzte mich mit der höflichen Frage: „Sie erlauben doch?" an ihre Seite. Sie rückte etwas, um mir Platz zu machen.

Pause des Stillschweigens.

„Sie wohnen ohne Zweifel in Hietzing?" „Nein, in Penzing. Hietzing ist mir zu geräuschvoll, und ich liebe mehr die Abgeschlossenheit, besonders auf dem Lande." „Das seh' ich wohl, da Sie hier so ganz allein sich der nächtlichen Stille erfreuen."

„Ja, die Nacht, sagt man, sei der Menschen Feindin. Mir ist sie eine Freundin, ich liebe die Nacht, und gewöhnlich sitze ich hier in dem hochgewölbten dunklen Laubgange und singe, aber keine neueren Opernarien mit Trillern und Schnörkeln, sondern einfache ältere Lieder."

Daß meine Unbekannte keine Triller und Schnörkel liebte, machte sie mir noch interessanter; denn ich liebe sie auch nicht, aber die älteren Lieder machten mich ein wenig stutzig, ich rückte noch näher und strengte meine Augen so viel als möglich an, um etwas von ihrem Gesichte gewahr zu werden, ja, ich zündete mir sogar ein Zündhölzchen an[1], um bei dessen Aufflackern vielleicht doch etwas zu erspähen, allein vergebens, der neidische Schleier verbarg mir alles.

Als ich gefragt hatte: „Erlauben Sie mir, in Ihrer Nähe eine Zigarre anzubrennen?" antwortete sie mir: „Ich liebe den Tabakgeruch, mein seliger Mann hat auch geraucht."

„Ist Ihr Herr Gemahl schon lange tot?"

„Schon ziemlich lange."

---

[1] „Es ist uns nicht bekannt," bemerkt dazu die Redaktion der „Sonntagsblätter", „ob im Jahre 1812, wo die Begebenheit spielt, die chemischen Zündhölzchen schon bestanden, denn trotz allem liebenswürdigen Humor unseres österreichischen Anakreons glauben wir nicht, daß er Stahl, Stein und Schwamm hervorzog und einen damals üblichen Schwefelfaden angezündet habe, um der Dame höllisch ins Angesicht zu leuchten. Es scheint uns vielmehr seine Angabe ein Anachronismus; er wolle darin nur erkennen, wie aufmerksam wir seine Werke studieren, und wie wir ihren künftigen Kommentaren vorarbeiten wollen."

„Und werden Sie dieses Händchen nie wieder verschenken?“ Bei diesen Worten faßte ich ihre Hand, welche sie mir gutwillig überließ; sie war klein, zart und sammetartig, und es kam mir vor, als ob ein Druck von meiner Seite einen sanften Gegendruck zur Folge hatte.

„Ich denke nicht ans Heiraten.“

„Aber so allein zu stehen?“

„Ich stehe nicht allein, ich besitze einen Sohn, den ich sehr liebe.“

„Und der vermutlich der mütterlichen Pflege bedarf; denn gewiß ist er noch in sehr zartem Alter?“

„Nein, er ist schon erwachsen, bereits Militär!“

„Kadett vermutlich?“

„Nein, Major.“

Dieses Donnerwort riß mich aus allen meinen Himmeln. Major! Major! — Mutter eines Majors! Ich glaube, wenn man mir eine Ader geschlagen hätte, sie hätte kein Blut gegeben. Ich ließ das Sammethändchen fahren, schwieg einige Augenblicke und äußerte dann, ich fände doch, daß es schon etwas feucht werde. Übrigens begleitete ich meine Majorsmutter doch aus Artigkeit bis über den Penzinger Steg, aber nicht bis zu ihrem Hause, weil ich dieses nicht zu kennen verlangte.

XVI.

Meine Reise nach Frankreich[1]. — Augsburg. — Ulm. — Stuttgart. — Mannheim. — Jenseits des Rheins. — Saarbrück. — Nancy. — Der rosenrote Hut. — Das große Spiel. — Chalons. — Epernay.

Als die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und die Alliierten in dem nun gedemütigten Frankreich eingerückt waren, wurden in Wien mehrere höhere und niedere Beamte ausgewählt, um sich nach Frankreich zu begeben und dort provisorische Dienste in der Administration zu leisten.

Unter diesen Erwählten war auch der damalige Landesverordnete Graf Maximilian Cavriani[2]. Unter dem Titel eines k. k. Gouvernements-Kommissärs ward ihm aufgetragen, sich sogleich nach Frankreich zu begeben und in Nancy die weiteren Befehle, wohin er sich weiters zu begeben habe, von dem Armeeminister Grafen v. Baldacci[3] zu empfangen. Es

---

[1] Unter dem Titel „Kleine Kopien großer Originale" veröffentlichte Castelli im „Wanderer" (1815) 42 Reisebriefe. Der erste (v. 9. Juli 1815) erschien mit einer einleitenden Bemerkung „Bourg-en-Bresse, 5. August" in Nr. 229 vom 17. August. — Castelli kündigt seine Berichte als Seitenstück zu Claurens „Kurzen Bemerkungen auf langen Berufswegen" an. (In Buchform „Dünkelsbühl 1815", vorher im „Freimütigen" und daraus auszüglich im „Wanderer" 1815, Nr. 13 ff.) — Die Briefe schildern in breitester Ausführlichkeit die Reise bis zur Ankunft in Bourg-en-Bresse und brechen mit dem 42. in Nr. 145 und 146 vom 25. und 26. Mai 1817 plötzlich ab. — Soweit bilden sie, erheblich gekürzt, die Grundlage für die „Memoiren" und für den Abdruck im „Wanderer" von 1860 (11 Feuilletons vom 25. Juli bis 28. August). — In letzterem fehlen einzelne Partien (so S. 48—101 und 129—132 [Paris und Lyon] des II. Bandes). Wir haben die Darstellung möglichst einheitlich zu gestalten gesucht und nur die bloß topographischen Beschreibungen und die zahlreich verstreuten Verse, welche Castelli selbst (S. 21, II. Bd.) nur für „Kinder des Augenblicks" erklärt, weggelassen.

[2] Maxm. Graf Cavriani, k. k. Geheimer Rat und Oberster Silberkämmerer, geb. 11. Mai 1773, gest. 1. Februar 1837.

[3] Anton Freiherr (nicht Graf — Castelli nennt ihn später „Baron" —) v. Baldacci, geb. Wien 1762, gest. daselbst, 9. Juli 1841, bedeutender österreichischer Staatsmann in den Kriegen gegen Napoleon, durch 27 Jahre Präsident des Generalrechnungs-Direktoriums.

wurde ihm auch freigestellt, einen Sekretär, zu welchem er Vertrauen habe, mit sich zu nehmen, und er wählte mich dazu, weil er mich, da ich in der landständischen Buchhaltung unter ihm diente, kannte und wußte, daß ich der französischen Sprache mächtig sei.

So war ich denn nun mit einem Schlage k. k. Gouvernementssekretär, mit einem Diätenbezug von täglichen 4 fl. KM., durfte nicht länger wie angenagelt im Amte sitzen und Zahlen zusammenrechnen, konnte auf fremde Kosten eine große Reise nach Frankreich machen, was schon lange mein sehnlichster Wunsch war, und durfte sogar eine Uniform tragen!

Am 9. Juli 1814[1] stand der bequeme Reisewagen um 7 Uhr wohl bepackt im Hofe meines Chefs, des Grafen Cavriani. Dieser hatte sich mit Schmerzen aus den Armen der Seinigen losgerissen (ich hatte keine Meinigen), wir stiegen ein, unser dienstbarer Geist, ein junger phlegmatischer Fuldaer, besetzte den Kutschbock, ein lautes „Hi!" des Postillons mit einem tüchtigen Peitschenknall erscholl, und fort ging es zum Burgtor hinaus.

Ich übergehe die ganze Fahrt durch Nieder- und Oberösterreich, welche uns wohl des Schönen, aber auch des Allbekannten vieles bot, und halte nur in dem kleinen Städtchen Ried (ehemals in Bayern) an.

Wir nahmen hier ein kleines aber gutes Mittagsmahl zu uns und tranken das erste bayerische Bier.

Eine recht appetitliche, etwas korpulente Kellnerin bediente uns. Sie mochte wohl bemerkt haben, daß ich sie öfters und freundlicher anblickte als mein Reisegefährte, daher benützte sie die Gelegenheit, als dieser auf einige Augenblicke das Zimmer verließ, und bat mich, ob ich nicht so gut sein wollte, sie nach Braunau mitzunehmen, wo sie einen Verwandten besuchen wolle. Ich sagte ihr, das gehe nicht an, da im Wagen kein Platz sei, und auf dem Kutschbocke neben dem Postillon der Bediente sitze. Sie meinte aber, sie wolle sich schon recht klein machen und sie könne zwischen uns sitzen, ohne uns zu ge-

[1] Soll heißen „1815".

nieren. Ich sah wohl, mit dem Kleinmachen würde es bei ihrer Korpulenz nicht recht gehen, und konnte ihr daher ihre Bitte nicht erfüllen, obschon ich mich selbst ihretwegen recht gerne klein gemacht hätte.

Während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit plagte uns ein blinder Knabe, der in einem Nebenzimmer, dessen Türe offen stand, unbarmherzig auf einem verstimmten Klaviere herumhackte und dazu sang, daß sich alle meine Haare auf dem Kopfe emporsträubten. Die Leute, welche zugegen waren, beschrieben uns den Knaben als ein Wunderkind und erzählten, daß er das alles aus dem Kopfe spiele und keine Note kenne, was wir ihnen recht gerne glaubten, da er nie eine Note gesehen haben konnte, indem er blind geboren war. In's Himmels Namen! Sind ja schon viele darum als große Geister ausgeschrien worden, weil sich nur winzige Geister um sie befanden.

Wir kamen nach Hohenlinden. Da gab's nun Stoff zu ernsteren Betrachtungen[1].

Eine Art wohltuender Empfindung ergreift uns bei der Erinnerung eines einstmaligen Verlustes zu einer Zeit, wo jener Verlust schon repariert und das Verlorene wieder gewonnen ist.

Ein schöner warmer Tag folgte der kalten Nacht, und schon erblickten wir Münchens beide Kegeltürme in der Ferne; wir passierten noch Barsdorf und langten um elf Uhr vormittags in der Hauptstadt Bayerns an.

Da ich nur zwei Tage in dieser herrlichen, großen, durch den Schutz, den ihre Herrscher den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließen, an Kunstwerken so reichen Stadt bleiben durfte, so könnte ich nur Weniges und Unvollkommenes davon mitteilen; aber bei einer späteren Reisebeschreibung wirst du mehr davon erfahren, lieber Leser.

Im Fluge kamen wir von München auf der Poststation

---

[1] Schlacht bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 zwischen den Franzosen unter Moreau und den Österreichern unter dem 18jährigen Erzherzog Johann. Waffenstillstand von Steyr, 25. Dezember 1800. (Vgl. Schleifer, die Schlacht bei Hohenlinden. 1885.)

Schwabhausen an und hielten vor dem Posthause, auf welchem ein Denkstein folgende Worte zu lesen darbietet:

Hier gab am 2. Mai 1782 der heilige Papst Pius VI. Seinem durchlauchtigsten Begleiter Carl Theodor, seinem getreuesten Bischof Ludwig Joseph und einer Volksmenge von vielen Tausenden den päpstlichen Segen. Steh still Wanderer und denke!

Ich stand wirklich still und dachte hübsch lange, es fiel mir aber nichts ein, was da noch zu denken wäre.

Von Eurasberg fährt man, ohne auch nur von einem Steinchen inkommodiert zu werden, bei dem Städtchen Friedberg vorbei, welches sehr romantisch zur Rechten liegt, nach der großen Stadt Augsburg.

Schon hatten wir den Lech passiert, und da lag sie nun in ihrer ganzen Pracht, die große Kursstadt, welche ein Schrecken guter Staatsbürger geworden und bei jenen, welche das Zufällige mit dem Wesentlichen verwechseln und die Quelle eines Übels immer außer sich suchen, als der Hauptstuhl jener schrecklichen — nicht heiligen — Feme gilt, wo über den Wohlstand ganzer Menschenklassen abgeurteilt wird, weil — — die Bauernweiber auf dem Markte ihre grüne Ware nach dem Augsburger Kurse verkaufen.

Achtungswerter Mann, der du mit einer Hand nach Amerika, mit der anderen nach Afrika greifst, um den Segen beider Länder mit jenem Europas zu verschmelzen; nützlicher Staatsbürger, der du deine Kenntnisse und dein Vermögen dazu anwendest, um den Überfluß deines Vaterlandes in fremde Länder zu senden und dafür jene Produkte ihm erzielst, welche ihm mangeln; beneidenswerter Mann, der du tausend Händen Arbeit, tausend Familien Brot gibst! — Aber wehe dir, niederträchtiger Mäkler, der du um zwölf Uhr darum kaufst, damit du um ein Uhr wieder verkaufen kannst! Wehe dir, du schändlicher Wucherer, der du das auf deinen Kornböden aufgehäufte Getreide eher zugrunde gehen läßt, bevor du es um einige Prozente geringeren Gewinn losschlägst! Allen Fluch auf dich, Elender, der du nur darauf sinnst, deinen Säckel zu füllen, indem du den Glauben an Fürst und Vaterland zu

schmälern, zu untergraben suchst! Bald wird schwer über dich Gericht gehalten werden. Man wird dich ausstoßen aus der Gesellschaft der Redlichen, man wird dich bezeichnen, damit alles dich fliehe, du wirst nichts mehr gewinnen können, weil Deutschland bald alles gewonnen haben wird: Vertrauen; du wirst nichts mehr verlieren können, weil du schon alles verloren hast: deine Ehre.

Daß dies geschehen werde, das war mein frommer Glaube im Jahre 1815, und jetzt nach vierzig Jahren, wo ich dies damals Geschriebene in meine Memoiren einschalte, treibt diese ehrlose Gaunerbande ihr schändliches Gewerbe noch viel ärger als damals, und um 100 fl. Silbergeld zu bekommen, muß man in Österreich 140 fl. Papiergeld geben, während unsere Konventionsmünze in allen anderen deutschen Staaten kursiert. Gott besser's!

In Ulm teilt sich das bayerische und württembergische Gebiet, welches zwei einander gegenüberstehende Grenzpfähle mit den Wappen beider Mächte andeuten. Das Grenzzollamt, vor welchem ein österreichischer Landwehrmann die Wache hielt, ist am Eingange der Brücke; hier besah man unsere Pässe mit dem Bedeuten, daß wir selbe auf dem Rathause zu produzieren hätten.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mit einer Art von Nationalstolz in Ulm einfuhr, welches noch vor kurzem Zeuge von Österreichs Demütigung war und jetzt mein Vaterland sich wieder kräftig erheben sieht.

Das Tor hielten ebenfalls österreichische Wehrmänner besetzt; das Posthaus ist nicht weit davon entfernt. Der Postmeister wollte so gefällig sein, unsere Pässe auf das Rathaus zu senden, allein, ich ging selbst, da es mir bei dieser Gelegenheit möglich wurde, wenigstens ein paar Straßen von Ulm zu sehen.

Unregelmäßige, schlecht gepflasterte Gassen, sehr alte Häuser und ein Brunnen mit einer Figur in der Tracht des Mittelalters war alles, was ich bemerkte. Da es noch sehr früh am Tage war, so fand ich noch alle Häuser und Läden geschlossen und nur wenig Leute auf der Gasse. Ich konnte mir daher auch

keinen Ulmer Tabakkopf kaufen, den ich gern zum Andenken mitgenommen hätte.

Endlich stand ich vor dem altertümlichen Rathause und sah vor mir in der Mitte eines alten Turmes die berühmte Ulmer Uhr, welche, wie man mir sagte, einen ganzen Monat fortgeht, ohne aufgezogen zu werden, und deren Form von ihrem Alter zeugt. Die Ziffern sind erhaben und die Zeiger von außerordentlicher Größe. Einer derselben trägt eine Kugel an seiner Spitze, welche mir die Weltkugel vorstellen zu sollen schien.

Ich habe nirgends ein so regsames Leben, ein so betriebsames Volk, eine so außerordentliche nicht zu beschreibende Geschäftigkeit angetroffen als im Schwabenlande. Der heutige Tag meiner Reise wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die herrlichsten Straßen und das angenehmste Wetter begünstigten uns, dieses Paradies ganz zu genießen. Rund um uns die göttliche Natur, hier Weingebirge, dort Felder und Wiesen, und überall die üppigste Vegetation, durch den Fleiß des Volkes zum Höchsten gesteigert. Dorf an Dorf, und in jedem derselben so viele Menschen, als nur immer in den kleinen Häusern Platz haben, und rotbackige Kinder in solcher Menge, daß sich die Wahrheit des Sprichwortes: „Er züchtet wie ein Schwabe" erprobt, und daß man es wohl verzeihen muß, wenn die Kleinen dutzendweise dem Wagen nachlaufen und um einen Kreuzer bitten; denn unmöglich können die Eltern bei all ihrer Betriebsamkeit den großen Segen, den ihnen der Himmel beschert hat, ernähren.

Auf dem Wege von Ulm bis Lutzhausen fiel mir außer der besonderen Bauart der schwäbischen Häuser nichts Bemerkenswertes in die Augen. Die Häuser sind so gestellt, daß die schmälere Seite derselben immer auf die Straße heraus, die breitere aber rückwärts steht. Zudem sind sie mit so vielen Fenstern versehen als nur Platz haben, woraus man mit allem Rechte auf die Neugierde ihrer Bewohner schließen kann. Man wird sich in diesem Schlusse auch nicht täuschen; denn wie nur in einem schwäbischen Dorfe etwas rasselt, so sieht man schon alle diese Fenster voll kleiner und großer Köpfe mit Schlafhauben.

Wir glaubten kaum noch eine halbe Stunde gefahren zu sein, da uns die Zeit bei diesem ergötzlichen Schauspiele so schnell verging, und sieh' da, die nächste Poststation Lutzhausen, lag schon vor uns. Ebenso angenehm war die Strecke bis zur nächsten Poststation.

Endlich kamen wir dem Gebirge näher. Der Weg schlängelte sich zwischen zwei Berge hinein, und wir standen vor den Toren des kleinen Städtchens Geißlingen, von welchem wir früher weder Turmspitze noch Häuser gesehen hatten. Es liegt ganz in einem engen Kessel. Mein Reisegesellschafter war ausgestiegen, um seine Füße etwas in Bewegung zu setzen, und ich fuhr allein durch das von Menschen wimmelnde Städtchen. Ich hätte es mir nicht nehmen lassen, es müsse heute Kirchtag sein, wäre ich nicht durch die kleinen Orte, welche ich schon durchfuhr, an diese Lebhaftigkeit gewöhnt worden. Was ich aber auch davon gesehen und gesprochen habe, nichts gleicht doch dem Leben in dem kleinen Städtchen Geißlingen. Es kam mir gerade so vor, als hätte Gott mit diesem Völkchen alle Ameisenhaufen der Welt beschämen wollen.

Als nun mein Wagen am Posthause hielt[1]:

Da war ich auf einmal
Von Mädchen belagert,
Die eine hielt rechts mir
Ein Körbchen entgegen,
Die andere bot mir
Zur Linken ihr Körbchen,
Indessen die dritte
Den Kutschbock besetzte,
Die vierte und fünfte
Die saßen von hinten
Auf unserm Gepäcke
Und andere zwanzig
Umstanden den Wagen.

---

[1] Statt der nachfolgenden, merklich an Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" erinnernden Verse findet sich im Feuilleton des „Wanderer": „Und als nun mein Wagen am Posthause hielt, da war ich auf einmal förmlich von Mädchen belagert, die mir alle ihre Ware zum Kaufe anboten. Ich habe noch nie so viele Körbe zur Auswahl auf einmal bekommen und konnte mich der hübschen Verkäuferinnen kaum erwehren."

Es reichten mir alle
Die Körbe entgegen.
Von all meinen Schönen
Hab ich so viel Körbe
Bis jetzt nicht erhalten.
Da war des Geschreies,
Des Schnatterns kein Ende:
„Von mir kauft das Herrle
Ein Zahnstocherbüchsle,
Von mir wird das Junkerle
Wohl etwas kaufe!
Beschaue sie gütig
Die herrliche Arbeit!"
Und größer und größer
Ward immer die Anzahl
Der handelnden Mädchen,
Und lauter und lauter
Ward immer geschrien,
Und heißer und heißer
Ward mir's mitten drinnen.
Ich wollte gern kaufen,
Um mich zu befreien
Recht schnell von dem Schwarme;
Doch was ich der einen
Vom Korbe genommen,
Entriß mir die andere.
Und als ich nun vollends
Den Beutel hervorzog,
Und sie darin blinken
Die Zwanziger sahen,
Da meinte ich wirklich,
Um mich sei's geschehen,
Und nimmermehr wußt' ich
Mir anders zu helfen,
Als mit meinem Stocke
Zur Rechten und Linken
Die Bahn mir zu brechen
Und aus dieser Festung
Den Ausfall zu wagen.

Zum Glücke kam mein Reisegefährte, der etwas schneller gegangen war, als er sah, daß so viele Leute auf den Wagen zuliefen, am Posthause an, und schrie dem Haufen mit einer Donnerstimme zu: „Was gibt es hier? Wollt ihr euch zum

Teufel packen!" Da entdeckte ich eine Bresche zur Rechten, der ehrliche Fuldaer war jetzt auch lachend bis zu mir gedrungen, öffnet die Wagentüre, und ich sprang, vom Schweiße triefend, heraus, um etwas frische Luft zu schöpfen. Die Mädchen aber verloren sich eine nach der anderen, ärgerlich darüber, daß sie nichts von ihren Beinarbeiten an Mann gebracht hatten.

Im Anblicke der Ruinen von Hohenstauffen versunken, welche wohl klar beweisen, daß unsere Voreltern dem Himmel näher waren als wir, wollte ich eben meine Schreibtafel hervorziehen, um einige Gedanken darüber niederzuschreiben, als der unmusikalischeste Teufel aus der ganzen Hölle unserm Postillon den Gedanken eingab, einige entsetzliche Töne aus seinem Posthorn zu stoßen. Wir hielten uns die Ohren zu; ein armer Esel aber, der leider nicht imstande war, sich die Ohren zuzuhalten und neben uns sich seinen Fraß von der Wiese nach Hause trug, i-ate was er konnte und schlug mit allen vieren aus. Wir wußten zwar nicht, ob dies aus Freude geschah, oder ob auch ihm diese Töne die Ohren zerrissen, genug, der Esel vor uns auf dem Pferde fand das recht possierlich und blies immer stärker, je mehr der Esel schrie, und so entstand daraus eine Eselsarie mit Hornaccompagnement, wobei uns zumute wurde wie bei manchem Dilettantenkonzert.

Doch das Schlimme hat sein Ende wie das Gute. Der Postillon fuhr auf unser Zureden etwas rascher, dadurch ließen wir den einen Esel hinter uns, indem der andere vor uns glücklich uns nach der nächsten Poststation Göppingen brachte.

Nicht lange darnach fuhren wir durch eine herrliche Pappelallee um vier Uhr nachmittags in der Residenz Stuttgart ein.

Die Gebäude, welche dem Reisenden bei seiner Einfahrt in Stuttgart in die Augen fallen, erregen in ihm einen guten Vorbegriff für die Stadt selbst. Es sind freilich meistens Gebäude von Holz, aber von seltener Nettigkeit und von äußerst freundlichem Ansehen. Auf jedem derselben ist zu lesen, was es enthalte. Auch das Hospital, ein schönes großes Gebäude, ist von Holz. Noch mehr wird man überrascht, wenn man durch die schöne, breite, schnurgerade Königsstraße in die Stadt selbst

einfährt. Leider nimmt man in der Folge wahr, daß diese Straße die einzige dieser Art ist, und daß die übrigen ebenso wie in kleineren Städten ungleich und mit Häusern vollgepfropft sind, welche den von mir beschriebenen schwäbischen Häusern ganz gleichen.

An der Türe meines Zimmers klebte ein Zettel, welcher die Fremden mit den hiesigen Polizeiverordnungen bekannt macht, und unter andern auch diese enthielt: daß jeder, welcher nach zehn Uhr abends auf der Straße geht, mit einer Laterne versehen sein müsse, widrigenfalls er sich der Unannehmlichkeit aussetze, arretiert zu werden. Ich konnte mir den Grund dieser Verordnung in der Hauptstadt eines Reiches im Monate Juli, wo es um zehn Uhr noch nicht ganz finster ist, und noch dazu bei einer guten Straßenbeleuchtung, nicht erklären; da man aber gezwungen war, sich den Gewohnheiten zu fügen, so klingelte ich dem Aufwärter und ersuchte ihn, mir eine Laterne zu verschaffen, damit ich unangefochten aus dem Theater, welches ich zu besuchen willens sei, nach Hause käme. Allein, noch größer war mein Erstaunen, als er mir versicherte, daß ich dazu keiner Laterne bedürfe, da das Theater schon um fünf Uhr beginne und längstens um acht Uhr zu Ende sei. Ich weiß wohl, daß eine Sache nicht eben darum schlecht sein muß, weil sie uns ungewöhnlich ist; allein, das weiß ich, daß es mitten im Sommer um fünf Uhr noch sehr heiß ist, und daß man sich in der Hitze nicht gerne in das Theater setzt, besonders da auch die Stunden von sechs bis acht Uhr die angenehmsten zu einem Spaziergange sind. Zudem ist eine Komödie bei Tage eine abscheuliche Sache, da selbst der Flitterglanz der Kleider eine nächtliche Beleuchtung notwendig macht und die Bühne selbst sehr viel verliert, wenn sie durch Lampen erhellt ist, indessen das Auditorium noch von der Sonne beleuchtet wird.

Ich muß hier wiederholen, daß ich schreibe, wie ich im Jahre 1814[1] die Dinge gesehen, und daß seit dieser Zeit sich wohl alles schon anders gestaltet hat.

Wir gingen daher mit einem Freunde, den uns ein guter Stern in den Weg führte, des berühmten Bildhauers Dann-

[1] Soll heißen „1815".

ecker[1] Atelier zu besuchen. Unter anderen Kunstwerken hatte der Künstler eben auch zwei Werke ausgestellt, welche sein vortrefflicher Meißel erst vor kurzem geschaffen hatte. Das eine stellte Ariadne vor, auf einem Leoparden sitzend und sich nach Theseus sehnend. Welch eine Grazie, welch ein Leben in dieser Figur! So starrt die Verlassene nach ihrem Geliebten; man glaubt jetzt und jetzt eine Träne aus dem Auge hervorbrechen zu sehen und steht vor Verwunderung selbst wie ein Stein, wenn man das Leben in diesem Steine betrachtet.

Das zweite Kunstwerk stellt einen Amor vor, der sich mit einem seiner Pfeile selbst verwundet hat.

Ich besuchte das Theater und fand auch da wenig Menschen. Nach demselben schlenderten wir noch einige Zeit in den Gassen umher; doch an das rege Getümmel in Wien gewohnt, fand ich es überall leer und traurig: wenig Fußgänger, noch weniger Wagen, allenthalben Ruhe und Stille. In der Königsstraße allein ist es ein klein wenig lebhafter, daher auch jene Stuttgarter, welche auf dem Kongresse in Wien waren, diese Straße ihren Kohlmarkt nennen.

Endlich schlug die Uhr zehn, dort und da ließen sich einzelne Laternen sehen; wer aber keine Laterne hatte, eilte nach Hause, und ich also auch.

An der Table d'hôte fand ich Freund Kurländer[2] aus Wien, Baron Thumb[3], die Musiker Kraft[4] und Rom-

[1] Joh. Heinr. v. Dannecker, geb. 15. Oktober 1758 zu Waldenbruch bei Stuttgart, gest. 8. Dezember 1841 in Stuttgart; seit 1771 in der Karlsschule, 1780 Hofbildhauer, 1783 in Paris; die im Besitz des Barons v. Bethmann in Frankfurt befindliche Ariadne und seine Büste Schillers haben seinen Namen volkstümlich gemacht.

[2] Franz Aug. v. Kurländer, geb. Wien 1777, gest. daselbst, 4. September 1836, Beamter der niederösterreichischen Landstände, 1811 Sekretär, gab seit 1810 einen dramatischen Almanach heraus, der nach seinem Tode von Karl Wilh. Koch fortgesetzt wurde. Dramatischer Dichter. Siehe Anhang 9.

[3] Karl Konrad Freiherr v. Thumb-Neuburg, deutscher Bühnendichter, geb. Stuttgart, 28. Januar 1785, gest. daselbst, 28. November 1831; lebte drei Jahre als Legationssekretär in Wien, seit 1813 bleibend in Stuttgart, von wo er alljährlich größere Reisen machte.

[4] Anton Kraft, Violincellovirtuose, geb. 1751 in Rokizan i. B.,

berg[1], und lernte den guten, lieben Haug[2] kennen, den ich schon in seinen geistreichen Epigrammen schätzte.

Ich weiß nicht, ob es andern auch so geht wie mir. Ich kann mir einen Menschen, den ich nur dem Namen nach kenne, nicht anders denken, als wenn ich ihm nach meiner Phantasie eine Gestalt leihe. Bei Haug hat sie mir einen argen Streich gespielt. Ich stellte mir unter diesem Namen einen schmächtigen, mehr großen Mann zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren vor, mit einem blitzenden, durchdringenden Auge, einem vorstehenden Kinn, von welchem ein spöttischer Zug in die Mundwinkel läuft; fand aber, als ich jetzt meinen Mann sah, außer dem blitzenden Auge durchaus nichts, was mit meinem Phantasiegemälde übereinstimmte.

Freund Thumb hatte ein Buch neben sich auf dem Tische liegen, und da ich nun einmal ein Buch, ohne wenigstens den Titel desselben zu begucken, nicht liegen sehen kann, so fand ich hier auf dem Rücken desselben den Titel „Lichtstrahlen", und als ich dasselbe öffnete, sah ich mich genötigt, es jedem meiner Freunde als ein unumgänglich nötiges Werk zur Aufklärung zu empfehlen; denn dieses Buch war eine Handlaterne.

Nachdem wir über dieses und jenes recht gemütlich geplaudert und dieser und jener Flasche den Hals gebrochen hatten, trennten wir uns um ein Uhr nachts, und ich legte mich zu Bette, um wenigstens noch ein paar Stunden zu schlafen und mich für die folgende Reise zu stärken.

Ich übergehe meine Reise bis Bruchsal; von dort führte unser Weg durch einen Eichenwald. Ehrwürdig standen die alten deutschen Bäume da und schienen hoffnungsvoller zu

trat in die Wiener Hofkapelle, war 1778—90 beim Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, kehrte dann wieder nach Wien zurück, wo er am 28. August 1820 starb.

[1] Bernhard Romberg, ausgezeichneter Cellist und Komponist für dieses Instrument, geb. Dinklage i. Oldenburg, 11. November 1767, gest. Hamburg, 13. August 1841; 1822 weilte er auf einer Kunstreise in Wien.

[2] Joh. Christoph Friedr. Haug, geb. zu Niederstotzingen in Württemberg, 9. März 1761, an der Karlsschule mit Schiller, 1816 Bibliothekar und Hofrat zu Stuttgart, gest. 30. Januar 1829.

grünen, da sie nicht mehr fürchten durften, daß die Feinde Deutschlands sich in ihrem Schatten lagern und sich einen Siegeszweig von ihnen brechen werden.

Und als es nun immer lichter und lichter vor uns wurde, und wir endlich durch die letzten Bäume dieses Waldes fuhren, da befanden wir uns auf einer Anhöhe, auf welcher sich die ganze himmlische Gegend am Rhein vor unseren Blicken entfaltete. Im Vordergrunde sahen wir den Vater der deutschen Flüsse in seinem grünlichen Gewande stolz und majestätisch dahinfließen, und jenseits und diesseits Städte und Dörfer an seinen Ufern gelagert. Den tiefen Hintergrund begrenzten in weiter Ferne blaue Gebirge.

Ich vermag es nicht zu beschreiben, welch ein Gefühl sich meiner in diesem Augenblicke bemächtigte. Ich hätte niederknien mögen, um Gott in seinen göttlichen Werken zu preisen und ihm zu danken, daß er mich hieher setzte auf seine schöne Erde und mir ein Herz gab, die Herrlichkeiten seiner Schöpfung tief zu fühlen.

Endlich lösten sich meine Empfindungen in folgendem Gruß an den Rhein auf, welchen ich im Wagen mit Bleistift niederschrieb:

Empfange meine Grüße,
O Vater deutscher Flüsse,
Willkommen, edler Rhein!
Ich nah' mit heil'gem Schauer
Mich deiner grünen Mauer,
Sie schließt mein Liebstes ein.

Oft hin und her gezogen
Ist über deine Wogen
Der Franken feindlich Heer,
Und viele Brücken lagen
Vom Feinde dir geschlagen
Auf deinem Herzen schwer.

Es waren deine Reben,
Der Räuber Mut zu heben,
Nur ihnen aufgetischt.
Gern hättest du den Prassern
Mit allen deinen Wassern
Den edlen Trank gemischt.

Doch ruhig bliebst und stille,
Du, hoffend, daß sich fülle
Das Maß der Schändlichkeit;
Und daß sie bald erwachen
Zu Mut und Kraft die Schwachen,
Dich zu befrei'n bereit.

Und sieh, es ist geschehen,
Du sahst die Söhne gehen
Zum Kampf, zum Sieg für dich;
Sahst sie an jenen Frechen
Verübte Unbild rächen,
Gerecht und fürchterlich.

So fließe denn nun heiter
In deinem Bette weiter,
Du bleibest deutsch hinfort;
Umgeben von den Söhnen,
Von deinen Ufern tönen
Hörst du nur deutsches Wort.

Ich erkläre bei dieser Gelegenheit ein für allemal für jene, welche lieber grübeln als fühlen, daß alle in meinen Memoiren vorkommenden Reimereien nur Kinder des Augenblicks sind, und daß ich sie nur für solche gegeben und gehalten wissen will.

Ich sah unseren phlegmatischen Fuldaer an und wollte ihn eben fragen, ob er etwas so Herrliches in seinem Leben schon gesehen habe, als ich bemerkte, daß er, obschon die Sonne senkrecht auf seinen Kopf schien, fest eingeschlafen war.

Der weitere Weg, und besonders der von Waghäusel bis Schwetzingen, ist der schlechteste, der mir im ganzen Deutschen Reiche vorgekommen ist, und auch die besten Pferde sind nicht imstande, den Reisenden hier schneller als im Schritte fortzuschleppen, denn die armen Tiere müssen im Sande bis über den Huf waten. Geschieht es nun noch, daß man mitten im Sommer und noch dazu um zwei Uhr nachmittags hier fährt, so ist man kaum imstande, die Hitze zu ertragen, welche von dem Sande aufdampft; und wenn man nicht in der Nähe Eichenwälder sähe, so käme man in Versuchung, diese Poststation die Wüste Deutschlands zu nennen.

Wir ließen das Dach unseres Wagens hinaufziehen, drückten uns jeder in eine Ecke und verschliefen Sand und Hitze, bis wir vor dem Posthause zu Schwetzingen hielten.

Alle Gartenbücher erklären den Garten zu Schwetzingen für einen der schönsten Deutschlands; wir beschlossen daher, eine halbe Stunde zu verweilen und dieses Meisterstück in Augenschein zu nehmen.

Das Lustschloß, welches mit diesem Garten in Verbindung steht, ist ziemlich alt und gewährt, da es auch etwas verwahrlost zu sein scheint, keinen angenehmen Anblick. Der Garten aber hat wirklich meine Erwartungen noch übertroffen. Seine Haupteigenschaft ist Mannigfaltigkeit, jede einzelne Partie desselben ist von der anderen verschieden, und doch vereinen sich wieder alle zu dem herrlichsten Ganzen. Man hat kaum eine nach französischem Geschmacke geschnittene Baumwand zurückgelegt, welche sich zur Linken hinzieht, während zur Rechten eine herrliche Orangerie ihre Düfte weit umher verbreitet, so kommt man in eine dunkle Allee von Fichten, deren Kronen so ineinander gezogen sind, daß sie eine Art Gitter bilden. Von da trifft man auf einen freien Rasenplatz, an einem sich durchschlängelnden kleinen Bach gelegen, an welchem die kolossalen Sinnbilder der Flüsse Danubius und Rhenus stehen. Wer ein Freund von englischen Partien ist, wende sich zur Linken, er wird sie aus den verschiedensten Bäumen und Gesträuchen gebildet finden; liebt er Blumen, auf jenem Parterre winken sie ihm von allen Gattungen, Farben und Düften; ist er zur Melancholie gestimmt, jener kleine düstere Gang führt ihn zu einer Ruine, von schönen großen Tränenweiden umgeben, eine nahe Kaskade wird durch ihr Plätschern dazu beitragen, ihn in süße Träume zu wiegen. Kurz, was die Gartenkunst vermag, um die Schönheiten der Natur noch zu erhöhen, hier ist es zu finden[1].

Wir hätten uns gerne noch länger in diesem Eden ergötzt, allein, ein heftiger Gewitterregen nötigte uns in den Wagen. Er hielt nicht lange an, und wir fuhren in der erquickendsten

[1] Der berühmte Garten von Schwetzingen wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts vom Kurfürsten Karl Theodor in altfranzösischem Stil angelegt.

Abendkühle durch eine von Schwetzingen bis Mannheim führende Allee von majestätischen Pappelbäumen in dieser letzteren Stadt ein.

Mannheim. Wo soll ich anfangen, wo enden, um das Vergnügen zu beschreiben, welches mir diese freundliche, gesunde, fröhliche Stadt gewährt hat? Hier würde ich leben und sterben, wenn diese Stadt anders in meinem Vaterlande läge.

Von einer Seite vom Rhein, von der anderen vom Neckar bespült, liegt Mannheim in der angenehmsten Ebene, die man sich denken kann. Doch fehlen ihr auch Gebirge nicht. Man braucht nur über den Rhein zu fahren, so befindet man sich bei Dürkheim, in einer sehr romantischen Gebirgsgegend.

Die Stadt ist in vier Hauptquartiere eingeteilt. Die ersten beiden schließen zwanzig und die anderen beiden achtundvierzig Vierecke ein. Diese Vierecke sind von schnurgeraden Straßen durchschnitten, die ganz gleich lang und gleich breit sind. Auf diese Art ist es für den Fremden etwas schwer, sich zurecht zu finden; denn bei den ersten Ausgängen, welche er in dieser Stadt macht, hält er jede Gasse für diejenige, in welcher er wohnt. Bei mir war dies nicht der Fall, da ich auf dem großen Platze im Gasthofe „Zu den drei Königen" wohnte, auf welchen Platz eigentlich alle Straßen zusammenführen. Die Gassen haben keine Namen, sondern sind mit Buchstaben bezeichnet. So steht zum Beispiel das Theater in der Straße F 1, das Kasino in der Straße M 3. Da es nämlich mehr Straßen als Buchstaben im Alphabet gibt, so fängt die Bezeichnung nach dem durchgelaufenen Alphabet I mit dem Alphabet II an. Ich habe in ganz Mannheim keine einzige enge, dunkle Straße gesehen, alle sind luftig, gesund, reinlich und hell. Wäre jede Stadt gebaut wie diese, ich bin überzeugt, es würde dem Knochenmann nicht so leicht werden, das Menschengeschlecht abzumähen.

Ich muß, ohne meinen Landsmänninnen zu nahe zu treten, bekennen, es ist hier ein gar netter, lieblicher Schlag Mädchen. Die vornehmere Klasse, welche Vermögen besitzt, um etwas auf den Putz zu verwenden, fällt zwar hier, wie überall auf den ersten Blick glänzend in die Augen; allein, auch die niedere

Klasse trägt sich hier so einfach, nett und so anständig lieblich, daß es einem vorkommt, als hätte man ein solches Mädchen soeben von einer Zuckerbäckerauslage herausgenommen. Außerdem mag wohl auch der bessere deutsche Dialekt, der besonders im Munde der Frauen so schön klingt, dazu beitragen, daß sie sich leichter in ein Männerherz hineinreden. Ich bitte euch, liebe Landsmänninnen, vorzüglich aber euch, die ihr Mittel und Gelegenheit habt, euch zu bilden, verwendet doch auch einige Aufmerksamkeit auf eure Sprache! Es klingt doch einmal gar zu häßlich, wenn eine Dame in einem Seidenkleide und einem Federhute, der ein Mann auf der Straße seinen Regenschirm anbietet, ihm erwidert: „Ich dank Ihna, ich brauch kan Barabli, sö wendten sih an die Unrechti, ich bin kan Solchani und mach nit gern Bekenntschaften auf der Gassen!"

Ich besuchte auch das Theater, man gab „Don Juan" nicht übel. Das Auditorium ist mehr lang als breit, wie jenes unseres Burgtheaters. Eine große Unbequemlichkeit scheint es mir zu sein, daß im Parterre die Bänke die ganze Breite desselben einnehmen, so daß man nicht in die Mitte hinein, sondern nur auf beiden Seiten herumgehen und zu seinen Sitzen gelangen kann. Hat man einen Sitz in der Mitte einer Bank, so muß man immer fünfzehn bis zwanzig Menschen belästigen, um dazu zu kommen.

Nach dem Theater wollte sich ein recht hübsches Mädchen, das im Parterre neben mir an der Ecke einer Bank saß und mir freundlich alles erklärte, was ich noch nicht wußte, meiner erbarmen und mich als Fremden, der die Straßen noch nicht kannte, nach Hause begleiten; allein, ich verbat mir dieses Werk der Barmherzigkeit und fand allein meinen Gasthof, wo ich die Nacht in Ruhe zubringen wollte, um mich für die folgende Reise zu stärken.

Am Rhein hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Landleute im Elsaß und Lothringen noch immer nicht ruhig seien, und daß sie im Rücken der Armeen manchen schlimmen Spuk treiben. Diese Nachrichten machten uns nun wohl etwas bänglich. Besonders war mein Reisegefährte von etwas furchtsamer Natur und voll Besorgnis. Da ich nun zwar die Gefahr nicht

scheue, aber sie doch gern vermeide, wenn es möglich ist, so ging ich zu dem in Mannheim anwesenden österreichischen Feldpostdirektor und ließ mir von ihm jene Route bezeichnen, welche er jenseits des Rheins bis Nancy für die sicherste hielt. Er selbst war nicht ganz unbesorgt. Er sagte mir, daß einige Festungen noch in Blokadezustand seien, daß die Soldaten der aufgelösten französischen Korps zwar unbewaffnet, aber doch mit Knitteln versehen, einzeln und in Haufen in ihre Foyers zurückkehren, und daß es daher nicht ratsam sei, die nächste Straße nach Nancy zu wählen.

„Ich selbst", setzte er hinzu, „weiß nicht, ob einzelne Militärs, welche von hier zu ihren Korps abgegangen waren, glücklich bei denselben angelangt sind; und ich rate jetzt allen Nachfolgenden, zu warten, bis eine beträchtliche Anzahl sich zusammenfindet, welche dann miteinander weitergehen."

Da ich ihm bemerkte, daß wir den Auftrag hätten, uns so schnell als möglich nach Nancy zu begeben und dort die weiteren Befehle einzuholen, so riet er mir, den Seitenweg über Kaiserslautern und Saarbrück zu wählen, und gab mir eine Marschroute, in welcher die Orte genau bezeichnet waren, die wir einschlagen mußten.

Als ich nach Hause kam und meinem Reisegefährten die erhaltenen Auskünfte mitteilte, meinte der Furchtsame, wir sollten doch auch abwarten, bis wir in Gesellschaft mehrerer die Reise sicherer fortsetzen könnten; da er aber sah, daß ich eine zweideutige Miene machte, so fragte er mich, wie fast immer, wenn es sich um einen wichtigen Schritt handelte: „Was würden Sie an meiner Stelle tun?" Ich antwortete ihm: „Ich bin zu allem bereit, was Sie zu beschließen für gut finden, weil Sie als mein Vorgesetzter zu befehlen haben; da Sie aber so gütig sind, mich zu fragen, was ich an Ihrer Stelle tun würde, so sage ich: ich würde mich durch nichts abhalten lassen, dem gemessenen Befehle, so schnell als möglich in Nancy einzutreffen, Folge zu leisten."

Nachdem er einige Minuten im Zimmer überlegend auf und ab geschritten war, sagte er: „Sie haben recht; bestellen Sie in's Himmels Namen Postpferde."

Jenseits des Rheins. Am 17. Juli, um vier Uhr morgens, fuhren wir, uns Gott und unserem guten Glücke empfehlend, aus Mannheim und über den Rhein.

Da befand ich mich nun auf jenem Boden, welchen die Franzosen von dem schönen Deutschland mit Gewalt abgerissen und ihrem Reiche einverleibt hatten, nämlich im Departement des Donnerberges (Département de Mont-Tonnerre). Ein herrlicher Teil Teutoniens. Wir fuhren zwischen fruchtbaren Feldern bis an die nahen Gebirge, welche mit Wein bepflanzt sind; ich glaubte, wir seien noch nicht recht aus Mannheim draußen, und sieh, da standen wir schon vor dem Posthause der nächsten Station: Oggersheim genannt.

Wer weiß nicht, daß man eine französische Lieue (Meile) in einer halben Stunde, also eine ganze Post in einer Stunde zurücklegt, während man an einer deutschen zwei Stunden zu fahren hat? Ich finde diese kurzen Posten viel angenehmer; die Pferde werden dabei geschont, das Umspannen gewährt eine Abwechslung, man ist nicht gezwungen, lange Zeit sich krumm und lahm zu sitzen, sondern kann öfters aus dem Wagen steigen und eine Erfrischung zu sich nehmen, wodurch man besonders in der Hitze und im Staube sehr erquickt wird.

Während zu Oggersheim die Pferde gewechselt wurden, besah ich mir einige Aufschriften auf Laden und Schildern, welche hier meistens noch ganz allein deutsch, manchmal auch deutsch und französisch lauteten. Unwillig wandte ich mich von einigen nur allein in französischer Sprache verfaßten weg, welche meines Erachtens hieher, wo noch deutsches Blut in den Adern wallt, nicht gehören.

Auf dem Posthause fand ich einen österreichischen Soldaten, der nebst noch vier anderen hier die Sicherheitswache (sauvegarde) bildete. Ich fragte ihn, wie man ihn behandle und wie er sonst hier zufrieden sei? Der gute Mann hatte sich über gar nichts zu beklagen.

Saarbrück. Ich glaube nicht vergessen zu dürfen, die herrliche Gegend zu preisen, in welcher das Städtchen Saarbrück liegt, und gestehe gern, daß ich in meinem Leben nichts Romantischeres gesehen habe. Durch eine Au von Pappeln

fährt man durch ein prächtiges Tal, in welchem sich viele Eisenhämmer befinden. Die Glut der Öfen gewährt bei Nacht einen schauerlich schönen Anblick; dazu das Gepolter der Hämmer, welches alle wehmütigen Erinnerungen, die in eines Menschen Seele schlummern, erweckt: und man wird es mir glauben, wenn ich sage, daß mich dieser Abend in eine der seltsamsten Stimmungen versetzte. Ich konnte mich nicht erwehren, mir Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" ganz stille vorzurezitieren, besonders da auf einem Felsen nicht weit von den Hämmern auch wirklich die Ruine einer alten Burg stand, und so überließ ich mich ganz einer wehmütig-süßen Schwärmerei, bis wir in Saarbrück ankamen.

Saarbrück ist eine doppelte Stadt. Die neue Stadt, welche eigentlich Saarbrück heiß, steht jenseits des Flusses Saar. Die alte Stadt, St. Jean genannt, liegt diesseits. Beide sind durch eine schöne steinerne Brücke (pont-neuf) verbunden. Auf dem Hallberg sieht man eine Felsengrotte, in welcher die alten Heiden ihren Gottesdienst verrichteten, woher sie noch immer den Namen „Die Heidenkapelle" führt. Zur Linken erblickt man die Ruinen eines neuen Schlosses, welches seine Zerstörung sowie vieles andere dem revolutionären Vandalismus dankt. Man macht hier einen starken Verkehr mit Tabaksdosen von Papiermaché, wovon mehrere Fabriken in der Gegend bestehen.

Wir durchfuhren nur einen sehr kleinen Teil der alten Stadt, welche auf einem Hügel liegt und ein düsteres Ansehen hat. Die Gassen sind schmal und die Häuser unansehnlich und unreinlich. Dann passierten wir die Brücke über die Saar und gelangten in die neue Stadt, welche in der Ebene liegt und recht freundlich ist. Die Gassen sind hier gerade, breit, und ich habe im Vorüberfahren mehrere recht hübsche Häuser wahrgenommen.

Wir ließen uns auf der Post zwei Zimmer geben. Der Postmeister, zugleich Gastgeber, ein sehr artiger Mann, bot uns an, ob wir mit ihm über Tisch zu Nacht speisen wollten, und wir nahmen es an, da wir wünschten, über die Sicherheit der Straßen, über Geldverwechslung usw. etwas Bestimmtes zu erfahren. Der Postmeister versicherte uns, daß die Straßen dieser Gegend sicher und die Bewohner derselben vom besten

Geiste beseelt seien. „Wir sind ja auch Deutsche“, sagte er in einem sehr herzlichen Tone, „und wünschen vor allem Ruhe.“ Ich glaubte seinen Worten, da er bald darauf einem Bürger dieser Stadt, der eines Geschäftes wegen zu ihm kam, mit offenem Tone eine derbe Lektion darüber las, daß dieser vor einiger Zeit die Dekoration der Lilie ebenso geschwind abgelegt, als er sie vor ein paar Tagen wieder angeheftet hatte. Wir unterhielten uns noch einige Zeit nach dem Speisen mit diesem Biedermanne und seiner Frau und gingen dann ganz ruhig in unsere Zimmer, wo uns die ersten breiten französischen Himmelbetten in ihren sanften breiten Schoß aufnahmen.

St. Avold ist ein kleines Städtchen im Mosel-Departement mit einer Abtei. Wir wechselten hier bei dem Postmeister unser deutsches Geld gegen französisches aus. Der Mann hat hier seine Spekulation mit dieser Verwechslung und nimmt nur mäßigen Gewinn. Von hier an hört man nur sehr selten mehr ein deutsches Wort, und wenn es geschieht, so kommt es aus einem schwäbischen Munde, denn einzelne Schwaben haben sich auch hierher, wie überallhin, verlaufen.

Von St. Avold ging es nach Fauquemont (die Deutschen nennen es Falkenberg), einer kleinen erbärmlichen Stadt im vorigen Herzogtum Limburg im Departement Meuse. Wir kamen am Posthause daselbst an, und sogleich war unser Wagen von wenigstens fünfzig Menschen, groß und klein, umlagert, die ihn und uns von allen Seiten neugierig betrachteten. Als die Pferde ausgespannt waren, lehnten sich einige ganz ungeniert an die Wagendeichsel und plauderten miteinander, von hinten setzten sich ein paar auf unser Gepäck, links einer auf den Wagentritt, und auf der Spitze der Deichsel schaukelte sich ein kleiner Knabe. Wir sahen wohl, daß es die Kleinstädter der Großen Nation von lange her gewohnt waren, alles für ihr Eigentum anzusehen, was ihnen in den Wurf kam. Indessen litten wir das natürlich nicht, und auf einige barsche Worte zogen sie sich in einem weiteren Umkreise von dem Wagen zurück.

Als wir in der nächsten Station ankamen, sahen wir zwei Männer auf unseren Wagen zu- und demselben nachlaufen.

Als sie ihn erreicht hatten, beschauten sie ihn von allen Seiten, betasteten das Riemzeug usw. Wir fanden das sehr sonderbar und fragten, was sie suchten, allein, sie antworteten nicht und liefen immer nebenher bis zum Posthause, und als der Wagen da hielt, husch, waren sie so schnell als ein paar Mäuse unter dem Wagen, legten sich da auf die Erde und beschnüffelten den Wagen auch von unten. Es waren der Schmied des Ortes und sein Geselle, welche etwas aufzufinden trachteten, was an unserem Wagen gebrochen oder nicht ganz fest sei, oder was vielleicht nach Jahren brechen könnte, und sich auf diese Art etwas zu verdienen suchten. Dieser Gebrauch herrscht an vielen Orten in Frankreich. Ich finde ihn zum Teile zweckmäßig, da man auf jeder Station eine Art Wagenassekuranz für die folgende erhält; anderenteils aber sind diese Handwerksleute so geldgierig, daß sie Mängel angeben, wo keine sind und so den Reisenden beunruhigen und prellen.

Nancy ist von allen französischen Städten, welche ich gesehen habe, selbst Paris und Lyon nicht ausgenommen, die regelmäßigst gebaute. Ich meine nämlich die neue Stadt, denn die alte ist ein unordentlicher Haufen geschmackloser Häuser. Nancy ist die Hauptstadt Lothringens, und seine Bevölkerung beträgt beiläufig 30 000. Sie liegt an der Meurthe, und ihr beträchtlichster Handel besteht in Wein, Likören, Eisen, Alaun, Holz, Marmor und Seife.

Was ich während meiner kurzen Anwesenheit (nämlich von vier Uhr nachmittags bis zum künftigen Morgen) sehen konnte, war folgendes: Die Kirche der vormaligen Franziskaner (Cordeliers), worin sich die Gräber der alten Herzoge von Lothringen befanden, welche aber zur Zeit der Revolution ganz zerstört wurden. Der Königsplatz (Place royale), ein sehr schöner Platz, rundum von herrlichen Gebäuden im Viereck umgeben. Auf diesem Platze befindet sich das Stadthaus (Hôtel de ville), der erzbischöfliche Palast (l'Archeveché) und das Theater. Zu ebener Erde dieser Gebäude sind mehrere Kaffeehäuser und Butiken angebracht. Die Franzosen verstehen es vor allen anderen, ihre Waren den Kauflustigen in die Augen zu schieben, sie verzieren ihre Auslagen herrlich. Der kleinste

Krämer, der mit Nadeln und Fingerhüten handelt, weiß dieselben ebenso zierlich in einem Kästchen vor seiner Bude herzurichten als der Juwelier seine Diamanten. Da sind vor einem Schusterladen die Männer- und Frauenschuhe von allen Stoffen und Farben in einem Kasten von Ebenholz so ausgestellt, daß sie eine zierliche Pyramide bilden. Jedes Paar steht auf einem Postamente von Bronze, auf dem Gipfel der Pyramide ist eine goldene Chiffre zu sehen, welche die Anfangsbuchstaben des Namens des Schusters zeigt. Nebenbei hängt ein anderes Kästchen, in welchem alle Gattungen von Schuhwichse, und daneben Stiefelhaken und Stiefelknechte in verschiedenen Gruppierungen paradieren. An den Fensterscheiben sind mit Goldbuchstaben die Namen aller jener Artikel zu lesen, welche dieser Schuster zu verkaufen hat. Über dem Laden endlich kann man auf einer großen Tafel neben dem Schild den ausgeschriebenen Namen des Schwarzkünstlers lesen.

So ist es bei allen Professionisten sowohl in Hauptstädten wie in den kleinsten Dörfern in ganz Frankreich gehalten. Wenn er auch im dritten oder vierten Stock eines Hauses wohnt, so läßt er seinen Namen und sein Gewerbe mit ellenlangen Buchstaben auf die Mauer schreiben, daher manches Haus oft von unten bis oben vollgeschrieben ist. Da trifft man freilich bei dieser Nation, welche aus allem mehr zu machen sucht als daran ist, manchmal sehr lächerliche Inschriften. So sah ich hier in Nancy bei einem Barbierladen die Überschrift: N* officier de santé; bei einem Schlosser: Atelier du sérrurier R*. Jeder Tischler (menuisier) nennt sich Ebeniste (Kunstschreiner), jeder Schneider Artiste des habits usw. bis in das Unverständliche.

Daß man sich auf einem solchen Platze einige Zeit unterhalten kann, ohne lange Weile zu haben, ist klar. Ich trieb mich auch wenigstens eine halbe Stunde auf diesem Platze herum und besah dann noch einen zweiten, worauf eine hübsche Allee eine Promenade bildete.

Ich verspätete mich dadurch etwas und kam daher erst nach dem Anfang in das Theater.

Ich begehrte bei der Kasse ein Billett für den ersten Platz,

mußte dafür vier Franken bezahlen, und man wies mich damit in den ersten Stock, wo mir eine Loge geöffnet wurde, in welcher schon zwei russische Offiziere saßen. Das Theater hat drei Stockwerke, das erste besteht aus Logen. Das Parterre hat nur wenige Bänke. Das Auditorium ist mit keinem Schnitzwerk verziert, sondern nur gemalt. Man gab ein kleines Lustspiel: „L'Amant auteur et Valet", welches eben zu Ende war, als ich eintrat. Dann folgte „Le Sourd", ebenfalls in einem Akte. Obschon dieses kleine Lustspiel recht rund zusammengespielt wurde (welche Rundung man auch bei der kleinsten herumziehenden französischen Truppe nie vermißt), so kann ich doch nur einen der Schauspieler vorzüglich nennen. Es war der Lustigmacher des Stückes, ein Mann, der in Gestalt, ungezwungenem Benehmen und selbst in dem komischen Tone der Stimme viele Ähnlichkeit mit unserem weiland Hasenhut hatte. Er wurde von den wenigen Zusehern mit vielem Beifalle belohnt. Den Beschluß machte eine kleine Oper „L'amour filial". Man pflegt bei den französischen Provinztheatern ebenso wie bei den deutschen als Lockspeise für das gemeine Volk dem eigentlichen Titel eines Stückes immer noch ein „Oder" anzuhängen, und so hieß es denn auch bei „L'amour filial ou la jambe de bois".

Von dieser kleinen Oper kann ich nun eben nicht viel Rühmliches sagen. Das Orchester war sehr schwach besetzt und, den Direktor ausgenommen, der ein Violinsolo mit einem kurzen Bogenstrich nicht unangenehm herabzwickte, aus Leuten zusammengesetzt, welche bei der Göttin Harmonia eben nicht in die Schule gegangen waren. Es war (man erlaube mir den grellen Vergleich) einer Dreschtenne ähnlich; so wie hier ein Flegel sich hebt, wenn der andere fällt, so zog sich dort ein Geigenbogen aufwärts, wenn der andere abwärts strich. Ein junges Mädchen, welches die Liebhaberin in der Operette spielte und mit einem Paar durchdringender schwarzer Augen begabt war, spielte und sang nicht übel. Der Schauspieler, welcher den alten Invaliden mit dem Stelzfuß spielte, übertrieb ganz fürchterlich; je unnatürlicher er aber wurde, desto mehr wurde er beklatscht.

Ich muß übrigens gestehen, daß ich bei dieser ersten französischen Vorstellung, welche ich sah, kaum die Hälfte verstand, denn die Schauspieler sprachen äußerst schnell, und im Gesange tönten die Worte fast ganz unverständlich.

Auf dem zweiten Parterre waren nur einige junge Leute, welche sich ein Vergnügen daraus machten, während der Vorstellung auf und ab zu laufen und allerlei Unfug zu treiben.

Ich kann nicht leugnen, daß ich meine Blicke während der Vorstellung öfters auf einen sehr netten rosenroten Hut geworfen hatte, der mir auf einem Platz am Orchester auffiel. Dieser Platz war mit einigen alten Herren und mehreren jungen Mädchen, welche mit den alten Herren sehr freundlich waren, besetzt, und ich schloß daraus, daß das Sittenverderbnis doch nicht so groß in Frankreich sein müsse, da die Jugend das Alter so ehrfurchtsvoll behandelt.

Der Kopf, welcher unter dem rosenroten Hute steckte, mußte meine Blicke bemerkt haben, denn er war so gütig, sich ebenfalls öfters gegen mich umzuwenden, um auch das Gesicht darunter sehen zu lassen. Als ich mich nun nach der Vorstellung entfernte und an die Kasse kam, stand das gute Geschöpf mit dem Rosahute plötzlich vor mir und sprach mit einer ganz lieblich schnarrenden Stimme: „Monsieur! Vous m'avez fixé plusieurs fois; aurais-je l'honneur d'être connue de vous?" Ich kann nicht leugnen, daß ich über diese Anrede etwas verlegen wurde und sehr ungalant antwortete: „Madame! c'était votre joli chapeau, qui attirait mes regards." Schnell erwiderte sie, ihren runden Arm in den meinigen legend: „Monsieur, je les fais moi-même, ces chapeaux; si vous plaît d'en avoir un pour Madame votre épouse, venez avec moi!" —

Wir hatten in Wien den Auftrag erhalten, uns in Frankreich dahin zu begeben, wo sich der Armeeminister Baron v. Baldacci befinde, und von diesem die weiteren Befehle einzuholen. Wir erfuhren auf der ganzen Reise bis hieher nur unzusammenhängende und oft sich widersprechende Nachrichten über die Kriegsereignisse. Hier aber fanden wir einen österreichischen Offizier, der als Kurier nach Wien sich begab und uns

die Nachricht mitteilte, daß die Alliierten bereits in Paris eingezogen seien, und Napoleon sich an die Engländer ergeben habe.

Die Freude darüber machte mich etwas mutwillig und — hier folgt der Ausbruch dieses Mutwillens.

Das große Spiel.

Das große Spiel ist ausgespielt,
Wo er sein letztes Geld gesetzt,
Die Buben haben es verloren,
Die Könige gewannen's jetzt.
Treff war der Trumpf, wir hatten viele,
Auch viele Pike gegen ihn,
Und alle Herzen zu dem Spiele,
Die Schellen waren nur für ihn.

Schon einmal hatt' er sich skisiret,
Fing doch aufs neu zu mischen an,
Da sagten wir die Matadore
Und viele Kavallerien an;
Noch glaubt' er, soll das Glück sich wenden,
Doch sahen wir ihm in die Kart'
Und legten, die Partie zu enden,
Ihn endlich vollends in den Skart.

Nun ging es schnurstracks nach Paris!

Unsere Straße führte über Rosière-en-Haye, auch Rosière-aux-Salins (seiner Salinen wegen benannt) und Beaumont. Die Gegend ist hier ebenso einförmig und unfreundlich als jene vor Nancy war. Man fährt immer Hügel auf, Hügel ab, indem man zu beiden Seiten nur Felder, durch kleine Wäldchen begrenzt, gewahr wird. Die Dörfer sind schlecht und schmutzig. Die Bauern sitzen mit Weibern und Kindern den ganzen Tag vor ihrer Haustüre auf der Straße, legen die Hände in den Schoß und gaffen. Doch müßt ich lügen, wenn ich sagte, daß durch ganz Frankreich auch nur ein einziges Bauernkind unserem Wagen nachgelaufen und uns angebettelt hätte.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die Tracht der Landleute in dieser Gegend zu beschreiben. Die

Männer sehen hier aus wie unsere handfesten Wiener Pfannenflicker, und die Weiber wie eine taktfeste Hausmeisterin. Der Bauer im Elsaß, Lothringen und der Champagne trägt einen großen dreieckigen Hut, den er gewöhnlich so auffsetzt, daß dessen längere Spitze vor das Gesicht steht. Die meisten haben Zöpfe und gepuderte Haare. Um den Hals hat er ein vielfärbiges Tuch nachlässig gebunden, so daß dessen beide Enden über die Weste herabhängen. Die Weste ist von Plüsch oder Manschester, mit weiß oder gelb plattierten Knöpfchen besetzt. Die kurzen Beinkleider sind drapfarbig, grau oder hellbraun. Unter diesen Beinkleidern lassen sich weiße oder graue Strümpfe nur ein klein wenig sehen, weil seine Gamaschen, welche manchmal von grauer, meistens von gestreifter Leinwand, aber selten schwarz sind, fast bis zu den Beinkleidern reichen. Das Kamisol, eigentlich nur Miniaturfrack, ist ebenfalls nur von grauer oder grünlicher Farbe mit gleichfarbigen Kamelhaarknöpfen, in der Hand trägt er einen kurzen, dicken Stock.

Die Weiber tragen wollene Röcke von allen Farben, darüber ein weißes oder geblumtes Vortuch mit einem breiten Latz über der Brust, ein weißes schmales Halstuch, ein gefärbtes Leibchen ohne Ärmel und eine weiße Haube mit weißen Blenden ins Gesicht. Sie sehen eben nicht sehr reizend aus.

In St.-Dizier wollten wir Nachtlager halten.

Ein kleiner Spaziergang überzeugte mich, daß es hier recht angenehm zu leben sein möge. St.-Dizier hat eine hübsche Lage an der Marne und ist durch die Belagerung berühmt, welche es gegen Kaiser Karl V. ausgehalten hat[1]. Das Städtchen ist nicht sehr groß, aber verhältnismäßig bevölkert, und die Leute machen fröhliche Gesichter und sind sehr freundlich und zuvorkommend.

Überhaupt, wenn man so des Abends in einer kleinen französischen Stadt herumwandelt, so kommt es einem nicht anders vor, als hätte man von Wien aus eine kleine Spazierfahrt nach Korneuburg oder Neustadt gemacht. C'est tout comme chez

[1] Karl V. und Heinrich VIII. von England belagerten das Städtchen durch 6 Wochen (1544), bis der Gouverneur infolge eines gefälschten Briefes kapitulierte.

nous! Die Leute sitzen des Abends vor ihren Häusern auf den Bänken und sperren das Maul auf, wenn ein fremdes Gesicht vorübergeht. Die Frau Generaleinnehmerin weiß es in derselben Minute, als die Diligence von Paris der Frau des Maire ein neues Kleid gebracht hat, schon ganz genau, was es für eine Farbe hat und von welchem Stoff es sei, und ob es mit großen oder kleinen Blumen besät ist. Wenn jemand an der einen Ecke der Stadt sich mit einer Stecknadel gestochen hat, so heißt es an der anderen Ecke in einer halben Stunde nachher, er habe sich mit einem Spieße verwundet. Die Kleinstädter gleichen sich überall.

Am 20. Juli waren wir gezwungen, bei Vitry Français einen Umweg zu machen, weil dieser feste Platz noch belagert wurde. Das Dorf, durch welches wir fuhren, bot ein trauriges Bild von den Greueln des Krieges. An der Stelle mehrerer friedlichen Hütten lag Schutt und Asche, alle noch vorhandenen Häuser standen leer, die Türen waren eingebrochen, die Fenster zerschlagen, Kugeln steckten in den Mauern, zerbrochenes Hausgerät lag herum, alle Bewohner waren ausgewandert; und wir hätten hier wirklich in Versuchung kommen können, es für ein verschüttetes und jetzt ausgegrabenes Dorf anzusehen, hätten uns nicht Kanonenschüsse, welche uns ziemlich laut von dem nahen Vitry Français in die Ohren brummten, zugleich die Ursache dieser Verwüstung in das Gedächtnis zurückgerufen.

Nachdem in Chalons unsere Pässe vidiert waren, kehrten wir nach dem Posthause zurück und besahen auf dem Wege dahin eine alte Kirche. Alles darin zeigte, daß dieser Tempel Gottes wenig Besuch habe, Bilder und Verzierungen waren mit Staub überdeckt, und statt der Bänke sahen wir nur einige Strohsessel. In der Kirche (es war Vormittag) befand sich niemand als ein einziger russischer Offizier, welchen wohl auch die Neugierde hineingetrieben hatte.

Mit der Frömmigkeit steht es überhaupt in Frankreich nicht am besten. Die Priester führen ein elendes Leben, denn die alten Kirchenstiftungen sind eingezogen worden und neue werden nur sehr selten gemacht. Die Gotteshäuser sind leer, und Messen werden nur für ein paar alte Royalisten und einige

Bauern gelesen, welche noch auf den lieben Herrgott vertrauen. Alle übrigen beteten bis jetzt einen anderen Gott an, der aber nun auch seinen Nimbus verloren hat. Diese stehen jetzt auf dem gefährlichen Punkt, gar nicht zu wissen, was sie glauben, hoffen oder lieben sollen. Sie ergreifen alles, ohne etwas festzuhalten; sie möchten gerne beten, haben aber das „Vaterunser" vergessen; sie würden vielleicht gern ihre Sünden bekennen, wenn sie nur nicht im Zweifel darüber wären, was denn eigentlich Sünde sei; sie sehen und fühlen wohl das Dasein Gottes in jedem Wurme, der zu ihren Füßen kriecht, wissen aber nicht, wo sie ihn finden sollen, da sein Tempel und seine Diener so oft mißhandelt worden sind. Kurz, sie haben den alten Glauben verloren, ohne sich einen neuen zu gewinnen.

In Epernay angekommen, sahen wir uns nicht viel um Häuser und Menschen um, sondern fuhren schnurstracks nach der Post, welche zugleich das beste Hotel ist. Aus dem Wagen springen und in das Zimmer eilen, wo uns der Garçon eben mit einem Paar verpichter grüner Flaschen entgegentrat, war das Werk eines Augenblicks. Wir trafen hier einige Landsleute, welche an einem runden Tische saßen und uns die hohen vollen Gläser schon bei unserem Eintritte entgegenhielten. Wir setzten uns zu ihnen, und nun wurde auf die Gesundheit der ganzen Welt Champagner getrunken.

Wir beschlossen, die Nacht durch zu fahren, um schon recht früh am Morgen in Paris anzukommen.

Da saß ich nun im Wagen und sollte schon in wenigen Stunden in der Welthauptstadt einfahren, die der Schauplatz so vieler Greuel und zugleich die Arche der größten Kunstwerke geworden war. Ich sollte es nun sehen, dieses Chaos aller Merkwürdigkeiten, dieses Ziel aller Lebenslustigkeit, diese Walstätte alles Witzes, diesen Tummelplatz aller Moden, diesen Vereinigungspunkt aller Veränderlichkeit, diesen Sammelplatz aller Meinungen. Alles, was ich jemals von dieser Häusermasse und ihren Bewohnern gelesen hatte, drängte sich auf einmal in meinen Kopf. Revolutionen und Kaisertum, Kammern, Thronentsagung und Wiederkunft, Theater und Marktschreier, Restaurateurs und Museum, alles wirbelte in mir

durcheinander; da plötzlich sah ich eine Kalesche gegen uns herfahren, welche ich sogleich ihrer Form nach für einen österreichischen Wagen erkannte. Ich machte auch meinen Reisegefährten darauf aufmerksam, und er teilte meine Meinung.

Wir befahlen dem Postillon, langsamer zu fahren, um im Vorbeifahren zu sehen, wer in der Kalesche sitze. Diese fuhr auch langsamer, und als wir aneinander kamen, hielten wir beide an, und eine Stimme rief uns zu: „Sind österreichische Beamte in diesem Wagen?“ Wir bejahten, und ein Herr, den wir nicht kannten, stieg aus seiner Kalesche und wir aus der unsrigen.

Der Herr reichte uns eine Schrift und ersuchte uns, sie zu lesen. Wir lasen folgendes:

„Alle österreichischen Beamten, welche bestimmt sind, die okkupierten einzelnen Rayons Frankreichs interimistisch zu administrieren, haben alsogleich nach Kenntnisnahme des Gegenwärtigen in jene Departements und in jene chef-lieues sich zu verfügen, welche ihnen in der beiliegenden Konsignation vorgezeichnet sind.“

„Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Kaisers darf keiner der nach Frankreich bestimmten österreichischen Beamten die Hauptstadt Paris berühren und hat sogleich den nächsten Weg an seinen Bestimmungsort einzuschlagen.“

(Unterz.) Baldacci, Armeeminister.

Der Herr Kommissär bat uns, diese Schrift mit unseren Namen zu unterzeichnen.

Wir hatten in der beiliegenden Konsignation ersehen, daß wir nach Auxerre bestimmt seien, der Kommissär wünschte uns glückliche Reise dahin und beklagte sich nun noch über das Unangenehmste seiner Sendung. Er mußte sich nämlich bis an die Grenze verfügen, um allen ankommenden Beamten diese Verfügung mitzuteilen.

Für uns war es ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Wir sahen uns schon in Paris und sollten nun, so nahe dem Ziele unserer Wünsche, in ein elendes Städtchen marschieren!

Mein Reisegefährte ärgerte sich darüber noch bei weitem mehr als ich und rief endlich sogar aus: „Nein! Ich tu's nicht,

ich gehe nach Paris!" Und da ich hierauf schwieg, fragte er mich nach einiger Überlegung ebenso wie in allen Dingen: „Was würden Sie an meiner Stelle tun?"

Ich antwortete: „Ich würde nach meiner Pflicht dem kaiserlichen Befehl Folge leisten. Ich würde jetzt in das nächste Städtchen fahren, dort die Nacht über bleiben und Erkundigungen einziehen, welchen Weg ich nach meiner Station Auxerre einzuschlagen habe, und morgen würde ich dann in Himmelsnamen dahin abgehen. Der Wunsch, Paris zu sehen, wäre dadurch nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben; denn wenn die Amtsgeschäfte abgetan sind, so würde man mir dann einen kleinen Urlaub gewiß nicht verweigern, um nach Paris zu gehen."

„Sie haben recht," sagte mein Reisegefährte, „so sei es denn", und wir fuhren denn beide schweigend weiter.

Aber kaum eine Viertelstunde mochten wir gefahren sein, als uns wieder ein Wagen entgegenkam, in welchem die vier österreichischen Beamten saßen, welche mit uns in Epernay gezecht hatten, aber eine halbe Stunde vor uns fortgefahren waren. Sie sagten uns, auch ihnen habe der Kommissär den Befehl gezeigt, sie seien aber in eine sehr entfernte Station gegen Straßburg zu konsigniert. Da sie nun mit ihrem in Wien erhaltenen Reisevorschuß zu einer so weiten Reise nicht auslangen und Paris nicht berühren dürfen, so seien sie Willens, nach Epernay zurückzukehren, von dort dem Armeeminister ihre Lage brieflich vorzustellen, um einen neuen Vorschuß zu bitten, und dort so lange zu bleiben, bis sie denselben erhalten hätten.

Mein Reisegefährte, bei seiner Begierde nach Paris zu kommen, erfaßte schnell diese Gelegenheit und sagte: „Meine Herren, nun gehe ich auf jeden Fall nach Paris; denn ich glaube Ihnen und zugleich dem Dienste zu nützen, wenn ich besorge, daß Sie den Vorschuß so schnell erhalten als möglich. Ich werde mich sogleich nach meiner Ankunft zum Armeeminister begeben und alles in Ordnung bringen."

Die Herren dankten verbindlichst, baten um möglichste Beschleunigung und fuhren nach Epernay zurück, wir aber vor-

wärts nach Paris. Mein Reisegefährte sagte nur noch: „Sei es wie es wolle, der Armeeminister wird mich auch nicht fressen.“ Ich aber hatte nichts zu verantworten, denn ich war des Grafen, meines Reisegefährten, Untergebener.

XVII.

Paris. — Kaffeehäuser und Restaurants. — Spielhäuser. — Die leichten Frauenzimmer.

Um sieben Uhr morgens fuhren wir in Paris ein.

Von einem Menschen, welcher zum erstenmal in seinem Leben in diesen Wirbel von Mannigfaltigkeiten kommt, begehren, daß er jeden einzelnen Gegenstand beschreibe, oder auch sich nur dem Eindrucke eines einzelnen ausschließend hingebe, hieße ebensoviel, als von einem, der in einem Platzregen geht, verlangen, daß er angebe, wie viele Linien der größte und der kleinste Tropfen, welche in seinem Gesichtskreise fallen, im Durchmesser enthalte.

Als ich durch die engen Straßen und die wogende Menge der Hauptstadt einfuhr, glaubte ich die Augen mehr öffnen zu können, indem ich auch den Mund weit aufriß. Ich saß nur halb im Wagen; denn halb hatte ich mich, ohne es selbst zu bemerken, emporgehoben, um vor und neben und hinter mir alles besser sehen zu können und mir so den ersten Gesamteindruck so viel als möglich selbst zu steigern, und war recht froh, als wir in der Rue Richelieu im Hotel des Princes abstiegen.

Es wurde natürlich vor allem Toilette gemacht. Der Graf wollte sich sogleich zum Armeeminister begeben, und ich sollte indessen zu Hause bleiben, bis er wiederkäme und mir Nachricht brächte.

Es war mir nicht unlieb, mich etwas erholen zu können, und als ich nun so gemächlich dasaß und nachdachte, was ich mir wohl in der großen Stadt zuerst besehen werde, trat der Graf ein, blutrot im Gesichte, warf Hut und Handschuhe zornig auf den Tisch und sagte zu mir: „Nein, das ist zu arg, eine solche Behandlung habe ich noch in meinem Leben nicht erlitten. Sie erinnern sich wohl, daß ich Ihnen sagte, der Armeeminister wird mich auch nicht fressen, aber ich versichere Ihnen, er hätte mich wirklich bald gefressen. Wie können Sie sich unterstehen, fuhr er mich zornig an, gegen des Kaisers ausdrücklichen Befehl hierher zu kommen? Ich wollte sprechen, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: Wenn

Sie etwas zu sagen haben, so sagen Sie es meinem Sekretär im Präsidialbureau, ich aber sage Ihnen, wenn Sie nicht alsogleich in die Ihnen vorgezeichnete Station abgehen, so kann ich Sie nicht schonen. Sind Sie morgen noch hier, so lasse ich Sie fortweisen."

Ich hätte gern gesagt: Das sind die Folgen des Ungehorsams, aber ich zuckte bloß die Achseln.

Der Graf sagte mir, er wolle nur noch einige Besuche abstatten, ich möchte indessen Postpferde für drei Uhr nachmittags bestellen, wo wir abreisen wollen — dann ging er.

Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder mich ärgern, aber ich dachte, das Lachen sei das Klügere. Ich beschloß also, Paris ganz zu ignorieren, mir vorzustellen, ich sei gar nicht da, gar nichts zu besehen, und mich, da ich die Nacht über gefahren und daher ermüdet war, bis zur Rückkunft des Grafen zu Bette zu legen und meinen Unmut zu verschlafen.

Ich gab dem Aufwärter den Auftrag, Postpferde zu bestellen, machte die Fenstergardinen zu, damit ich ja gewiß gar nichts von Paris sehe, ging zu Bette und entschlief sogleich.

Ich mochte kaum eine halbe Stunde geschlummert haben, als an meine Türe gepocht wurde. „Wer da?" rief ich deutsch, indem ich vergaß, daß ich in Frankreich sei, und eine Stimme antwortete: Öffnen Sie, ich bin vom Armeeministerium gesendet. Ich öffnete und erhielt eine offene Zuschrift, in welcher uns zu wissen gemacht wurde, daß soeben bekannt worden sei, daß der Rayon von Auxerre, für welchen wir bestimmt waren, nicht von österreichischer, sondern von preußischer Seite verwaltet werde, daß wir also dahin nicht abzugehen, sondern zu warten hätten, bis uns mitgeteilt werden würde, wohin wir uns zu begeben haben. Zugleich wurde uns aber auf das strengste anbefohlen, unsere Vorbereitungen so zu treffen, daß wir zu jeder Stunde zur Abreise bereit seien.

So war es nun ganz anders gekommen, als es den Anschein hatte.

Am meisten unterhielt mich im Palais-Royal ein alter dicker Kerl, der hart am Eingange stand, viele große und kleine Bücher auf dem Kopfe, unter den Armen, in den Taschen, in der

Brust und sogar in den Stiefeln stecken hatte, so daß er wie ein wandelnder Buchladen aussah und den Mund gar nicht zubrachte. Aber wie spekulativ schrie der Mann auch? Alles, was er öffentlich feilbieten durfte, rezitierte er mit einer durchdringend gellenden Stimme daher, alles, was unter die verbotenen Artikel gehörte, sagte er den Vorübergehenden leise in das Ohr. So schrie er z. B.: „Messieurs! plaît-il d'acheter l'almanac royal, vous y trouverez les noms des tous les employés d'état!“ In demselben Augenblicke zischelte er mir eine andere Liste in das Ohr, die mich auf die Bahn des Lasters, in ein Spielhaus, geführt hätte.

In Rücksicht der Kaffeehäuser muß ich sagen, daß man außer allen Gattungen von Weinen, welche man hier ebensogut wie bei den Restaurateurs bekommt, auch eine Menge warmer Getränke findet, die man in einem Wiener Kaffeehause vergebens suchen, oder worauf man doch sehr lange warten müßte, da sie erst zubereitet werden müßten, indessen man sie hier schon fertig findet. Ich weiß mich nur allein auf sechs Gattungen von Punsch, und vier Arten von vin brulé, dann Chaudeaux von allen Gattungen, Bavaroise, mit Beinamen, die ich in meinem Leben nicht gehört habe, Chocolade à la Vanille, à la Rose, dito pour la santé usw. zu erinnern, und ich glaube, daß man zwei Monate frühstücken kann, ohne die Karte durchgefrühstückt zu haben.

Das alte Café de Foy ist eines der schönsten von Paris, und es ist auch gute Gesellschaft dort zu finden; allein, man könnte darin alle Augenblicke Kotzebues „Respektable Gesellschaft“ aufführen; in der Stunde wenigstens, in welcher ich es besuchte, war ich nicht wenig erstaunt, zu Anfang des Monats August alle Köpfe mit Schnee bedeckt zu sehen.

Das Café des Chartres. In diesem versammeln sich viele Agioteure.

Das Café de la Rotonde, vorher Café du Caveau genannt, ist der Vereinigungspunkt der Kaufleute. Es hat einen hübschen Pavillon, welcher in den Garten geht und in welchem man Eis ißt. Diese Rotunde (von welcher dieses Kaffeehaus den Namen führt) ist des Abends sehr glänzend beleuchtet und dient

den galanten Mädchen zum Leuchtturm, wohin sie zu steuern haben.

Das Café Sauvage hat zwei Besitzer, einen Limonadier und einen Restaurateur; der erste gibt des Morgens warmes und kaltes Frühstück. Von zwei bis sieben Uhr deckt der zweite die Tische, wo man um bestimmten Preis speisen kann. Abends findet sich wieder der erste ein. Es heißt Café Sauvage, weil sich dort täglich abends ein Mensch einfindet, welcher den Wilden spielt, Grimmassen und Sprünge macht und so stark auf die Pauke schlägt, daß es bis an das Ende des Gartens widerhallt. Wer starke Ohren hat, mag sich dort vergnügen.

Eines der merkwürdigsten Kaffeehäuser ist aber das Café des aveugles. Es führt diesen Namen, weil sich darin ein ziemlich großes Orchester von Blinden befindet. Dieses Café wird gewöhnlich erst um fünf Uhr abends eröffnet. Es ist in zwanzig kleine Kellerchen abgeteilt. Als ich mit Meyerbeer hinabstieg, kam mir's gerade so vor, als ob ich in einen Wiener Metkeller hinabsteige. Man atmet auch hier eine feuchte, ungesunde Luft ein. In diesen Kellerchen findet man viele schön gekleidete Mädchen, die sich freundlich zu dem Fremden hinsetzen und ihn unterhalten; sie trinken mit ihm seinen Wein, um ihm zu beweisen, daß man ihm gutes Getränke auffetze, sie essen von den Speisen, welche er sich geben läßt, wenigstens zwei Dritteile, um ihn zu überzeugen, daß das dritte Drittel nicht vergiftet sei. Sie befehlen dem Garçon in einer Viertelstunde, wenigstens zwanzig verschiedene Dinge zu bringen, um dem Gaste von der großen Auswahl einen Begriff zu geben; kurz, es wären recht liebe, freundliche Geschöpfe, wenn sie es nur auch zuließen, daß man von einem Louisdor, welchen man hingibt, um zu bezahlen, auch nur einen Sou herausbekomme. Zudem kommen in dieses unterirdische Eden auch noch hübsche Blumenmädchen, Zuckerwerkverkäuferinnen, Portefeuillehändlerinnen, kurz, Mädchen, die mit allem handeln und so lieblich ihre Waren anbieten, daß man sich ziemlich leichter fühlt, wenn man aus diesen Grüften wieder emporsteigt.

Das Café Carozza wird von einem Italiener gehalten und auch meistens nur von Italienern besucht. Man hört das gleich

im Vorübergehen aus den lärmenden Gesprächen, welche herausschallen.

Das Café Borel hält ein Bauchredner, welcher den Gästen Spaß macht. Es ist ebenfalls unterirdisch.

Im Café des Etrangers ist alle Abende großes, aber ziemlich schlecht exequiertes Konzert.

Dies sind die Kaffeehäuser im Palais-Royale, welche ich von den zweitausend, die sich in ganz Paris befinden sollen, gesehen habe. Sie sind alle schön dekoriert und reichhaltig an Getränken. Es gibt andere, wo sich, wie man mir sagte, die Schauspieler, die Dichter, die Musiker, die Beamten, die Handwerker versammeln; kurz, jede Klasse hat ihr eigenes Kaffeehaus, doch alle gleichen sich so ziemlich darin, daß in jedem ein Redner oder vielmehr Schwätzer den Ton angibt, die Gemüter stimmt, die Neuigkeiten erzählt usw. Diese Leute waren unter Bonaparte meistens gobes-mouches[1] und wußten die lebhaften Franzosen tüchtig zu bearbeiten.

Gewöhnlich sind in den Kaffeehäusern keine Billards, und wo solche bestehen, da stehen sie meistens in einem abgelegenen Saale und sind sehr schlecht; ebensowenig gibt es hier eminente Billardspieler. Auch Tabak wird in den Kaffeehäusern nicht geraucht. Wo ein Billard zu finden ist und wo Tabak geraucht werden darf, da ist es besonders auf einer Tafel angemerkt.

Der Butiken, welche im Palais-Royale Bijouterien enthalten, sind unzählige. Die Auslagen derselben sind herrlich, und alles ist so schön gearbeitet, daß man sich sehr schwer enthalten kann, nicht überall etwas zu kaufen. Übrigens muß man sich vor allen Krämern im Palais-Royale wohl in acht nehmen; denn hier wird alles dreimal so teuer feilgeboten als in den übrigen Butiken in Paris. Auch haben die Leute eine solche Art, ihre Waren anzupreisen, daß man noch meint, man bekomme sie halb geschenkt, wenn man gleich über die Hälfte des Wertes übervorteilt ist. Alle Kniffe werden dabei angewendet. Ich führe zum Beweise dessen einen Fall an, welcher mir selbst begegnet ist. Ich sah in einem Auslagkasten ein

[1] Müßiggänger mit politischer Färbung, etwa im Sinne unserer „Kannegießer".

sehr schönes Damen-Necessaire und trat in den Laden ein, um dessen Preis zu erfahren. Man bot es mir um 100 Franken. Ich bot 40 dafür. Man deprezierte, zeigte mir die Note des Künstlers, der es gemacht hatte, daß man es selbst für 50 Fr. bezahlt habe. Da ich nun weiß, daß das Papier geduldig ist, so nahm ich davon keine Notiz, sondern erklärte, daß ich es nicht kaufe, wenn man es mir nicht um 45 Fr. lasse. Der Verkäufer machte schon Miene, es mir zuzuschlagen, da trat ein junger Mann, der bisher, ohne ein Wort zu sprechen, in einer Ecke des Gewölbes gestanden war, hinzu, nahm mir das Necessaire aus den Händen und bot 55 Fr. dafür. Der Verkäufer erwiderte ihm sehr artig, daß er es ihm dafür überlassen wolle, wenn ich, der der erste darum feilschte und also ein Vorrecht darauf habe, es nicht ebenfalls um diesen Preis nähme. Allein, ich war ebenso artig, es dem andern zu überlassen, welcher, wie ich später erfuhr, ein Vertrauter des Kaufmanns war und nur in der Absicht mehr dafür bot, um mich zu einem höheren Preis zu bestimmen.

Die berühmtesten Restaurateure im Palais-Royale waren zu jener Zeit Robert Naudel Veri und die Frères provenceaux. Reinlichkeit und Schnelligkeit der Bedienung gehen in das Unglaubliche. Ich habe Speisekarten angetroffen, worüber mir die Augen übergingen. So eine Speisekarte besteht aus einem Bogen Papier, zwei Schuh in der Länge und eineinhalb Schuh in der Breite. Darauf stehen in vier Reihen über vierhundert Speisen und Getränke in verschiedenen Abteilungen, deren jede ihren einzelnen Gattungsnamen hat. Unter der Rubrik Potages erscheinen zehnerlei Suppen, worunter mir besonders eine Potage à la Julienne auffiel. Die Suppen sind in Preisen von 8 bis 15 Sous angesetzt. Eine zweite Rubrik enthält Hors d'oeuvres froids (kaltes Beiessen). Hieher gehören Schinken, Butter, Rettig, Sardellen, Gurken, Oliven, Feigen, eine Schnitte der Melone, Artischocken usw. Eine dritte Rubrik führt die Überschrift Hors d'oeuvres chauds, und darunter gehören verschiedene Gattungen von Würsten, Schweinsfüßchen, schwarze und weiße Boudins, Kotelette, Eier usw. Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren über einen

Pied de cochon à la Sainte-Menehould und Cotelettes à la minute. Nun folgen Entrées de boeuf. Hier kommt der Ochse in zwanzig verschiedenen Gestalten und unter ebensovielen Namen vor. Der boeuf naturel kostet nicht mehr als 8, ein Palais de boeuf à l'allemande 20 Sous. Unter den Patisserien kommen sieben Arten von Vol-au-vent vor, deren sonderbarste ein Vol-au-vent à la financière ist. Unter der Rubrik Rots, Entrées de volaille, Entrées de gibier et Entrées de veau et de mouton ist sicher alles begriffen, was sich nur immer Genießbares in der Arche Noahs befand. Ein Poulet à la Marengo, Poularde à la Maréchale, Perdrix à la Richelieu, Cotelette de veau à la Saint-Garat sind Namen, welche unserem Kaiserfleisch, Kufsteinschlegel, Esterhazyrostbraten usw. kühn an die Seite gestellt zu werden verdienen. Nach diesen Entrées erscheinen die Poissons (Fische), unter deren Verzeichnis ich keinen mir bekannten Wasserbewohner vermißte. Zu oberst stand ein Maquereau à la maître d'hôtel. Maquereau bedeutet nun eine Makrele (Art Fische) und einen Kuppler, ich weiß nicht, wie das à la maître gemeint war. Die nächste Rubrik enthält die Omelettes (Eierspeisen) und 43 verschiedene Gattungen Zugemüse. Die Entremets sucrés begreifen Crèmes, Soufflés, Gelées usw. Eine Omelette à la Célestine fällt unter diesen auf. Den Beschluß der Speisen machen die Desserts, Kompotte, Konfitüren, Käse, Früchte, Biskuits, Kastanien usw.

Zu unterst auf der Speisekarte sind nun noch die verschiedenen Weine, Liköre und Früchte in Branntwein aufgeführt. Von den Likören erhält man auch ein einzelnes Gläschen allein, bei den Weinen besteht keine kleinere Maß als eine Halbbouteille, wenn man aber nur die Hälfte davon trinken will, so kann man die andere Hälfte zurückgeben.

Alle Speisen auf der Karte, wobei ein Preis ausgesetzt ist, sind auch schon zubereitet vorhanden, und ich würde es keinem Aufwärter raten, einem Gaste, welcher eine Speise verlangt, nach einer Weile zu antworten: „Ich bitte um Vergebung, dieses Gericht ist nicht mehr zu haben", wie dies bei uns in Gasthäusern nicht selten zu geschehen pflegt. Ein leckerer und leb-

hafter Franzose würde ihm diese Spannung und Nichtbefriedigung seines Gaumenkitzels sehr übel nehmen.

Ich weiß nicht, ob man bei diesen Restaurateuren auch nach bestimmten Preisen essen kann, ich aß immer nach der Karte. Um einen Begriff von der damaligen Teuerung in Paris zu geben, so schreibe ich aus der Carte payante (welche richtiger Carte payable heißen sollte, denn sie ist nicht die zahlende, sondern die zahlbare Karte) wörtlich ab, was ich aß und wieviel es mich kostete.

	Livres.	Sous.
Consommé-Suppe	—	10
Salade d'anchois	—	18
Biftek aux pommes de terre . .	1	—
Moitié de poulet à la Tartare .	3	—
Truite au bleu	3	10
Omelette au Parmesan	1	—
Deux petits Patés à la Béchamel	1	—
Gelée de vin d'Espagne	2	4
Fromage de Gruyère	—	8
Une bouteille du vin de Beaune	2	—
Un verre de Malaga	—	15
Deux petits pains	—	10
	16	15

Das heißt zwar allerdings nicht wenig gepraßt, es heißt aber auch wirklich nicht wenig bezahlt.

Die Einrichtung mit den Bezahlungskarten ist vortrefflich. An der Türe des Speisesaales nämlich sitzt an einem Schreibpulte der Restaurateur oder ein von ihm aufgestellter Mann, der die Tische nach Buchstaben und die Plätze an denselben nach Nummern in einem Buche aufgezeichnet hat. Jeder Bissen, jeder Tropfen muß von dem Garçon bei ihm vorübergetragen und ihm zugleich gemeldet werden, an welchem Tisch und zu welcher Nummer dies gehöre. Wünscht man nun zu bezahlen, so geht der Garçon nur zu diesem Restaurations-Sekretarius, welcher ihm auf einen Zettel das, was der Gast genossen hat, mit Beisetzung der Preise und mit abgeschlossener Summe übergibt. Diesen Zettel erhält dann der Gast und bezahlt darnach.

Diese Einrichtung hat mehrere Vorteile. Erstens kann der Wirt von den Aufwärtern nicht betrogen werden, zweitens kann auch der Gast nicht übervorteilt werden, und drittens entgeht derselbe der bei uns herrschenden lästigen Gewohnheit, dem Garçon alles herzuerzählen, was er genossen hat.

Eine der merkwürdigsten Anstalten im Palais-Royale, besonders für einen Fremden, welcher aus einem Staate kommt, wo die Hazardspiele verboten sind, sind die Spielhäuser. Ich habe sie mit vielem Vergnügen gesehen, aber mit noch größerem verlassen.

Die Aufgangsnummer im Palais-Royale war der scheußlichste Tempel, in welchem sich Merkur, Bacchus und Venus die Hände reichten, um junge Leute, welche sich dahin verirrten, physisch und moralisch zugrunde zu richten. Wenn man des Morgens in Paris einen Jüngling mit zerstreuten Haaren, blassen Wangen, zerknitterter Wäsche und zerrütteten Kleidern gehen sieht, so sagt man noch immer sprichwörtlich von ihm: Ce jeune homme vient de Nr. 9. (Dieser junge Mensch kommt von Nr. 9.) Ludwig XVIII. hat diesen Tanz abgeschafft. Vielleicht gäbe es in Paris um 100000 Zugrundegerichtete weniger, wenn dieses Schicksal alle Spielhöllen träfe, und gewänne der Staat auch alljährlich um eine Million weniger (denn soviel bezahlt die Hauptadministration), so gewänne er doch an Moralität seiner Untertanen. Kleiner Verlust gegen großen Gewinn!

Noch jetzt scheint es, als ob die öffentlichen Mädchen die alte Straße ihres Gewinnes nicht vergessen könnten; denn wenn man aus dem Spielhause Nr. 9 des Nachts herabgeht, so findet man auf jedem Absatz der Stiege einige Nymphen, welche den Mann anfallen und ihn liebkosen. Die Verschmitztesten geben wohl auch vor, ihn zu erkennen, oder sie sagen ihm wohl auch heimlich ins Ohr, sie bitten ihn um Gotteswillen, sie aus dieser schlechten Gesellschaft wegzubringen, in welche sie eine geizige Mutter oder Tante genötigt habe. Erbarmt man sich der armen Niederträchtigen, so spricht sie im Nachhausegehen von Hunger, und wie sie diesen Tag noch nichts Warmes auf die Zunge gebracht habe; sie zieht ihren Begleiter in das Café

Borel oder Café des aveugles und nimmt dort Punsch. Der Garçon, mit der Phryne einverstanden, schenkt ohne Befehl wieder ein, wenn ausgetrunken ist. Es kommen mehrere gute Freundinnen, welche mittrinken. Das Blut des jungen Mannes kommt in Wallung. Diesen Augenblick benützt die Phryne, ihm zu gestehen, daß sie ganz unglücklich sei, daß sie ihren armen Vater bis an sein Ende erhalten habe und nun in der elendesten Lage sich befinde, daß es ihr Unglück ganz voll mache, daß sie jetzt eine leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt habe und daß ihr nichts mehr übrig bleibe, als ihrem verhaßten Leben in der Seine ein Ende zu machen. Der arme Verblendete wird bewegt, zieht seinen Beutel, gibt ihr Geld, und hat sie mit einem gierigen Blicke in die Börse erforscht, was da noch zu gewinnen wäre, so bittet sie, um ihr Werk zu vollenden, den Umgarnten zum Nachtmahl zu sich.

Dies ist eines von den vielen Beispielen der List, welche diese weiblichen Versucher anwenden, um Jünglingen ihr Geld, ihre Ehre und ihre Gesundheit zu rauben.

Ein anderer Zweig der Unsittlichkeit im Palais-Royale sind die Freudenmädchen.

Die leichten Frauenzimmer in Paris überhaupt teilen sich in fünf Klassen.

1. Courtisanes (Buhlerinnen).
2. Filles entretenues (unterhaltene Mädchen).
3. Femmes complaisantes (gefällige Frauen).
4. Filles publiques (öffentliche Dirnen).
5. Matrones (Kupplerinnen).

Ich will von diesen Mysterien der Venus vulgivaga mit allen ihren Verzweigungen, welche so künstlich geordnet sind, daß sie Bewunderung verdienen würden, wenn ihr Zweck minder verabscheuungswürdig wäre, den Schleier nicht ganz wegziehen, weil ich die Frauen durch Beschreibung des tiefen Falls ihres Geschlechtes nicht demütigen will; sondern nur im allgemeinen darüber sagen, was sich darüber sagen läßt, ohne die Feder in Kot zu tauchen.

Die Courtisanes oder Mätressen bestehen aus gefallenen Mädchen, aus Witwen, welche durch Hang zu Müßig-

gang und besserem Leben sich dem Meistbietenden hingeben. Liebe ist bei ihnen selten mit im Spiele. Sie gehen eine Liaison ein ohne Zuneigung, und diese endet sich auch wieder, ohne daß es ihnen Schmerz verursacht. Sie schließen oft Verträge auf Zeit und Verbindlichkeiten aller Art. Ein Fremder, welcher nach Paris kommt und dazu Geld genug besitzt, kann sich für die Zeit seines dortigen Aufenthaltes eine Hausfrau beilegen, welche alle Pflichten derselben erfüllt. Ja, er kann sogar ein Haus machen, wobei sie die Honneurs macht, und auch eine anständige Frau wird sich nicht scheuen, in einer Soiree bei ihr zu erscheinen; denn wenn sie sich während dieses Verhältnisses nur untadelhaft beträgt, so trägt man die Achtung für ihn auf sie über.

Es gehört in Paris zum Bon ton, eine Mätresse zu haben, und es gibt wenig reiche Leute, welche diese Mode nicht mitmachten. Diese Buhlerinnen sind auch die elegantesten Damen in Paris und geben den Ton an. Viele Vermögliche sind schon durch sie zugrunde gerichtet worden, und diese Mätressenwirtschaft hat sich von den früheren Königen von Frankreich bis jetzt fortgepflanzt.

Die Filles entretenues (unterhaltene Mädchen) kommen in allen Ständen vor. Auch der Kommis hat seine Grisette, welche er unterhält. Solche Verhältnisse entstehen oft aus wirklicher Liebe und setzen sich manchmal bis zur Ehe, manchmal auch ohne dieselbe in gleicher Innigkeit fort. Freilich sind auch die Mätressen Femmes entretenues, aber die erlogene Zuneigung dieser nimmt mit dem Gelde des Unterhalters in der Regel ein Ende, was bei Filles entretenues der ärmeren Klassen selten der Fall ist.

Die Femmes complaisantes (gefällige Frauen) sind sich überall gleich. Von Natur mit einem begehrlichen Temperament begabt, suchen sie nicht Liebe, sondern augenblicklichen Genuß, werden untreu, bereuen es und werden wieder untreu. Das Herz hat bei ihren Liebeleien keine Stimme; die Körpergestalt zieht sie an, und sie geben nur ihr Äußeres, wie sie auch nur dasselbe von dem Manne verlangen. Derlei gefällige Frauen sind auch gegen ähnliche Gefälligkeiten ihrer Männer

sehr nachsichtig und nicht selten dabei recht gute Hausfrauen. Ich habe Ehen kennen gelernt, in welchen Mann und Frau vortrefflich miteinander harmonierten und doch jedes seinen eigenen Weg ging.

Die Filles publiques (öffentliche Mädchen) sind die verworfenste, schamloseste Gattung; aber das haben sie doch vor unseren deutschen Freudenmädchen voraus, daß sie ihre Verworfenheit so viel als möglich zu bemänteln und sich für honett auszugeben versuchen. Nie wird eine französische Lustdirne, bevor sie gewährt, ihre Hingebung taxieren oder darum kleinlich feilschen. Immer hängt sie ihrem ehrlosen Gewerbe den Mantel des Unglücks, der Verführung, der Verlassenheit oder der kindlichen Liebe um und fleht, man möchte sich ihrer annehmen und sie unterstützen, anständig leben zu können. Sie ist Gemeingut, aber dennoch nicht gemein. Sie sucht ihr Stübchen so nett einzurichten als möglich, und trägt sich auch so elegant als sie es aufzubringen imstande ist. Ein solches Mädchen sagte mir, daß ein Tischler die Möbel, welche sie besaß, in ihr Zimmer gestellt habe, weil er in seinem Magazine keinen Platz dafür habe, und bot sie mir zum Kaufe. Es gibt wohl auch noch niedrigere Klassen von Filles publiques, aber gewiß keine so niederträchtigen Kreaturen wie die Matrosendirnen auf dem Hamburgerberg.

Die Matrones (Kupplerinnen) sind zweierlei Gelichters. Die nobleren haben große elegante Wohnungen und halten große Mädchenanstalten. Schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Paris drückte mir, als ich ausging, am Tore meines Hotels ein Bedienter in Livree eine Karte in die Hand, und ich las darauf: „Madame L—y Vous invite de passer la soirée chez elle. Rue — Nr. — au premier à 11 heure.“ Diese Soiree will ich näher beschreiben.

Ich ging nach dem Theater, welches erst gegen Mitternacht zu Ende war, an den bezeichneten Ort. Ein Türsteher in Livree öffnete mir eine Glastüre, welche zu einer Treppe führte, und läutete an einer bei derselben befindlichen Glocke. Als ich über die mit einem Teppich belegte Treppe in das erste Stockwerk hinaufgestiegen war, öffnete mir ein Livreebedienter eine Türe,

nahm mir ein Stäbchen ab, welches ich bei mir hatte, und fragte mich, ob ich gesonnen sei, bei dem Souper hier zu bleiben. Als ich es bejahte, ersuchte er mich, einen Napoleon dafür zu erlegen, welches ich tat.

Ich wurde noch in ein Vorzimmer gewiesen und trat von da in einen hell erleuchteten Salon.

Hier war nun eine große Gesellschaft versammelt. Auf einem Sofa saßen zwei Frauen, zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt und ihrem Alter gemäß, aber elegant gekleidet; von beiden Seiten des Sofas zogen sich zwei Reihen Stühle nach der Mitte des Salons hin, auf welchen zwanzig Mädchen saßen, alle im elegantesten Gesellschaftskostüm gekleidet. Mädchen von allen Gestalten, Formen und Farben. Große, kleine, schlanke, üppige, braune, blonde, schwarze, und selbst eine Ungarin befand sich darunter. Vierzehn Herren, ebenfalls salonmäßig gekleidet, saßen neben den Schönen oder standen auch hinter ihren Stühlen, und es wurde zwar eine sehr lebhafte, aber keineswegs über die Schranken der Sittlichkeit und Ehrbarkeit führende Konversation geführt.

Die beiden alten Frauen bewillkommneten mich auf das artigste, baten mich, alles Zeremoniöse beiseite zu setzen und mich auf jene Art und mit jenen Mitgliedern der Gesellschaft zu unterhalten, welche mir am angenehmsten seien. „Bei mir", sagte die eine, „herrscht nicht die kleinste Gêne, und ich wünsche, daß alle mein Haus als einen Tempel der Freundschaft und der Liebe ansehen."

Es war mir sehr angenehm, in der Gesellschaft auch einen österreichischen Offizier zu finden, den ich kannte. Ich sprach mit ihm und fragte ihn, ob er schon öfters hier gewesen sei, und da er bejahte, so bat ich ihn, mir einen kleinen Unterricht zu geben, wie man sich hier zu benehmen habe.

„Wählen Sie sich ein Mädchen," sagte er, „welches Ihnen gefällt, dann setzen oder stellen Sie sich zu derselben und unterhalten Sie dieselbe. Die Frauen auf dem Sofa, welche die Augen überall haben, werden dann schon bemerken, welcher Schönen Sie als Preis den Apfel reichen wollen. Wenn es dann zum Souper geht, so wird Sie eine der Frauen fragen,

ob Sie an dem Mädchen Gefallen finden, und wenn dies der Fall ist, so drücken Sie der Alten einen Napoleon in die Hand. Diese wird Ihnen dann dagegen eine Karte in die Hand drücken, worauf Sie den Taufnamen Ihrer erwählten Schönen finden werden. Die Nummer bezeichnet jenes Gemach, in welches Sie sich nach dem Souper, wann es Ihnen immer gefällig sein wird, mit Ihrer Erwählten begeben können, welche Sie aber dann für ihre Gunstbezeigungen noch extra honorieren müssen."

Ich bemerkte, daß ich schon beim Eintritte einen Napoleon bezahlt habe. „Ganz recht!" erwiderte er, „das ist der bedungene Preis für das Souper. Die Unterhaltung kommt wohl etwas hoch zu stehen, allein, Sie werden sich überzeugen, sie ist ihres Geldes wert."

Ich besah mir nun die Mädchen in der Reihe und fand darunter eine, welche mich vor allen anderen anzog. Eine üppige Gestalt, rabenschwarze Haare und die feurigsten schwarzen Augen zeichneten sie aus, man hätte glauben können, sie sei eben aus einem Bilde Tizians herausgestiegen. Da eben einer der Herren mit ihr sprach, so hielt ich es nicht für angemessen, mich ihr zu nähern, doch mochte wohl eine der Frauen bemerkt haben, daß ich die Schöne längere Zeit fixierte; sie gab ihr daher einen Wink, zu ihr zu kommen, sagte ihr etwas in das Ohr, das Mädchen ging hierauf aus dem Zimmer, und als sie an mir vorüber ging, lispelte sie mir zu: „Sono Veneziana mio Caro!" Sie kam bald wieder zurück, setzte sich dann auf einen anderen Platz, und ich trat zu ihr und unterhielt mich vortrefflich mit ihr, obschon sie nur gebrochen französisch sprach.

Um ein Uhr meldete ein Bedienter, daß das Souper serviert sei; alles stand auf — die beiden alten Frauen gingen voraus und die Herren führten ihre erwählten Schönen am Arme. Nach dieser Zusammenfindung wurden ihnen auch die Plätze am Tische angewiesen. Ich hatte nach der Anweisung des Offiziers der einen Alten einen Napoleon in die Hand gedrückt und erhielt richtig dafür einen Zettel, worauf geschrieben stand: Giulietta, la belle Vénitienne Nr. 7, und bei Tische den Platz neben ihr.

Das Souper war wirklich sehr glänzend, und auch der Champagner floß reichlich. Die größte Heiterkeit herrschte. Drollige Anekdoten würzten das Mahl. Einige Mädchen setzten sich zum Klavier und sangen pikante Lieder, mitunter wohl etwas zweideutig, aber ohne Gemeinheit. Hier und da sah man Augen funkeln, und mancher Männerarm umschlang die schlanke Taille seiner Nachbarin, aber das war auch alles, was erlaubt war.

Man wußte die Begierde durch Nichtgewährung zu steigern.

Beim Dessert erschien eines der schönsten Mädchen, als graue Schwester gekleidet, mit einem silbernen Teller und sammelte „pour les pauvres". Als der Teller zu mir kam, sah ich nur wenige Silberstücke, meistens Gold darauf liegen. Ich fügte also auch einen Dukaten dazu.

Als das Souper aufgehoben wurde, war es drei Uhr morgens; es wurde stiller, nach und nach verschwanden einzelne Paare, und auch ich begleitete meine Venetianerin nach ihrem Gemache Nr. 7, wo ich wieder zwei Napoleon zurückließ, aber nichts mitnahm, was mich später geärgert hätte. —

Die gemeinen Kupplerinnen stehen des Nachts an den Straßenecken und bieten den Vorübergehenden ihre Waren, welche sie ihm als ganz vorzüglich zu beschreiben suchen, an.

XVIII.

Die Theater in Paris. — Reise von Paris bis Sens.

Da das Theater in allen großen Städten vorzugsweise der Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden ist, da man in ganz Deutschland alle besseren französischen Stücke und Opern gibt und sich dabei auf ihre Darstellung und auf ihren Beifall in Paris beruft, da ferner jeder Fremde die Backen zum Lobe der Pariser Bühnen vollnimmt, so will ich hierüber etwas ausführlicher sprechen. Ich verspreche zu reden wie ich im Jahre 1814 (1815) sah, und ich glaube weder durch grüne noch durch gelbe Gläser gesehen zu haben.

Die Theater in Paris stehen in Hinsicht auf ihren Rang auf dreierlei Stufen. Die erste Stufe behaupten die Académie royale de musique, das Théâtre français und die Opéra comique. Auf der zweiten Stufe stehen das Théâtre de l'Odéon, Théâtre de la porte Saint-Martin, Théâtre de la Gaîté und Théâtre de l'Ambigu comique. Die letzte Stufe nehmen der Cirque olympique, die Jeux gymnastiques usw. ein.

Jedes Theater beschäftigt sich mit einer eigenen Gattung Spektakel, und daher läßt es sich auch recht wohl begreifen, daß eines dem anderen nicht großen Eintrag tun kann und jedes seine Liebhaber und Gönner hat.

Die Académie royale de musique gibt nur große Opern und Ballette. Auf dem Théâtre français ist das Trauerspiel und Lustspiel zu Hause. Die Opéra comique hält sich streng an ihren Namen; doch muß man wissen, daß die Franzosen unter komischen Opern alle jene Opern verstehen, welche mit Dialogen unterbrochen sind, es mögen ihnen nun wirklich komische oder larmoyante oder sogar tragische Handlungen zugrunde liegen. Das Théâtre de l'Odéon, welches im Jahre 1799 abbrannte und welches Napoleon wieder aufbauen ließ und ihm den Namen Théâtre de l'Impératrice beilegte, gibt kleinere und größere Lustspiele, mitunter auch Lokalstücke. Das Théâtre du Vaudeville beschränkt sich bloß auf das Vaude=

ville, eine Gattung dramatischer Produkte. Ein solches Vaudeville behandelt meistens eine bekannte Anekdote aus der früheren Zeit oder eine komische Tagesbegebenheit auf eine Art, daß Handlung und Charakterzeichnung dem Witze untergeordnet sind. Wo dieser sich bietet, wird er herbeigezogen, in einige Verse gedrängt und abgesungen. Ein Vaudeville ist also nichts anderes als ein Lustspiel mit eingemischten gesungenen Epigrammen. Ich habe einen der beliebteren Vaudeville-Dichter kennen gelernt. Dieser sagte mir, er schreibe, sooft ihm ein witziger Gedanke einfällt, diesen in wenigen Versen auf die Rückseite eines Kartenblattes. Er hatte auch in seinem Sekretär zwei Schubladen voll solcher Kartenblätter; wenn sich nun eine Gelegenheit darbietet, ein Vaudeville zu fabrizieren, so sucht er aus seinen Kartenblättern diejenigen heraus, welche zu den Situationen passen. Übrigens hören sich diese Vaudevilles recht angenehm an.

Das Théâtre des Variétés hat seinen Namen daher, weil es an einem Abende oft ganz verschiedene Spektakel gibt. In dem Théâtre de la porte Saint-Martin, de la Gaîté und de l'Ambigu comique werden Melodramen gegeben und Spektakelstücke, welche auch mit unbedeutenden Balletten vermischt sind. Die übrigen kleineren Schaubühnen bringen Seiltänzereien, Pantomimen und Künsteleien aller Art. Die meisten derselben befinden sich auf den Boulevards, sie hängen, um den Pöbel anzulocken, die fratzenhaftesten Bilder heraus und lassen wohl auch durch einige Marionetten auf einem Altane ein unentgeltliches Vorspiel aufführen.

Eine sehr angenehme Einrichtung ist es, daß die Schauspiele in Paris zu verschiedenen Stunden ihren Anfang nehmen. So kann man z. B. an einem Abend im Théâtre de l'Odéon ein kleines Lustspiel, in der Opéra comique eine Oper in drei Akten, im Variétés ein Vaudeville und in der Académie royale ein Ballett sehen, wenn man es sich anders recht einteilt.

Die Affichen sind sehr groß, die Titel der Stücke mit fingerlangen Lettern gedruckt, auch hat der Zettel jedes Theaters seine eigene Farbe. Eine Straßenecke in Paris sieht aus wie eine Farbenmusterkarte. Die Zettel werden gewöhnlich erst gegen

zwölf Uhr mittags angeklebt, jene des vorigen Tages bleiben oft auch noch kleben; daher geschieht es manchmal, daß man im Irrtum ist, was denn eigentlich heute gegeben werde. In die Häuser, Butiken usw. wurden damals keine Zettel getragen. Man gab mir die Ursache an, daß der Druck vieler Zettel große Kosten verursachen würde, da selbe dem Stempel unterliegen. Auch scheint dieses nicht nötig zu sein, da alle Zeitungen genau angeben, was in den verschiedenen Theatern aufgeführt wird.

Es ist ein Übelstand, besonders für einen Fremden, daß zwar die Namen der ersten Schauspieler, welche in diesem oder jenem Stück spielen, niemals aber die Rollen, welche sie spielen, auf dem Zettel bemerkt sind. So heißt es z. B.: Dans la première pièce joueront Mr. Mr. Talma, Lafond[1], Fleury[2] et Mesdames Duchesnois[3] et Mars; aber man weiß nicht, welche Rolle jedes spielt, und ich mußte im Theater immer wieder fragen, welcher Schauspieler Herr Lafond und welcher Herr Fleury sei. Unten auf dem Zettel ist auch immer der Titel der morgigen Vorstellung und jener des eben im Einstudieren

---

[1] Lafond, Mitglied des Théâtre français. Die „Chronique scandaleuse de l'An 1800 etc., Paris, 1801, S. 125", schreibt über ihn: „De petites intrigues de coulisse s'élevaient contre lui, mais il les a écartées, et Talma aura un rival redoutable." (Vgl. über ihn auch: Neues Paris, die Pariser und die Gärten von Versailles. Altona, 1801, S. 339 f., 342 f., wo er als Nachfolger Larives geschildert wird; ebenso J. Fr. Reichardts vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803. Hamburg, 1805, I, S. 381 f.)

[2] Fleury, Mitglied des Théâtre français. Das Buch: „Neues Paris, die Pariser usw. Altona, 1801, S. 347, 349", schreibt: „Fleury spielt Charakterrollen, Gatten, Männer von Ernst und Bedeutung. Fleury ist auf dem Theater heimisch, ungezwungen und edel; aber auch er singt, sein Ton ist weinerlich. Nichtsdestoweniger hat er vielen Anstand und Haltung des Körpers." (Vgl. auch J. Fr. Reichardts vertraute Briefe usw., II, S. 171.)

[3] Catherine Josephine Duchesnois, geb. Rafin (1780—1835), eine der ersten tragischen Schauspielerinnen Frankreichs, seit 1802 im Théâtre français, wo sie mit Mlle. George rivalisierte (siehe darüber sehr interessante Bemerkungen in J. Fr. Reichardts vertrauten Briefen usw., II, S. 355 ff.).

begriffenen Stückes angekündigt. Beide Einrichtungen scheinen mir sehr vorteilhaft für die Direktion und das Publikum, und ich würde sie auch den Wiener Direktionen anraten, wenn ich nicht wüßte, daß sie oft am Abend noch nicht wissen, was sie am nächstfolgenden werden geben können, und wenn nicht Krankheiten oder auch Kabalen des Theaterpersonals sie oft in die Notwendigkeit versetzten, schon im Einstudieren begriffene dramatische Werke wieder zurückzulegen.

Jedes Publikum hat seine Vorzüge und seine Schwächen. Eines unterscheidet sich von dem anderen merklich in Hinsicht auf die Schaubühne, und nirgend findet man das, was die Theoretiker eigentlich Kunstpublikum nennen. Um nun meine Leser selbst entscheiden zu lassen, ob und inwiefern sich das Pariser Publikum dem Ideale eines Kunstpublikums nähert, will ich es versuchen, einige Bemerkungen darüber zu machen, wie sich die Pariser vor, während und nach der Aufführung eines neuen Stückes benehmen.

Ein neues Stück wird schon durch einen Monat vorher alle Tage auf dem Theaterzettel als zunächst erscheinend angekündigt. Das bewirkt nun eine Art von Spannung unter den Theaterfreunden. Man spricht an allen öffentlichen Orten über das Sujet, über die Besetzung und manchmal auch über die szenische Ausstattung. Von dem Verfasser desselben kann man selten sprechen, da dieser vor der Aufführung meistens unbekannt ist, auch sein Name bei der ersten Vorstellung niemals auf dem Zettel steht, sondern nach dem Ende derselben von dem Publikum verlangt und von einem der Schauspieler genannt wird. Auch rennen die Schauspieler in Paris nicht überall herum und machen ihre Glossen über diese oder jene Mängel oder Schwächen des Kindleins, und verschütten es nicht, noch ehe es aus dem Bade kommt. Die Direktionen haben das Publikum nicht so sehr verwöhnt, daß es bei jedem dramatischen Werke neue Dekorationen und neue Kostüme erwartet, und in den Pariser Theatern (ausgenommen die Académie royale) werden die vorzüglichsten neuen Stücke nicht selten zwanzigmal nacheinander gegeben und dazu die uralten Dekorationen gebraucht, und doch läßt sich niemand dadurch abhalten, das

Neue zu besehen. Alles dieses, verbunden mit außerordentlicher Theaterliebhaberei oder vielmehr Theaterwut der Franzosen, bewirkt, daß man mit Ungeduld und Sehnsucht den Tag erwartet, an welchem in diesem oder jenem Theater eine Neuigkeit gegeben wird, daß man sich an diesem Abende haufenweise beim Eingange einfindet, und daß es viele Leute gibt, welche sich damit ernähren, für kleinen Gewinn Sperrsitze zu verkaufen.

Während der Aufführung sind die Franzosen viel ungestümer als der kaltblütige Deutsche. Bevor die Gardine aufgezogen wird, herrscht ein Gepolter und ein Geschwätz im Auditorium, welche, vermischt mit dem Geschrei der Garçons, Limonadiers, der Bücherverkäufer usw., dasselbe einer Juden-Synagoge ähnlich machen. Dazu kommt noch, daß im Parterre die Späterkommenden über die Bänke steigen müssen, da diese die ganze Breite des Saales einnehmen und kein Mittelgang offen ist. Alles dies gibt ein unterhaltendes Vorspiel. Nun aber rollt die Gardine empor, ein allgemeines „Pst!" ertönt, und jetzt könnte man auch eine Maus laufen hören. Jetzt darf sich niemand mehr unterstehen, mit seinem Nachbar zu zischeln, sonst hört er rund um sich sogleich ein lautes und eben nicht sehr höfliches „A la porte!", welches, wenn er nicht auf der Stelle schweigt, auch sogleich ins Werk gesetzt wird.

Was die Stücke selbst betrifft, so haben sich nur sehr wenige eines allgemeinen Beifalles zu erfreuen. Bei den meisten bilden sich Parteien, die miteinander auf Tod und Leben des Verfassers im Parterre kämpfen. Es gibt in Paris eine ganz organisierte Claque, und die Vorsteher derselben kommen zu den Autoren und setzen den Preis fest, um welchen sie ein Stück zu heben versprechen.

Das Publikum kämpft aber oft sehr mutig gegen diese bezahlte Klatschbande. Jede der Parteien verdoppelt ihre Kräfte, je mehr das Stück fortschreitet, und nicht selten geschieht es, daß man am Schlusse sogar handgemein wird und die Polizei einschreiten muß. Ich habe bei der ersten Vorstellung der Oper „La Sourde muette" einem solchen Scharmützel beigewohnt, bei welchem die Zischer die Oberhand behielten, und ich fühle

mich zu schwach, ein treffendes Gemälde davon zu liefern. Da wird geklatscht, gepstet, gezischt, geschrien, gepfiffen, mit dem Stocke gepocht, welches in Paris ein Zeichen des Mißfallens ist, und gebrüllt: „Les auteurs!“ und gleich darauf wieder: „A bas les auteurs! A la porte les criailleurs!“ Das währte wohl eine gute Viertelstunde, nachdem das Stück schon zu Ende war, fort und hörte damit auf, daß die Zischer die gedemütigten Klatscher auslachten.

So strenge die Franzosen übrigens manchmal gegen ein neues dramatisches Werk sind, so leicht sind sie auch wieder ein anderes Mal zu befriedigen, und diese Wandelbarkeit des Geschmackes, welche wohl auch einen Beitrag zur Charakterschilderung dieser Nation abgeben kann, ist der Grund, warum die Direktion noch weniger als bei uns für eine gute Aufnahme selbst des vortrefflichsten Stückes Rechnung machen kann. Einige treffende, gut vorgetragene Verse in einem Trauerspiele, eine artige Episode in einem Lustspiele, eine gut komponierte Romanze in einer Oper, ein witziges Epigramm sind oft imstande, dem ganzen Stücke eine gute Aufnahme zu verschaffen. Die Franzosen sind reizbar, daher ertönt bei der kleinsten Andeutung auf politische Vorfälle oder auf ein anderes wichtiges Ereignis sogleich ein „Bis! bis!“, und der Schauspieler ist dadurch gehalten, die mit Beifall belohnte Rede oder das Gesangstück zu wiederholen.

Ich habe auch noch folgende Bemerkungen über das Betragen der Pariser während der Aufführung eines Stückes gemacht.

Man klatscht hier nicht wie bei uns Lieblingsschauspielern bei ihrem Auftreten entgegen, man scheint sehr klüglich abzuwarten, ob der Schauspieler auch diese Rolle ebensogut als seine übrigen geben werde.

Es wird in den Pariser Theatern mehr geschrien als geklatscht, und die Worte: Bravo! Fora! Bis! erschallen öfter als Händeklatschen.

Man rügt jede Nachlässigkeit eines auch noch so sehr beliebten Schauspielers außerordentlich streng; darum haben auch die französischen Schauspieler ihre Rollen stets gut memoriert, und der Souffleur wird nie vom Publikum gehört. Im Théâtre

français existiert der Souffleur gar nicht vorne, sondern er liest in der ersten Kulisse nach.

So große Liebhaber die Franzosen in Privatzirkeln von frivolen Scherzen sind, so dulden sie auf der Bühne doch nicht den kleinsten unsittlichen Scherz. Ich war Zeuge, wie ein Schauspieler ausgezischt wurde, weil er eine Schauspielerin ein wenig zu nahe an sich drückte.

Bekannte Melodien singt man nicht selten im Auditorium mit, besonders wenn sie im Chor endigen.

Im Theater hat niemand ein Vorrecht, und man duldet es nicht, daß in den Logen laut geschwätzt wird.

Ich habe am Schlusse des Stückes nie jemand vorrufen gehört. Man verlangt nur die Namen der Autoren, welche von einem Schauspieler genannt werden.

Der Artikel „Theater" macht in Paris wie überall und noch mehr einen Hauptzweig der gesellschaftlichen Unterhaltung aus; daher wird auch nach Aufführung eines neuen Stückes in allen öffentlichen und Privatzirkeln darüber gesprochen und debattiert und in den Journalen abgeurteilt und rezensiert. Manche Journale enthalten eine ziemlich ausführliche Rezension schon am folgenden Tage nach der Aufführung. Die übrigen geben welche nach Raum und Umständen. Die Pariser Schauspieler lassen es sich oft nicht wenig kosten, in den Journalen gelobt zu werden, und senden den Rezensenten recht artige Präsente. Übrigens ist in Paris für einen Autor und sein Stück noch nicht alles verloren, wenn es auch bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen worden wäre; es wird oft bei der zweiten Vorstellung ebensosehr beklatscht und erhält sich lange auf dem Repertoire. Der Autor nimmt in einem solchen Falle nach der ersten Vorstellung sein Stück wieder zurück, kürzt Längen, vermindert Unwahrscheinlichkeiten, ändert Ausdrücke und gibt es dann wieder zur Reprise. Die Schauspieler lassen sich die Mühe nicht verdrießen, die neuen Abänderungen des Dichters einzustudieren; das Publikum, davon benachrichtigt, besucht ohne Vorurteil die Reprise, und auf diese Art wird oft aus einem mittelmäßigen Stück ein gutes.

Nach Aufführung eines Stückes oder einer Oper wird auch sogleich das Buch gedruckt und die Partitur gestochen.

Dichter und Komponist werden durch diese Veröffentlichung keineswegs beeinträchtigt; denn die Provinzdirektionen, welche die Werke auf ihren Theatern geben, müssen nichtsdestoweniger die von dem Gesetze bestimmten Prozente jeder Einnahme an die Verfasser abgeben. Auf diese Art bezahlt sich jedes Werk nach seinem Gehalte, und kein Dichter oder Komponist kann durch betrügerische Direktionen, Kopisten und Souffleure um die Früchte seines Geistes übervorteilt werden.

Ich habe nun einen kleinen Begriff davon gegeben, wie sich die Pariser vor, während und nach der Darstellung eines neuen Stückes benehmen, ich werde jetzt noch einige allgemeine Bemerkungen über die Einrichtung der Theater überhaupt einschalten und dann mit meinen Ansichten über einzelne Vorstellungen und über die Künstler, welche ich gesehen habe, den Theaterartikel schließen.

Die Kassen der Pariser Theater sind fast alle sehr klein und für die zuströmende Menge sehr unbequem. Die meisten bestehen aus einem, höchstens anderthalb Schuh messenden, mit eisernen Stängelchen vergitterten Fenster, worin auch nur e i n Kassierer sitzt. Da muß man nun seine Hand mit dem Gelde durch diese Stangen stecken, um ein Billett zu erhalten. Daraus geht die Wahrheit dessen hervor, was man oft in Pariser Journalen liest, daß nämlich bei einem neuen Stücke die Menschen ganze Gassen lange Queus machen, um zur Kasse zu kommen. Hat man sein Kassabillett gelöst, so ruft einem ein Mann entgegen: Changez le billet! Diesem gibt man das Kassenbillett und erhält dafür von ihm ein anderes, welches man dann dem Billetteinnehmer des Platzes, auf welchen man geht, einhändigt.

Wenn man während des Stückes aus dem Auditorium geht, so erhält man ein Retourbillett, auf welchem oben das Wort Sorti und unten das Datum steht.

Die Zuschauerplätze sind meistens halbzirkelförmig gebaut und nicht sehr geschmackvoll verziert. Auf dem Parterre findet man keine Frauenzimmer. Die nobleren gehen entweder in eine



J. F. Castelli

Daffinger pinx. Bl. Höfel sc.

Loge oder au premier (erste Galerie), die übrigen auf die anderen Galerien. Der Fußboden des Parterres erhebt sich nach rückwärts so bedeutend, daß man auch ganz hinten recht gut sieht. Es gibt nur wenige Logen, welche von einer Familie genommen sind; in den meisten Logen werden einzelne Plätze vergeben. Ganz oben sind vergitterte Logen für Personen, welche ungesehen im Theater erscheinen wollen. Die königliche Loge, rechts ganz vorne am Portal, ist fast überall dem Zuseher ersichtlich und hat auch ein verborgenes Fallgitter. Die Bänke im Parterre nehmen, wie schon gesagt, die ganze Breite des Saales ein, daher kann man nicht im Parterre herumspazieren und durch das Krachen der Stiefel die aufmerksamen Zuhörer stören. Hingegen hat jedes Theater sein Foyer. Das ist ein großer Saal, welcher dazu bestimmt ist, um in den Zwischenakten darin auf und ab zu gehen, sich im Winter zu wärmen, im Sommer abzukühlen, Erfrischungen zu nehmen und zu konversieren. Gewöhnlich sind diese Foyers mit den Porträten oder Gipsbüsten der vorzüglichsten Dichter, welche für dieses Theater geschrieben haben, und der berühmtesten Schauspieler dieser Bühne geziert und bilden so eine Galerie théâtrale. Jene Mädchen, welche gerne einen Begleiter zu haben wünschten, finden sich auch in den Zwischenakten in diesen Foyers ein.

In den Bogengängen befinden sich mehrere kleine Buden, welche Theaterbücher zu verkaufen haben.

Von dem sogenannten Platzsichern durch einen Hut oder ein Kleidungsstück, welches man bei uns auf einen Sitz legt, weiß man in Paris nichts.

Die Späterkommenden werden, wenn sie nicht zu ihren Sitzen kommen können, erst nach dem Schlusse eines Aktes dahin zugelassen, daher hört man auch während der Akte kein Klappern der Sperrsitze oder Klingeln mit einer kleinen Glocke, ebenso dürfen auch Ausrufer der Refreskaden nur in den Zwischenakten in das Auditorium.

Jeder, der von Paris kommt, findet nicht Worte genug, um die Pracht der Ballette zu beschreiben, welche einen Hauptzweig der Vorstellungen der Académie royale ausmachen.

Was alle diese gesagt und geschrieben haben, ich fand es noch weit übertroffen. Die Tanzkunst hat hier ihren Zenit erreicht, und man glaubt sich in einen Feentempel versetzt, wenn man die vielen lieblichen und zephirartigen Geschöpfe vor sich herumschweben sieht. Da sind keine schwerfälligen Figuranten, bei denen man alle Augenblicke befürchten muß, daß sie ein Brett des Podiums durchtreten, da tanzt nicht eine riesenmäßige Nymphe mitten unter schmächtigen Mädchen. Alles ist im Einklange: Größe, Gestalt, Kunst und Mimik. Die Malerei und die Tonkunst verbinden sich, um Euterpens Opfer noch zu verschönern. Was die Sinne nur immer reizen kann, scheint sich hier verschmolzen zu haben, und die Grazie waltet sichtbar über das Ganze.

Welches Entzücken ergreift den Zuseher, wenn er die königliche Clotilde[1], die herrliche Gardel[2], die anmutige Bigottini und die alle übrigen übertreffende siebzehnjährige Goßlin mit Albert Anathole, Deshayes[3] und An=

[1] Über die Tänzerin Clotilde, welche die Frau des Komponisten Franç. Adrien Boieldieu wurde (siehe J. Fr. Reichardts vertraute Briefe aus Paris usw. Hamburg 1805, II, S. 320) schreibt das Buch: „Neues Paris, die Pariser usw. Altona, 1801, S. 321 f": „Die Tänzerin Clotilde ist im Range über Mad. Gardel, eine der schönsten Frauen, von großer schlanker Gestalt, eine Venus, ist sie auch die Venus der Oper; aber stolz und heroisch, von der Natur mehr als durch Bildung und Kunst zur ersten Tänzerin berufen." Die „Chronique scandaleuse de l'An 1800 etc. Paris, 1801, S. 123", ruft begeistert über sie aus: „Que de graces! que de majesté!" und erzählt S. 46 folgende pikante Anekdote von ihr: „Cette seduisante danseuse était au bal masqué, vêtue en dragon. Un de nos sémillans papillons ..... la lorgnait avec avidité. Enfin, après quelques tours, il résolut de l'aborder, et croyant faire de l'esprit; *M' l'officier*, lui dit-il, *voudriez-vous faire entrer mon petit frère dans votre corps*. La grande Clotilde le toisa et répondit à son indécence par une épigramme: *Oui monsieur, s'il est de taille.*"

[2] Marie Elisab. Anne Gardel, geb. Houbert, geb. zu Auxonne (Burgund), 8. April 1770, gest. Paris, 18. April 1833.

[3] Deshayes, schon 1800 Tänzer an der Oper (siehe „Chronique scandaleuse de l'An 1800 etc., Paris, 1801, S. 123"), Rivale des Vestris.

tonin in einem Ensemble die erste Quadrille ausfüllen sieht, wenn die zweite Quadrille Tänzer wie Herr Volange und Tänzerinnen wie Mlle. Aimée besetzen, und hinter diesen ein Heer — ja, ein Heer von männlichen und weiblichen Figuranten daherwogt, unter denen nicht eine Person sich befindet, welche nicht einen vorzüglich schön gebauten Körper und eine äußerst gewählte Kleidung hätte. Man hat wahrlich nicht Augen genug, um zu sehen, und Hände genug, um zu klatschen.

Jede große Oper in Paris ist mit Balletten verbunden, und oft wird auch nach einer solchen großen Oper noch ein großes Ballett gegeben. So habe ich die Oper „Jérusalem délivrée[1]" (worin große Ballette vorkommen) und nach dieser das Ballett Psyche an einem Abend gesehen. Ich will von dieser Vorstellung ausführlicher sprechen.

Dieselbe Manier, welche die Schauspieler des Théâtre français bei ihren Deklamationen im Trauerspiele angenommen haben, entfalten auch die Sänger der großen Oper in den Rezitativen. Die Hände fechten fast immer über dem Kopf herum, die Augen rollen, die Gesichtsmuskeln verziehen sich, und die Stimme heult und zittert. Bei kräftigen Momenten macht das oft eine schauerliche Wirkung, allein, alle sanfteren Stellen gehen meistens ganz verloren. In der großen Oper singt man nicht, man schreit nur musikalisch; daher dürfen wir uns auch gar nicht wundern, wenn die heroischen Opern französischer Komponisten so wenig lieblichen Gesang enthalten und die Singstimme so sehr vom Instrumentale überdeckt ist. Die Herren wissen recht wohl, daß ihre Sänger wohl durch einen Wust von Musik mit ihrer Stimme durchdringen, keineswegs aber schmelzende Töne vorzutragen vermögen.

Kein Mensch kann leugnen, daß die französischen Schauspieler im Lustspiele vor den deutschen den Vorzug haben.

---

[1] „La Jérusalem delivrée", Oper von L. L. Loiseau de Persuis (Paris, 15. September 1812), Text von Baour-Lormain. Eine Besprechung im „Sammler" vom 10. und 27. Oktober 1812.

Abgerechnet, daß ihre Sprache zum Konversationstone, zu witzigen Bonmots und naiven Wendungen mehr geeignet ist, so besitzen sie auch eine Geschmeidigkeit des Körpers, eine Volubilität der Zunge und eine ihnen eigene natürliche Lebhaftigkeit, welche jene Rundung in der Darstellung bewirken, die bei Lustspielen unumgänglich notwendig ist. Da ist keine Pause, keine Lücke; ein Schauspieler nimmt dem andern das Wort aus dem Munde, Blitz und Schlag jedes Witzes folgen schnell aufeinander; da ist kein Stillstand in der Handlung; auch jener Schauspieler, welcher eben nicht zu sprechen hat, nimmt Anteil am Gespräche der übrigen und zeigt dies auch dem Publikum; selbst lange Szenen werden nicht langweilig, weil sie mit einer Lebhaftigkeit gespielt werden, die alle Vorstellung übertrifft; und ein Lustspiel von fünf Akten, woran wir manchmal gute drei Stunden zu kauen haben, dauert im Théâtre français höchstens anderthalb Stunden. Kurz, ein Lustspiel von guten französischen Schauspielern aufgeführt, ist das Höchste der dramatischen Kunst.

Der Diamant des Théâtre français war Mlle. Mars[1]. Ich möchte sagen, es sei für einen Theaterfreund der Mühe und der Kosten wert, dieser einzigen Schauspielerin wegen nach Paris zu reisen. Bei ihr geht die Charis mit der Kunst Hand in Hand und stellt Gebilde auf, welche Bewunderung erregen.

Ich habe das Porträt dieser Schauspielerin mitgebracht, und alle, denen ich es zeigte, fanden darüber eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit ausgegossen. Wenn man sie aber erst auf der Bühne sieht, wenn man den Liebreiz ihrer Bewegungen, ihrer Gebärden, ihrer Sprache bewundern kann, dann kommt man wohl in Versuchung zu vergessen, daß man sich in keine Schauspielerin verlieben darf, wenn einem seine Ruhe lieb ist.

Außer Mlle. Mars zeichneten sich damals im Lustspiele die

---

[1] Anne Françoise Hippolyte Mars, genannt Boutet, Tochter des Schauspielers Jean Marie Boutet, geb. Paris, 19. Dezember 1778, gest. daselbst, 20. März 1847.

Herren Michot[1], Baptiste cadet[2], Armand[3] und Michelot[4], und die Damen Thenard[5], Pelicier, Leverd[6] und Bourgoin[7] aus. Ich wüßte keinem von diesen den Vorzug zu geben, sie unterstützen einander wechselseitig, und alle zusammen den Dichter und die Kunst.

So sehr mich das Lustspiel entzückte, so wenig konnte ich mich mit der Manier der Schauspieler im Trauerspiele befreunden. Da ist alles unnatürlich, alles übertrieben. Stimme, Gebärden, Aktion, alles wird so hoch gespannt als möglich, und man kommt in Versuchung zu fürchten, so ein Darsteller müsse auf der Bühne liegen bleiben oder wenigstens eine Augenentzündung, eine Gliederverrenkung oder ein Blutspeien davontragen. Mit einer guten Lorgnette sieht man durch die Trikots die Sehnen des Schauspielers gleich Würsten über die Arme her liegen; die Ader auf der Stirne schwillt ihm zum Zerplatzen

---

1 Antoine Michot, geb. Paris 1759, gest. daselbst, 25. Januar (oder November) 1830. Der „Lafontaine des Theaters".

2 Nikolas Baptiste, Anselme genannt, geb. Bordeaux, 18. Juni 1761, gest. Paris, 30. November 1835.

3 J. Fr. Reichardt schreibt in seinen „Vertrauten Briefen aus Paris usw.", II, S. 61: „Auch der junge Schauspieler Armand (im Théâtre français), der mir wie bisher immer wie ein junger avangeuser, deutscher Jüngling auf der Bühne vorkam, hat mir heute in der Rolle eines lustigen, mutwilligen Offiziers besser gefallen als je."

4 Pierre Marie Joseph Michelot, geb. Paris, 5. Juni 1785, gest. Passy bei Paris, 28. Dezember 1856.

5 Über Mlle. Thenard, Schauspielerin im Théâtre français, schreibt die „Chronique scandaleuse de l'An 1800 etc., Paris, 1801, S. 129 f.": „Elle a quelque talent" und bringt auf S. 38 f. folgende Anekdote über sie: „Mlle Th. du Théâtre Français voyageait avec sa mère. Elle arrive à Poitiers et reste dans l'auberge, tandis que sa mère parcourt la ville. Quand celle-ci rentre, elle demande où est sa fille: Dans le bras de Morphée, répond l'hôtesse, qui était au bel esprit. Comment cette petite coquine a déjà fait une connaissance, s'écrie-t-elle. Ce trait suffit pour faire juger la mère et la fille."

6 Emilie Leverd, 1790—1843.

7 Marie Thérèse Etiennette Bourgoin, geb. Paris, 5. Juli 1781, gest. daselbst, 11. August 1833.

an, wenn er recht in Hitze kommt; das Blut dringt über die Schminke vor; die Hände hauen mit geballten Fäusten in der Luft herum; der Mund, vor dem nicht selten ein bißchen weißer Schaum zu sehen ist, verzieht sich gräßlich, die Augen rollen wild umher, die beiden Lungenflügel wogen sichtbar auf und nieder, und die Stimme gellt, heult und zittert, daß einem bange wird. Die unbedeutendsten Stellen werden eben auch mit Pathos gesprochen. Der französische Tragiker schreitet wie ein Hahn auf der Bühne herum, er drängt sich so viel als möglich an die Lampen vor und wirft seine Worte entweder seinem Mitschauspieler oder dem Publikum so recht ins Gesicht. Besonders lächerlich gebärdet sich der Tyrann des Trauerspiels. Es kommt einem vor, als ob er an lauter Schnüren gezogen würde, so fährt er bald mit dem linken Arme im weitesten Umkreise seines Körpers herum und brüllt, daß die Kulissen erzittern. Die französischen Alexandriner werden so tempomäßig herabgesungen, daß es klingt, als wollten sie die Verse dem Dichter nachskandieren, bei der Zäsur und bei dem Reim fällt der Schauspieler immer mit der Stimme, und dadurch herrscht in einem Trauerspiele eine unerträgliche Monotonie. Gewisse Wörter, welche sich mit einem Selbstlaute endigen und welche den Schluß eines Satzes bilden, klingen oft eine Minute im Munde des Schauspielers nach, und besonders reißt er bei den Wörtern mais und jamais den Mund angelweit auf und bellt sie mit aller Kraft heraus.

Es gibt Männer von vielem Verstande, welche behaupten, daß auch diese Manier der französischen Tragiker ihr Vorzügliches habe, und daß man erst, wenn man sie gewohnt ist, diese Schönheiten finden und würdigen könne. Ich meinesteils verwerfe jede Manier, eben weil sie Manier ist, und kann nur Natur und Wahrheit schön finden.

Der erste Held des Trauerspiels war Talma[1]. Es war mir außerordentlich unangenehm, daß ich diesen allbewunderten

[1] François Joseph Talma, geb. Paris 15. Januar 1763, gest. daselbst, 19. Oktober 1826. Spielte am Kongreß zu Erfurt (1809) vor einem „Parterre von Königen", gastierte 1813 in Dresden und Leipzig.

Künstler nicht sehen konnte. Er trat während der Invasion gar nicht auf, weil er als eifriger Anhänger Napoleons bekannt war und es nicht wagte, zu erscheinen. Dieser Künstler soll Napoleon auch die Stellungen einstudiert haben, womit er bei öffentlichen Gelegenheiten imponieren wollte, und sich geäußert haben: „Napoleon schmollt manchmal mit mir, weil ich die Tyrannen besser spiele als er.“

Unter allen Spektakeln hat mich außer dem Lustspiel im Théâtre français die Oper im Théâtre de l'opéra comique (Feydeau) befriedigt. Dieses ist das Theater, für welches die Dichter Bouilly[1], Marsollier[2] und die Komponisten Gretry und Dallayrac, Boieldieu und Nicolo Isouard geschrieben haben. Hier wird ebenso vortrefflich gesungen als gespielt, man hält sich an das wahre Schöne, und der Dichter wird ebenso beachtet als der Komponist. Man sieht da ein gesungenes Lustspiel oder hört eine gespielte Oper.

Ein außerordentliches Phänomen der Opéra comique und der ganzen theatralischen Welt ist Martin[3]. Über der Wiege dieses Mannes haben sich Thalia und Polyhymnia umarmt und ihm ihrer Gaben reichste gespendet. Martin hat eine schöne Gestalt, ein sprechendes Auge, eine volle und zugleich biegsame Stimme, außerordentliche Geläufigkeit und eine Darstellungsgabe, geregelt durch Kunst, welche Eigenschaften in dieser Vorzüglichkeit vereint nicht wieder gefunden werden. Er spielt wie weiland unser Roose, hat einen Ton in der Kehle wie unser Wild[4], und kann Rouladen machen als wäre er ein

---

[1] Jean Nicolas Bouilly, geb. La Coudray (Indre-et-Loire) 1763, gest. Paris, 14. April 1842.

[2] Benoît Joseph Marsollier de Vivetière, geb. Paris 1750, gest. Versailles, 22. April 1817.

[3] Jean Blaise Martin, geb. Paris, 24. Febr. 1768, gest. in seinem Landhause La Roncière bei Lyon, 18. Oktober 1837.

[4] Franz Wild, geb. Niederhollabrunn (Niederösterreich), 31. Dezember 1792, Chorknabe in Klosterneuburg und in der Kaiserlichen Kapelle, Chorist im Theater i. d. Leopoldstadt, dann Solist beim Fürsten Esterhazy. 1811 ans Theater a. d. Wien, 1813 an die Hof-

Italiener; er tanzt schön, spielt Klavier, Violine und Gitarre, kurz, man kommt in Versuchung zu glauben, das sei eigentlich der Mann, der alles weiß. Sein Rollenfach ist Chevaliers und fein komische Bediente, eigentlich das Hauptfach der komischen Oper. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn als Jeannot in „Jeannot et Colin“, als Bedienten im „Neuen Gutsherrn“, als Gulistan und als Bedienten in der Oper „Félicie ou la fille romanesque[1]“ zu bewundern und ihn in allen diesen Rollen gleich unnachahmlich gefunden.

Es ist ganz natürlich, daß in jeder Oper, welche uns in Partitur aus Paris zukommt, immer eine Rolle der Stein des Anstoßes bei der Aufführung bleiben wird; es ist diejenige, welche in Paris von Martin gegeben wird, und welche entweder als Gesangpartie oder als Spielrolle betrachtet und meistens auch in beiden Hinsichten solche Schwierigkeiten enthält, daß sie bei unseren Theatern gar nicht zu besetzen ist.

Martin hat einen unglaublichen Umfang der Stimme und weiß eine sehr angenehme Fistel mit seiner schönen Bruststimme so künstlich zu verbinden, daß er Läufe und Sprünge macht, wie man sie sonst nur von einem Blasinstrumente zu hören gewohnt ist. Die Rolle des Jeannot spielte er so bäuerisch geckenhaft und wieder so gemütlich und von aller Gemeinheit entfernt; jene des Gulistan so naiv-gutmütig, und die beiden Bedienten im Gutsherrn und in der Felicie so anständig komisch, so schelmisch-artig, daß ich mit allen Zusehern in Entzücken versunken war und mit einem Seufzer bei mir dachte: Wohl euch, ihr Dichter, die ihr eure Charaktere in solche Hände legen könnt!

Im Théâtre des Variétés, in welchem die Vaudevilles ebensogut und noch besser als im Théâtre de Vaudeville zu Hause sind, findet man am theatralischen Horizonte drei

---

oper, gastierte 1816 in Berlin und Hamburg und ging 1817 nach Darmstadt und Kassel. Seit 1830 wirkte er wieder in Wien, wo er (Ober-Döbling) am 2. Januar 1860 starb. Wurzbach 56, 123.

[1] Félicie = La jeune fille romanesque, komische Oper von Catrufo, Text von Dupaty, Paris 1815.

Sterne erster Größe glänzen: Die Herren Potier[1], Brunet[2] und Bosquier Gavaudan. Lange Zeit war Brunet die eigentliche Seele dieses Theaters, allein, er hat jetzt einen furchtbaren Nebenbuhler an Potier zu bekämpfen, welcher — ich möchte kühn sagen — einer der ersten Komiker unserer Zeit genannt zu werden verdient. Brunet spielt nur Dümmlinge, Potier spielt alle Arten komischer Personen. Ich habe diesen im „Ci-devant jeune homme“ einen alten Gecken spielen gesehen, der noch immer jung sein will, mit einer komischen Kraft, welche unwiderstehlich auf jedes Zwerchfell wirkte. An demselben Abende sah ich ihn auch in dem Vaudeville: „Je fais mes farces“, worin er eine ganz andere Gattung von Rollen, nämlich einen Ladenbedienten, ebenso unaussprechlich komisch, nur in ganz entgegengesetzter Art, spielte, und am folgenden Abende sah ich ihn in „Jean qui pleure et Jean qui rit“ als Jean qui pleure. Immer war er ein ganz anderer Mensch, so daß ich ihn nicht einmal erkannte, und doch immer so wahr und zugleich so lächerlich, daß ich nicht anstehe, ihn Garrick II. zu nennen. Besonders hat er mich in der letzten Rolle zur Bewunderung hingerissen. Schauspieler werden wissen, wie schwer es ist, einen Menschen vorzustellen, der über alles, was ihm Glückliches begegnet, weint, ohne dem Zuseher langweilig zu werden, sie werden wissen, wie schmal hier die Grenzlinie mitten zwischen dem Komischen und Faden läuft, und doch muß ich ihnen versichern, daß Potier so weinte, daß bei jeder Träne, die ihm vor Schmerz aus den Augen fiel, tausend Tränen von den Zusehern vor Lachen vergossen wurden. Kurz, Potier ist ein Weidmann, Raimund, Schuster und Korntheuer in einer Person.

Brunet spielt Dümmlinge. Gewöhnlich werden auf diesem Theater täglich drei oder vier Vaudevilles gegeben, in denen diese Matadore immer auftreten. Sie haben also täglich zu tun, werden aber auch dafür belohnt; denn Potier bezieht, wie

---

[1] Charles Gabriel Potier, geb. Paris, 23. Oktober 1774, gest. Fontenay-sous-Bois, 20. Mai 1838.

[2] Jean Joseph Brunet, genannt Mira, geb. Paris, 17. November 1766, gest. Fontainebleau, 21. Februar 1853.

man mir sagte, jährlich 15 000 Fr. Gage, und Brunet ist selbst ein Aktionär dieses Theaters.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Anekdote von Brunet mitteilen, welche sich ereignete, während ich in Paris war. Dieser Komiker stattete dazumal eben eine seiner Töchter aus. Er gab ihr 100 000 Fr. Mitgift, und an ihrem Hochzeitstage sah sie ihren Vater zum ersten Male spielen; denn früher hatte er ihr nicht erlaubt, das Theater zu besuchen, aus Besorgnis, sie möchte, wenn sie ihren Vater in einer komischen Rolle sähe, die Achtung für ihn verlieren.

Brunet hat ein sehr komisches Gesicht, wozu besonders seine aufgebogene Nase, welche keck in die Welt hinaussieht, beiträgt.

Der dritte Komiker Bosquier Gavaudan gibt solche Rollen, welche den Zuseher durch ihre Gemütlichkeit fröhlich stimmen. Er spielt den Jean qui rit, den Seifensieder in „Le Savetier et le Financier“ usw. In seinem Gesichte liegt eine solche Munterkeit und in seinem Tone so viele Herzlichkeit, daß man ihm gut werden muß[1].

Diese Herren werden durch ein paar allerliebster Mädchen, eine alte Frau und einige andere Nebenpersonen, deren Namen mir entfallen sind, sehr gut unterstützt.

Der Name Théâtre de Vaudeville zeigt schon an, welche Art von Spektakel hier gegeben wird. Es gibt sehr viele Vaudevillendichter, und gewöhnlich stehen auf einem gedruckten Vaudeville von höchstens dreißig Seiten zwei oder drei Verfasser. Die Melodien sind meistens aus bekannten und beliebten Opern genommen. Die Gesellschaft dieses Theaters ist nicht sehr bedeutend, doch fand ich Mme. Hervey in der „Bouquetière anglaise“ sehr anziehend. Außer ihr waren die Herren Isambert, Edouard Guenée und die Damen Rivière und Betzi gerne gesehen.

[1] Bosquier-Gavaudan war im Jahr 1800 Mitglied des Theaters „Les Troubadours“. — Die „Chronique scandaleuse de l'An 1800 etc., Paris 1801, S. 181“, schreibt über ihn: „Comique intelligent. Il joue de tems en tems sous le masque, sans rivaliser Laporte. Il est très-plaisant dans le diable couleur de Rose.“

Auf den Theatern de l'Ambigue comique und Gaîté werden Melodramen gegeben. Das kürzeste und probateste Rezept ist folgendes: Nimm einen schlechten Kerl, einen Vertrauten desselben, einen von Gram, Hunger und Elend niedergebeugten Verfolgten, gib diesem einen treuen Freund, Gattin, Geliebte oder Diener bei und laß diese mit ihm in Gefahr sein; zu ihrer Rettung bediene dich eines alten Soldaten oder eines gutherzigen Landmannes, der ein geschwätziges Weib und einen dummen Neffen hat, vermische alles dieses mit melodramatischer Musik, gib noch tanzende Bauern und Bäuerinnen und fechtende Soldaten dazu nach Belieben, rüttle alles wohl untereinander und teile es in drei Teile ab: so hast du ein regelrechtes Melodram. So viel als möglich gesteigertes Interesse, grelle Zusammenstellungen von Charakteren, Erkennungen, doppelsinnige Reden, Bonmots des Lustigmachers und frappante Aktschlüsse sind die Hauptingredienzien eines solchen Spektakels, und die Wahrscheinlichkeit kommt gar nicht in Betrachtung, wenn es nur glückt, die Herzen recht zusammenzuquetschen. Die Schauspieler der beiden Melodramen-Theater verstehen sich auch ganz vorzugsweise auf ihr Handwerk. Der Tyrann zerrt und wirft das arme Frauenzimmer, welches er in seiner Gewalt hat, auf dem Theater herum, daß es ohne blaue Flecke nicht davonkommt. Der verfolgte Prinz oder Ritter oder Rebell sieht aus, als ob er eben vom Galgen käme. Die Momente, wo eben eine Gefahr im Anzuge ist, werden öfters durch „Horch!" oder „Scht!" oder „ich höre Tritte!" oder „o Gott!" unterbrochen und interessant gemacht. Die Bauern tanzen recht nett. Bei den Gefechten wird mit kurzen Säbeln, welche großen Tranchiermessern nicht unähnlich sind, herumgehackt, daß die Funken davon fliegen. Kurz, Wehmut, Angst, Schrecken, Mitleid werden auf das höchste gesteigert, bis endlich am Schlusse des Stückes bei der gänzlichen Befreiung des Helden alle diese Gemütsbewegungen sich in einen wohltätigen Seufzer auflösen, welcher aus der tiefsten Tiefe der gepreßten Brust der Zuhörer sich losmacht, und diese befriedigt das Theater verlassen.

Ich schließe nun den Theaterartikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Es ist allerdings wahr, daß die französischen Schauspieler weit besser bezahlt sind als die deutschen, es ist aber auch ebenso wahr, daß sie weit mehr leisten als diese. Man hört sehr wenig von erdichteten Unpäßlichkeiten, von Weigerungen, diese oder jene Rolle zu übernehmen, und wie die hundert und hundert kleinen Intrigen heißen, welche die Theaterpersonen bei uns gegen die Direktionen und gegen das Publikum spielen und welche unter die Überschrift „Theatervorfälle" gehören. In einem Falle, wo in Paris eine Theaterperson sich eine Bosheit zuschulden kommen ließe, würde das Publikum viel strenger sein als bei uns und es ihr bei ihrem nächsten Auftreten schon entgelten lassen.

In Hinsicht auf den sittlichen Charakter der Schauspieler muß ich gestehen: c'est tout comme chez nous; nur beobachten die französischen Schauspieler mehr die Dehors, und wenn man auch von dieser oder jener Theaterdame recht viel zu erzählen weiß, so wird sie doch jeden mit Verachtung zurückweisen, der, auf derlei Gespräche sich stützend, ihr weniger achtungsvoll begegnen würde als jeder anderen Dame.

So sehr das Pariser Publikum das Theater durch Besuch unterstützt, so hoch die Eintrittspreise auch sind, so übersteigen die Ausgaben doch immer die Einnahmen, und die Regierung muß für die ersten drei Theater alle Jahre bedeutende Summen zuschießen. Die kleineren Theater, welche Privatunternehmungen sind, werfen Gewinn ab, da diese nur als fruchtbringende Realität, jene aber als Kunstanstalt betrachtet werden.

Kein Schauspieler in Paris genießt eine freie Einnahme, ausgenommen, wenn er von der Bühne gänzlich abtritt; daher sind derlei freie Einnahmen, weil sie sehr selten sind, desto ergiebiger.

Eine sehr gute Einrichtung bei den Pariser Theatern ist die doppelte Besetzung aller ersten Rollen eines Stückes. Jeder Schauspieler und Sänger erster Partie nämlich hat seinen Double (Stellvertreter), der bei den Proben eines neuen Stückes zugleich mit ihm die Rolle einstudiert, damit, im Falle

jener krank würde, die Aufführung des Stückes nicht gehindert wäre. Wenn ein Stück schon sehr oft gegeben ist, so geben die ersten Schauspieler ihre Rollen gewöhnlich an die Doubles ab. Nur scheint es mir in diesem Falle eine Art Betrügerei zu sein, daß auf dem Anschlagzettel noch immer die Namen der ersten Schauspieler paradieren, während man keinen von ihnen zu sehen bekommt.

Es ist in Paris Sitte, zu großen Gesellschaften einen berühmten Schauspieler oder Sänger beizuziehen, welcher die Gesellschaft mit Deklamation oder Gesang unterhält.

Mein Reisegefährte und ich waren von dem österreichischen Armeeministerium als Regierungsleiter des Gouvernements zu Bourg-en-Bresse im Departement de l'Ain bestimmt und uns der Befehl erteilt, auf der Stelle uns dahin zu begeben.

Wir fuhren an einem der herrlichsten Sommermorgen von Paris weg und unserer Bestimmung entgegen.

Wie mir zumute war, als ich die Barrieren von Paris passiert hatte, und mich nun wieder im Freien auf der Landstraße befand, welche von beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt war, das kann ich nicht beschreiben.

Somit legte ich mich denn in die Ecke des Wagens mit dem tröstenden Gedanken: die Zeit werde das, was ich durch einige Tage in meinen Gedächtniskasten hineingestopft hatte, doch wohl sondern und ordnen und überließ mich dem ruhigen Beschauen der neuen Gegenstände, welche sich meinen Blicken darboten.

Wir fuhren über Ville-juif, Fromanton, Essonne, Ponthiery, Chailly nach Fontainebleau. Auf allen diesen Posten fanden wir ebenso schnelle als pünktliche Bedienung. Essonne ist eine Papierfabrik und der großen Anstalt wegen merkwürdig, welche die Fabrikation des Kanonenpulvers besorgt.

Vor Fontainebleau durchfährt man einen großen Wald, vor welchem sich ungeheure Felsenmassen erheben. In diesem Walde frönten die Könige von Frankreich der Jagdlust. Er mißt 26424 Morgen Landes.

In Fontainebleau selbst ist das königliche Jagdschloß, welches Franz I. seiner schönen Diana von Poitiers zu Ehren gebaut

hat, weswegen auch der innere Hof des Schlosses die Figur eines D bildet. Fontainebleau ist ein freundliches Städtchen von beiläufig 12 000 Einwohnern. Wir speisten daselbst zu Mittag, und eine freundliche Wirtin bediente uns in weniger als zehn Minuten mit einem vollständigen Mahle.

Nachmittags legten wir Fossard, Ville-neuf-la-Guiard, Pont-sur-Yonne zurück und kamen abends in dem Städtchen Sens an, wo wir zu bleiben beschlossen. Es war ein schöner, warmer Abend, und ich verließ sogleich unser Gasthaus, um einen Spaziergang durch das Städtchen zu machen. Es war von österreichischem Militär besetzt und alles hier so ruhig, als ob nie ein Krieg zwischen Frankreich und Österreich stattgehabt hätte. Auf dem Platze vor einer alten Kirche standen viele Offiziere und Bürger von Sens freundschaftlich beieinander und schwätzten vertraulich über Tagesneuigkeiten und Zeitungsnachrichten aus der Hauptstadt. Ich traf unter den Offizieren einen alten Bekannten, und dieser nahm mich sogleich mit sich zu seinem Hauswirt, den er mir als einen sehr liebenswürdigen Franzosen schilderte. Ich fand daselbst eine kleine Gesellschaft versammelt, in welcher ich die gewöhnliche Steifheit französischer Gesellschaften vermißte. Man drang in den Offizier, sich zum Pianoforte zu setzen und einige österreichische Lieder zu singen, über die man sich zu Tod lachen wollte, obschon man kein Wort davon verstand. Hingegen war es für mich nicht minder lächerlich, die Tochter vom Hause das österreichische Dialektlied: „Wann ih in da Fruh aufsteh',"[1] welches ihr der Einquartierte eingelernt hatte, ganz erbärmlich und ohne ein Wort recht auszusprechen, singen zu hören. Dennoch versicherte mir der Va-

[1] „Wann ih in da Fruah aufsteh
Und zu meiner Schwoag'rin geh,
Und da nimm ih glei mei Sichel
Und da gras ih mit mein Michel
Draußen in den grünen Klee etc."

(8 Strophen.) Flugblatt im Besitz des Herausgebers. — Siehe J. M. Bauer, Auswahl der schönsten Lieder und Gesänge für fröhliche Gesellschaften, 2. Auflage. Nürnberg, 1819, S. 158, Nr. 81; J. G. Radlof, „Mustersaal aller teutschen Mundarten", I (Bonn, 1821), S. 123 ff. (aus Bayern).

ter, daß seine Tochter durch den Herrn Offizier schon sehr viel in der deutschen Sprache profitiert habe. Während dieser Unterhaltung wurden wir mit Äpfeln und Butterschnitten bedient.

Ich empfahl mich, und der Offizier begleitete mich in meinen Gasthof, wo wir bei einem guten Nachtmahl und einem paar Bouteillen Burgunder so manche Erinnerungen an die Heimat im traulichen Gespräche erweckten und unsere Freunde und Bekannten in dem lieben Österreich hochleben ließen. Man muß es gefühlt haben, um zu wissen, wie wohl es tut, mitten unter fremden Menschen und in einem entfernten Lande einen Landsmann anzutreffen. Da erst wird man sich der Stärke des Bandes bewußt, welches das Vaterland um seine Söhne zieht, und ich begreife jetzt recht wohl, wie sich Landsmannschaften bilden.

XIX.

Dijon. — Bourg-en-Bresse. — Eine dreifache Hinrichtung.

Als wir in der bedeutenden Stadt Dijon ankamen, herrschte dort die größte Lebhaftigkeit. Mehrere der höchsten Autoritäten der österreichischen Armee hatten hier ihr Hauptquartier, und es kam uns fast alle zehn Schritte ein bekanntes Gesicht entgegen. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß unsere Offiziere in der Galanterie gegen Damen hinter den französischen nicht zurückblieben, und ebensoviel Vergnügen machte es mir, zu sehen, daß die französischen Damen fremde Sieger zu schätzen wissen, als es mir einst Ärger verursachte, dieselbe Eigenschaft an unseren Damen wahrzunehmen. Wo nur ein hübsches schwarzgelocktes Köpfchen bei einem Fenster heraussah, da stand auch richtig eine weiße Uniform daneben, und wo uns eine Dame auf der Straße begegnete, da war sie von einem österreichischen Offizier begleitet, mit dem sie freundlich zischelte, während der Gemahl, Vater oder Onkel nachdenkend hinterherzottelte.

Ich komme nun auf einen Punkt zu sprechen, welcher geeignet ist, Abscheu zu erregen. In Dijon treibt die zarte Jugend das schändliche Handwerk der Kuppelei, und zwar mit einer Frechheit, welche über alle Begriffe geht.

Wir traten kaum auf den Hauptplatz, so sahen wir uns schon von zwölf bis fünfzehn Knaben umringt, deren ältester vielleicht vierzehn, der jüngste kaum mehr als sieben Jahre zählen konnte. Alle drängten sich an uns und riefen uns mit einer bestialischen Miene zu: „Jolies demoiselles Messieurs, si vous plaît.“ Nach diesem allgemeinen Zuruf wollte jeder das Prävenire spielen, und so flüsterte mir einer zu: „Une belle Hollandaise Monsieur!“ Ein anderer: „Une Blondine de quinze ans.“ Ein dritter: „Une Allemande Monsieur qui chante et joue la harpe.“ Der kleinste von allen fletschte mir mit der unverschämtesten Miene entgegen: „Une Négresse Monsieur noire comme l'ébène.“ Und nun scholl es wieder durcheinander. „Suivez-moi, venez! ce petit menteur vous



Karikatur auf Castelli

(Aus dessen Dosen-Sammlung)

donnera une veuve de quarante pour une demoiselle de quinze ans.“ Einer strafte den andern Lügen und jeder strich seine Ware so viel als möglich heraus. Endlich machten wir uns mit einem derben Allez-vous-en! und einer unzweideutigen Stockbewegung Luft und gingen unserer Wege.

Schon durch einige Gassen waren wir gewandelt, als ich mich mit einem Male am Rockschoße gezerrt fühlte und den kleinen Ambassadeur der Negerin wieder bei mir stehen sah, der mich mit den Worten ansprach: „Voilà la maison, Monsieur!“ Ich sah den Kleinen staunend an und fragte ihn, was ihn vermocht habe, mir unbemerkt zu folgen. „La delicatesse“ war seine Antwort. Ich schenkte ihm einen Frank für diese Delikatesse — und besah mir die Negerin, welche wirklich noire war comme l'ébène.

Unserer weiteren Geschäftsreise und der Besitznahme unserer künftigen Residenz Bourg-en-Bresse stellten sich mehrere Hindernisse entgegen, darum war es uns vergönnt, acht Tage in Macon zu bleiben, was für uns von nicht geringem Nutzen sein mußte, da wir dadurch Gelegenheit erhielten, uns von dem Tun und Treiben einer französischen Provinzstadt näher zu unterrichten und uns hieraus Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft zu entwerfen.

Macon ist eine mittelmäßig große Stadt an der Saone; jene Häuser, welche am Kai liegen, sind neuer und schöner. Die ganze Stadt liegt auf einem mäßigen Hügel, und man geht darin fast immer hügelan. Außer dem Kai sind die Straßen eng und finster. Das Merkwürdigste ist die alte steinerne Brücke über die Saone, von welcher man behauptet, sie rühre noch aus Julius Cäsars Zeiten her. Es ist angenehm, auf dieser Brücke zu stehen und auf dem Flusse kleine Segelschiffe hinabschwimmen zu sehen. Am Ende des Kais befindet sich ein großer, mit Bäumen besetzter Platz. Hier ist des Abends der Spaziergang sogenannter galanter Mädchen, welche wohl hier nichts weniger als galant sind, aber doch in ziemlicher Anzahl sich vorfinden.

Ich fand in Macon eine bereits schon völlig organisierte österreichische Interimsverwaltung, und die Mitglieder derselben

waren teils ältere Bekannte von mir, teils war die Bekanntschaft mit den mir noch Unbekannten schnell angeknüpft, denn man schließt sich wohl nirgends schneller aneinander als dort, wo gleiche Sprache und Sitte uns nur zu einigen wenigen hinziehen.

Durch die Freunde wurde ich in mehrere bedeutende Häuser in Macon eingeführt, und was fand ich da? Hier einen alten Ludwigsritter, der seinen Orden und seine Gesinnungen lange versteckt gehalten hatte und nun auf einmal wieder hervortrat; dort einen neugebackenen Emporkömmling, der alle Porträte Napoleons, die er nur in seinem Hause hatte, verbrannte. Hier eine steife Matrone, welche sich des Tages wohl zwanzigmal die Lieder: „Sous le Louis la France heureuse et fiere“ usw. und „Des Alliées la noble vaillance“ usw. vorsingen ließ, und doch fast vor Schrecken in Ohnmacht fiel, wenn sie ein Einquartierungsbillett von einem solchen Allié bekam, und bei ihr zwei junge Gänschen von Nichten, welche sich den ganzen Tag über damit marterten, den deutschen Namen des Herrn Leutnants aussprechen zu lernen, den sie gestern ins Quartier bekamen. Hier einen kecken jungen Burschen, der auch im größten Kot in Schuhen und Strümpfen dahergeht, die Liliendekoration nicht von der Brust bringt, alles mit aufgeblasenen Backen lobt, was er an den fremden Rettern (wie er die Österreicher nennt) sieht, und insgeheim Epigramme auf sie macht. Dort einen alten Politiker, der alle Zeitungen frißt, über alles seine Glossen macht, das Gute verkleinert, das Böse vergrößert, die Grenzfestungen und das Museum im voraus schon Stück für Stück an die Allierten verteilt, jede Regierungsveränderung bekrittelt und doch immer mit den Worten: „Vive le roi!“ schließt.

Ich könnte noch hundert Originale solcher Art kopieren, allein, ich bescheide mich, mit kurzen Worten zu erklären, daß ich nur sehr wenige Menschen fand, denen ich einen festen Charakter zutrauen konnte, nur sehr wenige, welche sich erkühnten, frei zu sprechen und zu handeln. — Alles schlug sich zu einer Partei, und fast niemand ging seinen Weg des Rechten ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände.

Hier war es eigentlich zum ersten Male, wo mich die unveränderliche Veränderlichkeit der Franzosen so recht anekelte und ich mich in jeder Gesellschaft allein fühlte.

Außer dem mageren Vergnügen in solchen Gesellschaften, wo einer dem andern nicht traut, war in Macon wenig Unterhaltung zu finden. Es bestand hier kein Theater, und wäre zu dieser Zeit nicht sehr angenehmes Wetter eingefallen, ich hätte mich darauf beschränken müssen, mich zu einem hiesigen Buchhändler zu setzen und in elenden Romanen zu blättern. Ich habe dies auch nur eine einzige Stunde getan und in einem Lesekabinett bei sechstausend Romane gefunden.

Ein Kaffeehaus auf dem Kai, vor welchem ein Zelt aufgeschlagen war, nannten die anwesenden Offiziere ihren „Hugelmann"[1] und versammelten sich dort zu Spiel- und Tabakrauch. Auch ich rauchte mein Nachmittagspfeifchen dort und sah, wie die Kriegsmänner die hübsche junge Kaffeewirtin einschlossen und belagerten. Das mutige Weibchen aber, wenn es ihr zu arg wurde, haute mit ihren runden fleischigen Armen tapfer um sich und machte einen Ausfall in die Küche.

Es sei mir erlaubt, hier einer Anekdote zu erwähnen, welche sich während meiner Anwesenheit in Macon zutrug, und welche zeigt, wie schnell die Franzosen den Mantel nach dem Winde kehren. Ein gemeiner Franzose hatte einen österreichischen Soldaten ohne Ursache beleidigt und endlich gar geprügelt. Der Militärgouverneur hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er den Übermütigen arretieren ließ und nach erhobenem Tatbestande ihm fünfzehn Prügel durch österreichische Korporalshände, und zwar zum warnenden Beispiel auf offener Straße am Kai zuerkannte. Die Exekution wurde vollführt, der ganze Platz war voll Menschen, die sich wohl hüteten, das Spektakel zu unterbrechen, da sie die Bajonette ringsum in Respekt hiel-

---

[1] Das Hugelmannsche Kaffeehaus (in Wien) befand sich in der Leopoldstadt, gleich über der Ferdinandsbrücke. (Siehe W. Kisch, die alten Straßen und Plätze usw. Wien, 1888, I, S. 214 mit Abbildung.) — Ratschky besingt es schon 1805 in „Neuere Gedichte, Wien, 1805", S. 46 f.

ten. Allein, die zartnervigen Damen an den Fenstern fanden die Strafe empörend und riefen ein Mal über das andere: „Ah, mon Dieu! comme il est Cannibal, Monsieur le Commandant!“ Man mochte das hinabgehört haben, und alsogleich wurde einer der größten Feldwebel abgeordnet, die Damen zu besuchen und ganz höflich zu fragen, ob sie vielleicht etwas dawider einzuwenden hätten? Ich selbst stand bei einer solchen Dame am Fenster und hatte ihr eben ihr unkluges Benehmen verwiesen, als der alte Schnurrbart in das Zimmer trat, in militärischer Stellung die rechte Hand an die Mütze legte und in tiefem Baß herabdonnerte: „Seine Exzellenz der Herr General lassen sich höflichst empfehlen und fragen, ob Ihnen vielleicht das nicht recht ist, was da unten geschieht?“

Alles schwieg, man hörte nur ein leises Hüsteln und ein — „Oh, voyez — ce n'est pas“ — und der Feldwebel machte kehrt und ging wieder ab.

Wir sollten nun schon in unserer Station Bourg-en-Bresse sein, allein, es hatte sich das Gerücht verbreitet, daselbst sei kein Militär und das dortige Volk sei im größten Aufruhr. Man erzählte nämlich: Baron Roschmann[1], früherer Gouverneur daselbst, habe der Stadt Bourg-en-Bresse eine Kriegskontribution von 50 000 Franken auferlegt, weil man, als der Kardinal Fesch und Madame Lätitia durch die Stadt gekommen waren, „Vive Napoléon!“ gerufen hatte!

Mein Reisegefährte und Vorgesetzter war nun etwas furchtsam und wagte es nicht, sich nach Bourg zu begeben. Er zog mich zu Rate und eröffnete mir, er sei willens, nach Lyon zu gehen, wo Roschmann gegenwärtig sei, diesen zu fragen, ob sich

---

[1] Anton Leopold v. Roschmann-Hörburg, geb. Innsbruck, 26. Dezember 1777, gest. Wien, 11. Mai 1830; trat 1800 in den Staatsdienst und war 1809 Unterintendent der Tiroler Landesverteidigung. (Der Feind setzte auf seinen Kopf einen Preis von 3000 Dukaten.) — 1813 Ober-Landeskommandant, 1815 Ober-Intendent der Kaiserlichen Armee in Italien, dann in Frankreich, später Hofrat in der Vereinigten Hofkanzlei. 1819 pensioniert. Auch bedeutender Münzensammler. Wurzbach 26, 352.

alles so verhalte und ob es ratsam sei, dahin zu gehen. „In zwei Tagen", sagte er, „bin ich wieder hier, Sie erwarten mich indessen, und wir werden sehen, was zu tun ist."

„Herr Graf," antwortete ich ihm, „es wird vielleicht noch besser sein, wenn ich mich in diesen zwei Tagen nach Bourg selbst begebe und mich überzeuge, wie es dort aussieht."

„Wenn Sie den Mut haben, so tun Sie es, es wird mir lieb sein", versetzte er verwundert. „Ihre Reisekosten bezahle ich mit Vergnügen."

So wurde es denn beschlossen. Ich weiß nicht, woher ich damals den Mut nahm, allein, ich glaube, es war eben die Furchtsamkeit meines Vorgesetzten, welche meine Courage erweckte.

Ich bestellte also Postpferde, brauchte aber die Vorsicht, meine Uniform und alle militärischen Abzeichen von mir zu legen und mich ganz in Zivil zu kleiden.

Als ich nun so fuhr und über mein gewagtes Beginnen nachdachte, wurde mir wohl ein wenig schwül; allein, ich rief mir ins Gedächtnis zurück, was ich mir schon in Wien vorgenommen hatte: überall, wo ich hinkäme, mir eine Frau geneigt zu machen und mich in ihren Schutz zu begeben.

Ich kam in Bourg-en-Bresse an, stieg in dem Gasthof ab, und da eben Sonntag war (ich war bei Nacht gefahren), so begab ich mich in die Kirche, ich kann wohl gestehen, um den Allmächtigen anzuflehen, mich in dem fremden Lande zu beschützen. Er sandte auch wirklich einen schirmenden Engel, einen Engel an Gestalt und Herzensgüte.

In einem Stuhle sah ich eine verschleierte Frau, welche sehr andächtig betete.

Ich weiß nicht, ob sie mich bemerkt hatte oder ob sie sah, daß ich ihr folgte, als sie aus der Kirche ging: kurz, sie schlug im Freien den Schleier zurück, und ich sah ein Antlitz, aus welchem Milde und Güte sprachen und das mich unwiderstehlich anzog und fesselte.

Ich benutzte eine weniger besuchte Straße, um mich ihr zu nähern und sprach sie mit den Worten an (versteht sich fran-

zösisch): „Madame! Wollen Sie einem Fremden einige Worte erlauben, dem die Züge der Milde, welche auf Ihrem Antlitze sich deutlich aussprechen, Vertrauen einflößen?"

Etwas verlegen antwortete sie mit einer sanften Stimme: „Sprechen Sie, worin kann ich Ihnen dienen?"

Ich gestand ihr nun unverhohlen und mit der größten Aufrichtigkeit, daß ich einer der österreichischen Beamten sei, welche bestimmt sind, sich in Bourg niederzulassen und hier provisorisch die Regierung zu übernehmen; ich erzählte ihr, was wir von der Unsicherheit dieser Gegend vernommen hätten, und daß daher meine Amtskollegen in Macon zurückgeblieben seien und mich vorausgesandt hätten, mich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Gerüchte vorerst zu überzeugen; ich bat sie endlich, mich mit der Lage der Dinge bekannt zu machen, und schloß mit den Worten, ich hätte mich an eine Frau gewendet, weil ich weiß, daß diese an politischen Parteien weniger Anteil nehmen und ein Herz für den Menschen haben, er mag Franzose oder Österreicher sein.

„Und Sie sollen Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben", versetzte die Schöne. Mein Mann und ich sind gut royalistisch gesinnt, und ebenso auch der Maire unserer Stadt. Kommen Sie mit mir, ich werde Sie zur Schwester des letzteren führen, welche meine Freundin ist; diese wird Sie mit ihrem Bruder bekannt machen, und Sie von ihm die nötigen Aufschlüsse erhalten."

Ich dankte ihr herzlich und folgte ihr.

Die Freundin, eine Witwe, nahm mich sehr zuvorkommend auf, stellte mich ihrem Bruder, dem Maire, vor, und von diesem erfuhr ich, daß wohl Unruhen im Städtchen selbst und in der Umgegend vorgefallen seien, daß aber jetzt alles ruhig und für die Folge um so weniger etwas zu besorgen sei, da er den Auftrag erhalten habe, für ein morgen einzumarschierendes österreichisches Regiment Unterkunft zu veranstalten.

Ich bat ihn, auch für meinen Reisegesellschafter und mich Quartiere zu bestimmen, und zwar für jenen, als zeitweiligen Zivilgouverneur, ein angemessenes, großes, für mich aber nur

ein kleines Zimmer; und sieh da, ich erhielt eine Einquartierungskarte bei jener Dame, die ich mir zum Schutzgeist erkoren hatte.

Der Maire lud mich zum Mittagmahle, und dessen Schwester und mein Schutzgeist speisten mit uns, da, wie ich erfuhr, der Gemahl der letzteren eine kleine Geschäftsreise nach Lyon unternommen hatte.

Es war wohl natürlich, daß ich alle meine Kunst aufbot, mich so liebenswürdig als möglich zu zeigen. Ich erzählte von Wien, kramte Anekdoten aus, lobte Frankreich so viel es mir nur immer möglich war, und sowohl der Herr Maire als die beiden Damen schienen Wohlgefallen an mir zu finden. Ich aber fand ganz besonderes Wohlgefallen an meinem Schutzgeist.

Als ich mich des Abends empfahl, um wieder nach Macon zurückzukehren, hatte sich schon fast ein Freundschaftsbund um uns geschlungen; denn als ich meine Beschützerin nach Hause begleitete, bat sie mich, ihr, wenn ich hier anfange zu regieren, auch meinen Schutz angedeihen zu lassen, indem sie ihre Freude bezeigte, mich in ihrem Hause beherbergen zu können, und als ich ihr beim Abschiede die schöne Hand küßte, glaubte ich auch einen leisen Druck zu verspüren.

Seelenvergnügt kehrte ich nach Macon zurück, stattete meinem Vorgesetzten Bericht ab, und schon am nächsten Tage fuhren wir mitsammen im vollen Ornate nach Bourg-en-Bresse. Der Maire empfing uns feierlich und führte uns in die für uns bestimmten Quartiere. Der Herr Graf war mit dem seinigen sehr zufrieden, hätte mich aber gerne bei sich gehabt. Ich aber war mit dem meinigen noch mehr zufrieden und hätte es um keinen Preis mit einem anderen vertauscht.

Wir fingen nun an zu regieren, aber sehr gemach auftretend; denn von Energie war mein guter Graf kein Freund. Wir ließen nur zwei Plakate ergehen. In dem einen zeigten wir an, daß wir von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich beauftragt seien, die Leitung des Departements de l'Ain provisorisch zu übernehmen, in dem anderen warnten wir vor allen öffentlichen Unruhen.

Jedes Gouvernement bestand aus einem Gouverneur, zwei Gouvernements-Kommissären und mehreren Hilfsbeamten. Mein Reisegefährte war nur zum Kommissär bestimmt und übernahm als solcher einstweilen die Leitung. Bald aber kam der zum Gouverneur designierte Hofrat Delvaux selbst und mehrere Hilfsbeamte an, und wir waren daher von aller Verantwortlichkeit frei.

Ich will nun vorerst über die amtlichen Verhältnisse in Bourg-en-Bresse sprechen, später werde ich von meinen Privatangelegenheiten reden.

Die Stellung unseres Gouvernements wurde dadurch sehr schwierig, daß es fast immerwährende Reibungen zwischen uns und den Militärautoritäten gab. Wir hatten die gemessensten Befehle von seiten des Armeeministers, keine Übergriffe einzelner Korpskommandanten zu dulden, und diese fragten wieder den Henker nach uns und unseren Anordnungen.

Ich will hier eines der auffallendsten Beispiele anführen.

Wir hatten den Auftrag, darüber zu wachen, daß kein Offizier, Kommandierender oder Subalterner etwas im feindlichen Lande requiriere, und wenn Requirierungen notwendig befunden würden, so würden die nötigen Befehle an die Gouvernements ergehen und von diesen zu bewerkstelligen sein.

Nun hatte ein Offizier, ein Hauptmann, in einem nahegelegenen Dorfe Sohlenhäute requiriert, und der Maire kam zum Gouverneur und führte darüber Beschwerde. Wir meldeten dies dem Kommandierenden, Grafen von Coloredo[1], zu dessen Korps jener Offizier gehörte, und ersuchten zu verfügen, daß die Sohlenhäute entweder in natura zurückgestellt oder der Wert derselben in Geld uns zugestellt werde.

Und was bekamen wir von dem Herrn Grafen von Coloredo, den die Franzosen mit Recht Vandamme autrichien nannten, für eine — hier wörtlich mitgeteilte — Antwort?

„Löbl. Gouvernement zu Bourg-en-Bresse!

---

[1] Hieron. II. Graf Colloredo-Mansfeld, Feldzeugmeister Komm. des Maria Theresien-Ordens, geb. Wetzlar, 30. März 1775, gest. 23. Juli 1822. Wurzbach 2, 424.

Mein Offizier, der Hauptmann N., hat Sohlenhäute requiriert, das ist wahr; er hat dieselben für seine Truppe verschneiden lassen, weil sie keine ganzen Schuhe mehr hatte, also kann er sie in natura nicht mehr zurückstellen, er wird aber auch kein Geld dafür schicken. Übrigens kann uns alle beide ein löbliches Gouvernement —." (Dieser Gedankenstrich verweist auf eine Stelle im „Götz von Berlichingen".)

Es versteht sich, daß wir diese höfliche Einladung an das Armeeministerium einsandten; wir erhielten aber keine Genugtuung, auch sogar keine Antwort; die Note wurde bloß zur Wissenschaft genommen.

Auch die gerechten und von dem Armeeministerium gebilligten Anforderungen der verschiedenen Korpskommandanten waren verschieden, und diese Verschiedenheit hatte für uns viel Unangenehmes. So z. B. war von Colloredo bestimmt, daß beim Durchmarsche jeder Mann seines Korps eine Maß Wein zu erhalten habe, Schwarzenberg aber bestimmte für jeden Mann seines Korps nur eine halbe Maß. Kam nun ein Schwarzenbergisches Regiment und hatte erfahren, daß ein Colloredisches vor ihm mehr Wein bekommen habe, so hatten wir unsere liebe Not. Zum Glücke war der Maire ein sehr williger Mann, der uns nach Wunsche tat.

Die Stadt selbst war ziemlich ruhig. Sie fürchteten die Bajonette, und uns standen viele zu Gebote.

Nur einmal schrien die Bourger noch „Vive l'empereur", daß die Lüfte widerhallten, und sie machten das so pfiffig, daß wir es ihnen gar nicht übelnehmen durften. Es geschah nämlich am 4. Oktober, dem Namenstage des Kaisers Franz. Wir wußten aber wohl, was für einen Empereur sie meinten.

Was mich betrifft, so war ich in Bourg wirklich ein „Gott in Frankreich" und führte ein herrliches Leben. Ich hatte täglich 4 fl. Diäten aus der Gouvernementskasse und außerdem noch von der Stadt 25 Franken Etappengeld. Ich brauchte aber gar kein Geld, denn ich genoß in dem Hause meines Schutzgeistes, wo ich einquartiert war, alles umsonst. Ich wurde in alle besseren Zirkel der Stadt gezogen, und alles dieses versüßte mir noch die Liebe meiner angebeteten Hauswirtin. Sie war meine

Lehrerin in der besseren französischen Sprache, welche ich damals noch ziemlich radebrechte. Ihr Gemahl, ein Mann schon in den Sechzigen, hatte mich auch liebgewonnen und ging in sein Kasino, während ich selige Stunden in der Gesellschaft seiner himmlischen Gattin genoß. Ja, er hatte auch nichts dagegen, wenn ich mit ihr allein spazierenging, und er ersuchte mich sogar einmal, seine Frau auf einem Ausfluge nach Lyon zu ihren Eltern zu begleiten. Es war daher wohl natürlich, daß das Verhältnis zwischen uns immer herzlicher und inniger wurde, und daß ich, da meine früheren Zuneigungen nur Jugendliebeleien waren, jetzt erst eigentlich fühlte, was wahre heiße Liebe sei.

Wie weit es mit dieser Liebe gekommen sei und wie lange sie gedauert habe, werde ich später erzählen, und man wird darin Ingredienzien genug zu einem tüchtigen Romane finden.

Jetzt will ich noch von der Stadt Bourg und von mehreren einzelnen Ereignissen, insoferne sie irgendeine Einwirkung auf mich hatten, reden.

Als Hofrat Delvaux angekommen war und die Gouvernementsleitung übernommen hatte, war die Autorität meines Reisegesellschafters, des Grafen, fast zu Ende. Ich mußte nun im Bureau des Gouverneurs arbeiten, und der Graf saß tagelang zu Hause allein am Fenster und sah in den Hof hinab, in welchem sein Wagen in einer Remise stand. „Ach!" sagte er einst zu mir, „wann wird dieser Wagen sich rühren und ich wieder in mein liebes Wien zurückkehren können?"

Ich riet ihm, da sein amtliches Wirken hier von nun an doch nur ein untergeordnetes sein könne, bei dem Armeeministerium um Enthebung von seiner Stelle einzuschreiten und Kränklichkeit als Grund anzugeben; er tat es, erhielt in kurzer Zeit seine Entlassung und reiste seelenvergnügt ab.

Obschon ich eigentlich ihm als Sekretär beigegeben war, so blieb ich doch bei dem Gouvernement in Bourg, da Hofrat Delvaux meine Dienstleistung als notwendig dem Armeeminister meldete, eigentlich aber, weil ich mich hier vortrefflich befand und besonders durch die Bande der Liebe festgehalten wurde.

Hier studierte ich nun die französische Sprache, die französischen Menschen und ihren Charakter ganz genau. Es bot sich mir ja Gelegenheit genug dazu, denn ich hatte überall Zutritt und war überall gut aufgenommen.

Die Amtsgeschäfte nahmen meine Zeit sehr wenig in Anspruch, und ich hatte daher Muße genug, alles zu sehen und meine Erfahrungen zu bereichern.

Sehr oft besuchte ich den Gerichtshof und wohnte den Kriminalverhandlungen bei, welche immer öffentlich gepflogen werden.

Es war damals eben ein Prozeß von großer Bedeutung anhängig, welcher außerordentliches Aufsehen machte. Es waren nämlich drei Räuber eingezogen worden, welche unter den Namen Chauffeurs bekannt waren. Man nannte sie darum so, weil sie Feuer anzündeten und ihre Opfer so lange über dasselbe hielten, bis sie angaben, wo sich ihr Geld befinde.

Die Verbrecher waren von dem Tribunal zu Bourg zum Tode verurteilt worden; da aber die Schuldigen die Appellation anmeldeten, so war das Urteil nach Paris zum obersten Gerichtshof gesandt worden und von diesem bestätigt zurückgelangt.

Der Tag zur Hinrichtung wurde bestimmt und am Vorabende die Guillotine auf einem Wagen nach einem freien Platze vor der Stadt geführt. Da die Bevölkerung von Bourg dieses wußte, so waren an diesem Abende alle Fenster, Jalousien und Vorhänge aller Häuser geschlossen, um ja die Maschine nicht zu sehen und selbst das Rasseln des Wagens nicht zu hören, durch welche in der Schreckenszeit der Revolution fast jede Familie ein Mitglied verloren hatte.

Erst am frühen Morgen des Hinrichtungstages selbst ward den Verbrechern angekündigt, daß in Paris ihre Appellation verworfen und das Urteil, welches ihnen nochmals vorgelesen wurde, bestätigt worden sei und binnen einer Stunde vollzogen werde.

Mit dem Greffier, welcher dieses verkündete, traten auch ein Priester, der Henker und drei seiner Knechte ein.

Da die drei Verbrecher den Trost der Religion fest und entschlossen zurückwiesen, so trat der Priester nach einigen heilsamen Ermahnungen wieder ab, die Knechte des Henkers aber schnitten den Delinquenten die Haare ab und bekleideten den Oberteil ihrer Körper mit roten Hemden.

Der Greffier fragte, ob sie noch etwas wünschten. Zwei waren schon fast bewußtlos, der dritte aber, ein Koloß, bat um Wein und Rauchtabak, welches ihm bewilligt wurde.

Nach einer Stunde setzte sich der Zug in Bewegung. An der Spitze eine Abteilung berittener Gendarmerie, dann der Greffier mit Stab und Urteil; darauf folgten die drei Delinquenten, die Hände auf den Rücken gebunden, in die von beiden Seiten Knaben zwischen acht und zehn Jahren sich einhingen. Da mir dieses neu war, so fragte ich um die Ursache dieser sonderbaren Gewohnheit, und man sagte mir, daß dies zum Zeichen geschehe, daß der Verbrecher durch die erlittene Strafe mit der menschlichen Gesellschaft wieder ausgesöhnt sei.

Da zwei der Delinquenten schon so schwach waren, daß sie im Gehen von den Henkersknechten mehr getragen als unterstützt werden mußten, so behielt ich nur den dritten im Auge. Er ging festen Schrittes vorwärts, und als ihm eine kleine hölzerne Pfeife, aus welcher er rauchte, aus dem Munde fiel, sprang er zornig mit beiden Füßen darauf, zertrat sie und sagte: „Est-ce que tu m'abandonnes avant que je t'abandonne moi?"

An der Guillotine angelangt, wurden die beiden ersten sehr schnell hingerichtet, der dritte sah starren Blickes zu und murmelte nur, als der Kopf des zweiten fiel: „Bon voyage, mon camerade." Als er aber nun selbst das Blutgerüst besteigen sollte, weigerte er sich und sagte, er werde sich nicht früher an das Brett anschnallen lassen, bis man dasselbe von dem Blute seiner Kameraden gereinigt habe, welches daran klebe. Man tat ihm seinen Willen, ließ das Brett abwaschen, dann stellte er sich lächelnd daran, und sein Kopf fiel. Als er das letzte Begehren stellte, hörte ich einigen Bravoruf, der mich mit Schauder erfüllte[1].

[1] Vgl. zu dieser Stelle Castellis Bemerkung im 2. Bd., S. 83.

Bourg-en-Bresse ist für Frankreich das, was für Österreich Graz ist. Man hat dort die ausgezeichnetsten Kapaune, die überallhin, auch selbst in die Hauptstadt verführt werden. Auch treffliche Liköre werden dort bereitet.

Man zeigte mir das Haus, welches der berühmte Astronom Lalande[1] bewohnte und in welchem er auch starb. Während meiner Anwesenheit bewohnten es österreichische Soldaten.

Einen sehr schönen Spaziergang haben die Bewohner in einer großen Allee, welche sie „au Maille" nennen. Man sieht da in der Ferne den Montblanc, und der Spaziergang ist gegen Mittag sehr stark besucht.

An die Stelle meines Grafen[2], welcher voll Freuden nach Wien zurückgekehrt war, kam Baron Münch-Bellinghausen[3] als Gouvernementskommissär nach Bourg. Baron Münch war zu jener Zeit, im Jahre 1815, Kreiskommissär in Teplitz und ist jetzt, im Jahre 1846, wo ich dieses schreibe, Graf, geheimer Rat, Präsident der Bundesversammlung und mit so vielen Orden bedeckt, daß nur seine breite, erhabene Brust imstande ist, sie zu tragen. Diesem Mann mußte es glücken, sich zu den höchsten Würden emporzuschwingen. Ich hatte Gelegenheit, ihn hier genau kennen zu lernen und ihn wahrhaft zu bewundern. Sein Scharfblick, in jeder Lage das Zweckmäßige zu ergreifen, und seine Entschlossenheit, dieses auch alsogleich auszuführen, seine Bündigkeit im Stile und im Geschäftsgange, seine Schlauheit, immer genau zu wissen, woher der Wind weht und inwieweit er diesem Winde vertrauen

---

[1] Jos. Jérôme Lalande, gen. Le Français, starb in Paris am 4. April 1807, Bourg-en-Bresse war sein Geburtsort (11. Juli 1732). — Direktor der Pariser Sternwarte. Sein Hauptwerk „Astronomie", 1764, 2 Bde.

[2] S. das Zeugnis des Grafen Cavriani im Anhang 10.

[3] Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen, ein Onkel des Dichters Friedrich Halm, geb. Wien, 29. September 1786, gest. daselbst, 3. August 1866; trat 1806 in den Staatsdienst, wurde 1813 Kreiskommissär im Leitmeritzer Kreise, 1819 Stadthauptmann von Prag, 1831 in den Grafenstand erhoben, 1841 Staatsminister. S. Wurzb. 19, 441.

dürfe, und daneben auch sein feiner Umgangston und seine einnehmende Persönlichkeit mußten ihm alle Hindernisse überwinden, alle allfälligen Gegner besiegen, alle ihm anvertrauten Geschäfte zum erwünschten Ende führen helfen. Ich freue mich noch immer, unter ihm gedient zu haben, und nie mehr ist mir ein — damals noch so junger — Mann mit so außerordentlichen Talenten für den Staatsdienst, auch selbst in der Diplomatie vorgekommen.

Mein Aufenthalt in Bourg währte bis zu Ende November. Der Gouverneur Hofrat Delvaux und seine Unterbeamten waren schon im September vom Armeeministerium abberufen worden und abgereist. Nur Baron Münch, ich und ein Herr Haffner erhielten den Auftrag, noch so lange zu bleiben, bis die erste Kriegskontributionsrate, welche auf dieses Departement entfiel, einbezahlt und von uns an das Armeeministerium abgeführt sein würde.

Wir brachten auch dies Geschäft glücklich zu Ende, und nun trug mir Baron Münch an, mit ihm in seinem Wagen die Reise durch ganz Italien nach Wien zu machen[1].

Es versteht sich, daß ich diesen Antrag mit dem größten Dank annahm; denn einerseits sah ich dadurch Italien und anderseits durfte ich nur auf jeder Post ein Postpferd bezahlen, und der Preis des zweiten fiel in meinen Sack, was bei einer so großen Reise eine bedeutende Summe ausmachte.

---

[1] Siehe Anhang 11.

XX.

Eine lange dauernde Liebschaft. — Die Charmettes bei Chambery. — Fahrt über den Mont-Cenis. — Turin.

Es ist hier der Ort, von meiner Liebschaft ausführlich zu sprechen und ihre Folgen vom Jahre 1815, da sie entstand, bis zum Jahre 1856[1], da sie noch nicht ihr Ende erreicht hat, also durch 41 Jahre, fortzuführen, weil sie von seltsamen Umständen begleitet und einem Roman nicht ganz unähnlich ist.

Es ist wohl kein Wunder, daß ein Mann von 34 Jahren, wie ich damals war, und eine Frau (Marie will ich sie nennen[2]), welche damals 22 zählte und einen sechzigjährigen Gatten hatte, nicht nur bloß von Händedrücken und Küssen lebten, sondern auch sich inniger vereinigten. Wir waren beide unaussprechlich glücklich, und ich kann die Zeit, die ich in Bourg in den Armen Mariens verlebte, als die süßeste meines ganzen Lebens betrachten.

Natürlich war der Auftrag, der mich nach Wien zurückrief, ein Donnerschlag für uns beide. Ich werde den letzten Abend vor meiner Abreise niemals vergessen. Ich hatte Marie gebeten, an diesem Abend Gesellschaft zu sich zu bitten, damit wir ja nicht allein seien. Sie tat es. Die Gesellschaft war fröhlich, nur wir beide stimmten mit nassen Augen in diese Fröhlichkeit ein. Gegen Mitternacht empfahlen sich die Gäste, und nur eine Freundin Mariens blieb die letzte, mit welcher es Marie so abgemacht hatte, weil sie wußte, daß ihr Gatte die Artigkeit haben

---

[1] Später (S. 394) erklärt Castelli, er schreibe dies im Jahre 1861.

[2] Die Frau hieß Adele Borsat, geb. Riverieulx. — Castelli vermachte ihr in seinem Testament die Busennadel mit dem in Brillanten gefaßten Opal, welche er von der Königin von Sachsen erhalten hatte. Dort lesen wir: „Diese Nadel ist ihr nach der genauen oben unterstrichenen Adresse gleich nach meinem Tode zuzusenden und ihr mein Ableben anzuzeigen." — Die Anordnung wurde ausgeführt, doch war bis zum Schlusse der Verlassenschaftsabhandlung noch keine Rückantwort eingetroffen. (Castellis Verlassenschaftsakten in der Registratur des Bezirksger. Wien, innere Stadt I.)

würde, sie nach Hause zu begleiten, und daß sie dann allein einen zärtlichen Abschied von mir nehmen könne.

Diesen Abschied bin ich nicht imstande zu beschreiben. Wir gaben uns die heiligsten Versicherungen ewiger Liebe, ich schwur ihr, sobald es meine Umstände zulassen würden, wieder nach Bourg zu kommen; ihre Arme hatte sie um meinen Hals geschlungen, und sie hielt mich so fest, als ob sie mich nie mehr loslassen wollte, und Ströme von Tränen fielen von ihrem Gesichte auf das meinige; denn unser beider Mund wollte sich erst nach einem ewigen Kusse trennen. Plötzlich aber fühlte ich, daß ihr Kopf und ihre Arme herabsanken, und sie lag ohnmächtig in meinen Armen.

Man stelle sich meine entsetzliche Lage vor. Marie bewußtlos, ihr Gemahl konnte jeden Augenblick zurückkommen, die Dienerschaft durfte ich nicht zu Hilfe rufen. Ich versuchte alles, sie wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, und es gelang mir; ich hatte nur noch Zeit, sie zu bitten, sich schnell in ihr Schlafgemach zu begeben und ihr zu versprechen, daß sie mich morgen noch einmal sehen werde; dann eilte auch ich in das meinige und hörte, wie Mariens Gatte zurückkam.

Ich durfte es aber nicht wagen, am nächsten Morgen vielleicht noch eine ähnliche Szene herbeizuführen. Ich ließ also noch in der Nacht mein Gepäck in den Gasthof bringen und nahm dortselbst ein Nachtlager, nachdem ich einen Brief an Mariens Gatten zurückgelassen, in welchem ich ihm für die freundliche Aufnahme in seinem Hause dankte und um Entschuldigung bat, es nicht persönlich tun zu können, da mir die Trennung zu schmerzlich wäre.

Um 6 Uhr morgens reiste ich mit Baron Münch ab. In dem Augenblick aber, als ich in den Wagen stieg, trat Mariens Freundin noch zu mir und überreichte mir Mariens noch von Tränen feuchtes Sacktuch und eine Locke ihres rabenschwarzen Haares.

Diese meine Liebesgeschichte will ich bis zu deren letztem Augenblicke fortführen.

Durch ein halbes Jahr schrieben wir uns nun beide allwöchentlich, wie wir einander versprochen hatten. Ich ließ in

Wien von Daffinger mein Porträt für Marie malen (das ihrige hatte ich schon in Bourg von ihr erhalten), ließ es in ein sehr elegantes Nähkissen verborgen einmachen und sandte es an ihren Gemahl mit der Bitte, es seiner Frau als Andenken von mir zu übergeben. Ihr aber schrieb ich, wenn sie an einer angedeuteten Stelle drücke, so werde das Nähkissen aufspringen und ihr mein Bild zeigen.

Fünfzig Briefe waren von meiner und fünfzig von ihrer Seite gewechselt (ich besitze die ihrigen, und ich kann sie Musterbriefe an Geist und Stil nennen)[1], als ich plötzlich zwei Briefe auf einmal erhielt, einen von Marie und einen von ihrem Gatten.

Marie schrieb mir, sie sei an ihrem Nähtischchen gesessen, ihr liebes Nähkissen vor ihr, und ihr Gatte an ihrer Seite. Plötzlich sei das Kissen hinabgefallen, aufgesprungen und der Gatte habe mein Bild gesehen. Er habe sogleich ihren Kasten aufgesprengt und alle meine Briefe gefunden, welche sie so unvorsichtig aufbewahrt habe. Welche Szene es hierauf gegeben, könne ich denken. Sie konnte nur dadurch eine Scheidung verhüten, daß sie ihm den Schwur leisten mußte, jede Verbindung mit mir abzubrechen. Sie bitte mich also, ihr nicht mehr zu schreiben, versprach mir, mein Bild stets in ihrem Herzen zu behalten und bat, ich möge auch sie nicht vergessen.

Wie der Brief des Herrn Gemahls verfaßt war und welche Ehrentitel ich darin erhielt, dies mag sich jeder selbst ausmalen.

Dieses geschah im März 1816.

Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1847, also durch 31 volle Jahre, vernahm ich nun von dieser ganzen Familie, ungeachtet oft wiederholter Erkundigungen, nichts mehr.

Erst im Jahre 1847 glückte es mir, durch einen Freund in Lyon ausführliche Nachrichten von dieser Familie zu erhalten, welche also lauteten:

Marie habe einige Jahre nach meiner Entfernung, zwar vereint mit ihrem Gatten, aber von demselben mit steten Vor-

[1] Leider ist uns von den Briefen keine Spur erhalten.

würfen überhäuft, ein trauriges Leben geführt, sein hartes Benehmen gegen Marie habe sich noch vermehrt, als sie im Jahre 1816 ein Töchterchen gebar, das er nicht für das seinige erkannte; dennoch habe er einen öffentlichen Skandal vermieden und sich nicht von ihr getrennt. Im Jahre 1822 sei er gestorben, und habe sein großes Vermögen seinem Sohne, der zur Zeit meines Aufenthaltes in Bourg fünf Jahre alt war, hinterlassen, seiner Witwe aber nur ein kleines Legat zugewendet und ihre Tochter gänzlich enterbt.

Der Präfekt des Departements habe sich später in Marie verliebt, und als er nachher zum Minister emporstieg und nach Paris kam, folgte ihm Marie dahin.

Aber auch er starb, und Marie kehrte nach seinem Tode wieder nach Bourg zurück, wo ihr Sohn sein Vermögen mit ihr teilte und sie mit ihm, der sie sehr liebt, vereint lebt. Die Tochter aber habe sich verheiratet, und zwar in dem Städtchen Saint-Amour, und lebe dort glücklich mit ihrem Gatten und zwei lieben Kindern.

Als ich alles dieses im Jahre 1847 vernahm, schrieb ich ihr nun wieder, und — hört! hört! seitdem stehen wir bis jetzt (1861), wieder in ununterbrochener freundschaftlicher, ja, ich darf sagen, liebevoller Korrespondenz.

Wenn man bedenken will, daß wir beide, ich im 81. und sie im 73. Jahre uns noch immer sehen, wie wir uns vor 46 Jahren sahen und kannten, so wird man den unendlichen Reiz begreifen, den eine solche Korrespondenz für zwei alte Leute hat, wie sie uns verjüngt, und wie ich die süßesten Tage meines Lebens noch einmal durchlebe.

Ich möchte Marie wohl noch einmal in meinem Leben, vor allem aber ihre Tochter sehen, und wenn mir Gott noch länger das Leben schenkt, so dürfte es auch geschehen, wenn anders meine Besorgnis sich nicht verwirklicht und sie vor mir hinübergegangen ist, denn seit neun Monaten habe ich keine Zeile von ihr.

Von Bourg-en-Bresse fuhr ich mit Baron von Münch, in seinem eigenen Wagen, durch Italien nach Wien zurück.

Ich werde auch von dieser Reise nur wenige einzelne Kleinigkeiten mitteilen, das Große, Herrliche findet man überall beschrieben, und zwar:

Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, hat eine Lage zwischen den beiden Flüssen Rhône und Saone und ist rechts vom Gebirge beherrscht. Wir stiegen im Hôtel du Nord ab, wo wir weder mit Bedienung noch mit Speisen zufrieden waren.

Wir blieben einige Tage daselbst, und was ich hier sah, war folgendes:

Die beiden Kais, der Rhone- und der Saone-Kai, sind herrliche Spaziergänge, wo man kleine Segelschiffe auf beiden Flüssen hinabgleiten sieht.

Der Place Bellecour führt seinen Namen mit vollem Recht. Er ist ganz viereckig und der größte, den ich in meinem Leben gesehen habe. Man behauptet, er sei auch der größte in ganz Europa. Einen ungeheuren Eindruck hat es auf mich gemacht, als ich eines Abends auf diesem Platze ein ganzes österreichisches Regiment die Volkshymne mit Begleitung der Regimentsmusik absingen hörte.

Auch der Place Terreaux, auf welchem sich das Stadthaus befindet, führt seinen Namen leider mit Recht; denn auf diesem Platze fanden zur Zeit der Revolution unzählige Hinrichtungen mittelst der Guillotine statt.

Der erzbischöfliche Palast samt seiner Kirche ist ein imposantes Gebäude, und in der letzteren befinden sich schöne, alte Fenster mit Glasmalereien.

Ich habe auch das Museum der Künste, in dessen Säulengange sich schöne antike Monumente befinden, gesehen, die herrlichen Lyoner Tücher, Bänder und Stickereien bewundert, die Straßen der Stadt enge und unreinlich gefunden, die Auslagen der Kaufleute aber sehr schön.

Die Fiaker sind elend. Ich habe auch zwei Theater besucht. Im großen Theater gab man eine Tendenz-Oper „Le roi et la ligue“ mit Musik von Bochsa[1], in welcher alle Anspielungen

[1] Robert Nicolas Charles Bochsa, Harfenspieler, geb. 9. August 1789 zu Montmédy (Meuse), gest. zu Sydney in Australien, 6. Ja-

ungeheuer applaudiert wurden. Eine Mlle. Lemél hatte eine hübsche Stimme und viel Gefühl, war aber entsetzlich dick. Auch sie erhielt viel Beifall, weil — weil sie eine Royalistin war.

Das Théâtre des Célestins ist das Theater für die Freudenmädchen, welche sich da in Menge einfinden, nach jedem Akte in den Foyers und auf den Altanen ihre Geschäfte abschließend. Das Theater hat drei Stockwerke, aber der Zuseherplatz ist miserabel. Im ganzen Orchester befanden sich nur sieben Musiker, obschon ein Vaudeville mit Gesang „La nouvelle Eve“ gegeben wurde.

Von Lyon erreicht man auf einer Straße zwar eben, aber ganz nahe am Gebirge, dann das unbedeutende und ärmliche Städtchen Beauvoisin. Wir nahmen hier in der Post ein Frühstück und freuten uns bei der eingefallenen Kälte sehr, wieder einmal einen Ofen zu sehen; denn in ganz Frankreich fanden wir nur Kamine. Ach! was müssen die armen Leute in dieser Gebirgsgegend von der Kälte leiden, da bei den meisten Fenstern Papier die Stelle des Glases vertritt.

Von hier an kamen wir in eine wildromantische Gegend und zu einer Brücke, wo die Grenze Savoyens beginnt. Zur Rechten türmen sich Felsenmassen in ungeheurer Höhe auf, und zur Linken gähnen uns fürchterliche Abgründe an, in welchen man den Bergstrom nur rauschen hört, aber nicht sieht, da er sich eine Bahn durch die Felsen gebrochen hat. Eine Mauer, welche längst der Straße gezogen ist, vermindert die Besorgnis vor einem Unglück. Auf den Felsen erblickt man hier und da Savoyardenknaben, welche Ziegen hüten und herbeilaufen, um zu betteln.

So kommt man nach Echelle, wo man Ochsenvorspann nehmen muß, weil der Weg über sehr hohe Berge führt, wes-

nuar 1856, wurde 1813 Harfenist des Kaisers Napoleon, mußte 1817 wegen Fälschungen nach London flüchten. Professor an der Königlichen Akademie, 1827 entlassen, ging 1839 mit der Gattin H. Bishops durch und ließ sich in Australien nieder. — „Le roi et la ligue“, komische Oper, 2 A., Text von Théaulon und Dartois, Paris, 22. August 1815.

wegen diese Post auch ihren Namen „échelle“, die Leiter, mit Recht führt.

Am engsten Punkte hat Bonaparte noch Festungswerke mit Schießlöchern aufführen lassen.

Man fährt auch durch eine Grotte, welche 900 Fuß lang ist, dann aber weiten sich die Felsen, und man kommt wie durch ein fortgesetztes Dorf nach Chambery.

Chambery ist eine hübsche Stadt in einer reizenden Gebirgsgegend; sie hat eine bedeckte Straße, in welcher sich Verkaufsläden von schönen Waren befinden. Eine Fabrik von Seidengaze-Kleidern soll ein sehr merkwürdiges Etablissement sein. Ich habe Chambery auch ziemlich volkreich und lebendig gefunden und recht hübsche Gasthäuser besucht.

Man sagte mir, daß eine Lieue von Chambery aux abîmes im Jahre 1249 eine Stadt und 16 Dörfer verschüttet worden seien. Mich wundert's, daß keine Nachgrabungen geschehen.

Das Merkwürdigste nahe bei Chambery sind die Charmettes.

Wo ist der Mensch, der, wenn er anders die Größe eines berühmten Mannes zu erkennen und zu würdigen fähig ist, nicht den Ort, wo dieser gelebt, gehaust und geschaffen hat, mit tiefer Empfindung, mit frommer Scheu beträte? Dies waren auch die Gefühle, welche mich ergriffen, als ich mich von Chambery in die Charmettes begab, einem Aufenthalte, wohin J. J. Rousseau sich mit Frau von Warens[1] zurückgezogen hatte, wo er die glücklichsten Tage seines Daseins verlebte, wo er den größten Teil seiner Studien vollendete und wo er — wie er selbst sagt — jene Eleganz des Stiles gewann, welche ihn auszeichnete.

Die Charmettes sind nahe bei Chambery, aber doch so einsam, als wenn man hundert Meilen davon entfernt wäre. Zwischen zwei Hügeln läuft ein Tal hin, welches den Namen

[1] Louise von Warens (1699—1759), Freundin Rousseaus, seine „Mama“ und nach den „Bekenntnissen“ auch seine Geliebte; vgl. „Geschichte der Frau v. Warens und des Claude Anet zur Vertheidigung gegen J. J. Rousseaus Bekenntnisse. Frankfurt und Leipzig, 1786.“

Charmettes führt, und hier befindet sich das kleine Haus, welches der berühmte Mann bewohnte[1].

Ich ging langsam dahin an einem herrlichen Herbsttage; Vögel sangen mir dazu, und dieses herrliche Naturkonzert wurde nur durch das Brausen des Waldstromes unterbrochen. Man wandelt unter einem Laubdache, welches sich nur manchmal öffnet und freundliche Bauernhäuser erblicken läßt. Wenn man weiter vorwärts kommt, so nimmt die Gegend den Anschein von Wildheit an, welche übrigens nicht mißfällt, und bald erblickt man hinter Bäumen zur Rechten den Dachgiebel des Hauses und im Angesicht desselben ein Kastanienwäldchen[2], zur Rechten des Weges einen Baumgarten und über demselben ein Weingebirge.

Das Haus selbst steht etwas über den Weg erhoben, vorne ist eine Terrasse mit gleicher Breite vom Hause und mit einem Parapet umgeben. Dieses Parapet ist durch ein hölzernes Gitter mit zwei Flügeln geschlossen, welche den Eingang auf die Terrasse bilden, auf welche man über drei Stufen hinaufsteigt.

Das Haus ist ein kleines, regelmäßiges Gebäude von rechtwinkeliger Form, mit einem Schieferdache. Die Wirtschaftsgebäude sind gegen Morgen gelegen und mit dem Wohnhause zusammenhängend, der Garten gegen Norden.

Über der Eingangstüre befinden sich Wappen älterer Besitzer, wovon nur eines vom Jahre 1660 noch vollkommen erhalten ist. Zur Rechten ist ein weißer Stein eingemauert, welcher folgende treffliche Inschrift enthält. Herault de Sechelles[3] ist

---

[1] Castelli schreibt wörtlich nach Rousseau; siehe: Rousseaus Bekenntnisse, deutsch von Levin Schücking, Hildburghausen 1870, I. S. 272: „Die ‚Charmettes‘, ein dem Herrn von Conzil gehörendes Gut vor dem Tore von Chambery, aber abgelegen und einsam, als ob man hundert Meilen weit davon entfernt sei. Zwischen zwei ziemlich hohen Berghängen erstreckt sich ... ein kleines Tal ...“ Im 6. Buch schildert dann Rousseau seinen Aufenthalt dort.

[2] Rousseau l. c. „gegenüber ein kleines Gehölz von Kastanienbäumen“.

[3] Jean Marie Hérault de Sechelles, Mitgl. des Nationalkonvents, geb. Paris 1760, guillotiniert daselbst, 5. April 1794.

ihr Verfasser und ließ sie im Jahre 1792, als er Kommissär des Konventes im Departement de Montblanc war, setzen:

Reduit, par Jean-Jaques habité!
Tu me rapelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie,
A la gloire, à la vérité
Il osa consacrer sa vie,
Et fut toujours persécuté
Ou par lui même, ou par l'envie.

(Ruheort, von Jean-Jaques bewohnt, du rufst mir sein Genie, seine Einsamkeit, seine Kühnheit, sein Unglück und seine Torheit ins Gedächtnis, er wagte es, dem Ruhme und der Wahrheit sein Leben zu weihen, und ward immerdar verfolgt, entweder von sich selbst oder von dem Neide.)

Das Gemach, welches Rousseau bewohnte, ist über der Hausflur gelegen und hat nur ein Fenster gerade über der Eingangstüre. Das Zimmer der Frau von Warrens ist neben jenem und hat zwei Fenster.

In Rousseaus Arbeitszimmer hängt sein Porträt mit der Unterschrift: „Vitam impendere vero". Auch ein Einschreibebuch für Fremde ist vorhanden. Ich habe mich eingeschrieben, ohne weiter darin zu blättern, denn ich mochte mich durch alberne Sentenzen, welche dieses Einschreibebuch gewiß wie alle übrigen enthält, in den Empfindungen, welche in diesem Hause in mir rege wurden, nicht stören lassen.

Am 3. September[1] fuhren wir von Chambery ab, und kamen nach Montmellan, dem Grenzorte von Savoyen, wo die sardinische Douane sich breit macht. Hier traf ich zum ersten Male in meinem Leben eine Wache, welche ihr Gewehr wegstellte, um die Vidierung unseres Passes zu besorgen, und als sie diesen wiederbrachte, bettelte.

Ich trank indessen eine Flasche Wein von Montmellan, welchen ich vortrefflich fand.

Die Gegend von hier bis Aiguebelle ist sehr romantisch. Man fährt durch das Gebirge längs dem Flusse Arco hin. Die Armut

[1] Soll wohl heißen „Dezember", s. w. u.

des Landes wird hier an Menschen und Häusern sichtbar. So wie in andern hohen Gebirgsgegenden sind auch hier die Kröpfe heimisch. Die Gasthäuser sind nicht mehr zu loben, alles wird hier mit Öl gebacken und gekocht, und überall sind Köche. Es ist ganz und gar unappetitlich, bei der Ankunft in einem Gasthof einen solchen dickbauchigen Koch, dessen Schürze von Öl ganz braun ist, stehen zu sehen. Das Beste sind da die Forellen.

Da die Tage schon kurz und unfreundlich waren, und wir auf einer Seite nicht zur Eile gedrängt waren, anderseits diese Reise für uns viel Sehenswertes bot, so machten wir nur sehr kurze Tagesstationen und sprachen immer, wenn es dunkel wurde, in einer Herberge ein. Gewöhnlich spielten wir, wenn sich keine andere Unterhaltung darbot, miteinander eine Partie Pikett.

Am 3. September 1814[1], einem düstern nebeligen Tage, kamen wir abends in Aiguebelle an, und ein Abenteuer, welches mir hier begegnete, finde ich so komisch, daß ich es erzählen will.

Wir begehrten im Gasthofe ein Zimmer und wurden über einen langen Gang in ein Eckgemach gewiesen. Wir befahlen vor allem, uns den Kamin zu heizen und dann das Abendmahl zu bereiten.

Als die Aufwärterin abgegangen war, besahen wir uns unser Gemach etwas aufmerksamer. Das Ameublement bestand aus einem sogenannten Himmelbett, einem Tische samt einigen Stühlen und einem Kommodekasten. Über dem letzten hingen zwei Porträte in Öl gemalt. Eine Frau mit angenehmen Gesichtszügen und im Kostüm der Zeit Ludwigs XIV. und ein Mann, vermutlich ihr Gemahl, eben aus jener Zeit, in einer roten Uniform, aber mit einer Nase, — mit einer Nase, die man mit Recht ein Gesichtsvorgebirge nennen konnte. Sie war dick, kupferrot, und vier junge, ebenfalls so unförmig gestaltete

[1] Zu lesen „1815". — In Frankls „Sonntagsblättern" (I. Jahrg., Nr. 47, vom 20. Nov. 1842, S. 825), wo Castelli die folgende Begebenheit unter dem Titel „Eine Nasengeschichte" (= Stl. Wke. VIII, Nr. 68 I.) erzählt, gibt er als Tag der Ankunft in Aiguebelle den 11. Dezember an; dagegen will er später (s. S. 408) schon am 8. Dezember Turin verlassen haben. Die Daten sind kaum zu vereinbaren; sicher ist, daß Castelli in den ersten Tagen des Dezember seine Rückreise antrat. (S. Anh. 11.)

Näschen, saßen auf der alten. Der Mann war widerlich anzusehen. Ich konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten und machte meinen Reisegefährten mit den Worten auf das Bild aufmerksam: „Da sehen Sie einmal dieses Ungetüm an, der Mann hatte es wohl auch nicht nötig, sein schönes Antlitz abkonterfeien zu lassen."

Aber kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als das Bild mit Gepolter von der Wand fiel. Wir stutzten anfangs beide, als aber mein Gefährte sprach: Sehen Sie, der alte Herr hält sich über ihre lieblose Bemerkung auf, brachen wir beide in ein lautes Gelächter aus.

Das Feuer im Kamin brannte indessen lustig, und wir rückten uns einen Tisch zu demselben, um unsere gewöhnliche abendliche Partie zu spielen. Die Aufwärterin verwunderte sich nicht wenig, als sie das Bild auf der Erde liegen sah, besonders, da weder der Nagel sich aus der Mauer gelöst hatte, noch die Schnur, an welcher das Bild hing, zerrissen war. Wir staunten wirklich mit ihr, sie sagte aber: Ach, der alte Herr hat in seinem Leben auch lauter tolle Streiche gemacht, wie mir meine Herrenleute erzählten. Sie hing das Bild wieder auf, und wir verlangten, daß noch ein zweites Bett in das Zimmer geschafft werde, welches auch sogleich geschah.

Wir spielten, soupierten dann, konnten uns aber nicht enthalten, manchen Seitenblick auf das Nasenungeheuer zu werfen, das jetzt bei Kerzenbeleuchtung noch gräßlicher aussah.

Endlich begaben wir uns zu Bett. Mein Reisegefährte schlief lieber in einem freien Bette. und legte sich in jenes, welches später hereingebracht worden war; ich aber zog das mit alten brokatenen Vorhängen verschlossene Himmelbett vor. Mein Reisegefährte entschlummerte gleich, ich aber las noch eine halbe Stunde, dann löschte ich das Licht, legte mich, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, in gerader Richtung ausgestreckt auf den Rücken und entschlief ebenfalls.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mag, als ich plötzlich erwachte und auf meiner Nase etwas Eiskaltes verspürte. Ich machte unwillkürlich eine Bewegung mit der Hand, um das kalte fremdartige Ding zu verscheuchen, und drehte

mich noch halb schlaftrunken auf die Seite hinüber, wo ich gleich wieder entschlummerte. Bald darauf weckte mich die Kälte auf der Nase zum zweiten Male, und es glückte mir, auf dieselbe Art wieder davon los zu werden; allein, diesmal spürte ich, wie es sich von mir entfernend eine kühle Luft hinter sich zurückließ, und hörte es sumsen wie eine große Fliege. Nochmals entschlief ich, nochmals wurde ich auf dieselbe Weise geweckt, da rief ich meinen Reisegefährten wach.

„Was wollen Sie denn?" fragte er, schlafen Sie lieber, wir wollen morgen früh fort.

„Ich wollte gerne schlafen," antwortete ich, „aber ich kann nicht, es setzt sich mir immer etwas Kaltes auf die Nase."

„Ei, Lächerlichkeiten! Sie haben vermutlich geträumt."

„Nein, ich war und bin wach."

„Nun, so spielt Ihnen vielleicht der alte Herr den Streich, weil Sie über seine Nase gespottet haben."

Da sprang ich aus dem Bette, machte Licht und sah nun die Ursache meiner nächtlichen Unannehmlichkeit.

Von der Decke des Himmelbettes hing als Verzierung eine Schnur herab, an deren Ende sich ein elfenbeinerner Knopf befand. Wenn ich in meine gewohnte Stellung zu liegen kam, so fiel der Schwerpunkt des kalten Knopfes gerade auf meine Nase; wenn ich dann mich auf die Seite legte, so kam die Schnur in eine Schwingung, wobei sie mich nicht berührte und nur bei einem späteren Stillstande wieder ihre alte Richtung auf meiner Nase einnahm. Die Kühle und das Sumsen bewirkten ebenfalls die Schwingungen.

Wir lachten recht herzlich über diese Auflösung, und ich glaube, die meisten Gespenstergeschichten würden ebenfalls Lachen erregen, wenn man nur ihre Ursache genau untersuchen wollte.

Der Mont-Cenis ist 6360 Fuß über dem Meeresspiegel hoch. Früher mußte man den Wagen abpacken und das Gepäcke und sich selbst auf Maultieren hinauftragen lassen.

Wir fingen den Berg mit Angst zu befahren an. Es schlossen sich noch mehrere Wagen und Fußgänger an uns an, so daß wir eine Art Karawane bildeten. Die Straße führte anfangs

sehr mählich hinauf, aber immer wurde es kälter und kälter, der Sturm wurde stärker und der Schnee so tief, daß die Postillone bis zu den Knien darin waten und den Wagen immer halten mußten, damit ihn der Sturm nicht umwarf. Der Weg war überall mit hoch aufgerichteten roten Kreuzen bezeichnet, damit Wagen und Wanderer ihn nicht verfehlen und in einen Abgrund stürzen. Wir sahen auch ein paar große Hunde von der Rasse der Neufundländer-Hunde, wie selbe im Hospiz gehalten werden, um verunglückte Menschen auf dem Berge aufzusuchen und in das Hospiz hinaufzutragen; sie brachen sich mit Mühe in dem tiefen Schnee Bahn und schnupperten in demselben herum.

Nachdem wir 3½ Stunden unendlich gelitten hatten, kamen wir auf der Hälfte des Berges zu einem einzelnstehenden Posthause. Diese Post ist ganz gewiß für Menschen und Tiere die beschwerlichste, welche man sich denken kann. Die Pferde, welche man hier erhält, sehen auch so rauh aus, als ob ihnen die Natur die Haare habe wachsen lassen, um sie vor der fürchterlichen Kälte zu schützen, und auch die Postillone sind Räubern nicht ganz unähnlich.

Wir nahmen dort ein sehr ärmliches Mittagsmahl ein und hätten es uns wohl noch gefallen lassen, wenn wir es nur in einem warmen Gemache hätten verzehren können, allein, wir mußten in einer Küche, durch welche die kalte Luft durchzog, speisen. Nur die gebratenen Maroni schmeckten uns aus doppelter Ursache, einmal weil sie gut waren, und dann weil wir uns die Hände daran wärmen konnten.

Nach einer Stunde des Aufenthalts fuhren wir zur weiteren Qual weiter. Das Unwetter war dasselbe, nur nahm die Kälte noch immer zu, so daß die verdünnte Luft auf meinen sanguinischen Reisegefährten einen so heftigen Eindruck machte, daß ihm das Blut aus der Nase schoß.

Endlich langten wir auf dem Gipfel des Berges bei dem Hospiz an. Dieses ist ganz mit steinernen Schanzen umgeben und gewährt einen traurigen Anblick. Die Inschrift auf demselben lautet: „Domitor Alpium jussit“. (Auf Befehl des Bezwingers der Alpen.) Mir ist es unbegreiflich, wie jemand hier,

wo er der Welt ganz entsagen muß, sein Leben zubringen kann. Es ward uns vergönnt, uns hier etwas zu wärmen.

Von hier an ging es hinab. Bis Morallet hatten wir noch immer schlechtes Wetter, aber bald fühlt man dann eine Veränderung, welche bis zum Fuße des Berges so schnell zunahm, daß erst das Schneegestöber gänzlich aufhörte, dann der auf dem Gebirge liegende Schnee immer dünner und dünner wurde, endlich sogar das grüne Erdreich, von einem freundlichen Sonnenstrahl beleuchtet, sichtbar wurde. Ich legte zuerst meinen Reisepelz, dann meinen Überrock ab und befahl, das Dach des Reisewagens zurückzulegen, um diese plötzliche, wohltätige Veränderung ganz zu genießen.

Abends kamen wir in das erste sardinische Städtchen Susa. Ein hübsches Städtchen mit Ringmauern und Stadttoren. Hier hört man schon kein französisches Wort mehr, alles spricht italienisch oder vielmehr alles schreit italienisch. Überall sieht man Heiligenbilder, aber im Gasthofe von Susa steht mit großen Buchstaben angeschrieben: „Der Wirt bürgt nur für jenes Gepäcke, welches ihm besonders anvertraut und übergeben wird."

Welch ein Unterschied zwischen dem armen Lande Savoyen und dem reichen Sardinien. Dort reist man mit der größten Sicherheit, man wird auf der Straße nicht angebettelt; die armen Savoyardenknaben laufen zwar zu, sie tun aber immer etwas, bevor sie um etwas bitten, sie halten und unterstützen an gefährlichen Stellen den Wagen, oder sie laufen neben demselben her und machen gymnastische Kunststücke, machen Purzelbäume, schlagen ein Rad oder gehen auf den Händen, und dann erst ziehen sie den Hut ab und machen eine flehende Gebärde. Hier zeigt der Wirt gleich öffentlich an, daß nichts sicher ist, und alles bettelt. Beim Einsteigen in den Wagen kommen zwei oder drei Kamerieren, der Stalliere des Stalles und der Stalliere des Hauses, der Portiere und noch einige Straßenbettler.

Wir hielten in Susa Nachtlager. Das Essen war nicht übel, und das Brot konnten wir nach der Elle messen, es war $3^1/_4$ Spannen lang. Auch fanden wir die Zeche nicht übertrieben.

Am folgenden Tage fuhren wir von Susa weg durch die letzten Berge. Wir sahen auf einem mitten im Tale einzeln stehenden Hügel die große Ruine San Giorgio, dann bei San Antonio die Eremitage des heiligen Michael, zu welcher man mittels Stufen, welche in den Felsen gehauen sind, gelangt, und wo, wie man uns sagte, die Kadaver, welche daselbst liegen, nicht verwesen, sondern nur verdorren.

Wir kamen dann über San Ambrosio, wo wir eine kleine Ruine sahen, und dann an dem schönsten warmen Tage nach Avillano. Hier fanden wir den Weg unter dem Tore tief ausgegraben und erfuhren, dies sei darum geschehen, daß die Kunstwerke, welche jetzt aus Frankreich nach Italien, ihrer Heimat, zurückwanderten, durchgebracht werden konnten.

Man muß so fürchterliches Wetter, solchen Schnee und so bittere Kälte ausgestanden haben wie wir, um einen Begriff zu haben, wie wohl uns nun auf den herrlichen Wegen von Avillano über Rivoli nach Turin zu Mute wurde. Ringsum auf den großen herrlichen Ebenen bebaute Felder, deren jedes mit noch grünenden Bäumen bepflanzt und eingemarkt war, das Vieh am 6. Dezember noch auf der Weide. und eine milde angenehme Luft.

Rivoli ist eine hübsche Stadt mit einem großen königlichen Lustschlosse, welches man eben zu verputzen anfing, da es bisher nur von rohen Ziegeln gebaut war.

Alle Aufschriften sind hier schon in italienischer Sprache; man begegnet Männern mit wahren Abällinogesichtern in rote Radmäntel gehüllt, einen Kalabreserhut auf dem Kopfe und ein Gewehr im Arme, allein, die meisten derselben grüßten höflich, als wir an ihnen vorüberfuhren, und Weiber erscheinen auf der Straße, welche Maroni anbieten.

Auf einer breiten, vortrefflichen Straße, durch eine schattige Allee von Kastanienbäumen, geführt von einem Postillon, der wie ein Stutzer gekleidet war und sich mit einem schneeweißen Sacktuch die Stirne trocknete, fuhren wir gegen Abend in der Hauptstadt Sardiniens, Turin, ein.

Turin ist eine der prächtigsten Städte, die ich in meinem Leben gesehen habe. Schon die Bauart derselben ist äußerst

interessant; denn wenn man auf einem gewissen Steine auf der Piazza di Castello steht, so sieht man alle Straßen von Turin gleich einem geöffneten Fächer vor sich ausgebreitet, und die einen in der Ferne durch die savoyischen Alpen, die andern näher durch die Collini di Torino, welche mit sehr schönen Landhäusern besetzt sind, begrenzt.

Turin hat sehr schöne Plätze und Paläste. Der Platz San Carlo ist ein großer herrlicher Platz mit zwei Reihen Häusern von ganz gleicher Bauart und mit Arkaden versehen. In einem dieser Häuser befindet sich das Hôtel de Londres, der beste Gasthof in Turin.

Auf der Piazza di Castello steht das große königliche Schloß und der Palast di Madama. Auch hier befinden sich Arkaden mit Läden wie im Palais-Royal in Paris. Ebenso in der Contrada di Po. Man findet hier die schönsten englischen Waren. Ich habe mir dort weiße Halstücher gekauft, welche jetzt nach mehr als 40 Jahren noch schön und haltbar sind.

Von öffentlichen Gebäuden habe ich folgende bewundert:

Die Kirche San Lorenzo, mit einer kühnen herrlichen Kuppel. Das Merkwürdigste dabei ist, daß, wie man mir sagte, keine einzige eiserne Klammer dabei angebracht ist, sondern die ganze Kuppel nur ganz allein auf den Säulen ruht. Ich habe mehrere Frauen in der Kirche getroffen, konnte aber nicht sehen, ob sie hübsch oder häßlich waren; denn sie trugen alle lange schwarze Schleier und sahen alle aus wie Ordensschwestern.

Die Kathedralkirche ist nicht sehr schön, aber herrlich ist die Kapelle, welche sich ober dem Hochaltar befindet; sie ist ganz von schwarzem Marmor, und es befindet sich das Grabmal des heiligen Sardos darin.

Das königliche Schloß, ein majestätischer Bau von außen, innen von sehr großer Pracht und besonders mit vergoldeten Verzierungen fast überladen. Es befinden sich auch herrliche Bilder von den berühmtesten Meistern darin. Ein Kabinett, welches von oben bis unten mit reich vergoldetem Schnitzwerk versehen ist, in welchem mehrere hundert Miniaturgemälde eingerahmt sind, hat mir besonders gefallen. Einige leere Plätze fielen mir auf, und man sagte mir, diese Bilder, dreißig an der

Zahl, habe ein General Fiorella ge—nommen. Tapeten befinden sich im Schlosse, die so schön sind als die Gobelins, und zwar aus der Turiner Fabrik. Auf der Stiege steht die lebensgroße Statue des Königs Viktor Amadeus, und in den Zimmern hielten Schweizergarden Wache. Im königlichen Schlosse befindet sich auch das Theater des Königs. Das Auditorium hat sechs Stockwerke, fünf mit Logen und eine Galerie. Die Logen vergibt der König selbst. Im Parterre habe ich zwanzig Bänke gezählt, bei welchen sich Schemeln mit Goldverzierung befinden. Der Plafond ist herrlich gemalt. Die königliche Loge ist in der Mitte, und hat rückwärts ein Zimmer mit Spiegeln, in welchen sich alles, was auf der Bühne geschieht, reflektiert. Es werden auf dieser Bühne nur Opern und Ballette gegeben; sie mißt 40 Schritte in der Tiefe und 20 in der Breite. Rückwärts können, wenn man eine Brücke herabläßt, Pferde auf die Bühne gebracht werden. Es sind sieben Direktoren und zwei Kapellmeister dabei angestellt.

Das Theater de Sutera ist kleiner und hat vier Stöcke. Während ich in Turin war, machten Seiltänzer darin ihre Künste.

Es bestehen hier auch zwei Marionettentheater. Das eine hat ein Stockwerk, hat hübsche Dekorationen, und die ziemlich großen und schön kostümierten Marionetten werden von unten dirigiert. Ich fand es ganz voll. Man gab ein allegorisches Stück. In demselben hält die Vernunft das Schicksal eingekerkert. Dieses entkommt aber, und sie schickt den Irrtum und die Unbeständigkeit aus, um es zu fangen. Ob es diesen gelungen ist, weiß ich nicht; denn da mir die Geschichte zu ernsthaft war, ging ich vor Ende des Stückes fort.

In dem kleineren Marionettentheater, welches viel schlechter ist, aber viel lustiger, trieb Girolamo, die stehende lustige Figur der Italiener, sein Unwesen. An Späßen und Zoten aller Art fehlt es hier nicht. Zwei derselben habe ich mir gemerkt. Es ist von einer Ehe die Rede, von der der Zuseher weiß, daß der Mann von der Frau betrogen wird. Nun rühmt sich aber der Mann gegen Girolamo, daß in seiner Ehe eine so große Ar-

monia herrsche. Si, Signore! sagt Girolamo, Armonia con Corni.

Übrigens ist in diesem Theater der zweite Platz der erste, und fürchterlich ist die Musik, die gar nicht zusammenstimmt.

Das Hôtel de Londres in den Arkaden war damals der beste Gasthof in Turin, und wir fanden es in demselben auch nicht teuer.

Die Universität ist ein großes Gebäude mit Säulenhallen oben und unten. In den untern sind Altertümer eingemauert. Oben befindet sich das Museum, welches vier Säle enthält, in denen Antiken in Kästen aufbewahrt werden. Zwei Stücke von Elfenbein sind besonders merkwürdig: das eine stellt das Opfer Abrahams, das andere das Urteil Salomons dar. Der Fußboden ist von herrlicher Mosaikarbeit, dessen Mittelstück Orpheus darstellt.

Ich besuchte auch das Atelier de François Tanadey, sculpteur en bois et en ivoir, eines geborenen Schweizers, und sah da vortreffliche Werke seiner Kunst. Das größte und bewundernswerteste stellt den Prinzen Borghese zu Pferde vor, umgeben von den Symbolen der Departements, welche er regierte. Ich sah auch viele kleine Sachen von Elfenbein und Holz, welche mir sehr gefielen und wovon ich gerne etwas gekauft hätte, aber sie waren mir zu teuer, der Mann schlug das Stück zu sechs bis sieben Louisdors an.

Die neue Brücke über den Po, ganz von Stein, führt zu den Collini di Torino, auf denen rechts ein Kapuzinerkloster, mitten ein Lustschloß, genannt Vigno della regina, und links, in größerer Entfernung, das Begräbnis der Könige steht. Außer diesen sind die Hügel ganz mit Villen besetzt.

Der Kai am Po war damals noch nicht ausgebaut, und an beiden Seiten desselben standen elende Häuser.

Am 8. Dezember[1] verließen wir Turin, und hiermit endige ich meine Reiseskizze — denn die Lombardei kennt jedermann.

[1] Datum zweifelhaft, s. o.

Nach meiner Rückkehr von Frankreich trat ich wieder mit der Vorrückung als Rechnungsoffizial[1] in die ständische Buchhalterei ein und führte mehrere mitunter sehr schwierige und verantwortungsvolle Untersuchungen im Lande zur Zufriedenheit meiner Stelle aus.

---

[1] Castelli erscheint schon im Staats-Schematismus von 1813 als „Rechnungs-Offizial bei der Landschaftsbuchhaltung".

XXI.

Meine Familie. — Eine Krankheit. — Eine Polizeiuntersuchung. — Mein dummer Bedienter. — Der Schicksalsstrumpf.

Als ich von Frankreich zurückkam, war mein guter Vater gestorben[1]; — er war über 90 Jahre alt geworden, und ich weiß nicht, daß er jemals krank war. Er besaß eine vortreffliche Organisation, konnte noch in seinem hohem Alter ohne Brille lesen und schreiben und zum Nachtmahl Bohnensalat mit hartgesottenen Eiern essen. Nur allein ein großer Bruch machte ihm öfters zu schaffen, und daran starb er auch; der Bruch trat nämlich heraus und war nicht mehr zurückzudrängen, und der Brand führte seinen Tod herbei[2]. Er liegt, so wie meine Mutter, im Kirchhofe der Stadt Weitra, im V. O. M. B., wo beide starben, begraben. Ruhe seiner Asche! Die Seele des frommen und redlichen Mannes genießt gewiß die himmlischen Freuden!

Das ganze Vermächtnis, welches er mir hinterließ, bestand in einer großen saffianenen Brieftasche, welche mir meine Schwester, welche ihn bis an sein Ende pflegte, bei meiner Zurückkunft aus Frankreich übergab.

Auf der ersten Seite des in dieser Brieftasche enthaltenen Pergamentblattes standen folgende Worte von seiner eigenen Hand:

Lieber Sohn!

„Ich hinterlasse nur wenig an Einrichtungsstücken, Geld gar keines; Du hast mir selbst gesagt, Du willst alles Deiner armen Schwester hinterlassen, darum nimm Du nur diese leere Brieftasche zum Andenken an Deinen Dich liebenden Vater und suche sie durch Deinen Fleiß auf eine redliche Art voll zu machen; ich werde für Dich bei Gott bitten, daß er Dich segne."

[1] Ungenau. — Castellis Vater starb zu Weitra, 91 Jahre alt, am 17. Februar 1816. Castelli befand sich damals schon wieder in Wien. (Frdl. Mitteilg. des Hrn. Oberlehrers Joh. Biebl in Weitra.)

[2] Castelli erlag derselben Krankheit.



Castellis Schwester Theresia
(Aus dessen Sammlung 1801)



Diese Brieftasche ist, Dank sei meinen Wohltäterinnen, meinen verstorbenen Tanten, und ich darf es sagen, auch meinem eigenen Fleiße und meiner Sparsamkeit, so voll geworden, daß ich jetzt in meinem Alter gemächlich und ruhig leben und meine mäßigen Wünsche alle befriedigen kann[1].

Meine Schwester kam nach dem Tode meines Vaters zu meinen Tanten nach Wien, wo sie zwei Jahre blieb, im Jahre 1817 aber den damaligen Syndikus der Stadt Weitra, späteren Oberamtmann der Herrschaft Weitra, Franz Weyringer, heiratete, und also wieder dahin kam, wo sie ihre Jugend verlebt hatte.

An der Familie meiner Schwester, die also auch meine war, erlebte ich keine große Freude. Sie hatte vier Söhne und eine Tochter, welche leider keine wünschenswerte Erziehung erhielten. Der Vater war zu strenge, ja oft hart, und die Mutter glaubte durch übertriebene Liebe und Güte wieder gut machen zu müssen, was jener verdarb. Auch war Weitra nicht der Ort, wo sie hätten eine gute wissenschaftliche Bildung erlangen können. Die vier Knaben wuchsen also zwar körperlich gesund und kräftig, aber geistig verwahrlost auf. Und nur das Mädchen, welches die Eltern auf mein Zureden in die Erziehungsanstalt der Englischen Fräulein zu Krems gaben, erhielt eine genügende weibliche Bildung.

Der eine der Söhne, Joseph, wollte Arzt werden; das Studieren schmeckte ihm aber nicht, und ich mußte froh sein, daß ich ihn als Praktikant in die ständische Buchhaltung brachte, wo

[1] Castelli schreibt in seinem Testament: „Ich weiß wohl, die Leute haben mich immer für reicher gehalten als ich war, allein es ist schon ein Wunder, wenn ein Beamter und obendrein ein Schriftsteller etwas anderes hinterläßt als Schulden. Meine Wohlhabenheit danke ich meinen Wohltäterinnen, meinen seligen Tanten, und meinem eigenen Fleiß. In den letzten Jahren ist mein Vermögen etwas zusammengeschmolzen durch meine mit meinem Alter vermehrten Bedürfnisse und — ich darf es sagen — auch durch die namhaften Unterstützungen, welche ich meiner Familie mit Vergnügen leistete, aber dennoch hoffe ich so viel zu hinterlassen, daß sich meine Erben ein angenehmes Leben dadurch verschaffen können." — Castellis gesamtes Nachlaßvermögen betrug laut Inventur: 26 589.19 fl.

er nach 9 Jahren unentgeltlichen Praktizierens mit 300 fl. jährlich angestellt wurde, es dann bis zum Ingrossisten mit 400 fl. brachte und als solcher starb[1]. Dabei hatte er sich mit einer gemeinen Dienstmagd vergangen, diese endlich ganz zu sich genommen und mit ihr zwei Kinder erzeugt. Mußte ich ihn schon bei seinem Leben unterstützen, so hielt ich es um so mehr für meine Pflicht, für seine armen Hinterlassenen zu sorgen, und somit habe ich jetzt eine Mutter mit zwei Kindern zu versorgen[2].

Der zweite Sohn, August[3], lernte die Gärtnerei, fand eine Anstellung bei einem Gutsherrn auf dem Lande und heiratete. Bald aber (und ich glaube, aus seiner eigenen Schuld, denn er ist ein Mensch ohne alle Energie) verlor er seinen Dienstplatz wieder und nahm einen andern im tiefen Ungarn an, wo er ganz abwirtschaftete und zugrunde ging. Auch starb sein Weib, nachdem sie ihm ein Kind gebracht hatte, und jetzt ist er Packer bei der Nordbahn, und auch ihn muß ich monatlich unterstützen.

Der dritte Sohn, Alfred, lernte die Jägerei, ist Forstadjunkt in Böhmen bei dem Grafen Czernin. Durch 20 Jahre hat mir der Bursche nicht einmal geschrieben, aber im 21. kam ein Brief von ihm mit der Bitte um eine Unterstützung,

---

[1] Joseph Weyringer, Ingrossist der k. k. Landschaftsbuchhaltung, starb am 15. Januar 1858, 39 Jahre alt, an Lungenlähmung. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

[2] Castelli bedachte die beiden unehelichen Kinder des verstorbenen Josef W. mit einem Siebentel seines Nachlasses, ebensoviel erhielt sowohl August als Alfred W. und die beiden minderjährigen Kinder des Walter W.; die übrigen drei Siebentel vermachte er der Nichte Emilie Müller.

[3] August Weyringer war verheiratet mit Dorothea, geb. Krehfeld; er war geboren 1820 und starb als pens. Packmeister der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zu Wien am 9. April 1898. — Sein noch lebender Sohn Franz Ignaz Weyringer, geb. Wien, Landstraße, 22. Februar 1860, ist Werkmeister der Nordbahn und hat 1912 das Wiener Heimatrecht erworben. — Ein Sohn August, geb. 1. Januar

welche ich ihm auch zuteil werden ließ, da ich wenigstens in Erfahrung brachte, daß er sich gut aufführe.

Der vierte Sohn, Walter, ist der talentierteste von seinen Brüdern, wandte aber durch viele Jahre seine Talente nur zu leichtsinnigen Streichen an. Auch er hatte eine Zuhälterin, welche ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Endlich trennte er sich von ihr und scheint jetzt bei einem Notar ein geregeltes Leben zu führen. Für die Unterbringung des Knaben mußte wieder ich bis zu dessen Tode, und für die Versorgung des einen Mädchens muß ich jetzt noch immer sorgen.

Diese sind die männlichen Glieder meiner Familie, an denen ich wahrlich kein Wohlgefallen habe.

Um das sonderbare, vom Zufall begünstigte Schicksal meiner Nichte zu erzählen, muß ich jenes ihrer Eltern mitteilen.

Mein Schwager war ein braver, äußerst redlicher Ehrenmann, aber nicht sehr verlässig in Geschäften; er hatte einen gewissen Stolz und dabei auch eine Gutmütigkeit, welche ihn zu Ausgaben verleiteten, die seine Einnahmen überstiegen. Seine Gattin, meine Schwester, verstand leider nicht zu wirtschaften und war eine so überaus zärtliche Mutter, daß sie mehr

---

1855 zu Wien, war Kellner. — (Für diese und die folgenden Angaben sind wir Herrn Gem.-Sekr. C. Weinpolter in Weitra und Hrn. Franz Weyringer in Wien zu Dank verpflichtet.) — Castelli schreibt am 13. Juni 1821 an Jul. Schneller: „Meine Schwester hat schon zwei Buben, beide stark und gesund, gebe Gott, daß sie auch brav werden.“ — und am 23. Mai 1827 an denselben (ebdt.): „Meine Schwester ist jetzt schon Mutter von sieben Kleinen, sie wird mich im Mai mit der ganzen Schar hier in Wien besuchen.“ — und am 27. Juni 1827 an Th. Hell (ebdt.): „Mein Frühling war nicht sehr glücklich. Meine Schwester, welche an der Grenze gegen Böhmen verheiratet ist, besuchte mich nach zehnjähriger Abwesenheit mit ihrem geliebten Kinde, und dieses nahm ihr hier der Tod. Du kannst dir den Jammer der Mutter vorstellen.“ — Das Kind hieß Antonia und starb im Alter von 15 Monaten an schwerem Zahnausbruch in Wien, Neubau Nr. 271, am 19. Juni 1827. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

als nötig auf ihre Kinder verwendete, und so kam es denn, als mein Schwager starb, daß kein Vermögen übrig blieb[1].

Die Witwe zog mit ihrer 18jährigen Tochter[2] von Weitra zu mir in mein Landhaus zu Lilienfeld, wo sie von der Pension, welche ihr der edle, großmütige Landgraf Fürstenberg mit jährlich 400 fl. zusprach, leben wollte.

Hier lernte ihre Tochter Emilie einen Bezirksbeamten namens Müller, einen wohlgebildeten und sehr geschickten Mann kennen; er fand auch an ihr Gefallen, und sie heirateten. Da er nur 500 fl. Gehalt hatte, so mußte ich auch da wieder nachhelfen und gab ihnen alljährlich eine Unterstützung von 100 fl.

Als meine Schwester bald darauf hörte, daß ihr Sohn August in Wien gefährlich krank darniederliege, ließ sie sich nicht abhalten, mitten im Winter von Lilienfeld nach Wien

---

[1] Castellis Schwager, Franz Weyringer, Oberamtmann der Herrschaft Weitra, zuletzt k. k. Notar, starb dortselbst am 29. Mai 1852; die Gemeindevertretung Weitra ehrte sein Andenken durch Widmung einer Gedenktafel im Gabrielentale (Springbrunnen). — Der um die Stadt Weitra insbesonders durch Gründung der Sparkasse vielfach verdiente gewesene Apotheker Franz Weyringer, geb. 15. November 1811, gest. 22. November 1882, welchen die Gemeinde durch ein Ehrengrab auszeichnete, war ein Adoptivsohn des Genannten und soll eigentlich Flery oder Fleury geheißen haben und in Wien geboren sein. —

[2] Die Tochter Emilie, geb. Weitra 1828 — sie war also beim Tode ihres Vaters bereits 24 Jahre alt — heiratete den gewesenen Steueramtskontrolleur und späteren Verwalter Franz Georg Heinrich Müller. — Deren Kinder waren: Franz Xaver, geb. 1854 zu Lilienfeld, verehelicht 1886 in Kremsier mit Gabr. Orlicek aus Hermannstadt; wohnte in Brünn und war 1888 Redakteur des „Laibacher Wochenblattes" (Ill. Wiener Extrablatt vom 10. Februar 1888); Moritz, geb. 1857 zu Weitra, verehelicht mit Aurelia Rieger, Beamter in Wien, wo er 1902 das Heimatsrecht erwarb; August, geb. 1859 in Weitra, Handlungsreisender. —

Die Grabstellen des Franz und der Emilie Müller wurden für das Ehrengrab des obengenannten Apothekers Franz W. verwendet.

herabzureisen, um ihn zu pflegen; sie tat es auch redlich, wurde aber selbst hier krank und starb[1].

Die gute Frau liegt auf dem Hütteldorfer Friedhofe neben der für mich bestimmten Ruhestätte, und ich ließ ihr einen einfachen Denkstein setzen mit der wohlverdienten Aufschrift: „Sie starb aus Mutterliebe".

Und nun erfahre der Leser, wie der Zufall oft wunderbar zugunsten eines Menschen wirkt.

Ein Jahr nachher schritt der Gatte meiner Nichte um eine erledigte Finanzsteuer-Kontrollorsstelle ein, erhielt sie, und wohin wurde er als solcher versetzt? In das Geburtsstädchen meiner Nichte, nach Weitra.

Zwei Jahre bekleidete er diese Stelle, als der Gutsverwalter der Fürstenbergschen Herrschaft starb. Müller erhielt auch diese Stelle, meine Nichte bezog dieselbe Wohnung im Schlosse, in welcher sie geboren, und ist somit dasselbe, was ihre Mutter war, die gestrenge Frau Gutsverwalterin von Weitra.

Das Ehepaar hat nun sein hinlängliches Einkommen; ich aber kann noch immer meine ihnen zugesagte jährliche Unterstützung von 100 fl. nicht zurückziehen, da sie durch die frühere kärgliche Existenz Schulden zu machen genötigt waren, welche sie erst tilgen müssen, bevor sie freier atmen können.

So war und bin ich fortwährend von meiner ganzen Familie in Anspruch genommen. Ich leiste mit Vergnügen, was mir möglich ist, nur habe ich alle diese Verhältnisse niedergeschrieben, um den Leuten, welche mich immer für reicher hielten als ich bin, den Beweis zu liefern, daß ich mein Geld nicht verschwendet habe[2].

---

[1] Theresia Weyringer, geb. Castelli, Notars-Witwe, gebürtig aus Wien, starb daselbst, und zwar im Heiligenkreuzerhof, also bei ihrem Bruder, im Alter von 66 Jahren, am 7. Dezember 1853 an der Lungenentzündung. — Kurz vorher, am 25. November 1853, starb ein Kind August des Gärtners August Weyringer auf der Landstraße Nr. 402 an Fraisen, 22 Monate alt. — (Totenprot. der St. Wien.)

Von dem Grab und Denkstein auf dem Hütteldorfer Friedhofe ist nichts mehr vorhanden. Das Grab trug die Nr. 3, das Castellis Nr. 4.

[2] S. o. S. 411, Anmerkg. 100.

Im Jahre 1816 überfiel mich eine schwere Krankheit, eine gefährliche Gedärmentzündung, in welcher mich meine guten Tanten und meine Schwester, welche sich damals nach dem Tode meines Vaters in Wien befand, treu und sorgsam pflegten.

Ein damals berühmter Arzt, Dr. Martini[1], der zweierlei Gesichter hatte, ein ganz anderes, wenn man es von der rechten, und wieder ein anderes, wenn man es von der linken Seite ansah, behandelte mich; ich durfte nicht aus dem Bette, und da die qualvollsten Schmerzen sich nicht mindern wollten, wurde mir über den ganzen Bauch ein Vesikans, und als dieses abgenommen, auf die ganze zerfleischte Stelle noch ein spanisches Fliegenpflaster gelegt. Ich glaubte, glühende Kohlen auf mir liegen zu haben, und der Arzt empfahl vor allem, ja zu wachen, daß ich kein Glied aus dem Bette strecke und nur warm trinke. Auf einen kalten Trunk, sagte er, stehe der Tod.

In dieser Nacht hatten sich meine beiden Tanten zu meinen beiden Seiten gebettet, um ja recht genau auf mich zu wachen; allein, gegen Morgen entschlummerten beide, und ich, den der fürchterlichste Durst quälte, stand leise auf, nahm den großen Krug, welchen die Magd vor dem Schlafengehen mit eiskaltem Wasser gefüllt hatte, und trank ihn halb aus.

Als ich wieder ins Bett kam, fühlte ich eine angenehme Wärme, bald rieselte der Schweiß in Strömen von meinem ganzen Körper, die Schmerzen verminderten sich, ich entschlief endlich, und als ich des Morgens erwachte, fühlte ich mich ganz wohl.

Ich sagte meinen Tanten, was ich getan hatte; diese teilten es dem Arzte mit, dieser aber behauptete fest, seine Arzneien waren Ursache meiner Besserung. Ich meine seitdem,

---

[1] Wahrscheinlich Dr. Eberhard M. Martini, geb. 10. Januar 1790 in Biberach (Oberschwaben), der sich, nachdem er die Befreiungskriege mitgemacht, in Wien niederließ und 1831 Chef des großen Militär-Choleraspitals wurde. Er starb auf einer wissenschaftlichen Reise plötzlich in Paris, 26. April 1835.

unsere neueren Ärzte haben recht, wenn sie bei entzündlichen Krankheiten ihre Patienten kalt trinken lassen.

Im Jahre 1817 kam ich in eine Polizeiuntersuchung wegen Ehrenbeleidigung, die dem Professor Liebel widerfahren war.

Ich will meine Leser früher den Mann kennen lehren, der zur Unehre der Wiener Universität Professor der Ästhetik war, und um dessen Ehre es sich hier handelt.

Ignaz Liebel[1] war der unästhetischste Mann auf dem ganzen Erdboden; körperlich mißgestaltet, unbeholfen, gemein, grob, vereinigte er alles, was die Schönheitswissenschaft, aus dem Munde dieses Mannes vorgetragen, unangenehm machen mußte. Seine matten Augen schwammen unaufhörlich in einem Nebel, daß es schien, als ob er betrunken wäre. Als Lateiner und Grieche war er einer der gelehrtesten Männer, allein, man hatte ihn eben als Lehrer jener Wissenschaft angestellt, davon er am wenigsten verstand. Wäre die Ästhetik in dem Lehrkurse der Philosophie nicht als ein obligater Gegenstand für Stipendisten vorgeschrieben gewesen, Liebel würde zuverlässig keinen einzigen Schüler gehabt haben.

Was die Studenten von ihm dachten, mag der Umstand

---

[1] Ignaz Liebel, geb. Falkenau in Böhmen 1754, gest. Wien, 7. September 1820, kam 1773 nach Wien, 1784 Repetitor an der Theresianischen Ritterakademie, 1790 prov. Professor der Ästhetik und Philosophie an der Universität, 1792 wirkl. Professor, 1808 Dr. der Philosophie und 1814 Dekan der philosophischen Fakultät; seit 1807 lehrte er nur mehr Ästhetik. Liebel besorgte die beste Ausgabe des „Archilochus", Leipzig 1812, und gab 1802 und 1803 den „Wiener Musenalmanach" heraus. S. Wurzb. 15, 95. — Die „Dresdener Abendzeitung" (Nr. 14 v. 16. Jan. 1821) berichtet aus Wien unterm 12. und 13. November (1820): „Deinhardstein hat als suppl. Professor der Ästhetik heute seine Antrittsrede mit allgemeinem Beifall gehalten. Sein Vortrag kann schön genannt werden. Liebel hatte nur drei Schüler; zu Deinhardsteins Vorlesungen drängt sich die Jugend, und schon nach der ersten sollen sich über 50 zu dem Kurse haben einschreiben lassen." — Über Liebel s. auch in der „Wiener Zeitschrift" (Witthauer) 1843, S. 1492 ff. „Ein Souper" von Franz Gräffer, worin Liebels Stellung gegen Grillparzer gekennzeichnet ist.

beweisen, daß sie ihm einst auf die schwarze Tafel neben seinem Katheder folgende Gleichung schrieben:

Lippel + Lümmel = Liebel.

Ich und Deinhardstein spielten ihm, als wir schon aus den Schulen getreten waren, einen argen, boshaften Streich. Liebel hatte einen Aufsatz über Stümper und Stümperei[1] drucken lassen, in welchem er uns jungen Poeten gar grob die Nativität stellte. Hierauf verfaßte Deinhardstein ein Gedicht, worin Liebel unendlich gelobt und auf die höchste Höhe des Parnasses gehoben wurde. Dieses Gedicht wurde ihm zugesandt, und er selbst las es seinen Zuhörern mit freudestrahlenden Augen vor.

---

[1] „Epistel über poetische Stümper und Stümperey. Von Ignaz Liebel. Wien, gedruckt bey Anton Strauß 1817" 39 SS. 8⁰. — Die Epistel ist „an Herrn Franz Sedelmeyer, k. k. Hofsekretair" gerichtet. — Doch war die Veranlassung zu dem fraglichen Gedicht nicht diese Epistel, sondern eine andere Schrift Liebels: „Über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit. Zwey Episteln nebst einigen anderen Gedichten von Ignaz Liebel . . . . Wien, bey B. Ph. Bauer 1817." 93 SS. 8⁰, wie aus der Widmung zu dem am 1. April 1817 in Nr. 39 des „Sammlers" erschienenen Gedicht hervorgeht: „An Herrn Ignaz Liebel, wirkl. Professor der Ästhetik an der hohen Schule zu Wien. Nach Lesung seiner Episteln: Über Dichter etc." — Liebel läßt sich in der Vorrede zu diesen Episteln, von denen die erste „an den Herrn F. M. L. Cornelius v. Ayrenhoff (wer kennt den edlen Menschenfreund nicht, der so viel zur Bildung unserer Besten beigetragen hat?)" gerichtet ist, also vernehmen: „Es ist hohe Zeit, den Unfug zu rügen, der itzt bey uns mit der Dichtkunst von Dichterlingen, die nicht immer das Mechanische der Poesie kennen, und von Kritikern getrieben wird, die, ohne Einsicht in das Wesen derselben, über Gedichte und die Werke jeder schönen Kunst ihre deklamatorischen Phrasen auskramen . . ." — Liebel erfreute sich übrigens andererseits mancher wohldienerischen Huldigung. So finden wir in Nr. 2 vom 4. Januar der „Wiener Modenzeitung" (Schickh) 1817 ein Gedicht an ihn von Friedrich Aug. Kleinschmied, und derselbe widmet auch im „Sammler" vom 14. Oktober 1817 (Nr. 123) dem „k. k. Professor der Ästhetik und der Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften, Herrn Liebel" 18 Strophen, welche also endigen:

„Reicht mir denn einst zum Kranz der Ehre
Apoll ein Efeublättchen hin,
So dank' ich, wenn ich's würdig bin,
Es, großer Meister, Deiner Lehre." —



Höchle del. N. Pölzel sc.

Ich selbst gab dieses Gedicht dann dem Redakteur des „Sammlers“ und es wurde auch in diesem Journal abgedruckt und Liebel 25 Exemplare davon zugesandt.

Mit einem Male aber fand sich, daß die Anfangsbuchstaben dieses Gedichtes ein Akrostichon bildeten, welches lautete: „O Erzesel Liebel“.

Da dieses Gedicht zugleich ein vortreffliches Sonett ist, so teile ich es mit:

O schön und wahr hast du ein Lied gesungen,
Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen,
Recht übend, ob der Brut den Stab gebrochen,
Zum Schweigen sie gebracht, der Stümper Zungen.

Ein höh'res Ziel, du hast es kühn errungen,
So hast du schön des Pindus Schmach gerochen;
Es schweigt beschämt ihr übermütig Pochen,
Laß sie nun flieh'n, die Frechen, schambezwungen.

Lebendig ist dein lehrreich Wort erschollen,
In Nichts ihr leerer Wortkram hingesunken,
Es spukt ihr myst'scher Unsinn nun nicht länger.

Beglückte Brust, der solch' ein Lied entquollen,
Es wärmt sie Phöbus' echter Götterfunken;
Lob dir, du würd'ger vaterländischer Sänger!

Man kann sich die Wut des mystifizierten Professors und die boshafte Freude seiner Zuhörer denken. Liebel führte Klage bei Gericht wegen Ehrenbeleidigung. Ich wurde vorgerufen und aufgefordert, zu bekennen, wer das Gedicht verfaßt habe. Ich sagte, ich hätte es anonym zugesandt bekommen. Man forschte weiter. Unglücklicherweise fand sich in der Druckerei das Original von der Handschrift Deinhardsteins vor, welchen man sonach auch in Untersuchung zog.

Der pfiffige Bursche wußte sich so weit herauszulügen, indem er behauptete, er habe das Gedicht nur zum Scherze für sich selbst und seine Freunde gemacht und es nie für die Öffentlichkeit bestimmt, und kam mit einem Verweise davon. Ich aber wurde, da ich das Gedicht zum Drucke gab, obschon ich versicherte, ich hätte das Akrostichon gar nicht geahnt, zu einer

Geldstrafe von 50 fl. oder zu Arrest von drei Tagen verurteilt. Ich war so dumm, die 50 fl. zu bezahlen, obschon sie mir sehr weh taten; jetzt würde ich den Arrest wählen.

In meiner Galle schrieb ich dann noch eine Fabel: „Der Esel", welche aber keine andere Folge hatte, als daß sie den Professor noch lächerlicher machte.

Sonderbar ist das Zusammentreffen, daß ich eben auch im Jahre 1817 auf einen Vortrag, welchen der damalige Landmarschall Dietrichstein[1] über meine bisher erworbenen Verdienste an den Kaiser erstattete, von demselben die goldene Verdienstmedaille mit Öhr und Band zum Lohn erhielt.

Ich hatte in den Jahren 1815 bis 1825 einen Bedienten namens Albrecht[2]. Er diente mir in diesen Jahren treu und war mir sehr anhänglich, aber dumm war er, dumm wie — wie — wie ich gar keinen Vergleich finde. Er war schon über sechzig Jahre alt, klein, mit einem gutmütigen Gesichte, dem man aber die Beschränktheit des Verstandes mit dem ersten Blicke ansah. In seiner Jugend war er Friseur, hatte noch in seinem Alter die Geschwätzigkeit dieses Standes und hielt sich für sehr gescheit. Seine kolossale Dummheit machte mir und allen meinen damaligen Kameraden so viel Spaß, daß ich ihm manches Unangenehme, was mir daraus erfolgte, gern verzieh und ihm sogar, wenn er etwas Dummes beging, worüber ich lachen konnte, immer ein kleines Geldgeschenk machte, welches er zwar annahm, aber immer sich verteidigte, daß jenes, was er gesagt oder getan habe, gewiß nicht dumm gewesen sei.

Alles, was vorzüglich ist, verdient aufbewahrt zu werden, daher auch eminente Dummheiten. Ich will hier diejenigen mitteilen, deren ich mich noch erinnere; sie sind alle buchstäblich wahr und nicht erfunden.

---

[1] S. die Note, worin Castellis bisherige amtliche Tätigkeit charakterisiert wird, sowie das Dekret im Anhang 12.

[2] Das Folgende unter „XVI. Albrechtiana" in Frankls „Sonntagsblättern", VI. Jahrgang 1847, Nr. 19 (9. Mai), S. 243ff., dann in den sämtlichen Werken. XVI. Band.

Ich war zu einem Balle geladen, kleidete mich daher des Abends um, zog schwarze Strümpfe an und legte die abgezogenen weißen auf mein Sofa. Ich kam erst gegen Morgen nach Hause und stand spät auf. Ich suchte meine weißen Strümpfe auf dem Sofa, fand aber nur einen, ich rief daher Albrecht.

Albrecht. Was schaffen Euer Gnaden?

Ich. Wo sind denn meine Strümpfe, die ich gestern dahergelegt habe?

Alb. Das weiß ich nicht.

Ich. Es ist nur einer da.

Alb. Das ist spaßig.

Ich. Und ich glaube, es müssen einmal zwei gewesen sein.

Alb. Vermutlich.

Ich. Wo ist denn also der andere?

Alb. (zuckt die Achseln.)

Ich. Suche den andern.

Alb. Wo denn?

Ich. Wo du ihn hin verräumt hast. Sieh zu, ob er nicht draußen im Kasten bei der schmutzigen Wäsche liegt.

Albrecht ging hinaus, fand den abgängigen Strumpf, und ich hörte ihn schreien: „Mein Gott, mein Gott! Geht denn bei uns alles verloren?"

Ich. Was gibt es denn?

Alb. Da sehen Euer Gnaden her, da ist auch ein einschichtiger, da fehlt mir auch der andere dazu.

* *
*

Ich saß des Morgens in meinem Lehnstuhle und sah, in trübe Gedanken versunken, vor mich hin. Albrecht räumte im Zimmer auf. Das war mir unangenehm, und ich befahl ihm hinauszugehen und später aufzuräumen. Er ging, kam aber bald wieder und setzte das Aufräumen fort. Ich rief ihm zu: Wirst du gehen oder nicht? Ich will dich jetzt nicht im Zimmer haben.

Da stellte er sich mit seiner Schafsmiene vor mich hin und fragte: Warum denn nicht?

Weil ich nicht will.

Aber warum wollen Euer Gnaden nicht? Und im vorwurfsvollen Tone fuhr er fort: Ich weiß überhaupt nicht, warum Euer Gnaden gerade heute so kurios und so murros sind.

Wenn du es nicht weißt, so will ich dir's sagen. Es ist heute der Jahrestag, daß meine Mutter gestorben ist, und einige Jahre früher, an eben diesem Tage, starb mein Bruder[1]; ich versichere dir, das waren ein paar brave Leute, und man kann über ihren Verlust mit Recht traurig sein.

Nach einer kurzen Pause, während welcher Albrecht nachzudenken schien, rief er endlich aus: „Ich glaub's, daß dies brave Leute waren, aber deswegen muß man nicht traurig sein. Nur gescheit sein, Euer Gnaden, und bedenken, daß unser Herrgott die braven Leute zu sich nimmt und die schlechten daläßt."

Ich mußte über diesen sonderbaren Trost herzlich lachen.

* *
*

Ich war auf einem Balle und ging von da erst nach Mitternacht nach Hause. Ein guter Freund, welchen ich dort traf, bat mich, da er weit in der Vorstadt wohnte und das Wetter sehr schlecht war, ihn bei mir schlafen zu lassen. Ich gestand es ihm mit Vergnügen zu. Auf dem Balle servierte man, wie es leider jetzt Mode ist, nur Zuckerwerk und Eis, und wir kamen daher hungrig und durstig nach Hause.

---

[1] Diese Stelle und eine Andeutung bei Gödeke IX. S. 53, sowie im Euphorion, 3. Ergänzungsheft 1897, S. 219, könnte zu der irrigen Annahme verleiten, Castelli habe einen Bruder gehabt; an obigem Ort war es wohl nur ein mäßiger Scherz. — Die beiden anderen Bemerkungen erklären sich daraus, daß Castelli in Briefen an seine vertrautesten Freunde, wie Th. Hell, Jul. Schneller u. a. sich gerne der Ansprache: „Lieber Bruder", „vielgeliebter Bruder" u. dgl. bediente. — Was den bei Gödeke und im Euphorion erwähnten Brief Castellis, der sich in der Bibliothek des Stiftes Heiligenkreuz bei Baden befindet, anbelangt, so ist es uns durch die Liebenswürdigkeit des Herrn P. Tezelin Halusa, O. S. B., ermöglicht, diesen wahrscheinlich letzten Brief Castellis an entsprechender Stelle des II. Bandes mitzuteilen.

Albrecht! rief ich meinem Bedienten zu, indem ich ihm Geld gab, lauf jetzt, was du kannst, hole Bier oder Wein, Brot, kalten Braten, Würste, gleichviel, was du noch bekommen kannst; denn wir sind hungrig und durstig.

Er ging kopfschüttelnd.

Wir machten uns bequem und freuten uns schon auf die Dinge, die da kommen sollten.

Albrecht mochte eine Viertelstunde weggeblieben sein, als er mit leeren Händen wieder zurückkam und berichtete, es sei schon zu spät, alle Gasthäuser seien bereits geschlossen, es sei nichts mehr zu bekommen gewesen.

Wir mußten Wasser trinken und uns mit leerem Magen zu Bette begeben.

Am folgenden Morgen, als mein Freund fortgegangen war, kam Albrecht zu meinem Bette, stellte mir das Geld zurück, welches ich ihm gestern gegeben hatte, und sagte selbstgefällig lächelnd: „Euer Gnaden, da ist das Geld. Bin ich ein Kerl? — Bin ich ein gescheiter Kerl? Ich hätte gestern noch Wein und Braten und alles bekommen, aber ich habe mir gedacht, was sollen wir denn für fremde Leute Geld ausgeben? Sehen Euer Gnaden jetzt ein, wie ich für Sie spare?"

Er ging, für sich murmelnd: „Es ist halt nichts erkannt."

* *
*

Eine Flasche mit Tinte stand vor meinem Fenster. Es war Winter und sehr kalt. Dadurch hatte die Tinte zu gären angefangen, war emporgestiegen und in einem krumm auslaufenden Stengel aus der Flasche herausgefroren. Ich rief Albrecht und befahl ihm, die Tinte anderswo hinzustellen.

Als ich abends nach Hause kam, was erblickte ich? Mein halbes Zimmer war voll Tinte.

Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen und schrie Albrecht zornig an: „Aber erzdummer Kerl! Was hast du denn da wieder für einen Spektakel angefangen?"

Er sah um sich, kratzte sich den Kopf und sagte: „Schau, schau, wie ist denn die Tinte da herab gekommen? Ich habe

die Flasche auf den Ofen gestellt und habe geglaubt, wie ein jeder gescheiter Mensch glauben muß, daß die Tinte, wenn sie krumm aus der Flasche herausfriert, ebenso krumm auch wieder zurück hinein leinen (tauen) wird."

* * *

Ich band des Abends am Spiegel eine Krawatte um; die Schnalle rückwärts wollte sich nicht gleich schließen lassen. Ärgerlich darüber, brummte ich. Albrecht bemerkte das, lief herzu und sagte: „Warten Euer Gnaden, Sie sehen ja nicht gut", nahm die beiden Lichter vom Spiegel und leuchtete mir rückwärts dazu.

* * *

Ich fuhr aufs Land. Albrecht saß vorne beim Kutscher. Ich bemerkte, wie er immer hinter den Wagen zurückschaute und dann lächelte. Ich fragte ihn um die Ursache. „Oh," antwortete er, „ich freue mich, daß ich da vorne sitze und denke mir, was wir für einen Staub ausstehen würden, wenn wir so hinter uns selbst drein fahren müßten."

* * *

Meine Zündhölzchen brannten nicht. Ich befahl Albrecht, neue zu kaufen. Die Zündhölzchen brannten wieder nicht, und ich schalt ihn daher tüchtig aus, daß er nicht neue gekauft; aber seiner Unschuld bewußt, antwortete er fast unhöflich: „Sapperment, ich habe ja neue gekauft, und habe sogar alle probiert, und sie haben alle gut gebrannt."

* * *

Ich erhielt von einem hohen Herrn eine goldene Tabatiere zum Geschenke. Sie stand in einem rotsaffianenen Futteral auf dem Tische. Ich sah, daß Albrecht immer neugierig um den Tisch herumschlich und gerne gesehen hätte, was denn in dem Futteral sei. Endlich fragte er mich ganz naiv:

— Ist da was drin?

— Ja.

— Darf ich's anschauen?

— Meinetwegen.

Er öffnete, fuhr erstaunt zurück und rief: „Ui, Ui! Das ist ja gar eine goldene Dose, haben Sie Euer Gnaden gekauft?"

„Nein, ich habe sie geschenkt bekommen." Da antwortete Albrecht mit einem tiefen Seufzer: „Ach, ich hätte auch einmal bald eine gefunden."

Ich erwiderte lächelnd: „Was schwätzest du da wieder Dummes? Ich weiß wohl, daß man etwas finden oder nicht finden kann, wie man aber etwas fast, das ist beinahe, finden kann, das begreife ich nicht."

„Ja," versetzte Albrecht lächelnd, „weil Euer Gnaden darin noch nicht bewandert sind, ich werd's Euer Gnaden gleich explizieren: Sie wissen, daß ich Hausfriseur beim Fürsten Kaunitz war, zu uns ist der Kaiser Joseph gekommen, wann er gewollt hat, und er ist immer grad zum Fürsten hineingegangen, ohne daß wir ihn haben anmelden dürfen. Ja, der Kaiser Joseph, Euer Gnaden, das war ein lieber Herr, hat mir auch einen Dukaten geschenkt, weil ich ihm gefallen hab. Nun, daß ich sag', einmal ist er auch gekommen und ist mit dem Fürsten im Garten spazieren gegangen, da hat er aber seine goldene Dose verloren. Wir Hausleute sind gleich ausgeschickt worden und haben müssen die goldene Dose suchen. Sehen Euer Gnaden, ich bin dreimal bei der Stauden vorbeigegangen, wo's gelegen ist, ich hätt's finden können, hab's aber nicht gesehen, aber der Kucheljunge hat's g'sehen, g'funden und hat sechs Dukaten Rigumbens (Rekompens) kriegt. Nu, nicht wahr, Euer Gnaden, ich hab recht gehabt, wie ich g'sagt hab, daß ich auch einmal fast eine goldene Dose g'funden hätt'."

* * *

Hofrat Hammer[1] besuchte mich einmal und erzählte mir von diesem Besuche, die treue Obsorge meines Bedienten anrühmend, folgendes:

---

[1] Joseph von Hammer-Purgstall, geb. Graz, 9. Juni 1774, gest. Wien, 23. November 1856, berühmter Orientalist, kam 1787 nach

Er hatte geklingelt, Albrecht ihm geöffnet und gesagt, daß ich nicht zu Hause sei. Auf H.s Frage, ob ich bald kommen werde, erwiderte Albrecht, er wisse es nicht. Nun, so will ich warten, sagte der Hofrat und trat in mein Vorzimmer, in welchem meine Bücher aufgestellt waren. Albrecht folgte ihm. Der Hofrat setzte sich, und Albrecht lehnte sich an den Ofen und blieb auch stehen. „Verrichte Er seine Geschäfte, lieber Freund," sagte Hammer, „ich nehme mir hier ein Buch und lese indessen, bis sein Herr nach Hause kommt." Albrecht antwortete: „Verzeihen Euer Gnaden, aber ich weiß schon meine Schuldigkeit. Wenn der Herr nicht zu Hause ist, so darf ich einen Fremden im Zimmer nicht allein lassen."

* * *

Es war an einem Morgen, wo ein Mörder aufgehängt wurde. Wenn dies geschieht, so wird auf dem Stephansturm immer das sogenannte Zügenglöcklein für den Hinscheidenden geläutet.

Als Albrecht dieses hörte, kniete er nieder und betete für den armen Sünder, dann stand er auf und sagte zu mir: „Euer Gnaden! Der hätt's überstanden, wir haben's zu erwarten."

Wien, Staatsbeamter, als welcher er Reisen in den Orient machte, 1815 Kustos der Hofbibliothek, 1817 Hofrat, 1838 in Pension, erster Präsident der 1847 gegründeten kais. Akademie der Wissenschaften. Dichter und Historiker. Sein Grab befindet sich neben jenem Lenaus auf dem Friedhofe zu Weidling und ist mit einem orientalischen Sarkophag geschmückt, auf dem Inschriften in den von ihm beherrschten Sprachen angebracht sind. — Atterbom schreibt in seinen „Aufzeichnungen" (übers. v. F. Maurer, Berlin 1867) über ihn S. 189: „ . . . bei Herrn v. Hammer, dessen Häuslichkeit hinlänglich damit charakterisiert ist, daß er seinen kleinen Jungen eher französisch als deutsch sprechen lernen läßt. Er selbst ist, mit allen seinen Verdiensten, ein zerstreuter und eitler Geck; ich meinesteils hatte ihn bald überdrüssig, und Rückert setzte die Bekanntschaft bloß fort, weil er in Wien persisch studierte." — S. 211 ff.: „Am meisten gefiel mir unter Hammers reichem persischen Büchervorrat ein länglicher, zierlich geschriebener und von Wohlgerüchen duftender Musen-Almanach, den Hammer in die Tasche zu stecken pflegt, wenn er spazieren geht."

Im Jahre 1818 erschien bei Brockhaus in Leipzig die von mir und Alois Jeitteles verfaßte Parodie „Der Schicksalsstrumpf[1]", welche bedeutendes Aufsehen erregte und worüber Ludwig Tieck selbst einen lobenden Artikel schrieb.

Ich darf mich nicht scheuen, hier unumwunden zu bekennen, daß alle auffallenden Szenen, in welchen das Sarkastische derber aufgetragen und welche vorzugsweise als Proben des Stückes in verschiedenen Zeitungen abgedruckt waren, aus meiner Feder floßen, die minder parodistischen aber vielleicht mehr poetischen Szenen von meinem Freund Jeitteles verfaßt sind.

Ich habe auch ein Vorspiel unter dem Titel „Das Schicksal im Parterre" dazu geschrieben, welches aber nicht dazu gedruckt ist.

---

[1] „Der Schicksalsstrumpf, Tragödie in zwei Akten von den Brüdern Fatalis, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1818." 160 SS. 8⁰. — L. Tieck (Dramaturg. Blätter, Breslau 1826, I, 175) schreibt: „Wir besitzen schon seit Jahren eine witzige Parodie unserer neumodischen Schicksalstragödie, die mit wahrem komischen Geist und ohne Bitterkeit geschrieben ist. Dieser Schicksals-Strumpf, den ich meine, scheint aber bei meinen Landsleuten kein großes Glück gemacht zu haben, und das ist ein schlimmes Zeichen. Denn es beweist, wie befangen sie im Gemüte sind, wie sehr ihnen eine falsche Manier (die viele im Geheimen und öffentlich verwerfen) doch immer noch imponiert, daß sie den Spaß nicht ganz spaßhaft finden können. Dieses im ganzen trefflich gelungene Gedicht, das mir und meinen Freunden große Freude gemacht hat, schreibt die allgemeine Stimmung dem Herrn Castelli zu." — Castelli schreibt am 31. Januar 1818 (an Brockhaus?):

„Die Schicksalstragödie betreffend sende ich Ihnen hiermit das ganze Manuskript. Mein Begehren stelle ich auf 30 Dukaten in Gold und 12 Exemplare. Dabei bedinge ich nur, daß der Druck alsogleich angefangen werde; denn jetzt ist die Zeit der Strümpfe!" —

C. L. Costenoble bemerkt in seinem Tagebuch („Aus dem Burgtheater usw., Wien 1889"), 2. Bd., S. 97, unterm 11. März 1832: „Jeitteles kam, und es wurde von der Parodie: ‚Der Schicksalsstrumpf' gesprochen, welche Castelli sich gern allein zueignen möchte. Er hat aber, wie Jeitteles behauptet, das wenigste daran getan. Das Wesentlichste rührt aus der Feder des Arztes Alois Jeitteles, mehreres von unserem Jeitteles her, und das geringste brachte Castelli zur Welt. Nun wundert es micht nicht mehr, warum mir diese Parodie der Schuld und aller Schicksalstragödien so gefallen konnte. Mir war es stets ein Rätsel, daß der flache Castelli, dessen Geburten fast nichts sind

Das Stück ist meines Wissens nirgends aufgeführt worden, war auch nicht dazu bestimmt[1].

Im Jahre 1818 erschienen bei Franz Härter in Wien: „Zerrbilder menschlicher Torheiten und Schwächen", von Loder erfunden und gezeichnet in kolorierten 24 Bildern[2].

Diese Bilder fand ich schon vor und mußte die Erklärungen dazu machen. Ich tat es in Versen, und ich glaube, sie sind mir gelungen.

Das ganze Werkchen, welches damals ziemlich teuer war[3], ist mir in neuerer Zeit nicht mehr vorgekommen.

---

als gemeiner Volkswitz, so einen geistreichen Strumpf habe stricken können."

[1] „Der Schicksalsstrumpf" wurde im März 1821 zu Augsburg aufgeführt, im Februar 1823 am Isartortheater in München, wo Carl die Kunigunde im Falsett sang. — Über das letztere Stück ist nichts bekannt.

[2] „Zerrbilder menschlicher Thorheiten und Schwächen. Erfunden und gezeichnet von Loder. Gestochen von Stöber. Mit epigrammatischen Erklärungen begleitet von J. F. Castelli. Wien, in Commission bey Franz Härter. Gedr. bey Anton Strauß. 1818." 66 SS. und 30 Stiche. 8⁰. — Besprechungen erschienen in Friedr. Wähners „Janus", Nr. 30 vom 15. Januar 1819, S. 145 f., und in den „Vaterländ. Blättern usw.", Nr. 70 vom 30. August 1820 (beide ungünstig). — Eine angebliche 2. Aufl. mit 24 weniger guten, teilweise veränderten Abdrücken, welche stets mit faksim. Titel „1821/23 bei Härter" vorkommt, scheint nur ein Nachdruck einzelner Blätter zu sein. An Stelle des Castellischen Textes finden sich hier unter jedem Blatte sechs Reimzeilen, die als „epigr. Erklärungen von J. F. Castelli und C. Meisl" bezeichnet sind. — Neuausgabe vom Herausgeber, Wien 1913. — Matthäus Loder, Kammermaler des Erzherzogs Johann, geb. Wien, 31. Mai 1781, Landschafter, Illustrator, Porträtist. Zeichenmeister der Erzherzogin Maria Louise, die ihn nach Parma berief. Kehrte gesundheitshalber in sein Vaterland zurück und starb zu Vordernberg in Steierm. am 16. Sept. 1828. Wzb. 15, 363. — Jos. Stöber, Vater des Kupferstechers Franz Stöber, geb. Wien, 13. Juni 1768, gest. daselbst, 12. März 1852. Wzb. 39, 85.

[3] Der Ladenpreis war 12½ Rthl. (Anmerkg. Friedr. Schlögls in seinem Expl.)

XXII.

Ein siebzehnjähriges Liebesverhältnis. — Eine schlaflose Nacht durch ein „Wenn". — Eine Klostergeschichte.

Ich komme nun auf ein Ereignis in meinem Leben zu sprechen, welches von allen meinen Erlebnissen den größten Einfluß auf mich hatte, mir ebensoviele Freuden als Qualen bereitete und durch 17 volle Jahre mich lehrte, daß ich zur Ehe nicht geschaffen sei.

Ich werde erborgte Namen zu den durchaus wahren Tatsachen gebrauchen[1], um mir eben in der Wahrheit keinen Zwang antun zu müssen, und nicht vielleicht noch lebende Verwandte einer geliebten Verstorbenen zu beleidigen.

Als ich von Paris zurückkam, lernte ich eine Frau von beiläufig 30 Jahren[2] kennen, nicht schön, aber für mich unendlich reizend, außerordentlich gebildet, zu welcher ich mich vom ersten Blick an hingezogen fühlte. Sowohl ihr gewinnendes Äußere als ihr durchdringender Verstand[3] wie ihre unwiderstehliche Anmut wirkte auf meinen Geist und mein Herz mit Allgewalt.

Sie war die Gattin eines schon bejahrten reichen Berliners, der zwar selbst Katholik, doch aus einer ursprünglich jüdischen Familie entsprang.

Sie lebten in guter, friedlicher Ehe, und hatten — da Liebe eigentlich ihr Band nicht mehr fest knüpfte — sich so gegeneinander gestellt, daß man die Ehe zwar im ganzen als eine gute ansehen konnte, aber doch eines von dem andern nicht mehr jene zärtlichen Aufmerksamkeiten und Rücksichten verlangte, welche eigentlich deren Würze sind.

Ich liebte diese Frau herzlich, innig und leidenschaftlich; ich wandte alles an, um auch ihre Liebe zu gewinnen, und es gelang

---

[1] Castelli hält sich später nicht an diese Erklärung.

[2] Friederike war 1815 27 Jahre alt.

[3] Schneller nennt sie in seinen Briefen wiederholt „Die geistreiche Freundin".

mir; ich erhielt Eintritt in das Haus und wußte mir den Gatten gewogen zu machen.

Unser Verhältnis wurde immer fester und inniger. Ich fühlte mich die ersten Jahre glücklich, gab mich ganz hin, und so erhielt diese Frau eine Herrschaft über mich, unter welche ich mich gerne beugte.

Nach einem Jahre trennte sich Herr M. von seiner Gattin, nicht gerichtlich und nicht feindschaftlich, gab ihr so viel Vermögen, daß sie anständig davon leben konnte, und begab sich nach Berlin. Dort starb er, und sie war frei[1].

Wir lebten nun wie Mann und Frau miteinander mit dem einzigen Unterschiede, daß wir nicht beisammen wohnten, aber dennoch hatten wir im Winter Wohnungen in einem und demselben Hause[2], und nach einigen Jahren unserer Bekanntschaft kauften wir uns mitsammen ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen in Hütteldorf, welches wir von nun an im Sommer miteinander bewohnten.

Diese Frau nun hatte alle vortrefflichen Eigenschaften, welche man nur bei einem Weibe finden kann, aber auch zwei Fehler, welche einigen Schatten auf das Vorzügliche werfen, nämlich Herrschsucht und Eitelkeit.

Ich führte die ersten Jahre mit ihr ein beneidenswertes Leben, dann aber fing das abhängige Los an, mir drückend zu werden; sie forderte gänzliche Hingebung und ich mußte meine Lebensweise ändern. Täglich von 7 bis 9 Uhr mußte ich bei ihr sitzen, ihr vorlesen und mit ihr schwätzen; war ich irgendwo geladen und blieb aus, so hatte ich verdrießliche Gesichter und Vorwürfe zu erwarten, und so kam es, daß ich sie nachgerade ungern besuchte. Ich hätte wohl auch öfters Gelegenheit gehabt, zu brechen, denn ihre Eitelkeit verschmähte den Weihrauch anderer Männer nicht, da sie verliebte Schmeicheleien und zärt-

---

[1] Herr Mayer war Kgl. preuß. Bergrat.

[2] Rosenbaum merkt in seinem Tagebuch unterm 31. Mai 1820 an: „Im Hereingehen rief mich Castelli zur Mayer hinauf, welche im Freyhaus recht hübsch bewohnt ist." — Friederike wohnte noch im Jahre 1827 im Freihaus auf der Wieden, 5. Hof, 23. Stiege. (Brief Castellis an Schneller vom 23. Mai 1827, W. St.-Bibl.)

liche Schäferstunden bei mir entbehren mußte, ja, ich war sogar eifersüchtig auf sie, obschon ich selbst nicht treu war[1].

So führte ich denn durch volle 17 Jahre ein Sklavenleben und war zu schwach und auch zu gut, es zu ändern. Hielt mich auch die Liebe nicht mehr fest, so war es doch teils Gewohnheit, teils Dankbarkeit, da sie mich in Krankheiten schwesterlich pflegte und mir in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft so viele angenehme Stunden verursachte; dazu kam der Umstand, daß ich ihr nichts vorwerfen konnte, ich mich also geduldig in mein Joch schmiegte und alle Freuden der Geselligkeit, die mir damals unzählig zu Gebote standen, ihr opferte.

Alle Sommer brachte sie ein paar Monate in Graz bei ihrem Bruder[2] zu, einige Male besuchte ich sie während meiner Amtsferien[3] auch dort, aber die Zeit, welche ich in Wien während ihrer Abwesenheit frei und lustig verlebte, verging mir viel zu schnell, und mein Joch wurde immer lästiger; allein, eine unerschütterliche freundschaftliche Anhänglichkeit hielt mich dennoch immer fest an sie gekettet, und wirklich nur ihr Tod im Jahre 1832[4] konnte dieses Band zerreißen, welches ich niemals ge-

[1] Julius Schneller an seine Frau: „Wien, 19. Okt. 1821. — Mit Castelli habe ich meine liebe Not. Er ist über Friederikas Galanterie und Koketterie sehr empfindlich; und sie will ihn seinen Freunden ganz entziehen. Dies gibt nun Widersprüche, welche nicht selten in Sturm und Wetter ausbrechen; zwar legt sich alles noch zur Ruhe, aber endlich kommt das Ende, denn ich finde das Gefühl erkaltet. Es ist ein böser Geist, der beide trennt." (Bei Münch a. a. O. S. 223.) Ferner: Schneller an Castelli: „Grätz, 17. Dez. 1821. — Es hat uns betrübt, in Deinem letzten Schreiben nicht ein Wörtchen von Deiner geistvollen Friederike zu lesen. Gleich nach Empfang dieses Schreibens gehe zu ihr, bitte sie um Vergebung wegen Deiner kleinen Fehler, und Du wirst sehen, wie sie in Treue und Aufopferung und Hingebung Dich überbieten wird. Liebe leidet keinen Käufer als sich selbst, sagt Schiller; aber sie leidet auch keinen Lehrer als sich selbst, meinen ich und Gabi." — (Bei Münch a. a. O. S. 304.)

[2] Christian Ludwig Müller, der noch vor Friederike starb.

[3] Castelli schreibt am 21. Oktober 1820 an Hell: „Die Natur verlockte mich während meiner Amtsferien wieder 14 Tage nach Grätz in Steyermark, wo ich nur den Bergen, den fetten Kappaunen und der Liebe lebte."

[4] Soll heißen „1833".

lockert haben würde, obwohl es mich wund drückte; aber gelernt habe ich in diesen 17 Jahren, daß es nicht in meiner Natur liegt, ein Weib bis zum Tode zu lieben, und daß, wenn ich mich auch mit der besten, schönsten und treuesten Frau ehelich verbinden würde, ich mich doch selbst unglücklich fühlen würde, und zwar um so mehr, als ich mich selbst aufopfern müßte, um nicht auch sie unglücklich zu machen.

Im Verlust lernt man erst den Wert des Verlorenen schätzen. Ihr Tod vernichtete mich und warf mich auf das Krankenlager. Alles Unangenehme, was ich in dem Verhältnisse mit ihr fand, war aus meinem Gedächtnisse entschwunden, und nur das Angenehme strahlte heller und lebendiger[1].

Nach Friederikens Tode nahm ich ihre Nichte[2], welche schon 23 Jahre ihre Gesellschafterin und Dienerin war, zu mir, und freue mich jetzt noch, daß ich dies getan habe, denn seit 28 Jahren leitet sie mein Hauswesen mit seltener Treue, Redlichkeit und Sparsamkeit und pflegt mich jetzt in meinem Alter mit der größten Sorgfalt und Hingebung. Ich hoffe, sie wird mir auch die Augen sanft zudrücken.

Nach Friederikens Tode ließ ich in Hütteldorf, wo wir ein Häuschen besaßen und viele Sommer wohnten, eine Grabstätte für uns beide bauen, und ich weiß daher, wo ich den ewigen Schlaf schlafen werde.

Es war um diese Zeit, daß ich eine furchtbare Nacht bloß durch den Gedanken „Wenn" erlebte[3].

---

[1] Friederike Dorothea Mayer, geb. Müller, geb. zu Frankfurt a. M., 1. Oktober 1788, prot. A. C., starb am 2. Mai 1833 zu Wien-Stadt 618 (Trattnerhof) an der Brustwassersucht, 44 Jahre alt. (Totenprot. der Stadt Wien. — Seb. Brunner, Allerhand Tugendbolde usw., S. 396 ff.) Sie wurde am 4. Mai in Hütteldorf beerdigt. — Über sie und Castellis Hütteldorfer Idylle s. die Briefe im Anhang 13. — Ihr Testament Anhang 14. —

[2] Elisabeth (Betti) Hübner, geb. aus Gartenblau in Preußen, welche am 16. Januar 1877, 84 Jahre alt, zu Wien an Altersschwäche starb. (Totenprot. der Stadt Wien.)

[3] Das Folgende = „Eine qualvolle Nacht durch ein ‚Wenn'" in Frankls „Sonntagsblättern", V. Jahrg. 1846, Nr. 41 vom 11. Oktober 1846, unter X. Verschiedene kleine Erlebnisse, S. 974 ff. = Stl. Wke.

Laß dir das erzählen, lieber Leser, ich glaube nicht übel zu tun, wenn ich manchmal eine kleine Begebenheit in meine Memoiren einschalte, von der ich glaube, daß sie auch für dich nicht ganz ohne Interesse sein dürfte.

Ist es dir noch nicht geschehen, lieber Leser, daß dich eine Voraussetzung, ob begründet oder unbegründet, gleichviel, so mächtig ergriff und aufregte, daß du schon Rechnung darauf machtest, ihre Folgen überdachtest, Pläne danach entwarfst, als ob das Vorausgesetzte ganz gewiß eintreffen müßte? O ja! du magst noch so wenig Phantasie besitzen, ich bin doch überzeugt, es ist dir geschehen. Und wenn du auch nur in das Lotto gesetzt hast, du hast berechnet, wieviel du mit dem Einsatze gewinnen kannst, und hast die Verwendung der Summe schon im voraus bestimmt. Ja das „Wenn" ist ein sonderbares Wörtlein, es ist ein Fähnlein der Hoffnung und der Furcht, der Freude und des Leides, und bei einer starken inneren Aufregung kann das „Wenn" einen phantasiereichen Menschen halb närrisch machen. Höre ein kleines Geschichtchen von mir:

Wir hatten des Abends in einer Gesellschaft viel Unheimliches erzählt von Geistererscheinungen und Ahnungen, vom Anmelden Gestorbener usw., und gingen um Mitternacht, durch dieses Gespräch aufgeregt, voneinander.

Als ich nach Hause kam, fühlte ich keinen Schlaf und setzte mich noch zu meinem Pulte, um zu schreiben. Feiner Regen rieselte an mein Fenster und der Wind heulte dazu.

Ich mochte beiläufig eine Viertelstunde geschrieben haben, als die Tür meines Zimmers, der ich gerade den Rücken zuwandte, aufsprang. Ich stand auf, schloß sie zu und setzte mich wieder an den Schreibtisch. Kaum vergingen einige Minuten, so sprang die Tür zum zweiten Male auf. Nun, dachte ich, vielleicht schloß ich sie nicht gut zu; ich schloß sie also diesmal fest und versuchte, ob der Riegel auch genau in den Haken eingefallen sei, dann setzte ich mich wieder zum Schreibtische, aber das Schreiben wollte nicht mehr recht gehen, und ich horchte immer, ob sich die Türe nicht auch zum dritten Male öffnen würde. Kaum gedacht, so geschah es auch wirklich.

Nun ging ich in mein Vorzimmer, untersuchte ob die Türen und Fenster gut geschlossen seien und mir nicht etwa die Zugluft diesen Schabernack spiele. Nirgend konnte ein Lüftchen eindringen. Wieder schloß ich die Tür genau und mit aller nötigen Vorsicht, und im Zimmer auf- und niederschreitend, suchte ich die Ursache dieses Aufspringens einer Tür zu erforschen, bei der dies früher niemals geschehen war.

Da schlug es ein Uhr und die Tür sprang noch einmal auf. Wider meinen Willen fühlte ich ein Grauen, schloß die Tür nun mit dem Schlüssel zweimal ab, schob auch den Nachtriegel vor, entkleidete mich und legte mich zu Bette.

Ich konnte aber nicht einschlafen, immer sah ich unverwandt nach der Tür und der Gedanke wich nicht von mir: Wenn sie jetzt doch noch einmal aufginge?

Sie blieb jetzt, wie natürlich, geschlossen, aber dieses „Wenn", dieses fürchterliche „Wenn", hielt mich bis an den Morgen wach, wo mich erst der Schlaf überwältigte.

Belächle diese einfache Geschichte nicht, lieber Leser, und halte der Phantasie etwas zugute.

Eine Klostergeschichte[1].

Diese Begebenheit, welche ich selbst erlebte, hat einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen, und ich zweifle nicht, daß sie auch mit Teilnahme gelesen werden wird. Möchte sie doch auch manchen Eltern eine Warnung sein, ihre Kinder nicht gegen ihren Willen zu einem Stande zu zwingen.

Ich machte im Jahre 1819 eine Reise mit einem Freunde, ich nenne weder das Land noch den Ort, noch die Personen, wo sich diese Geschichte ereignete, aber sie ist wahr und interessant.

Wir kamen am zweiten Tage in eine herrliche romantische Gebirgsgegend. Die Berge auf beiden Seiten rückten immer näher zusammen, düstere Nadelwälder tragend, und ein Gieß-

[1] Gegen die innere Unwahrheit der folgenden Erzählung wendet sich hauptsächlich Seb. Brunners Kritik in dessen Buch: „Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde", 1888, S. 396 ff.

bach, angeschwellt vom Regen, rollte sich schäumend über die großen Steine, welche von den Bergen in sein Bett herabgestürzt waren.

Es war ein warmer Tag, aber hier kühlte uns die frische Waldluft, und balsamische Düfte verbreitete um uns das Nadelholz. Der Postillon ließ seine Pferde etwas langsamer traben und mein Freund lehnte sich recht behaglich in seine Wagenecke und rief aus: „Hier ist's himmlisch schön!"

Der Postillon wandte das Gesicht gegen uns und lächelte, er mochte wohl nicht begreifen, wie man eine Gegend so schön finden könne, welche ihm durch tägliche Ansicht schon ganz gleichgültig geworden war.

Da nahm ich das Wort und sprach: „Es sollte mich sehr wundern, wenn wir hier nicht bald zu einem geistlichen Stifte kommen sollten; denn die geistlichen Herren haben es zu allen Zeiten wohl verstanden, sich in den herrlichsten Gegenden anzubauen."

„Der gnädige Herr hat ganz recht," fiel mir der Postillon in die Rede, „wie wir dort um die Ecke des Berges herumkommen, so sehen wir schon rechts unsere Poststation und links gegenüber ein großes Kloster."

Es war so wie er sagte. In wenigen Minuten lag ein kleines freundliches Dorf uns zur Rechten, und zur Linken thronte auf einem Hügel ein Kloster von altertümlicher Bauart mit seiner gotischen Kirche.

„He Schwager!" rief mein Freund, „befindet sich hier ein guter Gasthof? Wir wollen hier zu Mittag speisen und auch den Nachmittag und die Nacht hier zubringen, um die wildschöne Gegend ganz zu genießen."

„Hm!" antwortete der Postillon, „die Wirtin ist zwar ein bildsauberes Weibsstück, aber ihre Betten sind nicht ebenso sauber und zum Speisen werden Sie wohl nicht viel anderes finden als Schweinefleisch und Ziegenkäse, aber wenn Sie ins Kloster hinauffahren und dort bleiben wollen, da ist gut sein, und man nimmt da gnädige Herren, wie Sie, recht gerne auf; denn besonders der Pater Oberer ist ein gar lieber, lustiger und dabei auch sehr frommer Herr, man verehrt ihn in der ganzen Gegend schon bei lebendigem Leibe wie einen Heiligen."

„Wohlan!“ sagte ich, „so fahren wir ins Kloster, die geistlichen Herren haben in ihrer Einsamkeit wohl gerne Gesellschaft, und ich habe eine schöne Auflage einer illustrierten Bibel bei mir, die will ich dem Pater Oberer verehren, wenn er hübsch artig ist.“

Wir fuhren einen steinigen Weg ins Kloster hinauf. Als wir am Portal hielten, sprangen ein Hausknecht und der Mesner im roten Kittel zum Wagen und halfen uns heraus. Auf unsere Frage, ob wir uns Hoffnung machen dürften, bis zum folgenden Tage im Kloster aufgenommen zu werden, sagte der Mesner, sein hochwürdiger Herr Pater Oberer habe immer eine große Freude, wenn Fremde kommen, und daß wir mit der Aufnahme gewiß zufrieden sein werden.

Indessen waren auch zwei Mönche gekommen, begrüßten uns sehr freundlich und baten uns, ihnen zum Pater Oberer zu folgen.

Wir fanden ihn in seiner Zelle. Diese war ein sehr heimliches Gemach. Das Mobiliar bestand aus einem Bette mit Vorhängen von grüner Leinwand, einem kleinen Altar mit einem aus Holz kunstreich geschnittenen Kruzifix, einem etwas grell gemalten Marienbilde und einem Betschemel, worauf zwei Leuchter standen und mehrere Andachtsbücher lagen. Das ganze Fenster nahm ein großer Kaktus ein, dessen Blätter in Kreuzform gebunden waren, daneben stand ein Käfig, woraus uns ein Starmatz kreischend entgegenschrie; an der Wand befand sich noch ein alter Aufsatzkasten mit eingelegten hölzernen Blumen, und eine Katze machte sich auf dem Schoße des geistlichen Herrn breit.

Der Mann selbst besaß eine Ehrfurcht gebietende Gestalt. Er mochte einige siebzig Jahre zählen, war groß, hager, sein Kopf war ganz voll von schneeweißen Haaren, vom Kinne wallte ein langer, ebensoweißer Bart herab, und nur die Augenbrauen, welche ein dunkles, aber sehr mildes Auge überschatteten, waren noch fast ganz schwarz, was seinem Antlitz etwas Unheimliches verlieh.

Als wir eintraten, schnellte er die Katze von seinem Schoße weg, nahm mit einer Hand sein Käppchen, uns grüßend, ab und griff mit der anderen in einen Topf, aus welchem er einen

Mehlwurm herauszog und ihn lächelnd dem Starmatz mit den süßlichen Worten reichte: „Ei du abscheuliches Vogerl, mußt ja keinen solchen Lärm machen, wenn uns so liebe Herren besuchen."

Wir wollten uns wegen des plötzlichen Einsprechens im Kloster entschuldigen, allein der geistliche Vorstand ließ uns gar nicht zu Worte kommen: „Willkommen meine Herren!" sagte er, „tausendmal willkommen in unserm stillen Hause. Wir sind zwar nicht reich, wir besitzen aber doch noch ein übriges Stück Braten in der Küche, eine Bouteille Wein im Keller und gute Fische in unserm Teiche, um die Gastfreundschaft auszuüben, wie es den Ordensmännern von jeher zukommt, machen Sie sich's bei uns bequem, und nehmen Sie vorlieb mit dem, was wir Ihnen zu bieten vermögen, es ist gern und in nomine domini gegeben. Belieben Sie sich jetzt in Ihren Zellen Ihrer Überkleider zu entledigen, und wenn Sie sich später wieder zu mir bemühen wollen, so werde ich Ihnen, wenn's gefällig ist, unser Haus, unsere Kirche und Umgebungen zeigen." Und zu einem Mönche gewendet, welcher indessen eingetreten war, sprach er: „Herr Bruder Gastmeister, begleiten Sie die Herren!"

Die Gestalt dieses Pater Gastmeisters wird mir stets unvergeßlich bleiben.

Der Mann konnte höchstens bei 30 Jahren sein, aber wenn man den herbsten Kummer und die tiefste Wehmut personifizieren wollte, man könnte sich kein besseres Vorbild dazu wählen. Sein Körper war schlank, und die einzelnen Glieder standen im schönsten Ebenmaße, was sogar bei seinem groben, aber sorgfältig angepaßten Ordenskleide ersichtlich war. Sein ovales, von dichtem, rabenschwarzem Haar und Bart beschattetes Gesicht stach gegen diese durch seine grauenhafte Blässe um so mehr ab, und zwei größe, tiefliegende, aber unendlich schwermütige Augen strömten manchmal Blitze aus, welche klar andeuteten, daß in diesem äußerlich kalt scheinenden Manne ein verzehrendes Feuer lodere. Ich habe kaum noch bei einer Dame so schön geformte, weiße Hände gesehen, und wenn er sich damit den Bart herabstrich, so war es, als ob Schnee auf schwarzen Sammet gefallen wäre. Dabei besaß er eine so sanfte zum Herzen dringende

Stimme, daß man sich zu diesem Manne unwillkürlich hingezogen fühlte.

„Werden Sie uns längere Zeit die Ehre Ihrer Gegenwart gönnen?" fragte er mich, als er mich in mein Zimmer begleitet hatte.

„Nur diese Nacht werden wir Ihre Güte in Anspruch nehmen", antwortete ich.

„Ja, freilich," erwiderte er, „es ist hier bei uns sehr traurig."

„Das finde ich eben nicht. — Die Natur zeigt sich hier in ihrer großartigsten Schönheit, und ich glaube, die himmlische Ruhe, welche hier herrscht, paßt ganz zu dem beschaulichen Leben, welches die geistlichen Herren hier, ferne vom Geräusche der Welt, führen."

„Sie haben recht, von außen ist hier Friede."

Und er seufzte tief und entschuldigte sich, mich verlassen zu müssen, da er noch einiges im Hause vorzukehren habe.

Ich und mein Reisegefährte machten nun einen Spaziergang, nachdem wir uns früher um die Stunde des Mittagessens erkundigt hatten.

Wir besuchten das dem Kloster gegenüberliegende freundliche Dörfchen, mischten uns unter die Bewohner und bekamen die vorteilhafteste Meinung von dem Pater Oberer im Kloster, da bei allen nur eine Stimme über seine Menschenfreundlichkeit, Frömmigkeit und gute Laune herrschte. Die Frau Gastwirtin erzählte uns, daß ihr Mann an einer Leberkrankheit gelitten und hierauf sehr melancholisch geworden sei, da habe ihn der gute Pater täglich besucht und ihn durch seine gute Laune so aufgeheitert, daß ihn der Tiefsinn ganz verlassen habe. „Wenn er in die Schule kommt," fuhr die Wirtin fort, „so laufen ihm die Kinder alle entgegen; denn er bringt ihnen immer schöne Heiligenbilder mit; alle Leute grüßt er zuerst auf der Gasse, für alles weiß er Rat, kurz, das ist ein wahrer Mann Gottes, der gewiß in seinem Leben kein Kind beleidigt hat."

Als wir wieder in das Kloster zurückkehrten, kam uns der Oberer mit drei Konventualen, worunter sich auch der Gastmeister befand, schon außer den Ringmauern entgegen. Da er uns nicht gleich bemerkte, so schien es mir, als ob er einen

etwas strengen Blick auf den Gastmeister würfe, welcher sich aber gleich wieder zu einem lächelnden, sehr freundlichen umwandelte, als er uns gewahr wurde. Er trug einen dicken, hohen Haselstock, und man bemerkte wohl, daß dem alten Manne das Gehen etwas sauer wurde, daher deprezierten wir auch, als er uns anbot, er wolle uns jetzt das Innere des Klosters und die Kirche zeigen. Er aber erwiderte: „Das laß ich mir nicht nehmen, so liebe Herren selbst herumzuführen.“

Wir folgten ihm.

Die Kirche war nicht sehr groß und ansehnlich, auch mangelte ihr die edle Einfachheit; denn sie war mit Holzschnitzwerk, künstlichen Blumen und Kränzen, Rauschgold und Flitterwerk aller Art überhäuft. Die Mitte des Hochaltars nahm eine lebensgroße Statue der Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem Arme ein. Beide waren von Holz und hatten silberne Kronen auf den Häuptern. Der Oberer sagte uns, daß die Kirche und das Kloster der Mutter Gottes geweiht seien, und daß dies Bild schon viele Wunder gewirkt habe.

Ein paar alte Grabsteine waren übrigens das einzige, was uns noch in der Kirche auffiel, und wir begaben uns hierauf in das Konvent.

Der Pater Vorstand war fortan sehr redselig, der Pater Gastmeister stumm. Der erstere überhäufte uns mit Artigkeiten, er wäre um alle Welt nicht bei einer Türe der erste eingetreten, er gab sehr darauf acht, uns immer zur Rechten gehen zu lassen, und bot mir, da ich mich in der Kirche über Zugluft beschwerte und doch den Hut nicht aufsetzen wollte, sein eigenes Käppchen an.

Das Konvent bestand aus langen, dunklen Gängen, deren Ende nur dadurch sichtbar wurde, weil am Schlusse derselben immer das einzige Fenster durch seine schon blind gewordenen Scheiben etwas Licht hereinstrahlen ließ. Braune Türen mit schwarzen Nummern darauf führten in die Zellen der Konventualen. Ich konnte mich nicht zurückhalten, mich zu äußern, daß ich es hier sehr unheimlich finde. Der Pater Vorstand aber behauptete, es komme alles auf die Gewohnheit an, und es sei sogar sehr angenehm, im Winter bei schlechtem Wet-

ter, wo man sich nicht ins Freie wagen kann, in diesen langen Gängen Bewegung zu machen. „Sehen Sie, meine Herren," sagte er, „da nehme ich mir immer ein Stückchen Kreide mit, gehe die Gänge entlang, und wenn ich zu dem Uhrkasten komme, bei welchem wir soeben stehen, so mache ich einen Strich. Habe ich nun 14 solche Striche gemacht, so weiß ich genau, daß ich eine Glockenstunde gegangen bin. Meinem lieben Bruder Venantius (so hieß der Gastmeister), welcher an Hypochondrie leidet, habe ich dieses Mittel auch schon angeraten, aber er folgt mir nicht, wird immer tiefsinniger, und das tut uns allen leid, denn wir haben ihn so lieb."

Bei diesen Worten bemerkte ich, daß Venantius einen durchbohrenden Blick auf den Sprecher warf.

„Das Innere der Zellen", fuhr dieser fort, „werden Sie nicht zu sehen wünschen, sie sind alle der meinigen ähnlich, welche Sie schon sahen; denn ich will vor meinen lieben Brüdern nichts voraus haben als die Pflicht, für ihr Bestes zu sorgen so viel ich kann."

Venantius biß grimmig die Zähne übereinander.

Da man mir im Dorfe gesagt hatte, die Klosterkirche sei über einen alten heidnischen Tempel gebaut, so bat ich den Pater, ob es uns nicht vergönnt wäre, auch die unterirdischen Lokalitäten zu besehen, er aber riet uns davon ab, da, wie er uns sagte, dort nichts mehr zu sehen sei, als was man gewöhnlich in Kellern findet: Fässer, Kartoffeln usw., und da die Luft sehr dumpf und feucht sei.

Die Stunde zum Mittagsmahle war indessen herbeigekommen, und wir begaben uns in das Refektorium. Das Konvent bestand aus zehn Priestern, zwei Klerikern und dem Oberer, welche mit uns speisten. Zwei Laienbrüder bedienten.

Ich bemerkte, daß dies Mahl an das letzte Abendmahl Christi erinnere, da hier auch eben ihrer dreizehn speisen. „Sie haben recht," sagte der Vorstand, „nur ist unter uns kein Christus, aber auch, Gott sei Dank, kein Judas Ischariot."

Pater Venantius verbiß ein Lachen.

Das Mahl war zwar nicht fein, aber geschmackvoll zubereitet, und guter Wein in zinnernen Kannen aufgesetzt. Der Pater

Vorstand war während dem ganzen Essen voll Schwänke und Späße und unerschöpflich in alten lateinischen Rätseln. Da auch ich hierin meinen Mann stellen kann, so gab ich mehrere zum besten, welche allgemeine Heiterkeit erweckten; nur Venantius, welcher neben mir saß, blieb teilnahmslos und düster. Zum Schlusse wurde guter Menescher Ausbruch kredenzt, und als ich aufstand, das Glas hob und auf das Wohl des Konvents und seines würdigen Vorstandes trank, stieß ich unwillkürlich an das Glas des Gastmeisters und verschüttete seinen Wein, daher er meinem Toast nicht wie die anderen Bescheid tun konnte, doch sagte er mir leise ins Ohr: „Ich danke Ihnen!" —

Endlich sagte der Vorstand: „Meine Herren, wenn's gefällig ist, so wollen wir den Tisch aufheben. Sie mögen sich jetzt im Garten oder in der Umgegend ergehen, wenn's Ihnen beliebt, mich aber müssen Sie gütigst entschuldigen, ich bin gewohnt, mich täglich nach dem Speisen ein Stündchen nach der Länge niederzusetzen. Wohl bekomm's und auf Wiedersehen zum Abendmahl!"

Alles verließ das Refektorium. Mich und meinen Freund begleitete Venantius und bot sich an, wenn wir die Umgebung besehen wollten, unser Begleiter sein zu wollen. Wir nahmen es mit Vergnügen an.

Wir gingen durch eine düstere ebenerdige Klosterhalle, in welcher ich an der schwarzen Mauerwand ein paar lichtere Stellen bemerkte: „Das waren wohl einst Türen, welche später zugemauert worden sind?" fragte ich unsern Begleiter. „Ja," antwortete er, „das waren Türen zum Grabe, in diesen Nischen wurden früher arme Brüder lebendig eingemauert, welche sich erkühnten, Menschen sein zu wollen. Wir haben eine solche Nische geöffnet und Gebeine darin gefunden."

Wir eilten, von Grauen ergriffen, schneller vorwärts und kamen aus der Halle zu einem Pfade, welcher sich hinter dem Kloster einen mit Gesträuchen bewachsenen Hügel hinanzog. Wir schlugen diesen ein, da uns Venantius hinter dem Wäldchen, welches den Gipfel dieses Hügels krönte, eine herrliche Aussicht in ein jenseitiges Tal versprach.

Ich zündete mir eine Pfeife an und fragte Venantius, ob er nicht auch Tabak rauche? Er erwiderte, es sei ihnen verboten. Ich wunderte mich darüber und meinte, das wäre doch wahrlich ein unschuldiges Vergnügen. „Schon darum, mein guter Herr, weil's ein Vergnügen ist, halten es unsere Obern nicht mehr für unschuldig", antwortete Venantius. „Unser Bischof schrieb in einem seiner Hirtenbriefe: ‚Ein Mund, der täglich den Leib des Herrn empfängt, soll nicht den Rauch eines Giftkrautes in sich aufnehmen.'"

Wir stiegen nach und nach empor und traten in das Wäldchen an der Spitze des Hügels. Endlich kamen wir an ein kleines freies Plätzchen, wo an einem hohlen Baumstrunk, welcher als Tischchen diente, eine Bank angebracht war. Wir setzten uns auf diese, und Venantius sprach: „Sehen Sie, meine Herren, hier ist mein Bibliotheksaal."

„Wo Sie vermutlich in dem großen Buche der Natur lesen?" fiel ich ein.

„Jawohl," antwortete er, „aber nicht in diesem allein, auch in den kleinen Büchern großer genialer Menschen." Und er zog einen eisernen Nagel heraus, öffnete damit einen Teil der Rinde des Tischstammes und nahm aus der Höhlung mehrere Bände Bücher hervor. Es waren Werke von Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul, Zschokke und Voltaire.

Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht bergen, daß Venantius diese Bücher nicht lieber in seinem Zimmer habe als hier im Freien, wo sie leicht gestohlen oder auch durch Nässe beschädigt werden könnten. Er sagte uns aber, in seiner Zelle dürfe er nur streng theologische Werke haben, und wenn die Zellen visitiert und ein anderes Buch gefunden würde, so würde es konfisziert werden. Stehlen wäre hier nicht zu besorgen, weil das Volk ein Buch nicht des Mitnehmens wert halten würde, und der Baumstamm sei so fest und von innen so trocken, daß von der Nässe nichts zu fürchten sei.

„Hier bring' ich die einzigen angenehmen Stunden zu," sprach Venantius, „hier gießen mir die edlen Dichter Balsam in das wunde Herz, hier preßt mich der Strick, den ich um meinen Leib trage, weniger, hier ist nur Gott über mir und er-

laubt dem Sklaven seines Statthalters in Rom, einige Stunden Mensch zu sein. Hier haben mich Natur und Freiheit auch sogar schon angeregt, meine eigenen Gefühle in Worte zu bringen, und ich habe mehrere solche Versuche an einem Orte verwahrt, wo keine Menschenhand sie sucht."

Wir schwiegen alle drei, dann drückte ich dem Armen teilnehmend die Hand und sagte: „Ich verstehe Sie, unglücklicher Mann, allein, ich wünschte auch Ihnen helfen oder mindestens Ihr Leiden lindern zu können. Wollten Sie mir volles Vertrauen schenken, vielleicht gäbe es noch Mittel —"

„Vielleicht!" sagte er mit einem Gegendruck der Hand, „aber jetzt lassen Sie uns gehen, denn die Sonne fängt schon an zu sinken, die Aussicht in das jenseitige Tal, welche ich Ihnen zeigen will, ist beim Abendrot am schönsten, und wir müssen Punkt sieben beim Abendessen wieder zu Hause sein."

Es war wirklich ein himmlischer Anblick, den wir genossen. Als wir aus dem Wäldchen traten, standen wir plötzlich am äußersten Ende eines vor uns senkrecht in eine ungeheure Tiefe abschüssigen Felsens, und vor uns breitete sich eine unermeßliche, lachende Gegend aus, mit Dörfern, Kirchen, Schlössern und Weingebirgen bedeckt. Ich bemerkte, daß Venantius einige Schritte hinter uns stehen blieb und wollte ihn bewegen, zu uns vorzutreten, allein er sagte, er dürfe nicht an den Rand eines Felsens treten, weil es ihn immer fast unwiderstehlich in die Tiefe hinabziehe.

Als wir uns an der Aussicht gelabt hatten, traten wir den Rückweg an. Wir kamen bei einer Bauernhütte vorbei, aus welcher dem Pater Venantius ein paar Kinder entgegenliefen und ihm die Hand küßten. Er nahm sie, so schmutzig sie auch waren, auf seine Arme, küßte sie und schenkte ihnen Zuckerplätzchen, welche er mittags zu sich gesteckt hatte.

Wir speisten des Abends wieder mit den Konventualen, und der Herr Vorstand war noch fröhlicher als Mittags. Er erzählte viele spaßige Anekdoten von seinen Herren Brüdern, wie der eine einmal einen Hund statt eines Fuchsen geschossen habe, wie der andere so sehr an Zerstreuung laboriere, daß er eines Tages zwei Messen lesen wollte usw.

Als wir vom Tische aufstanden, trug er uns noch eine Tarokpartie an, welche wir aber ausschlugen, da wir für den nächsten Morgen schon um fünf Uhr die Postpferde bestellt hatten. Wir dankten ihm und dem Konvente für die gastfreundliche Aufnahme, baten, sich unseretwegen nicht im Morgenschlummer stören zu lassen, und ich reichte dem Vorstand zum Andenken meine Bilderbibel.

Er schlug das Titelblatt auf, las, drohte mir lächelnd mit dem Finger und sagte: „Ei, Sie schlimmer Herr! Sie wollen mich wohl ein wenig zum besten haben. Das ist ja eine Bibel nach Martin Luthers Übersetzung, dieses ketzerische Buch darf ich nicht annehmen.“

Ich entschuldigte mich und versprach, dafür eine andere zu senden.

Wir begaben uns nun in unsere Zellen. Ich ging in der meinigen noch lange auf und nieder, über den heutigen Tag, über das Kloster und seine Bewohner nachdenkend. Venantius hatte meine ganze Teilnahme gewonnen, und ich hätte gewünscht, den ganzen Lebenslauf dieses Mannes, der mir seinen Beruf verfehlt zu haben schien, zu kennen. Endlich legte ich mich zu Bette, was eben nicht eines der besten war, nahm meine verschmähte Bibel und las darin, wie ich denn im Bette zu lesen täglich gewohnt bin.

Die Klosteruhr schlug schon elf, und ich konnte nicht einschlafen. Ein sonderbares beengendes, ich möchte sagen unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Diese Zelle, diese Totenstille um mich, diese Fenster, deren kleine achteckige Scheiben mit Blei eingefaßt waren, und durch welche der Mond seine blassen Strahlen herein sandte, alles versetzte mich in eine Stimmung, in welcher ich — hatte ich nur ein wenig mehr romantische Natur in mir — leicht Gespenster hätte sehen können. — Wer hat wohl diese Zelle schon bewohnt? War wohl auch ein Glücklicher unter den vielen Bewohnern? Wie viele Seufzer mögen zu jenem Christus, welcher mir gegenüber an der Wand hing, emporgestiegen sein? Am Fußboden war mir eine abgehobelte Stelle aufgefallen, was geschah hier?

Ich sah an einem Kasten einen Schlüssel stecken, ich stand nochmal aus dem Bette auf und öffnete die Lade, es lag eine Geißel und ein Breviarium darin. Ich nahm mein Licht und besah mir auch den Christus näher, er war von Holz, aber der Kopf so vortrefflich gearbeitet, daß ich mich unwillkürlich auf dem Betschemel vor demselben auf meine Knie niederließ und laut ausrief: „Gott der Liebe! der du deine himmlische Lehre mit deinem Tode besiegelt hast, dein Opfer soll an mir nicht verloren sein."

Als ich wieder vom Schemel aufstand und das Licht nahm, kam es mir vor, als bemerkte ich unter den Füßen des Kruzifixes etwas Geschriebenes. Ich leuchtete näher und fand mit Bleistift die Worte:

Nomen tuum sanctificetur
Sed ultra posse nemo tenetur
A. M. 1654.

Ich begab mich nun wieder zu Bette und wollte schon das Licht löschen, als an meiner Türe leise geklopft wurde. Ich hatte sie nicht geschlossen. Auf meine etwas barsche Frage: „Wer da?" öffnete sich die Türe und Pater Venantius trat ein.

„Verzeihen Sie einem armen Unglücklichen, daß er Sie in Ihrer Ruhe stört," sprach er, indem er die übergeworfene Kapuze abstreifte, „allein, Sie haben mir so viele Teilnahme gezeigt, daß ich mich mit vollem Vertrauen in Ihre Arme werfe und Sie anflehe: Retten Sie mich!"

„Wenn ich es kann, mit ganzer Seele und allen meinen Kräften. Entdecken Sie mir Ihr Innerstes, ich bin kein Priester, aber ich kann auch ein Beichtgeheimnis bewahren."

„Wohlan," sagte er, „so hören Sie meine Geschichte." Er setzte sich zu meinem Bette und erzählte:

„Ich bin der Sohn eines Bäckers. Meine Eltern — sie leben beide noch — sind rechtschaffene, betriebsame Gewerbsleute. Aber der liebe Gott hatte lange ihren sehnlichsten Wunsch nicht erfüllt. Sie waren schon fünf Jahre verheiratet und hatten noch kein Pfand ihrer Liebe. Da taten beide ein feierliches Gelübde, wenn ihnen der Himmel einen Sohn schenken würde, so wollten

sie ihn seinem Dienste widmen. Ich war der Ersehnte, mit Liebe empfangen, mit Liebe gepflegt und groß gezogen, aber aus religiösem Irrwahn unglücklich gemacht.

Schon als Knabe lehrte mich meine fromme Mutter nur Gebete und Kirchenlieder. Ich war so behängt mit Amuletten und Reliquien, daß ich sie oft herabriß, weil sie mir die Haut aufritzten. Ich bekam als Spielzeug ein schönes Meßkleid und einen mit allem Nötigen versehenen Altar. Mein Vater selbst lehrte mich ministrieren, und ich mußte einem alten Priester, welcher meine Eltern oft besuchte, täglich bei der Messe dienen. Ich tat das nicht ungerne; denn ich bekam von dem Geistlichen jedesmal einen Groschen.

Ich besuchte dann die lateinischen Schulen, dann trat ich in die philosophischen Studien, wo ich den Unterricht eines vortrefflichen Professors in der Geschichte genoß. Diese Wissenschaft wandelte meinen ganzen Charakter um. Ich war früher ein blöder, schüchterner, furchtsamer Knabe, ließ mich hinschieben, wohin man wollte, und sprach, was man eben von mir zu hören wünschte. Jetzt hörte ich mit Bewunderung die Heldentaten der alten Römer, ich las den Tacitus, ich kann sagen mit Wut, und brannte vor Begierde, mir Ruhm und Ehre zu erwerben.

Mit Betrübnis hörten meine Eltern meinen Wunsch, mich dem Kriegerstande widmen zu wollen. Sie baten, sie beschworen mich, ihr Gelübde zu erfüllen. Ich widerstrebte lange, allein endlich, von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen, konnte ich den Tränen meiner Mutter nicht mehr widerstehen und trat als Alumnus ein.

Wenn ich früher zwar eine Vorliebe für den Soldatenstand, aber deshalb doch keine Abneigung gegen einen andern Stand verspürte, so trat diese Abneigung gegen den geistlichen Stand doch jetzt auf eine unbezwingbare Art bei mir ein.

Ich will Sie, lieber Herr, nicht mit Herzählung alles dessen ermüden, was mich so weit brachte. Glauben Sie mir, jener Mann hatte vollkommen recht, der da sagte: Die christkatholische Religion muß göttlichen Ursprunges sein, weil sie nicht einmal ihre Diener zugrunde richten können.

Es kam so weit, daß ich fest entschlossen war, es koste was es wolle, mir eine andere Lebensbahn zu wählen. Da ich von meinen Eltern nicht Hilfe noch Rettung erwarten durfte, so beschloß ich, heimlich aus dem Alumnate zu entfliehen und mich beim nächsten Regiments-Kommando als Gemeiner anwerben zu lassen.

Ich führte mein Vorhaben aus, allein, bevor ich noch assentiert war, erkannte mich ein Proviantbäcker, der früher bei meinem Vater gearbeitet hatte, und meldete diesem meinen Schritt. Mein Vater requirierte mich, und mit einer Härte, welche ich ihm nie zugemutet hätte, donnerte er mir zu: „Ungeratener Bube! du mußt Priester werden, und sollte es dich das Leben kosten, war dir die leichtere Regel unaushaltbar, so soll dich nun eine schwerere binden, und ich werde dich an einen Ort bringen, wo man dich nicht wird davonlaufen lassen."

Ein entfernter Verwandter meines Vaters lebte als Mönch hier in diesem Kloster, und mein Vater, welcher durch diesen schon alles mit dem Vorstand abgemacht hatte, brachte mich selbst hierher und wohnte meiner Einkleidung als Novize bei.

Ich lag vor meinem Vater auf den Knien und flehte ihn mit Tränen an, mich nicht für mein ganzes Leben unglücklich zu machen; der Verblendete antwortete mir: ‚Du wirst es nicht sein, und wenn du es auch wärest, so winkt dir jenseits das ewige Glück'.

Er reiste ab, und ich blieb allein unter der strengen Aufsicht eines Novizenmeisters und der Überwachung des Vorstehers zurück. Der zur lebenslangen Gefängnisstrafe verurteilte Verbrecher kann kaum so gänzlich aller Freiheit beraubt sein, wie ich es war. Bei Tage durfte ich nicht einen Schritt ohne meinen Novizenmeister machen, und bei Nacht wurde ich sogar eingesperrt. Einmal, da ich das Fenster meiner Zelle geöffnet und von da auf die Tochter des Mesners einige Worte hinab gesprochen hatte, mußte ich während des Essens auf der Erde liegen und Psalmen beten.

Ich wußte mir nicht Rat noch Hilfe. Ich ließ alles über mich ergehen, es gor und sott in meinem Innern, ich verzehrte mich vor Gram und Kummer, aber ich schwieg und duldete.

Dennoch war die Hoffnung noch nicht ganz von mir gewichen, ich wußte nicht, was und worauf ich hoffte, aber ich konnte nicht glauben, daß der allbarmherzige Gott es zulassen könne, daß der Mensch zum Sklaven gemacht werde.

Ich nahm mir vor, wenn es nicht anders ginge, an dem Tage, wo ich Profeß machen sollte, den Schwur auf jeden Fall zu verweigern und vor der ganzen versammelten Menge laut meinen Widerstand zu erklären, ja, ich fühlte mich sogar mutig genug, einen öffentlichen Skandal zu machen, mein Ordenskleid noch am Altare zu zerreißen. Ich hoffte, man werde mich dann als einen unverbesserlichen Sünder aus der frommen Gemeinde ausstoßen, fortjagen und so meinem Schicksale überlassen, das ich selbst dann noch preisen würde, wenn ich mit blutenden Nägeln, aber frei mein Brot gewinnen müßte.

Es kam leider anders."

Hier hielt Venantius inne und fragte mich: „Sagen Sie mir, was halten Sie von unserem Vorsteher?"

Ich antwortete, daß mir der Mann recht wohl gefalle, daß ich ihn artig, zuvorkommend, sehr heiter finde, und daß, wie ich vernommen, in der ganzen Gegend eine sehr vorteilhafte Meinung über ihn herrsche.

Venantius lachte bitter und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Ich mochte beiläufig ein Jahr im Kloster sein, da fing sich mein Schicksal zu ändern an. Ich durfte in Begleitung meines Novizenmeisters öfters ins Freie gehn, der Vorstand selbst nahm mich ein paarmal zu Wagen zu einem in der Nähe stationierten Pfarrer mit. Man gab mir des Morgens Kaffee, Mittags und Abends Wein, viel Wein. Der Wein ist ein gefährliches Getränk für jemand, der Kummer hat. Man fühlt nur zu bald, daß man sich wenigstens augenblickliche Vergessenheit trinken kann. Ich hatte diese Erfahrung bald gemacht und sprach dem Rebensaft immer mehr zu. Ich muß es zu meiner Schande gestehen, daß ich manchen Abend tüchtig betrunken war. Mein Novizenmeister stellte mich darüber nie zur Rede, trank oft selbst mit mir nach dem Abendessen noch ein paar Stunden lang, obwohl er, der mehr vertragen konnte, ganz nüchtern blieb.

Eines Tages ließ mich der Vorstand zu sich auf sein Zimmer rufen. Er war freundlicher als gewöhnlich. ‚Mein lieber Frater Venantius!‘ sprach er, ‚ich höre von Ihrem Novizenmeister, daß Sie recht gehorsam und brav sind. Das freut mich. Haben Sie denn daran gedacht, daß morgen Ihr Geburtstag fällt? Ich habe daran gedacht und will Ihnen auch eine Freude machen. Sie sollen heute den Vorabend recht lustig zubringen. Es sind eben zwei Studenten bei ihren Eltern hier im Dorfe auf Ferien. Diese jungen Leute, welche Ihre Condiscipeln waren, habe ich heute abend eingeladen, herauf zu kommen. Ich habe euch einen Schinken, einen Kalbsbraten und Golatschen zubereiten lassen, auch sollt ihr guten Wein haben und sogar Karten spielen und Tabak rauchen dürfen. Ich lasse euch, damit ihr ganz ungeniert seid, die Eckzelle im langen Gange aufschließen, in deren Nähe niemand wohnt, und da sollt ihr euch unterhalten und euer Wesen treiben, meinetwegen bis an den hellen Morgen. Einmal ist keinmal. Jetzt gehen Sie, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, und möchten Sie daraus erkennen, daß ich Sie lieb habe.‘

Ich ging, und mir war, als ob mir jemand Honig mit Essig vermischt gereicht hätte.

Am Abend kamen wirklich die beiden Studenten, welche ich als meine früheren Mitschüler erkannte. Die vom Quardian bezeichnete abgelegene Zelle wurde uns aufgesperrt und wir fanden da einen mit Eßwaren und Getränken wohlbesetzten Tisch, auch Tabak und Karten.

In Gesellschaft der beiden lustigen Kameraden wurde ich bald ebenso fröhlich als sie. Sie erzählten komische Anekdoten, stimmten Burschenlieder an, wir aßen, tranken, rauchten. Ich, zwar des Trinkens, aber des Rauchens nicht gewohnt, wurde immer aufgeregter, trank immer mehr, die Zeit verrann, niemand störte uns, endlich machten wir uns auch noch Krambambuli aus Slibowitza, und als der Morgen kam, lag ich besinnungslos am Boden.

Was weiter mit mir geschah, ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich mich von der Erde emporgehoben fühlte und von zwei Laienbrüdern in die Kirche getragen wurde. Ich fragte

lallend, warum das geschehe, sie antworteten mir nur: ‚Sei ruhig, es wird alles gut gehen.‘

Die Kerzen am Hochaltar waren angezündet. Man legte mich auf die Stufen des Altars, wo ich im fortgesetzten Taumel wohl vernahm, daß Psalmen gebetet wurden, daß man mich zum Vorstand führte, der am Altare stand, mir eine Hand auf das Meßbuch legte und die andere emporhob. Ich lächelte in meiner Trunkenheit zu allem, mir war alles wie ein Traum, dann wurde ich in meine Zelle gebracht und auf mein Bett gelegt. Als ich erwachte, hielt ich alles wieder für einen Traum. Allein, bald trat der Vorstand mit zwei Konventualen in meine Zelle und wünschte mir, satanisch lächelnd, Glück dazu, daß ich dem Orden nun ganz und unwiderruflich angehöre, da ich den Schwur geleistet und Profeß gemacht hätte.

Ich hob mich in meinem Bett empor und rief: ‚Abscheulich, niederträchtig!‘“

Venantius fuhr fort:

„Ich kann Ihnen meine Gefühle in diesem Augenblicke nicht beschreiben. Ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, den Schwur auf keinen Fall zu leisten, war durch vorsätzliche, niederträchtige Bestrickung meiner Sinne dazu gebracht worden. Wäre ich in diesem Augenblicke nicht ganz niedergeschmettert gewesen, ich würde den gleisnerischen Vorsteher mit meinen Nägeln zerfleischt haben. Wirklich fiel ich gleich darauf in ein hitziges Fieber, welches mich durch zwei Monate an das Bett fesselte.

Ich genas wieder. Ein würdiger alter Priester, dem ich in meiner Krankheit aus vollem Herzen in der Beichte mein Innerstes entdeckt hatte, nahm sich meiner väterlich an. Er lehrte mich das Unvermeidliche mit Güte und Sanftmut tragen, er beschrieb mir mit solcher Wärme die erhabenen heiligen Pflichten eines wahren Dieners Gottes, daß ich ruhiger wurde und in drei Jahren nachher, zum Priester geweiht, meine erste Messe las.

Ich mußte nun einmal sein, was ich mit Widerwillen war, ich wollte es wenigstens so sein, daß ich mir selbst keinen Vorwurf machen durfte. Auch wurde ich sogleich zum Prediger be-

stimmt, und dieses Amt sowohl als jenes in der Schule erschienen mir in ihrer ganzen hohen Wichtigkeit und nahmen zugleich so viele Stunden in Anspruch, daß der Wurm in meinem Innern nicht mehr so schmerzlich nagte.

Aber auch dies sollte bald anders werden. Mein Lehrer, mein Freund, der alte Priester starb. Ich hatte ein paarmal zu freisinnig gepredigt, ja, sogar einmal mich zu sagen erkühnt: mit wahrem, andächtigem Herzen könne man Gott überall ebensogut anbeten wie in der Kirche, und wenn dies auch nicht gewesen wäre, man strömte zu meinen Predigten von nahe und ferne herbei, daß die Kirche oft zu klein war, die Menge zu fassen, da wurde mir das Predigeramt wieder abgenommen und ich dafür zum Gastmeister ernannt.

Mit der geringeren Beschäftigung trat meine frühere Schwermut und Mutlosigkeit wieder ein, und stärker als früher. Das weltliche Treiben, in welches ich durch den nähern Umgang mit Gästen aller Art, die unser Kloster besuchten, infolge meines Amtes hineingezogen wurde, machte meine Sehnsucht nach der Welt nur immer lebendiger. Ich psalmierte im Chor nicht anders, als wie die Kinder in der Schule das ‚Vaterunser' herableiern, ich las selbst die Messe ohne Andacht.

Da las ich in den Zeitungen eine öffentliche Aufforderung an alle Klostergeistlichen, sie sollten sich melden, wenn sie sich dem Feldkaplansdienste widmen wollen. Ich verfaßte sogleich ein Gesuch und übergab es der Post, erhielt aber keinen Bescheid. Ein zweites und drittes hatte auch keinen Erfolg, und ich zweifle nicht, daß der Vorstand entweder durch Zurückhaltung meiner Gesuche oder durch seine Verbindungen mit der höhern Geistlichkeit in der Residenz die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches gehindert hat.

So, verehrter Herr, stehen die Sachen jetzt. Immer unerträglicher wird mir das Leben in diesen Mauern. Ich fühle Kraft und Sehnsucht in mir, zu wirken, und muß hier im Nichtstun verkümmern. Frömmelei und Heuchelei umgeben mich, und es ist mir, als ob ich in einer Zisterne unter kriechendem Gewürme leben müßte. Oft drängt es mich, meinem erbärmlichen Leben ein Ende zu machen, aber plötzlich zuckt ein

Hoffnungsfunke in mir auf, und ich dulde und leide fort. Woher mir Hilfe kommen sollte, weiß ich nicht; denn ich habe außer meinen Eltern, welche allein schuld an meinem Elende sind, niemand auf der weiten Erde, der Anteil an meinem Schicksale nimmt.

Sie wissen nun alles, und ich sehe in Ihrem mitleidsvollem Blicke, daß Sie mich nicht verdammen, sondern mir die Hand reichen wollen, mich aus dem Abgrunde emporzuziehen."

Venantius schwieg und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ich faßte eine derselben und sprach: „Ja, ich will Sie retten, aber sagen Sie mir nur auch, auf welche Art es mir möglich werden könnte."

„Es ist schwer," antwortete er, „aber nicht unmöglich. Sie haben gewiß vielvermögende Freunde in der Residenz, ich sage vielvermögende; denn in meinem Stande ist von unten bis oben ein undurchdringliches eisernes Netz gezogen, durch welches der Laie vergebens zu dringen sucht. Nur Festigkeit, Entschlossenheit, Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung des Zieles kann wirksam werden. Mein Wunsch wäre, da ich das Gelübde geleistet und aus dem geistlichen Stande auf keinen Fall mehr treten kann, die Säkularisation. Wenn diese nicht zu erreichen wäre, so doch eine Feldkaplansstelle. Können Sie eines von diesen für mich erwirken, so werden Sie einen Menschen glücklich gemacht haben, welcher Sie dafür bis zu seinem letzten Hauche segnen wird."

Die Klosteruhr schlug zwei. Ich gab Venantius meine Hand darauf, alles für ihn zu tun, was in meinen Kräften liege, bat ihn, zu dulden und auszuharren, sobald ich in die Residenz zurückgekehrt sein würde, sollte er auf jeden Fall gleich Nachricht von mir erhalten. Er faßte meine Hand, küßte sie mit Tränen in den Augen und ging.

Am andern Morgen, als er uns das Frühstück brachte, bei welchem auch der Pater Vorstand gegenwärtig war, drückte er mir noch ein Papier in die Hand. Ich öffnete es, als wir das Kloster im Rücken hatten, es war ein von ihm verfaßtes Gedicht.

Ich faßte den festen Vorsatz, das Möglichste für den Armen zu wagen; allein, bald nachher erfuhr ich nach dieser Zeit, daß Venantius von einem Felsen gestürzt und tot geblieben sei.

Der Arme hatte recht, als er uns sagte: „Es zieht mich immer in die Tiefe hinab."

Da er hinübergegangen ist, wo ihn der Allerbarmer wird gnädig aufgenommen haben, nehme ich keinen Anstand, seine Geschichte für Eltern, welche ihre Kinder zu einem Stande zwingen wollen, mitzuteilen.

XXIII.

Mein Freund Breuß. — Reise nach Vorarlberg. — Anekdoten. — Mein Taschenbuch „Huldigung den Frauen[1]". — Ein Nervenfieber.

Ich besuchte im Jahre 1822 mit meinem lieben Freunde Breuß, der leider schon lange begraben ist, sein Geburtsländchen Vorarlberg.

Ich muß über diesen herzensguten Mann einige Worte vorausschicken. Er war der Sohn eines Bauers in Vorarlberg, besaß nur wenig Bildung, aber ein Goldherz. Mit einem Taler in der Tasche, den er sich als Knabe an der Straße seines Geburtsortes von Reisenden zusammengebettelt hatte, kam er nach Wien, fand hier in einem Kaufmannshause freundliche Aufnahme und brachte es durch Fleiß und Redlichkeit, mitunter wohl auch durch Glück dahin, daß er ein selbständiger Kaufherr, ein Fabrikbesitzer und ein wohlhabender Mann wurde.

In dem Hause dieses Mannes genoß ich bis zum Ende seines Lebens, welches leider durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde herbeigeführt wurde, sehr viele Freundschaft und viel Angenehmes[2]. Ich speiste fast täglich an seinem Tische, fuhr mit ihm in seinem Wagen aus, wurde durch ihn mit den ersten Bankierhäusern in Wien bekannt, worunter ich vorzüglich bei Heinrich Geymüller, Peschier[3], Meisl[4] unendlich viel angenehme Stunden verlebte. Breuß war es, durch dessen Empfehlung ich schon bei Entstehung des kaufmännischen Kasinos als

---

[1] Man beachte, daß Castelli bereits in der Inhaltsübersicht zu diesem Abschnitt (Mem. II, 244) den Bericht über die „Huldigung" an diese chronologisch richtige Stelle gesetzt, während er tatsächlich außer dem Zusammenhang im III. Bd., S. 107 erscheint.

[2] Franz Joseph Breuß, k. k. priv. Großhändler (Schreibstube und Niederlage unter den Tuchlauben 554), starb am 6. April 1823, „an den Folgen einer zufällig erlittenen Kopfverletzung", erst 48 Jahre alt. (Totenprot. d. Stadt Wien.)

[3] Ludw. R. v. Peschier, öffentlicher Gesellschafter des Grafen Joh. M. Fries und Zensor der Nationalbank.

[4] Andreas Meisl, u. d. Firma Gebr. Meisl.

Ehrenmitglied unentgeltlichen Zutritt erhielt, ihm danke ich die Bekanntschaft mit dem ebenso wissenschaftlichen als in seiner militärischen Stellung allgemein geachteten damaligen Hauptmann, jetzigen pensionierten Feldzeugmeister Wocher[1]; er unterstützte mich selbst auch mit Geld, welches ich zu jener Zeit noch oft sehr nötig hatte; ich brachte ein paar Sommer bei ihm in seinem Landhause in Hietzing zu; kurz, er war mir ein wahrer Freund, und alle Dienste, welche er mir erwies, tat er, ohne sich eine Art Protektionsmiene anzumaßen, und es hatte fast den Anschein, als ob durch unser inniges Verhältnis ihm ein größerer Gefallen geschehe als mir. Breuß war ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, ein ungeschliffener Diamant, dessen Wert nur derjenige zu schätzen verstand, der ihn nahe kannte. Er ruhe sanft[2]!!

Breuß' Eltern waren bereits 50 Jahre verheiratet, und die Zeit kam, wo sie ihre goldene Hochzeit feiern wollten. Breuß hatte schon lange daran gedacht, und der gute Sohn hatte ihnen in ihrem Dorfe ein neues, bequemes stockhohes Haus bauen lassen, dessen Bau sie wohl schon durch ein Jahr alle Tage vorwärtsschreiten sahen, ohne zu wissen, daß es für sie gebaut werde.

Mein Freund Breuß machte mir eines Tages den Antrag, mit ihm eine Lustreise nach Vorarlberg zu machen, um der goldenen Hochzeit seiner Eltern beizuwohnen und sie in ihr neues Haus einzuführen.

Mit einem solchen Biedermann, wie Breuß war, zu reisen und zu so fröhlichem Zwecke in ein Ländchen zu reisen, wo Herzlichkeit und Gutmütigkeit so recht eigentlich zu Hause sind, war mir äußerst willkommen. Ich suchte bei meinem Amte um Urlaub an und erhielt ihn.

---

[1] Gustav v. Wocher, geb. 4. September 1779 zu Ludwigsburg in Württemberg, gest. Wien, 28. März 1858; trat 1796 in die Armee, wurde 1806 Hauptmann, 1830 Oberst, 1835 G.-M., 1844 F.-M.-L. Mit Radetzky in Italien. Bemerkenswert ist seine Teilnahme für den Dichter Hilscher, der unter ihm als Feldwebel diente.

[2] Den Freundeskreis Castellis um jene Zeit mag eine Briefstelle Schnellers in behaglichem Lichte zeigen. S. Anhang 15.

Breuß kaufte zur Reise einen neuen, sehr bequemen Reisewagen und ließ von innen auf jeder Seite eine Tasche anbringen, in deren jede er eine Halbmaßflasche steckte, weil wir, da wir beide leidenschaftliche Biertrinker waren, überall das Bier verkosten wollten.

Ich übergehe die ganze Reise von Wien bis München; denn ich habe die Gegenden und Ortschaften bei Gelegenheit meiner Reise nach Frankreich ausführlich beschrieben, über die herrliche Stadt München aber insbesondere meine Bemerkungen im Jahre 1856 mitgeteilt. Ich sage nur, daß die ganze Reise an der Seite meines wackeren Freundes Breuß eine stete Fortsetzung von Annehmlichkeiten aller Art war, und daß man uns vermutlich für ein paar Bierbrauer gehalten haben mußte, wozu das Embonpoint meines Freundes auch wohl Veranlassung gab, weil wir in jedem Gasthause unsere Bierflaschen füllen ließen, um dieses unser Lieblingsgetränk überall zu verkosten. Damit man uns aber nicht etwa für Säufer primae classis halte, muß ich bemerken, daß, wenn wir bei einer Schenke anlangten, wo uns das Aushängeschild Bier verkündete, wir das noch in unsern Flaschen befindliche Bier wegschütteten, um neuem Platz zu schaffen. So prüften wir zuerst das oberösterreichische (sogenannte Oberländer) Bier, dann das bayerische in allen Farben und mit allen Namen, und endlich auch das schwäbische Bier.

Unser Geschmack zeigte sich nie verschieden, wir zogen beide ein wohlschmeckendes angenehmes Bier (wofür der echte Trinker das bezeichnende Wort „süffig" gebraucht) einem starken, sehr geistigen Bier vor. Mein Freund hatte in seiner Brieftasche schon vier volle Seiten mit Namen von Bieren und deren Erzeugern angeschrieben.

So kamen wir kostend von München über Schwabhausen, Eurasburg, Augsburg, Schwabmünchen, Buchloe und Kaufbeuren unserm Bestimmungsorte immer näher.

Meines Freundes Sehnsucht, seine Lieben zu sehen, wurde immer größer, und es erschien endlich der Tag, wo wir hoffen durften, abends in dem Orte Weiler einzutreffen, wo ihm sein Bruder von Feldkirch entgegenzukommen und ihn zu erwarten

versprochen hatte. An diesem Tage schmeckte ihm selbst das Bier nicht mehr so recht, und er trachtete nur vorwärts.

Da geschah es, daß wir nachmittags um fünf Uhr in Kempten anlangten[1]. Wir spannten bei der Post um, und Breuß sagte zu mir: „Ich bitte dich, sieh nur zu, daß wir bald Pferde bekommen, denn in wenigen Stunden sind wir in Weiler, und dort werde ich meinen Bruder wiedersehen!"

Ich stieg aus dem Wagen und fragte meinen Freund nur, ob er nicht auch ein wenig aussteigen wolle. „Nein, nein," antwortete er, „nur Pferde! Pferde!" — „Willst du etwa doch auch das Kemptner Bier versuchen?" fragte ich ihn noch am Wagenschlage. — „Nein, nur Pferde!"

Ich trat in das Posthaus und trieb den Postillon an, auf der Stelle einzuspannen; da ich aber bei meinen Versuchen nicht gerne irgendwo eine Lücke lasse, da ich auch keinen Bruder erwartete, so war mir's doch darum zu tun, auch das Kemptner Bier zu verkosten. Ich trat also in die allgemeine Gaststube (das Posthaus war zugleich ein Gasthaus), und ließ mir einen Schoppen Bier bringen. Hier saßen an einer in Hufeisenform geordneten Tafel die ehrenfesten Herren und Bierliebhaber von Kempten. Ich sah das Getränk durch das Licht an, es war Gold, ich kostete, kostete und — nein! Geruch, Geschmack, Geist, Lieblichkeit, ich kann sie nicht beschreiben. Ich möchte dieses Bier Ananasbier nennen; denn so wie man von der Ananas behauptet, sie besitze den Geschmack aller übrigen Obstgattungen, so war auch dieses Bier die Quintessenz aller übrigen Biere, welche ich in meinem Leben getrunken hatte.

Ich sehe manchen, der dieses liest, lächeln, er hält meine Worte für Übertreibung, aber er höre den Schluß:

Ich nahm mein Glas, trug es meinem Freunde zum Wagen und reichte es ihm mit den Worten: „Das ist Bier, das verkost'!" Er kostete, einmal, zweimal, stieg aus dem Wagen, die Pferde

---

[1] Das Folgende abgedruckt in Frankls „Sonntagsblättern", V. Jahrg., Nr. 41 vom 11. Oktober 1846, S. 972 ff. „Das beste Bier": Stl. Wke. XVI.

wurden abbestellt, wir blieben zwei Stunden in Kempten, und der Bruder mußte warten.

Wir haben später über die Geschichte miteinander gelacht, und mein Freund konnte selbst nicht begreifen, wie er sich durch Bier zwei Stunden habe abhalten lassen können, seinem Bruder entgegenzueilen, aber er sagte später doch allen seinen Freunden in Wien: „Wenn Ihr das non plus ultra von Bier trinken wollt, so reist nach Kempten!"

Im allgemeinen sage ich nun über das Ländchen Vorarlberg, daß es ein Kleinod der Natur und von einem herzlichen, gutmütigen Volke bewohnt ist.

Ich sah mit Bewunderung die herrlichen Paläste Italiens und seine Wunderwerke der Kunst, allein ich war immer auch wieder herzlich froh, wenn ich in einer großen Stadt alles gesehen hatte. Das lebenslustige wimmelnde Ameisennest Paris ließ mich nicht einen Augenblick zur Besinnung kommen. Ich lief in seinen Mauern der Kunst und dem Leben nach, aber ich litt dabei recht eigentlich an Genuß, und als ich die Capitale du monde verließ, schmerzten mich Kopf und Beine. Ich habe das segensreiche Ungarn durchwandert, seine üppigen Rebengärten und seine kräftigen Menschen bewundert, aber alles war mir zu flach, zu kahl, zu breit, zu eckig.

Eigentlich wohl wurde mir auf meinen Wanderungen nur dort, wo ich die Menschen Hand in Hand mit der sie umgebenden schönen Natur gehen sah, und ein Herz galt mir immer mehr als tausend Köpfe. Kurz, nur in Steiermark, im Schwabenlande, in der Schweiz und Vorarlberg fühlte ich mich heimlich.

Wir trafen in Weiler den Bruder meines Freundes Breuß, einen stämmigen, sehr jovialen Bäckermeister aus Feldkirch; der Empfang beider Brüder war so herzlich, daß auch meine Augen sich näßten.

Nachdem ich mich in Weiler am nächsten Morgen rasieren ließ, konnte ich wohl nicht ahnen, welche Hand mir den Bart abnahm. Es war die Schwester des Appellationsrates S c h n e i=

der[1], jenes Schneider, der in Vorarlberg für Österreich sich ebenso opferte wie Hofer in Tirol. Der beliebteste und populärste Mann im Ländchen, von dem ich später mehr zu sprechen gedenke.

Wir fuhren des Morgens von Weiler ab. und kamen nach zwei Stunden auf einen Berg, den Ruckſteig. Als wir dessen höchsten Punkt erreicht hatten, da erblickte mein trunkenes Auge zum ersten Male den ungeheuern Bodensee. Mein Freund zeigte mir nach einer Öffnung hin, welche die Hand der Natur zwischen dichten Bäumen ausgeschnitten zu haben schien, um dem Reisenden einen Vorgeschmack von der Herrlichkeit zu geben, welche ihn später erwartet. Ich wußte anfangs nicht, was ich aus dem bläulichen Hintergrunde machen sollte, der sich mir zwischen den Bäumen zeigte. Ich hielt ihn für den Horizont. Wir stiegen aus, traten vor die Bäume, es war Wasser, nichts als Wasser, welches mit der Luft zusammenfloß.

Feldkirch ist ein mittelmäßig großes Städtchen zwischen hohen Gebirgen an der Ill. Ein großes Schloß, einst den Grafen von Montfort gehörig, trägt zu seiner romantischen Lage bei. Das Städtchen hat viele Belagerungen ausgehalten und sich besonders tapfer gegen die Franzosen verteidigt. Ein derber, aber herzensguter Menschenschlag bewohnt diese Gegend, welche von den Tirolern und Schweizern, an deren Länder sie grenzen, Sitten, Gebräuche, Sprache, Herzlichkeit, Aufrichtigkeit, Frohsinn und Lebenslust angenommen haben; auch sie hängen, wie die braven Tiroler, mit dem größten Patriotismus an dem österreichischen Zepter, für welches sie mutvoll gefochten haben.

Wir wohnten bei dem Bruder meines Freundes Breuß, dem Bäcker in Feldkirch, und wurden da gehalten wie die Prinzen.

Wie soll ich das Wiedersehen der armen Eltern, welche eine

---

[1] Anton Schneider, geb. Weiler in Vorarlberg, 13. Oktober 1777, gest. im Bade zu Fideris in Graubünden, 16. Juli 1820. Zeichnete sich bei der Verteidigung Feldkirchs 1799 und als vorarlbergischer General-Kommissär 1809 hervorragend aus; Gefangener auf dem Hohen Asperg, in Ulm, Lindau, Kempten; 1811 in Wien Appell.-Rat. S. Wzb. 31, 11.

niedere Hütte in dem Dörfchen Altenstadt[1], eine Viertelstunde von Feldkirch, bewohnten, und ihrem reichen Sohne, wie die festliche goldene Hochzeitsfeier und die Einführung in ihr neugebautes, freundliches und bequemes Wohnhaus beschreiben? Es waren wahre Herzensfeste, welche in Worten nicht den rechten Widerhall finden.

Der Vater war 76, die Mutter 74 Jahre alt. Beide auf ihr hohes Alter noch rüstig, und ihre ehrwürdigen Gesichter mit Spuren ehemaliger Schönheit begabt.

Die Jubelhochzeit wurde im Gasthaus zu Altenstadt gefeiert, über hundert Gäste, meist Bauersleute, waren zugegen, man tanzte bis zum hellen Morgen, wobei sich Urgroßeltern, Kinder, Enkel und Urenkel beteiligten; Böller knallten, und das Gejauchze der Fröhlichen erfüllte die Lüfte.

Man denke sich die seligen Gefühle meines Freundes Breuß, welcher mir den Platz zeigte, wo er einst als Knabe den durch das Dorf fahrenden Wagen nachgelaufen und die Reisenden um einen Kreuzer angebettelt hatte, und jetzt der Urheber dieses herrlichen Festes war.

In jene Zeit fielen zwei Ereignisse meines Lebens, welche ich erzählen will. Das eine betrifft den größten Gewinn, den ich in meinem Leben im Spiele gemacht habe, das andere eine Anekdote, welche in der Folge mehrere Zeitungen als eine sinnige Wiedervergeltung von mir mitteilten. Beide sind buchstäblich wahr.

Ich besaß damals kurze Zeit ein Wägelchen und ein Pferd. Es kam folgendergestalt, daß ich die Dummheit beging, mir eine Equipage anzuschaffen. Ich fuhr einmal mit dem Ballettmeister Horschelt, welcher ein Pferd und eine sogenannte „Wurst" besaß, spazieren. Das Ding gefiel mir, und ich dachte, es wäre recht angenehm und nobel, wenn ich so mit eigenem Pferd und Wagen zu meiner Geliebten, welche den

[1] Altenstadt, Ort mit 1247 Einwohnern, Station der Linie Feldkirch-Buchs.

Sommer über in Hütteldorf wohnte, fahren könnte. Horschelt bot mir Pferd und Wagen um den billigen Preis von 150 fl. an. Da ich eben bei Geld war, ging ich den Handel ein. Horschelt, froh, der überlästigen Bürde los zu sein, gab mir augenblicklich das Leitseil, sprang aus dem Wagen und rief nur noch: „Morgen hol' ich das Geld!" und fort war er.

So hatte ich nun Wagen und Pferd, aber weder Stall noch Kutscher, verstand auch nicht, selbst zu kutschieren; doch fand sich alles dieses bald.

Zu dieser Zeit nun war ich mit meinem Freunde Breuß von dem Wechselsensalen Bogner[1] in dessen Haus in Döbling zu einem Souper geladen. Da ein Pferd des Breuß krank war, so fuhren wir mit dem meinigen nach Döbling. Es waren da viele Kaufleute versammelt, und wir soupierten splendid. Nach Tische wurde ein grüner Tisch im Garten bereitet, und man setzte sich zum Würfelspiele.

Ich spiele sehr gerne, und nichts zerstreut mich so sehr als das Spiel. Ich spiele auch gerne so hoch, als es meine Kasse nur immer erleiden mag, aber Hasardspiele spiele ich nie, sie locken mich auch gar nicht. Wobei ich nichts zu denken habe, wobei ich durch Kombination und gutes Spiel nichts bewirken kann, wo das Glück nur allein waltet, ein solches Spiel unterhält und zerstreut mich nicht. Ich wollte daher auch nicht mitspielen; allein man zwang mich dazu. Ich nahm also 20 fl. aus meiner Tasche und sagte: „Diese 20 fl. will ich euch opfern, dann aber bitte ich, mich zu entlassen.

Man spielte passé und setzte immer 5 fl.; ich also auch, und verlor; als der Wurf wieder auf mich kam, verlor ich wieder und so auch zum dritten Male. Nun blieben mir noch 5 fl. Mit diesen ging ich auf die andere Seite des Tisches und fing da an zu gewinnen und gewann immer fort, so daß ich von elf bis ein Uhr nachts 1700 fl. reinen Gewinn in der Tasche hatte.

---

[1] Franz Edler v. Bogner erscheint im Hof- und Staats-Schematismus bis 1848 als Börse-Sensal. Er wohnte seit 1835 im Trattnerhof.

Nun zog ich mich zurück. Ich sagte meinem Freunde Breuß ins Ohr, daß ich mich jetzt nach Hause begebe.

„Wie," antwortete er mir, „du willst mich jetzt allein lassen und mich mit deinem Wagen nicht wieder zurückführen, da du doch so oft mit mir in dem meinigen gefahren bist? Ich kann nicht fort, ich habe bedeutend verloren und muß sehen, meinen Verlust wieder hereinzubringen."

„Freund!" erwiderte ich ihm, „Pferd und Wagen bleiben hier zu deiner Disposition, tue damit, was du willst, sie sind beide schon bezahlt; ich gehe zu Fuß nach Hause." Und mit diesen Worten suchte ich unbemerkt fortzukommen und ging wirklich um ein Uhr nachts allein von Döbling nach Wien, nicht ohne Angst, da ich eine Summe in der Tasche trug, wie ich sie in meinem Leben noch nicht beisammen besessen habe.

Am folgenden Tage ging ich gleich bei allen Wagenmachern herum, kaufte mir ein elegantes einspänniges Wägelchen und gab meinen schlechten Wurstwagen in den Kauf.

Allein es sollte mir nicht beschert sein, lange als ein Galanthomme mit eigener Equipage herumzustolzieren; das Schicksal ließ mir eine derbe Warnung zugehen, welche aber glücklicherweise zu meinem Vorteile ausschlug.

Am nächsten Sonntage fuhr ich zu meiner Geliebten nach Hütteldorf und erst spät abends zurück. Es war schon sehr dunkel geworden, und der starke Staub auf der Straße hinderte noch mehr eine deutliche Aussicht. Als ich gegen die Linie zu kam, bemerkte ich einen sechsspännigen Hofwagen mit Laternen mir entgegenkommen; ich empfahl also meinem Kutscher, so viel als möglich rechts seitwärts zu fahren, er tat es auch, aber so weit, daß das eine Rad auf einen Schotterhaufen zu stehen kam, und hiernach der Pferdekopf samt der Deichselstange tiefer in die Fahrstraße hineinragte. Der Hofwagen rollte im Galopp gegen uns her. Der Kopf meines Pferdes samt der Stange wurde vom hinteren Rade erfaßt, ich hörte nur etwas wie einen Wasserguß, es war das Blut meines Pferdes, welches tot zu Boden fiel. Zum Glück sprang die Deichsel ab, sonst wäre ich zerschmettert worden.

Einige Schritte, nachdem der Hofwagen vorübergefahren war, hielt er, ein Kavalier stieg aus und erkundigte sich, wen das Unglück getroffen habe. Ich erfuhr, daß der Kronprinz Ferdinand sich im Wagen befunden habe.

Betrübt über mein Unglück ging ich zu Fuß nach Hause. Am folgenden Tage aber erhielt ich von dem Kronprinzen eine Entschädigung von 1000 fl.

So fiel dieses Unglück zu meinem Glücke aus, denn mit dieser Summe war meine ganze Equipage dreifach bezahlt, aber ich nahm mir vor, mir niemals mehr eine Equipage anzuschaffen, und die Leute lachten und sagten, es wäre sehr gescheit gewesen, mich überfahren zu lassen, da ich einen so guten Handel dabei gemacht habe. Einer riet mir sogar, ich solle mir nochmal eine schlechte Equipage anschaffen und trachten, damit vom Kaiser überfahren zu werden; denn wenn mich der Kronprinz mit 1000 fl. entschädigte, so würde der Kaiser das Doppelte geben.

Ich machte bei Breuß mit einem sehr liebenswürdigen Kaufmann L. aus Hamburg Bekanntschaft. Er hielt sich fast ein Jahr in Wien auf, wir genossen viele Unterhaltungen miteinander, und er war mir besonders zugetan.

Endlich war seine Abreise für den Faschingdienstag festgesetzt. Breuß gab ihm an diesem Tage ein Abschiedsdiner, und L. hatte die Postchaise um sechs Uhr abends zu Breuß' Hause bestellt.

Wir waren noch recht lustig, und L. fragte mich: „Was werden Sie denn heute, am letzten Faschingstage, noch tun?"

„Ich bin", antwortete ich, „noch auf zwei Bälle geladen, werde beide besuchen, auf dem einen soupieren, dann nach Mitternacht noch auf die Redoute gehen, und um drei bis vier Uhr nach Hause, wo ich aber dann gewiß bis den nächsten Abend mich satt schlafen werde; denn ich bin seit acht Tagen wach und auf den Beinen."

„Nun," sagte L., „da würden Sie sich wohl recht ärgern, wenn Sie, kaum zu Bette gegangen, gleich wieder geweckt würden?"

„Der sollte es bereuen, welcher das versuchen wollte", erwiderte ich.

„Ich werde es nicht sein," versetzte L., „denn ich reise, wie Sie wissen, um sechs Uhr von hier ab."

Und er reiste wirklich ab, wir begleiteten ihn noch alle zum Wagen.

Ich ging, wie ich gesagt, auf zwei Bälle, dann auf die Redoute, kam gegen drei Uhr morgens nach Hause und legte mich zu Bette.

Ich hatte nicht lange geschlafen, als mich ein gewaltiges Lärmen weckte. Mein Bedienter trat mit einem Postillon zu meinem Bette und dieser übergab mir eine große Depesche.

Ich öffnete sie und las folgendes:

„Geehrter Freund!

Da ich überzeugt bin, daß Sie mir sehr freundschaftlich zugetan sind, so melde ich Ihnen in Eile, daß ich glücklich auf der zweiten Poststation Sieghartskirchen angekommen bin, und wünsche wieder wohl einzuschlafen."

Ihr. L.

„Schon gut," sagte ich verdrießlich, um den unwillkommenen Boten abzufertigen, allein er produzierte mir noch eine Anweisung, worauf er von mir 4 fl. 38 kr. zu empfangen habe.

Das war mir zu arg, aber ich bezahlte, und er ging.

Nach einigen Tagen fiel mir eine gerechte Wiedervergeltung ein: Ich machte einen Fuhrmann ausfindig, welcher eine schwere Fracht nach Paris zu bestellen hatte und sagte ihm, er solle in Paris einen sehr großen Stein zu bekommen suchen, diesen samt dem Brief, den ich ihm übergab, in eine Kiste packen, die Kiste an die Adresse, welche ich ihm ebenfalls einhändigte, übergeben und dafür 50 fl. Fuhrlohn begehren. Wenn er zurückkommt, so erhält er von mir 20 fl., wenn er mir die 50 fl. bringt, und 10 fl., wenn er sie nicht erhielte, daran ich aber nicht zweifelte.

In dem Briefe stand:

„Als ich von Ihnen die Meldung erhielt, daß Sie glücklich in Sieghartskirchen angekommen sind, ist mir dieser Stein vom Herzen gefallen, den ich Ihnen hiermit übersende und wünsche wohl zu leben. Ihr.“

L. hatte mit lachendem Munde die 50 fl. bezahlt, und ich hatte mein Postporto mit großen Prozenten zurück[1].

Im Jahre 1823 erhielt ich von Baumgartners Industrie-Comptoir in Leipzig den Antrag, ein Taschenbuch für dasselbe zu verfassen, und man machte mir annehmbare Bedingungen.

Ich ging darauf ein, und der erste Jahrgang erschien auch schon für das Jahr 1823. Er war sehr klein, mit elenden Kupferchen versehen, und überhaupt knauserig ausgestattet, daher auch keinen Nutzen abwarf, und Baumgartner nur vier Jahrgänge herausgab.

Das Taschenbuch, ich nannte es: „Huldigung den Frauen“[2] ging nun in Tendlers Verlag in Wien über, wurde immer ansehnlicher mit guten Kupfern versehen und erlebte 26 Jahrgänge.

Die vorzüglichsten Dichter unterstützten mich auch fortwährend bei diesem Unternehmen, und man findet Beiträge mit

---

[1] Ein Polizei-Rapport vom 8. März 1815 stellt die Begebenheit in abweichender Weise dar: „Dem Wiener Dichter Castelli wurde von einem Leipziger Bankier, der zurück nach Hause reiste, des Nachts auf seine (Castellis) Kosten eine Estafette überbracht, daß sein Freund glücklich im ersten Nachtquartier angelangt sei. Castelli läßt einen schweren Stein, verpackt mit Diligence, auf des Freundes Kosten nach Leipzig senden mit einem begleitenden Schreiben: „So groß sei der Stein gewesen, der ihm bei seiner Nachricht vom Herzen fiel . . .“ (S. Aug. Fournier, „Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß“, Wien und Leipzig, 1913, S. 419.)

[2] „Huldigung den Frauen. Ein neues Taschenbuch von J. F. Castelli für das Jahr 1823 mit (6) Kupfern. Leipzig, im Industrie-Comptoir.“ — Vom 5. Jahrg. ab: „Huldigung den Frauen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1827. Herausgeg. von J. F. Castelli. 5. Jahrg. Mit 6 Kupfern. Wien. Bey Tendler u. von Manstein.“ — Wie aus einem Briefe an Friedr. Kind vom 27. Oktober 1821 hervorgeht, hatte Castelli ursprünglich die Absicht, das Taschenbuch „Verehrung den Frauen!“ zu nennen. S. 2. Bd. Anhang 18.

folgenden gefeierten Namen darin: Karoline Pichler, Helmina Chezy, Deinhardstein, Grillparzer, Kind, Raupach, Rückert, Schneller, Zedlitz, Schefer, Anastasius Grün, Hammer, Haug, Leitner, Mailath, Seidl, Bauernfeld.

Diesem Taschenbuche, das ich alljährlich einer hohen Frau widmete, danke ich die schönsten Geschenke, bestehend in Ringen und Medaillen, welche ich besitze, aber an Honorar hat es mir wenig eingetragen, da einesteils die Ausstattung dem Verleger große Kosten verursachte, anderenteils ich auch für die darin enthaltenen Erzählungen Honorar bezahlen mußte.

Die Geschenke für Widmungen waren folgende:

Zwei große prächtige Porzellanvasen von der Königin von Sachsen.

Eine goldene Medaille von der Königin von Preußen mit deren Brustbild.

Ein Brillantring von der Großherzogin von Weimar.

Ein Brillantring von der Prinzessin Olga.

Hemdknöpfchen von Perlen mit Brillanten von der Kaiserin Maria Anna.

Eine Brustnadel mit Brillanten von der Erzherzogin Hildegarde.

Im Jahre 1823[1] lag ich an einem heftigen Nervenfieber darnieder[2], und nur der liebevollen Pflege meiner beiden Tan-

---

[1] Soll heißen „1822".

[2] Castelli an? „Wien, 4. Dezember 1822. — Der Knochenmann klopfte bei mir (an) und warf mir ein sehr bösartiges Nervenfieber auf den Hals, aber (die) Geschicklichkeit meines Arztes, sorgsame Pflege und eine gute Natur haben mich ihm noch abgerungen." — Dr. Joseph Frank, ein Sohn Joh. Peter Franks, geb. Rastatt, 23. Dezember 1771, gest. am Comersee, 18. Dezember 1842, studierte zu Pavia und Mailand, promovierte in Pavia 1791 und folgte 1796 seinem Vater nach Wien, wo er Primarius am allgemeinen Krankenhause wurde. — In der Wiener Zeitschrift 1822 (10. Dezember), S. 1196, erschien ein Gedicht (drei Stanzen): „An J. F. Castelli, bei seiner Wiedergenesung von einer Todeskrankheit, kurz nach seiner Rückkehr aus Italien, im Namen seiner Freunde." — Castelli erwiderte darauf (S. 1228, 19. Dezember) mit

ten, meiner Freundin Friederike Mayer und deren Nichte, meiner jetzigen Haushälterin Betty Hübner, danke ich, nebst meinem Arzte Dr. Frank, meine Genesung.

Auch in dieser Krankheit ereignete sich wieder ein Umstand, welchen ich nur darum mitteilen will, um einen Beweis zu liefern, wie fester Wille über etwas Widerwärtiges triumphieren kann.

Als ich schon in der Genesung begriffen war, aber noch immer im Gebrauche der mir vorgeschriebenen Arzneimittel sorgfältig überwacht werden mußte, befahlen meine Wärterinnen, als sie spät abends weggingen, meinem dummen Bedienten, wenn ich des Nachts ruhig fortschliefe, mich nicht zu wecken, wenn ich aber von selbst wach würde, mir einen Becher voll Medizin zu geben.

Ich wurde wach, mein Bedienter brachte mir den vollen Becher zum Bett, und ich stürzte die Flüssigkeit, wie ich es immer zu tun pflegte, schnell hinab.

Was hatte ich aber getrunken? Das Öl aus der Nachtlampe, welche ausgebrannt war, und welche mir statt der Medizin gereicht wurde.

Ein fürchterlicher Ekel stellte sich ein, es reizte mich durch mehrere Stunden zum Erbrechen, dazu kam meine Angst; wenn sich ein Erbrechen einstellte, so konnte dies wieder einen Rückfall in meine Krankheit verursachen, ich nahm also meinen ganzen

---

einem längeren Gedicht in Knittelversen: „Mein letztes Krankheits-Bulletin. (An meine Freunde)", gez. „Wien, am 15. Dezember 1822. J. F. Castelli." Er gedenkt darin dankbar auch des Dr. Frank und bezeichnet die Galle als den Sitz des Übels. — Castelli erwähnt in den Memoiren nichts von seiner Reise nach Italien. Doch finden wir in der „Zeitung für die elegante Welt", herausg. von K. L. Methusalem Müller, 23. Jahrg. 1823, Leipzig, bei Leop. Voß (Nr. 11 vom 16. Jan. 1823): „Mitteilungen von meinen Reisen. Von J. F. Castelli. I. (3) Sonette, auf dem Lago di Como geschrieben am 20. und 21. September 1822, und meinem Freunde Gustav v. Wocher gewidmet." Und in Nr. 59 vom 14. März 1823: „II. Die große Mimikerin Antonia Pallerini zu Mailand." — Castelli hat auch hier wieder um ein Jahr vorausdatiert.

Mut zusammen, um den Ekel zu überwinden, ja, ich zwang sogar meine Phantasie, mir vorzuspiegeln, der liebe Herrgott habe mir dieses Mittel zu meiner vollständigen Genesung zugewiesen. — Und siehe da, ich siegte durch meinen festen Willen, und es hatte keine üblen Folgen für mich.

In den späteren Jahren stellten sich Gichtschmerzen bei mir ein, welche oft entzündlich und sehr schmerzhaft waren, und daran leide ich noch jetzt in meinem hohen Alter, darum brauche ich auch alle Jahre die Badener Bäder[1].

Ungeachtet aller dieser Übel und einer schwächlichen körperlichen Konstitution, habe ich doch das achtzigste Lebensjahr erreicht und kann Gott für diese lange Lebenszeit nicht genug danken; denn ich liebe das Leben über alle Maßen, und mich erschreckt der Tod; dennoch vermag ich es nicht über mich, an den Tod nicht immerfort zu denken, und dieser eine Gedanke verbittert mir alle Lebensfreuden[2].

An welcher Krankheit werde ich wohl sterben?

---

[1] Castelli wohnte in Baden im Sauerhof, Zimmer Nr. 77. — Castelli brachte gewöhnlich einen Monat im Frühling in Baden zu, das letzte Jahr den ganzen Sommer. (Reminiszenzen von H. Lorm in der „Presse" 1862, Nr. 44.)

[2] S. noch über Castellis Krankheit und sein Verhältnis zum Todesgedanken im Gegensatz zu obiger Bemerkung die Briefe an Schneller im Anhang 16. Dort auch die Anekdote von Castellis selbstkorrigiertem Nekrolog.

Anhang.

1. Zu S. 12.

Schlußwort der Redaktion des „Wanderer" in Nr. 294 vom 21. Dezember 1860.

„Wir haben nun den Veteran der österreichischen Literatur, den liebenswürdigen Dichter Dr. J. F. Castelli, eine tüchtige Wegstrecke seines Lebens begleitet und uns manches Charakteristische der ‚guten alten Zeit', wie sie sich namentlich in der lustigen Kaiserstadt Wien widerspiegelte, einfach und launig, ehrlich und wahr erzählen lassen. Diese ‚Memoiren' mußten, durch das wichtige politische Material zurückgedrängt, oft zum Nachteile jener Leser, die eine laufende Mitteilung gewünscht hätten, unterbrochen werden. Voraussichtlich wird die nächste Folgezeit die Kraft der Journalistik für überwiegend politische Interessen vollauf in Anspruch nehmen; wir könnten uns daher schon aus diesem Grunde lieber nicht zur Fortsetzung dieser Memoiren verbindlich machen, da nur der rasche Verlauf und nicht die fragmentarische Mitteilung den Verfasser befriedigen dürfte. Für die vielen Leser, denen die Erlebnisse und Geständnisse dieses geistreichen und gemütlichen Österreichers Freude machten, empfehlen wir dessen bei Kober und Markgraf in eleganter Ausstattung komplett erscheinende ‚Memoiren', für die schon vorwegs die weiteste Verbreitung in Aussicht zu stellen ist. Die Redaktion."

2. Zu S. 36.

Castelli kann als einer der vielseitigsten und hervorragendsten Sammler Alt-Wiens gelten und erscheint auch als solcher in Franz Heinr. Böckhs „Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache usw.", Wien 1822, S. 92 f., verzeichnet. Böckh schreibt:

„Castelli (des Herrn Ignaz Franz) Rechn.-Offiz. bei der Landschaftsbuchhaltung, dramaturgische Bibliothek, in der Ballgasse Nr. 931. — Diese Büchersammlung enthält: 1. Über 10 000 gedruckte deutsche Stücke (hierunter sind auch Übersetzungen begriffen). Diese Sammlung ist vorzüglich reich an

Werken zwischen den Jahren 1700—1780, doch befindet sich in derselben auch fast alles Neue. Unter den merkwürdigen Antiquitäten ist ein Stück vom Jahre 1515 (das älteste in dieser Bibliothek), unter dem Titel: ‚Voluptatis cum virtute disceptatio', verfaßt von Chelidonius[1], Abt zu den Schotten, in Wien gedruckt. (Herr Jos. Freih. v. Hormayr hat eine Beschreibung davon geliefert.) Merkwürdig sind auch die Komödien des Schulmeisters Schmelzl vom Jahre 1540 usw. — 2. Über 500 Manuskripte, worunter sich vorzüglich viele Skelette extemporierter Komödien und Arien aus mehr als 200 extemporierten sogenannten Hanswurst-Burlesken befinden. — 3. Eine Sammlung von 400 Porträten von Schauspielern und 300 Porträten von Schauspieldichtern fast aller Länder und Zungen. — 4. Viele alte Komödienzettel von den Jahren 1600 bis 1700, dann alle Zettel aller Wiener Theater von dem Jahre 1801 an bis zum heutigen Tage. — Der Herr Besitzer ist geneigt, jedermann seine Sammlungen zu zeigen. Morgens bis 9 Uhr ist er am sichersten zu treffen."

Beim Tode Castellis scheint von seiner Bibliothek wenig mehr vorhanden gewesen zu sein. Er vermacht „alle Bücher und Schriften" seinem Freunde J. G. Seidl, seinem Testamentsvollstrecker Andreas Khuen aber nebst zwei Dosen „die Bildersammlung auf blauem Papier".

Weitaus am bedeutendsten und bis in seine letzte Zeit vermehrt und gehütet war Castellis Dosensammlung. Von ihr besitzt die Wiener Stadtbibliothek den eigenhändigen ausführlichen Katalog Castellis, und für sie war er auch testamentarisch am sorgsamsten bedacht. — Die „Beschreibung meiner Dosen-Sammlung im Jahre (1839 ausgestrichen) 1857" verzeichnet auf 105 Blättern in Folio 1282 Dosen und merkt gelegentlich

[1] Über Benediktus Chelidonius und sein Stück, das am 10. März 1515 in glänzender Versammlung von den adeligen Konviktoren des Schottenstiftes aufgeführt wurde, s. Nagl-Zeidler, Deutsch-öst. Literaturgesch., S. 452ff. — Über Wolfgang Schmelzl und seine (7) Dramen ebend. S. 570ff.

den Preis oder den Spender an. — Über 100 Dosen gehören zur galanten Gattung. Sie sind von Castelli als „laszív" bezeichnet und ihre Beschreibung gestattet kaum eine Wiedergabe. — 335 Dosen sind mit Malereien geschmückt, und die von Castelli aufgestellte Liste der Künstler weist so ziemlich alle berühmten Maler Alt-Wiens auf. Wir finden darunter einen Waldmüller, vier von Danhauser, zwei Gauermann, Wigand, Ranftl, Agrikola, Amerling, auch Stifter. — Es bleibe dahingestellt, ob alle echt gewesen. — Castellis Freunde trugen eifrig zur Vermehrung der Sammlung bei, und so finden wir auch als Geschenk von Grillparzer (Nr. 88) eine „achteckige Dose, flach, von Stein. Schmutzig-gelbliche Hauptmasse mit eingesprengten Granaten, etwas durchsichtig, Scharniere Gold", und ein Andenken von C. M. v. Weber (Nr. 199), „Runde Dose von Schildkröte, braun, undurchsichtig, gepreßte Streifen. Auf dem Deckel in vergoldetem Rahmen unter Glas ein sehr schön gearbeitetes Blumenbukett". — „Nr. 183. Runde Dose von Schildkröte, schwarz und durchsichtig. In der ganzen Dose sind Figuren und Verzierungen eingeprägt. Diese Dose hat der berühmte Friedr. Schlegel getragen, von welchem sie Endlicher erhielt, der sie mir schenkte." — Auch von ganz Unbekannten wurden Castelli Dosen verehrt, so: „Nr. 128. Sehr kleines ovales Döschen von Karneol mit Scharnieren. Fassung vergoldet. — Dieses Döschen bekam ich auf der Gasse von einem mir unbekannten Manne, der mir sagte, er sei ein Bremer und habe sich gefreut, meine so wahre Beschreibung über Bremen zu lesen. Er gebe mir zum Andenken dieses Döschen, welches er selbst von dem verstorbenen Schriftsteller Knigge erhalten habe." — Ferner Nr. 209: „Runde Dose von Schildkröte, wenig durchsichtig, braun. Auf dem Deckel in goldenem Rahmen ein Mosaikbild, Festung mit Wasser vorstellend. Ich erhielt diese Dose von einem Unbekannten im Jahre 1830, als ich im strengen Winter eine Sammlung für die Armen auf Holz veranstaltete. Es lag der Zettel dabei, welcher sich noch im Futteral befindet." — Mit sichtlichem Behagen beschreibt Castelli Nr. 126: „Länglich-viereckige Dose von herrlichem Bern-

stein, in Gold und Email gefaßt, Fassung und Email wunderschön. Eines der schönsten und wertvollsten Stücke meiner Sammlung. Beauharnais hat diese Dose getragen. Geschenk von Walter hat 40 St. Dukaten gekostet." — Als das Hauptstück seiner Sammlung betrachtete aber Castelli wohl die unscheinbare Molière-Dose Nr. 114: „Dose von einer Perlmuschel, trichterförmig gewunden, gerippt, mit schwarzen Flecken. Scharniere und Deckel von Silber. NB.: Eine sehr merkwürdige Dose, da sie einst dem Dichter Molière angehörte. Die Buchstaben auf dem Deckel P. M. sind sein Name: Poquelin Molière. Graf Schmerfeld hat sie in der Molièreschen Auktion zu Paris erkauft, von da ist sie in das Raritätenkabinett in Kassel gekommen, von wo ich sie durch den Schauspieler Löwe erhalten habe." — Er vermachte sie testamentarisch Grillparzer mit den Worten: „Meinem Freunde Franz Grillparzer vermache ich meine kleine Muscheldose (sub Nr. 114), sie ist zwar sehr unscheinbar, allein, Molière hat sie einst getragen. Die auf dem Deckel gravierte Chiffre enthält die Anfangsbuchstaben seines Namens P. M. (Poquelin Molière)." — Gegenwärtig hat diese Dose ihren Platz neben Schillers Siegelring in der Grillparzer-Sammlung des Museums der Stadt Wien (Nr. 1489).

Über der wertvollen Sammlung waltete kein günstiger Stern. Als die Erben, dem im Testament ausgesprochenen Wunsche Castellis gemäß, sie in ihrer Gesamtheit in den Zeitungen zum Kaufe ausboten, wollte sich kein Käufer finden, und so mußte zur öffentlichen Feilbietung geschritten werden, welche am 1., 2. und 3. Oktober 1862 stattfand und einen Erlös von 3520 fl. 90 kr ergab, eine Summe, welche allerdings die Schätzung von 2460 fl. 32 kr beträchtlich überstieg. So wurde diese einzig dastehende Sammlung um ein Geringes wieder nach allen Richtungen zerstreut, und es wird kaum eine größere Sammlung geben, in der sich nicht Bruchteile derselben finden.

3. Zu S. 66.

Das 47. Kapitel des „Lustigen Schneiderbüchleins“ S. 36 f. lautet:

„Der Schneider fürchtet sich vor Gespenstern.

Ein Schneider mußte einmal in einer Mühle über Nacht bleiben, wo ihm in einer abgelegenen Kammer ein recht gutes Bett angewiesen wurde. — Eine alte Magd führte ihn zu Bette und erzählte inzwischen, daß hier der vorige Müller gestorben sei, der, Gott hab' ihn selig, ein rechter Geizhals war und wahrscheinlich Schätze verscharrt hätte. — Dem Schneider lief es alsbald eiskalt über den Rücken; er legte sich, wie er war, in die Federn und zog die Bettdecke über sich. Anfangs ließ ihn die Angst nicht schlafen, als es aber Mitternacht war, entschlummerte er. Auf einmal weckte ihn ein fürchterlicher Schlag zu seinen Füßen; zugleich wurde ihm die Bettdecke weggezogen. Zitternd blieb der Schneider liegen und erwartete, daß ein schwarzes Gespenst ihm den Hals umdrehte; bittere Tropfen drangen aus seiner Haut. Da lange alles ruhig blieb, faßte er sich ein Herz und zog die Bettdecke wieder über sich; von Müdigkeit überwältigt schlief er ein. Aber kaum umfaßte ihn der Gott des Schlafes, als eine unsichtbare Macht ihm neuerdings die Decke entzog und ein wiederholter Schlag das kleine Gemach erschütterte. Jetzt hatte sein Schrecken den höchsten Grad erreicht; er sprang schreiend aus dem Bette und zur Kammer hinaus. Sein Lärmen weckte die Leute im Hause, man kam mit Laternen herbei und untersuchte die Kammer. Da zeigte es sich, daß zu den Füßen des Bettes des alten Müllers eine eiserne Kiste stand, deren Deckelgesperr sich in die Deckbette (!) verwickelt hatte. Solange nun der Schneider diese letztere festhielt und an sich zog, öffnete sich der Kistendeckel; wie er aber im Entschlummern die Decke fahren ließ, schloß sich der Deckel mit großem Getöse. — Der Schneider wurde dennoch ausgelacht.“

4. Zu S. 93.

„Rosenfelds poetische Versuche." S. 63 f.

„An meinen Freund Welzel.

Freund! Selbst in weitentfernten Landen
Denkt noch ein wahrer Freund an dich,
Der oft mit dir ganz ritterlich
Manch Abenteuer hat bestanden,

Der stets bewußt ist jener Zeiten,
Die er vergnügt mit dir genoß,
Daher auch plötzlich sich entschloß,
Nun auf dem Pegasus zu reiten,

Um durch Gedichte dir zu zeigen,
Daß er dein alter Freund noch ist,
Und daß auch nicht nach Jahresfrist
Die Freundschaft sich zum End' wird neigen.

Indem nach seiner Denkungsweise
Ein wahrhaft festes Freundschaftsband,
Das gute Seelen einst verband,
Wohl hält auf dieser Lebensreise.

Auch du vergaßest, als wir beide
Zuletzt beisammen waren, nicht
Die dir so heil'ge Freundschaftspflicht
Selbst bei der Liebe Taumelfreude.

5. Zu S. 147.

Es ist bisher nicht gelungen, für die Wahrheit des wichtigsten Ereignisses im Leben Castellis, seiner Achtung durch Napoleon, welche in allen biographischen Darstellungen wiederkehrt, einen historischen Beleg aufzufinden. Rob. F. Arnold und Karl Wagner haben in ihrem Buche „Achtzehnhundertneun, die politische Lyrik des Kriegsjahres" (Schriften des Liter. Vereins in Wien IX, 1909), S. 347 ff. sich eingehend mit dieser Frage

beschäftigt. — Der „Moniteur" (Expl. d. Hofbibl.) der betreffenden Zeitperiode enthält keine solche Erklärung Napoleons, weder bezüglich Castellis noch Collins oder Carpanis. Die „Décrets impériaux" beziehen sich meist auf gleichgültige administrative Verfügungen, Stellen- und Ordensverleihungen u. dgl. Die Nummer vom 13. April, welche wiederholt als Quelle angeführt wurde (so in der Leipziger Illustrierten Zeitung, Nr. 134 vom 24. Januar 1846, S. 62) enthält bloß einen Bericht aus Wien, daß in den Straßen der Vorstädte Pamphlete gegen die Franzosen verbreitet würden. (Vgl. dazu Karl Wagner „Die Flugschriftenliteratur des Krieges von 1809" in der „Bücherei des Österreichischen Volksschriftenvereins", V. Anno neun. Brixen [1912], S. 112.) Weder im Ehrenbuche noch in den Wiener Blättern aus jenen Tagen ist eine Andeutung zu finden. Rosenbaum, der noch am Abende vor Castellis Abreise mit ihm gesellig verkehrte, weiß in seinem Tagebuche kein Wort über diese ihn doch sicher berührende Angelegenheit seines Freundes zu berichten. — Übrigens befand sich (Arnold — Wagner, a. a. O. S. 352) Kaiser Franz erst vom 22. August bis 21. November in Totis. — Castelli hatte als Verfasser von Kriegsliedern allerdings Ursache, dem französischen Eroberer aus dem Wege zu gehen; wenn wir ihn aber nicht geradezu einer bewußten Fälschung zeihen, oder etwa vermuten wollen, gute Freunde hätten sich mit ihm auf ähnliche Art wie in einem anderen Falle (Memoiren II. Bd. S. 232 ff.) nach damaligem löblichen Brauche einen derben Spaß erlaubt, so bleibt uns wohl nur die Annahme, Castelli habe einem von den bewegten Zeitläuften erzeugten und durch seine Abwesenheit bestätigten Gerüchte nicht genugsam widersprochen und sich dann in die Lage versetzt gesehen, die für ihn ehrenvolle Tatsache festzuhalten, ein tragischer Zwiespalt, der dem leichtlebigen Wiener kaum zu Gemüte gegangen sein dürfte. — Auch die gern geübte Nachsicht mit der Vergeßlichkeit des Greises wäre hier nicht am Platze, da die Erzählung bereits in Frankls Sonntagsblättern, VI. 1847, Nr. 1 vom 3. Jänner, und in den Stl. Wk. XVI, 1848, S. 220 ff., freilich in einer vorsichtigeren Fassung erscheint, bevor sie im

„Wanderer“ 1860 (Nr. 106 vom 6. Mai) und in den Memoiren die letzte Form erhielt. — Die erste Fassung bringen wir vergleichshalber im folgenden zum Abdruck.

Castellis sämtliche Werke XVI. S. 220 ff. 1848.

XI. Erinnerungen von meiner Flucht nach Ungarn.

„Ich spreche von einer Flucht. Ja, es war eine Flucht. Ich hatte bei Anfang des Krieges im Jahre 1809 ein Kriegslied für die österreichische Armee geschrieben, und auch mehrere Wehrmannslieder: sie waren populär und meist auf bekannte Volksmelodien zu singen, daher fanden sie leicht Eingang. Besonders das erstgenannte ließ ein erhabener Kriegsheld in vielen tausend Exemplaren abdrucken und an die Soldaten verteilen. Mein Name stand als Verfasser dabei. Was Wunder, daß diese Lieder in der Folge bei Gefangenen oder Getöteten gefunden wurden, daß ihnen der französische Machthaber mehr Wirkung zuschrieb und mir die Ehre antat, mich in der achtungswerten Gesellschaft des Herrn von Collin, welcher ebenfalls Wehrmannslieder geschrieben hatte, und Carpani, welcher als Intendant bei der italienischen Armee diente, öffentlich im „Moniteur“ in die Acht zu erklären, und zwar mit dem Beisatze, daß wir, wo wir immer getroffen würden, einem Militärgerichte zu unterziehen seien.

Hofsekretär Armbruster, mein Freund, machte mich mit diesem Inhalte des „Moniteur“ bekannt, der mich, wie man wohl denken kann, etwas stark frappierte. Auf solche Art in einem offiziellen Blatte ausgezeichnet zu sein, ist allerdings eine etwas kitzliche Ehre! Indessen war der Feind schon über die österreichische Grenze gedrungen, und ich durfte ihn in Wien nicht erwarten, das war mir klar. Öffentliche Anstalten fingen bereits an, ihre Staatsgeheimnisse und ihre Kunstschätze einzupacken und in Sicherheit zu bringen. Wie sollte ich mich in Sicherheit bringen? Ich wußte mir nicht Rat, denn der Reisenervus: Geld, fehlte mir gänzlich; da faßte ich Mut und wandte mich an einen sehr hohen, wichtigen

Mann, der nur zu befehlen brauchte, damit ich irgendwo mit den Akten untergebracht würde.

Als ich mich in dem hohen Hause des Hohen meldete, wurde ich nicht vorgelassen, sondern nach zwei Tagen bestellt, und als diese verflossen waren, wieder nach zwei Tagen. Und ach! die Zeit drängte immer mehr, denn der Feind kam der Hauptstadt immer näher. Endlich wurde ich vorgelassen. Ich fand einen Mann, dessen Antlitz deutlich den Kummer über das traurige Geschick seines Vaterlandes ausdrückte, und daraus schöpfte ich Hoffnung. Er fragte:

‚Wer sind Sie?‘

‚Ein armer ständischer Akzessist, der nicht einmal noch seine ganze jährliche Besoldung von 300 fl. bezieht, weil ihm noch die Karenz und die Charaktertaxe abgezogen wird.‘

‚Das ist die Ordnung, da kann ich nicht helfen.‘

‚Ich bitte auch um eine ganz andere Hilfe. Ich bin leider von dem französischen Machthaber proskribiert worden, mit dem Beisatze, daß ich, wo ich zu finden sei, einem Militärgerichte übergeben werden solle. Das kann ich nun nicht erwarten und muß mich daher flüchten. Aber auch dieses ist mir unmöglich, da ich die Mittel hiezu nicht besitze. Meine Bitte geht also dahin, mich gnädigst als Begleiter bei irgendeiner Absendung mitzugeben.‘

‚Sie sind also proskribiert worden? Hm, und warum?‘

Ich reichte de- und wehmütig das Blatt des ‚Moniteur‘ hin und sprach: ‚Hier steht alles! Bitte zu lesen.‘ Er las, schüttelte den Kopf und sprach etwas barsch, indem er mir das Zeitungsblatt zurückgab: ‚Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen denn das geschafft?‘ (befohlen.)

Ich stand wie niedergedonnert, ich fühlte, wie mir das Blut in das Gesicht stieg, aus Scham — wahrlich nicht für mich! — Aber ich hielt an mich, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Meine Vorgesetzten, die Verordneten der österreichischen Stände, welche auch Dokumente in Sicherheit bringen ließen, erbarmten sich dann meiner kläglichen Lage und gaben mich zur

Aufsicht und Begleitung derselben mit, und auf diese Weise kam ich nach Ungarn.

Ich habe seit dieser Zeit wieder vieles ungeschafft getan, was mir mein Herz diktierte, aber nie mehr ist eine solche Frage an mich gestellt worden."

6. Zu S. 185.

Ehrenbuch Fol. 87.

„Durch höchstes Hofdecret vom 10. und Empfang 24. dieses Monaths ist die in dem Berichte des n.-öst. ständ. Verordneten-Collegiums für denselben wegen der aufgehabten Begleitung der bey der Feindesgefahr nach Hungarn geretteten ständ. Archive und der hierüber gehabten Aufsicht angerathene Belohnung von dreyhundert Gulden, allergnädigst bewilligt worden. Dieß wird demselben zur Wissenschaft mit dem Beysatze erinnert, daß zugleich die Landschaftsbuchhaltung den Auftrag erhalte, demselben den nach obiger Vorschrift ausfallenden Betrag gegen seiner Quittung und Einlegung des gegenwärtigen Decrets bei dem n.-öst. ständ. Obereinnehmer-Amte zahlbar anzuweisen.

Ex. Cons. Coll. D. D. Dep. Inf.
Aust. Wien am 24. May 1810.
Bergenstamm."

Das im Ehrenbuch (Fol. 86) aufbehaltene Original des Belobungsdekretes der Hofkammer lautet:

„Nachdem sich Derselbe bei Gelegenheit, als die ständischen Güter im verlaufenen Jahre nach Temesvar geflüchtet wurden, durch tätige Inspektions-Dienste und Führung einer genauen, nach Erkrankung des Rechnungs-Officials Haßlinger ihm ausschließend übertragenen Aufsicht, so wie auch durch die ihm anvertraute Leitung eines wichtigen Rücktransports, die Zufriedenheit der hohen Hofkammer, welche die Direktion des Transport-Geschäftes besorgte, erworben hat; so wird demselben hiermit, auf Ansuchen Seiner Exc. des Herrn Hofkammer-Präsidenten, hierüber die gebührende Belobung im Nahmen der k. k. Hofkammer ertheilet.

Wien, am 11. Jänner 1811.

Joseph Dietrichstein m. p."

7. Zu S. 289.

Ein im Ehrenbuche (Fol. 38) aufbewahrtes gnädiges Schreiben Sedlnitzkys zeigt den Zensurgewaltigen dem dienstbeflissenen Dichter wohlwollend geneigt:

„Wohlgeborner! Das auf meine Aufforderung von Ihnen verfaßte Lied ‚zur a. h. Nahmensfeyer J. M. der Kaiserinn von Österreich Charlotte Augusta,' welches am 4. d. M. 1. in dem Theater an der Wien, 2. in den k. k. Hoftheatern gesungen wurde, gewährte mir die angenehme Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie gern Sie jeden Anlaß benützen, Ihre Vaterländischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Indem ich Euer Wohlgebohren für die mir durch die Verfertigung dieses so wohl gelungenen Gedichtes bewiesene Gefälligkeit den verbindlichsten Dank erstatte, füge ich die Versicherung jener vorzüglichen Hochachtung bei, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Euer Wohlgeborn
gehorſ. Diener

Wien, 6. Nov. 816. Sedlnitzky."

Als Ergänzung mögen folgende Briefstellen Castellis die österreichischen Zensurverhältnisse beleuchten:

An Friedr. Kind. „Wien, 13. Nov. 1821.

Der *Freischütz* ist gegeben, jämmerlich zugeschnitten gegeben, in einer Zeit gegeben, wo man den italienischen Firlefanz höher achtet als alles Hohe und Heilige der Kunst, und dennoch hat er außerordentlich bei der ersten, und noch immer unbegrenzter nach jeder folgenden Vorstellung, deren bereits fünf stattgehabt haben, gefallen. Wie man ihn auch verbalhornen *mußte*, ich sage *mußte*, denn die Zensur litt es nicht anders, davon können Sie sich aus folgenden Andeutungen überzeugen. Geschossen wird im F. nicht mit Kugeln — sondern mit — — Bolzen. Es werden also in der Wolfsschlucht auch keine Kugeln gegossen, sondern Bolzen aus einem Zauberbaum genommen. Die Jäger erscheinen mit Armbrüsten.

Das böse Wesen darf gar nicht erscheinen, woher so manches der Handlung im Dunkel bleibt und besonders der Schluß unverständlich wird. Weber hat seine charakteristischen Paukenschläge bei dem jedesmaligen Erscheinen des Teufels für uns ganz ohne Wirkung angebracht. So weit geht es bei uns, daß man auf der Bühne nicht einmal ein paar Schüsse machen darf, um ja nicht etwa ein paar Hofdamen, welche im Theater in süßen Schlaf gefallen sind, daraus aufzuschrecken! Weber bitte ich Sie in meinem Namen zu sagen, er habe einen vollendeten Sieg über den musikalischen Zucker unserer Zeit davongetragen, und Kenner und Laien vereinigen sich zu seinem Lobe."

An Hofrat Haug in Stuttgart. „Wien, 11. April 1821.

Alles was Sie mir gesandt haben, ist mir hochwillkommen; allein — Bester! — den Abdruck der Schubartschen Briefe[1] duldet unsere Zensur nicht. Diese geschleuderten Blitze auf Fürsten und Pfaffen dürfen auch nicht als Wasserstreiche auf dem Papier erscheinen."

An Friedr. Kind in Dresden. „Wien, 19. Juli 1823.

Der Theatersekretär Vogl (nunmehr Direktor des Theaters an der Wien) will zwar noch das letzte Mittel abwarten, bevor er Ihnen das traurige Schicksal Ihres Kindes verkündet, allein, ich glaube, daß dieses letzte Mittel nichts mehr nützen werde und benachrichtige Sie daher sogleich davon. — Schön Ella ist von der Zensur — verboten! — Vogl hat das ganze Stück umgeschrieben, alle Veränderungen, welche Sie ihm übersandten, sind gemacht worden, selbst der Totentanz ist in einen Waffentanz verändert worden, umsonst! — Der Zensor selbst hat sich dafür interessiert, fruchtlos. Es wurde mit dem non admittitur und der beigefügten Weisung zurückgestellt: — Hört! — Hört! — daß Kuppeleien, dann Hexenspuk und Wahrsagerkünste künftig nicht auf

[1] D. F. Strauß gab Schubarts Briefe 1849 heraus. Berlin, Alex. Duncker, 2 Bde.

der Bühne zuzulassen seien. — Was sagen Sie dazu, l. F.? — Staunen Sie? — Natürlich; denn Sie kennen ja unsere Zensur nicht. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde wird es ärger. Käme der Freischütz jetzt vor, er würde sicher nicht mehr erlaubt. Unsere Theater müssen zugrunde gehen. — Wo soll das hin? — Ist es mehr zu ertragen, und wird man es ertragen? — Kann in Österreich ein Talent aufstehen?"

An denselben. „Wien, 2. Jänner 1824.

Es ist mir von der h. Behörde verboten worden, künftig irgend etwas in das Ausland zum Druck zu übersenden, ohne vorher die Bewilligung der inländischen Zensur eingeholt zu haben."

An Th. Hell (Winkler). „Wien, 13. Febr. 1826.

Über das Verbot der Abendzeitung glaub' ich Dir schon geschrieben zu haben, wenn nicht, so sag' ich Dir, daß dagegen nichts zu machen ist. Nicht nur Dein Blatt, alle ausländischen belletristischen Blätter sind verboten, weil man haben will, daß hier nichts mehr gelesen und geschrieben werden soll. Tröste Dich aber, es werden darum kaum um 70 Exemplare weniger nach Österreich gehen als früher."

An denselben. „Wien, 23. Okt. 1838.

Ich sende Dir beiliegend eine historische Novelle für die Abendzeitung oder für ein Taschenbuch, wie oder wo Du sie brauchen willst, allein, ich bedinge mir, daß Du den Namen C. A. Stille dazusetzest, mein versetzter Name, unter welchem ich künftig alles, was ich im Auslande drucken lassen will, geben will. Freund! Wir müssen leider unseren ehrlichen, mit Schweiß erworbenen Namen verleugnen und uns einen neuen geben. Die Niederträchtigkeit unserer Zensur ist nun auf das höchste gestiegen. Einzelheiten kann ich Dir nicht erzählen, allein, es geht über alle Begriffe, was sie treiben. Anastasius Grün und Lenau werden verfolgt, alles Gute unterdrückt, und es herrscht bei einer Ignoranz zugleich eine Willkür, welche gräßlich ist. Nur eine wahre Anekdote will ich Dir mitteilen.

Haßlinger gibt eine musikalische Elegie, Den Manen Hummels gewidmet, heraus. Da nun ein Zensurgesetz besteht, daß bei jeder Dedikation die Annahmsbewilligung dessen, dem ein Werk dediziert ist, beigebracht werden muß, so begehrt man von Haßlinger auch diese Bewilligung. O Stupiditas!“

Nach 1848 wurde es nicht besser, und der alte Castelli faßt seine Erfahrungen nochmals in eine wehmütige Briefstelle zusammen:

„Wien, 15. Dezember 1851.

Über unsere Zensur nur soviel, daß wir alle es als eine Wohltat ansehen würden, wenn wir noch die alte Sedlnitzkysche Zensur hätten, denn niemand weiß, ob er nicht morgen eingesperrt ist.“

8. Zu S. 302.

Über die Schönbrunner Aufführungen lesen wir im „Sammler“, Nr. 102 vom 24. August 1811: „Hietzing b. Wien. — Mit allerh. Bewilligung werden zum Besten einer wohltätigen Privatanstalt auf dem Theater des k. k. Lustschlosses Schönbrunn einige theatralische Vorstellungen von Dilettanten gegeben, wovon bereits zwei stattgehabt haben. Zur 1. Vorstellung, welcher ein von Hrn. J. F. Castelli ebenso vortrefflich verfaßter als gesprochener Prolog voranging, wurde das Kotzebuesche Schauspiel: Bruderzwist gewählt.“ — „Der pens. k. k. Hofschausp. Müller d. Vater (od. vielmehr der Großvater) hatte seine vormalige Rolle übernommen.“ — „Außerdem feierte Hr. Castelli, als Kapitän, einen um so vollendeteren Triumph, als man diese schwere Rolle immer nur von Künstlern der ersten Klasse gegeben zu sehen gewohnt ist; der Part des Advokaten Eytbern wurde von Hrn. v. Kronenfels, jener des Hans Buller von Hrn. Walter, Lottchen von Mlle. Müller, Fr. Griesgram von Mlle. Schlemm mit ausgezeichnetem Talente gespielt.“

2. Vorstellung: Ifflands Aussteuer; Castelli als Amtmann, Kronenfels als Kommissarius Wallmann. Kronenfels

wird Weidmann zur Seite gestellt und als dessen berufenster Nachfolger bezeichnet.

Nr. 107 vom 5. September: „Hietzing b. Wien, am 3. Sept. — Gestern war . . . die letzte Vorstellung zum Vorteile des wohltätigen Privatvereins in Matzleinsdorf, die gewählten Stücke waren: Das Grenzstädtchen und der Schauspieler wider Willen, zwei Lustspiele in 1 A. v. Kotzebue, dann das abgebrannte Haus, Lustspiel in 1. A. v. Schikaneder . . . Besonders zeichnete sich Hr. Castelli als Bürgermeister durch das feinste komische Spiel aus." — „Die vergnügten Zuseher versuchten es, nach dem Ende dieses Lustspiels zu wiederholten Malen Hrn. v. Kronenfels zu klatschen; allein es schien, daß seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubte, einen so schmeichelhaften Triumph einzuernten." — „Im letzten Stück feierte Hr. Castelli als Schuster einen vollendeten Triumph seiner Darstellungsgabe des Komischen. Wenige Künstler wird man finden, welche sich wie Hr. Castelli in kom. Rollen weder von ihrer Laune noch von dem Beifall des Auditoriums zu Übertreibungen verleiten lassen; nie überschreitet sein Spiel die Grenzen des Verstandes und der Natur. Wenn man ihn . . . jede dieser Rollen gleich vortrefflich hat spielen sehen, muß man . . . gestehen, daß er nur seinen Verhältnissen nach Dilettant, nach seinen Kenntnissen aber wirklich Künstler sei. — Die meisten aus den Zusehern erwarteten am Ende der Vorstellung einen Epilog von Hrn. Castelli, allein diese Erwartung wurde nicht erfüllt." — Übrigens haben wir zu bemerken, daß wir hier nur Castellis eigenes Echo vernehmen, da er der Herausgeber des „Sammler" war. —

Die „Vaterländischen Blätter" (1811, S. 456) lassen sich also vernehmen:

„Nach dem Vorschlage und durch die eifrigste Mitwirkung des rühmlichst bekannten Herrn Castelli wurde am 8. September mit Allerhöchster Bewilligung Sr. Majestät in dem k. k. Schloßtheater zu Schönbrunn ein Deklamatorium zum Vorteile der Gesellschaft adeliger Frauen gegeben. Mehrere Hofschauspieler und einige Hofschauspielerinnen hatten die

Güte, ihre ausgezeichneten Talente hören zu lassen. Herr Regierungsrat Hauschka spielte das ebenso schöne als seltene Instrument Pariton. Die Einnahme stieg nach Abzug der Kosten auf 2289 Gulden. B. Z."

Der wohltätige Privatverein in Matzleinsdorf, welchem auch Joseph Dietrich als Vizevorsteher angehörte, wählte Castelli „in Rücksicht seiner ausgezeichneten und nützlichen Verwendung bei den Theater-Vorstellungen in Schönbrunn im Jahre 1811 und wegen seiner allgemein bekannten Menschenliebe" zu seinem Mitgliede. (Zuschrift vom 16. Febr. 1813 im Ehrenbuch Fol. 12.)

9. Zu S. 316.

Castelli über Kurländer:

An? „Wien, 3. Juli 1820.

Von welcher guten Hand Du die Nachrichten über Neumanns erhalten hast, kann ich mir wohl denken, es wird Kurländers gute Hand sein oder wenigstens eine von ihm bestochene Hand. Der Mensch macht sich bei uns sehr lächerlich. Er ist ein Pudel des Regisseurs Korn. Da nun Korn zur Mad. Neumann eine infame Liebe gefaßt hat, so lief bei ihren Darstellungen der gute Pudel im Parterre herum und bat die Leute fast, sie möchten applaudieren. Je nun, der Pudel bellt, und die Knochen bekommt ein anderer." —

An Th. Hell. „Wien, 8. Aug. 1827.

Kurländer hat schon wieder das Prävenire gespielt und sich bei unserer Theater-Direktion ausbedungen, daß ihm die Bearbeitung des artigen Lustspiels ‚Les trois quartiers' überlassen bleibe, und keine andere Übersetzung angenommen werde; daß er's begehrt, da hat er recht, aber die haben unrecht, die es ihm zugestehen. Der Mensch wird solchergestalt bald ein Privilegium exclusivum haben. Darüber muß einmal öffentlich etwas gesagt werden."

10. Zu S. 389.

Ehrenbuch Fol. 33.

„Dem Herrn Rechnungsoffizialen Ignaz Castelli gebe ich hiermit, in dem Augenblicke, wo wir uns trennen und derselbe

annoch beim kaiserl. österr. Gouvernement zu Bourg-en-Bresse verbleibt, das wohlverdiente Zeugnis, daß denselben die ganze Zeit über, als ich ihn bei mir hatte, das ist vom 9. Juli d. J. bis auf den heutigen Tag, als einen bescheidenen und trefflich geschulten Mann, und in Geschäften bei jeder Gelegenheit eifrig, unverdrossen, verläßlich, redlich und sehr geschickt gefunden habe. Ich kann ihn daher nur mit bestem Wissen und Gewissen jedermann als ganz vorzüglich empfehlen, wenngleich er sich selbst durch sein Talent und ausgezeichnete Geistes- und Herzensvorzüge, nach einiger Bekanntschaft, am besten anempfiehlt.

Bourg-en-Bresse am 3. Sept. 815.

Max Graf Cavriani, k. k.
öst. Kammerherr und N. Ö. Herrenstands
(Sig.) Mandator als Gen. Comm. in Bourg-en-Bresse."

11. Zu S. 390.

Ehrenbuch Fol. 32.

„An den n. ö. ständ. Herrn Rechnungsoffizialen Castelli.

Nach einer mir zugekommenen Entschließung der hohen Generalintendanz vom 6h . . . ist die hiesige Gouvernementskommission, deren Geschäfte geendigt sind, aufzulösen, und die Individuen derselben können an ihren gewöhnlichen Dienstposten rückkehren.

Indem ich Ihnen dies eröffne, bemerke ich Ihnen zugleich, daß Sie mit mir in meinem Wagen in den ersten Tagen des Monats Dezember die Rückreise nach Wien antreten werden, mithin Ihr Eintreffen an Ihrem gewöhnlichen Dienstposten sich wohl erst in den ersten Tagen des künftigen Jahres ereignen dürfte.

Mit Vergnügen ertheile ich bei dieser Gelegenheit Ihrem Fleiß, Ihrer Verwendung und Ihrem regen Diensteifer das verdiente Zeugnis und wünsche, daß Ihre Dienstleistung in Frankreich Ihnen bei Ihrer vorgesetzten Stelle zum vorzüglichen Verdienste angerechnet werden möge.

Von der k. k. Gouvern.-Kommission zu Bourg-en-Bresse am 26. November 1815.

Freih. zu Münch-Bellinghausen
(L. S.) k. k. Gouv.-Kom."

12. Zu S. 420.
Ehrenbuch Fol. 73.

„Note an Se. des k. k. n.-öst. Regierungs-Präsidiums-Verwesers, Hr. Freih. v. Reichmann Ex.

Mit gefälligem Insinuate vom 12./21. des v. M. hat die löbl. n.-öst. Landesstelle, infolge höchsten Hofbescheides vom 23. Dez. 1816, dem n.-öst. ständ. V. E. das hier zurückangeschlossene Gesuch des n.-öst. ständ. Rechnungsoffizials Ignaz Castelli: um ein bleibendes Merkmal der höchsten Zufriedenheit in Rücksicht seiner in den Jahren 805, 809, 813 und 814 um den Staat erworbenen Verdienste, mit dem Ersuchen mitgeteilet, sich über die Verdienste des Bittstellers ehemöglichst zu äußern.

Nachdem über die von dem Bittsteller geltend gemachten Verdienste, insbesondere über jene, welche er sich während des Jahres 805 erworben hat, die Beweise in den damals verhandelten Akten enthalten und von mir aus denselben erhoben worden sind, vom Jahre 809 angefangen aber Castelli sozusagen unter meinen Augen gehandelt und gewirkt hat; so glaubte ich überflüssig, den vorliegenden Gegenstand dem V. E. zur Verhandlung zu übergeben, und finde mich daher veranlaßt, hiermit unmittelbar von meiner Seite die abgeforderte Äußerung dahin abzugeben, daß Castelli, was seine Dienstleistung bei den n.-öst. Ständen betrifft, sich allerdings im Jahre 805 bei der damaligen feindlichen Invasion als Lief- und Requisitions-Übernahms-Coar sowohl durch rastlose Tätigkeit als insbesondere durch sein kluges, bescheidenes und festes Benehmen gegen die franz. Beamten, sowie durch strenge Redlichkeit vorzüglich ausgezeichnet und er dadurch von den liefernden Dominien und Untertanen manchen Nachteil abgewendet habe; daß ferner derselbe im Jahre 809 bei Flüchtung der ständ.

Effekten nach Ungarn in der Eigenschaft als Transports-Coar sich ebenfalls durch die besondere Sorgfalt für das ihm anvertraute Gut und durch Aufopferungen so mancher Art, um so mehr bleibende Verdienste erworben habe, als kurz nach seiner Abreise von Wien der ständ. Buchhalter N. O. Haßlinger, dem er eigentlich zur Begleitung zugegeben war, von einem gefährlichen Wahnsinn befallen wurde und daher in Begleitung des dem Transporte zugeteilten Amtsdieners nach Pest zurückgesendet werden mußte, mithin die Besorgung und Leitung des Transportes dem Castelli allein überlassen blieb; — daß endlich derselbe auch in seinen übrigen Dienstgeschäften sich stets als ein besonders talentvolles, tätiges und diensteifriges Individuum bewiesen habe.

Da sich übrigens Castelli außer diesem in seinem eigentlichen Berufe erworbenen Verdienste auch mehrerer anderer rühmen kann, wovon die Beweise seinem Gesuche beiliegen, so dürfte derselbe meines Erachtens wohl allerdings der gebetenen allerhöchsten Auszeichnung um so würdiger gehalten werden, als er auch bei jeder Gelegenheit besondere Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, sowie das tätigste Bestreben, durch seine Talente nach Kräften zu wirken und zu nützen, zutage gelegt hat.

Wien am 7. Hornung 817.

Joseph Karl Graf von Dietrichstein."

Ehrenbuch Fol. 88.

„Infolge einer soeben an mich gelangten Note des Herrn Obersten Kanzlers vom 25. d. v. M. haben Se. Majestät mit allerh. Entschließung vom 21. April d. J. dem n.-ö. ständischen Rechnungsoffiziale Ignaz Franz Castelli in Rücksicht der von ihm in den Jahren 1805 und 1809 mit Eifer und besonderer Rechtlichkeit geleisteten Dienste, und seiner bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag gelegten patriotischen Gesinnungen — die mittlere goldene Zivil-Verdienst-Medaille mit Öhrl und Band allergnädigst zu verleihen geruhet.

Indem ich daher den Rechnungsoffizial Castelli von dieser allerh. Entschließung mit wahrer Teilnahme und besonderem

Vergnügen hiermit in die Kenntnis setze, wird zugleich demselben die hier mitfolgende Medaille mit Öhrl und Band übergeben.

Wien, am 16. Mai 1817.

Dietrichstein."

13. Zu S. 432.

Leider ist uns von Friederikens Hand außer ihrem im Wiener Zivil-Landesgericht aufbewahrten Testament kein Zeugnis erhalten geblieben. Dieses zeigt allerdings eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Bildung und läßt den Schluß zu, daß sie Castelli geistig überlegen gewesen, wenigstens spricht sich darin eine die seinige überragende stilistische Fertigkeit aus und ein Schwung, der ihm zeitlebens fehlte.

Über Friederike und Castellis Hütteldorfer Behaglichkeit finden wir in seinen Briefen folgende Äußerungen, welche so ziemlich auch die einzigen sind, in denen uns ein warmer Hauch natürlicher Empfindung anspricht.

An Prof. Jul. Schneller in Graz.

„Wien, 13. Juni 1821.

Friederike — welche dich vielmals grüßt — wohnt den Sommer hindurch in Hütteldorf. Bei ihr erhole ich mich zwei Abende in der Woche von dem Gesurre und Gemurre der Hauptstadt. Wir sitzen beisammen in einem grasigen Baumgarten, lesen und schwätzen, gehen spazieren, essen und trinken und freuen uns recht herzlich, daß wir einander gefunden haben."

An Th. Hell (Winkler).

„Wien, 3. August 1826.

Wie sehr wünschte ich Dich eben jetzt bei mir zu beherbergen, ich habe mir mit einem ersparten Sümmchen (durch Schreiberei wohl schwer verdient) ein hübsches, freundliches Landhäuschen, eine Stunde von Wien, in einer der schönsten Gebirgsgegenden gekauft und wohne den Sommer über dort. Könntest Du meine kleine Wirtschaft mit ansehen, Du würdest eine Freude haben. Faul bin ich dabei freilich etwas, denn

die Blumen, die in meinem Gärtchen lustig aufblühen, sind mir lieber als die poetische Blumisterei, und ich lege mich oft in den Rasen hin und faullenze, anstatt den Musen zu opfern, allein — ich fühle es — ich gelange dadurch zu einer Ruhe, welche nur die Natur allein zu gewähren imstande ist, und welche durch das Treiben in der Geschäfts- und Literaturwelt immer gefährdet wird. Komme doch und bringe Dein l. Weibchen mit. Der September wäre der herrlichste Monat dazu."

An denselben.

„Wien, 1. März 1827.

Gott sei gelobt! Bald kommt die himmlische Frühlingszeit, und ich begebe mich wieder nach meinem Häuschen auf dem Lande. Du kannst nicht glauben, wie sehr ich mich aus unserem Mauerhaufen wegsehne."

An Prof. Jul. Schneller in Freiburg.

„Wien, 23. Mai 1827.

Die Zeit, sagt man, bringt Rosen, mir bringt sie Dornen! Friederike, die sonst so gesund und kräftig war, fängt an schwächlich und kränklich zu werden. Die allgemeine Krankheit der Frauen, die Krämpfe, machen auch ihr viel zu schaffen, und in diesem Augenblicke muß sie das Bett hüten, und die schönen Maitage verrinnen, und unser liebliches Landhäuschen, welches wir uns miteinander gekauft, nach Geschmack gebaut und eingerichtet haben, steht in Hütteldorf leer und ohne Bewohner."

An denselben. (Abgedruckt bei Münch a. a. O. S. 324.)

„Wien, 25. Juni 1828.

In meinem Privatleben bin ich so glücklich, als man es mit mäßigen Forderungen sein kann. Friederike bleibt sich stets gleich und wir sind jetzt — nach zwölf Jahren — zwar weniger stürmisch, aber vielleicht eben darum noch inniger und herzlicher miteinander. Unser Häuschen in Hütteldorf trägt viel dazu bei, uns das Leben angenehm zu machen. Wölkchen gibt's wohl auch an unserem Horizonte, aber wir selbst führen bald wieder die Sonnenstrahlen herbei und es wird wieder heiter."

Bauernfeld berichtet in seinem Tagebuch (Grillparzer-Jahrbuch V. S. 56):

„Juli 1831. — Doktor Wolfgang Menzel, der große Kritikus aus Stuttgart. Viel mit ihm und den Poeten. Braun von Braunthal macht ihm besonders die Honneurs. Gelage mit ihm bei Castelli in Hütteldorf (Baron Schlechta, besonders übermütig, zerbrach Teller und Flaschen)." —

Wolfgang Menzel erzählt von diesem Abend in seiner „Reise nach Österreich im Sommer 1831. Stuttgart und Tübingen 1832", S. 163 f.:

„In Gesellschaft dieser beiden Herren (Bauernfeld und des Baron v. Schlechta) und des Grafen Mailáth besuchte ich den alten Dichterveteranen Castelli auf seinem Landsitze bei Wien. Er und kein anderer ist der wahre deutsche Anakreon. Gleim in seinem Hüttchen war viel zu pedantisch und sentimental dazu, und nur wer so ganz frei von Pedanterie ist wie Castelli, darf noch Rosen im grauen Haare tragen. Wir brachten in seinem Garten einen herrlichen Abend zu, unter unauslöschlichem fröhlichem Gelächter, in das alle Geister der Ludlamshöhle einzustimmen schienen."

An?

„Wien, 24. Juli 1833.

Lieber Bruder! . . . Ich habe sie verloren, die mir alles war. Du kanntest die Gute. Mein ganzes Leben ist nun zerschnitten, mein Weg und mein Ziel geändert. Fordere keine Details, ich kann sie nicht geben, sondern bedauere nur Deinen

J. F. Castelli."

Castelli widmete ihr in der Wr. Zeitschrift (Schickh) (Nr. 64 v. 28. Mai 1833, S. 521) einen poetischen Nachruf „Als sie starb", der unterzeichnet ist: „Wien, im sogenannten Wonnemonat 1833". — Wieder abgedruckt in den Stl. Wk. IV., S. 168 ff. und im „Album österr. Dichter". Wien 1850, S. 250 ff. — Bei der Exhumierung Castellis (1895) fanden sich von Friederiken nur geringe Überreste. Der völlig erhaltene Kopf wurde zu Castelli in den Sarg gelegt.

14. Zu S. 432.

Das Testament der Friederike Meyer vom 3. Mai 1832 (publ. 2. Mai 1833) lautet in den wesentlichsten Punkten:

„Da ich, obwohl bei guter Gesundheit, doch nicht wissen kann, ob mir nicht plötzlich und unerwartet der Augenblick erscheint, wo meine unsterbliche Seele in den Schoß des ewigen Vaters zurückkehren und mein Leib dem Staube die Atome wiedergeben wird, die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt, so will ich kraft dieser eigenhändig von mir geschriebenen und unterfertigten Urkunde meinen letzten Willen zu erkennen geben, welcher auf das pünktlichste und genaueste vollzogen werden soll."

Da ihre Schwester gestorben ist, so setzt sie die Kinder ihres zu Graz verstorbenen Bruders Christian Ludwig Müller zu Erben ein.

„3. Meiner Nichte, Patin und Ziehtochter Rosa Müller vermache ich meinen in Hütteldorf besitzenden halben Anteil an dem Haus und Grundstück Nr. 8, doch in der Art, daß mein werter Freund, Herr Ignaz Franz Castelli, die freie Nutznießung desselben bis zu ihrem 15. Jahre haben, nach dieser Zeit aber ihr das darauf liegende Kapital verzinsen oder ihr nach eigener Schätzung herauszahlen soll. Übrigens steht es Herrn Castelli frei, zu jeder Zeit diese Besitzung durch Herauszahlung des Kapitals an meine Nichte ganz an sich zu bringen."

Castelli erhält noch alles, was sich im Landhause an Betten, Möbeln, Spiegeln, Uhren, Küchengeschirr u. dgl. vorfindet.

„Meinem vielbewährten Freund, Herrn Franz Karl Weidmann, k. k. pens. Hofschauspieler, kann ich für seine mir in jeder Lage des Lebens bewiesene Freundschaft und Herzenstreue nicht genug danken und vermache ihm als einen geringen Beweis meiner auch bis über das Grab ausdauernden Anhänglichkeit und als Angedenken die ganze Einrichtung meines Wohnzimmers in der Stadt. . . . Einige Päckchen mit Papieren, die er mir zum Aufbewahren anvertraut, und welche

sich in meinem Nachlaß vorfinden werden, sollen ihm uneröffnet zugestellt werden." Ferner vermacht sie ihm „ein paar herzförmige kleine Ohrgehänge von Brillanten mit Türkisen, welche er derjenigen schenken soll, die er lieb hat".

„Meiner treuen Dienerin und Verwandten Elisabetha Hübner 600 fl. KM." Geschirr, Hausrat usw. — „Außerdem noch die vier Bände der Stunden der Andacht, von welchen ich aber wünsche, daß sie dieselben auch meiner Nichte Rosa vererben möchte."

Castellis Schwester erhält ein Andenken.

„Zum Vollstrecker dieses meines letzten Willens ernenne ich meinen treuen, lieben vieljährigen Freund, den Herrn Rechn.-Rat J. F. Castelli . . . Zugleich danke ich ihm für alle mir bewiesene Anhänglichkeit und wünsche, daß er mir verzeihe, was ich aus menschlicher Schwäche gegen ihn gefehlt, und mich nicht vergessen möge."

Das Dokument schließt mit den schönen Worten:

„Allen, die mir Freundschaft und Liebe auf diesem kurzen Lebensweg geschenkt haben, danke ich von ganzer Seele dafür, denn Wohlwollen und Liebe war das Element, die Bedingung meines Daseins, ohne deren nährende Flamme es frühzeitig hätte erlöschen müssen. Doch sollen sie mich nicht allzu schmerzlich beweinen, sondern meinem Herzen die Ruhe gönnen, nach welcher es sich sehnt.

Gott möge meiner Seele gnädig sein und die Irrende verzeihend in seine Vaterarme aufnehmen, sie schmachtete ja immer nach seiner Erkenntnis und trauerte über die Dunkelheit, die ihr seine Wege verhüllte. — Wenn dieses Blatt zu seiner Bestimmung gelangt, hat sie auch die ihrige erreicht und schwebt im Lichte, nach dem sie so oft mit brennender Sehnsucht verlangte. Lebet wohl, all ihr Teuren, die ich auf kurze Zeit verlasse, um mich einst ewig wieder mit euch zu vereinen. Ist es möglich, so wird mein Geist euch schützend umschweben und euch auch noch liebend die letzte Stunde so leicht machen, als ich wünsche, daß Gott mir sie schenken möge. Amen!

Wien, am 3. Mai 1832.

Friederike Meyer, geb. Müller."

15. Zu S. 455.

Julius Schneller an Castelli.

(Abgedruckt bei Münch a. a. O. S. 306.)

„Grätz, 6. Jänner 1822.

Heute, am Feste der drei Könige, ist ein Kistel mit Kapaunen an Dich abgegangen; Dienstag oder Mittwoch langt es bei der Kohlgränze[1] an; ich meine, in fröhlichen Stunden zu Wien für diesen Tag Kapaunen versprochen zu haben. Zwei davon gehören für Deine Geliebte, Friederike, zwei für Deine Bekannten im Blumenstock, von denen ich Schedius, Beinhauer, Dahlerer besonders grüße; vier für Deinen Freund, Breuß, dessen Tischgesellschaft mir so viele Freude machte, obwohl mir der freundliche Wirt der unvergeßlichste ist. Alle acht Kapaunen hat meine sorgfältige Gabriele mit meinen Namensbuchstaben F. S. gesiegelt, damit weder beim Landkutscher noch beim Mautner eine Vertauschung vorgehen kann. Es ist eine kleine Aufmerksamkeit, aber es freut mich immer anzusehen, wie mein gefälliges Weibchen sie ausführt."

16. Zu S. 468.

Castelli an Schneller. (Abgedruckt bei Münch, Schnellers Lebensumriß usw., S. 314.)

„Wien, 5. Jänner 1823.

Ich bin — Gott sei Dank — schon fast vollkommen genesen, darf zu allen Tageszeiten ausgehen und fast alles genießen, was genießbar ist. Es ist mir wohl lieb, daß ich dem Tode entronnen bin, allein, ich versichere Dich, Bruder! Das Sterben ist leicht, sehr leicht. Wäre ich so in der Fieberhitze hinübergeschlummert, es wäre auch gut. — Ich dank' es dieser Krankheit, daß ich meine Todesfurcht — (ich gesteh' es Dir, ich hatte sie in hohem Grade) verloren habe.

[1] Kohlkreunze. — Kreunze = wienerisch: geflochtener Tragkorb. — Hier ein bekannter uralter Gasthof auf der Wieden, wo die Fuhrleute aus Graz, Marburg, Neustadt einzukehren pflegten. Seit 1825 umgebaut. (S. Kisch, Die alten Straßen usw. II. Bd. Die Vorstädte, S. 71.)

Einen Scherz muß ich Dir erzählen, der sich während meiner Krankheit ereignet hat, und der in das Leben eines Poeten ganz paßt: Ich habe meinen eigenen Nekrolog korrigiert. — Ich war nämlich in der ganzen Stadt bereits als tot angesagt, und eine der hiesigen Zeitungen hatte — um den übrigen zuvorzukommen — schnell einen Nekrolog zusammengestoppelt. Klugerweise sandte der Redakteur aber vor dem Abdruck den Druckerjungen in meine Wohnung, um sich erkundigen zu lassen, ob ich wirklich tot sei. Als der Junge hörte, ich sei nicht tot, meinte er, er müsse mir das Korrekturblatt, welches er eben bei sich hatte, zeigen. Er tat es; ich hatte eben einen heiteren Augenblick, ließ mir ein Brett auf das Bett legen, eine Feder reichen und korrigierte einige Druckfehler. — Ist diese Situation nicht echt komisch?

Mit der grünenden Natur grünt auch meine Hoffnung, Dich wiederzusehen. Friederike wird nämlich den Monat Mai in Grätz zubringen, und — erhalt' ich Amtsurlaub — (welcher mir wohl als vollständiges Restaurationsmittel kaum verweigert werden wird) so komme ich mit ihr."

Derselbe an denselben. (Ebd. S. 315.)

„Wien, 13. März 1823.

In der Hälfte des Mai — oder anfangs Junius seh' ich meinen Julius gewiß. Ich werde nämlich mit Friederiken Grätz besuchen und mich dort einen Monat lang in eurer gesunden Luft zu restaurieren suchen, denn noch immer fühle ich einen unangenehmen Nervendruck auf den Kopf, der mir manchmal etwas bange macht."

Inhaltsverzeichnis.

Seite

X.

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

Gedruckt für Georg Müller Verlag in München im Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn in München. Buchausstattung von Paul Renner. Gebunden von der Leipziger Buchbinderei-Aktiengesellschaft vorm. Gustav Fritzsche, Leipzig. Einhundertundfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen, in der Presse numeriert und in Ganzleder gebunden.

